Die Grenzboten

Digitized by Google

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Printed in Germany.

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

48. Jahrgang

Zweites Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1889

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrg. 48
pt. 2
1889

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1889. Zweites Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege. Heerwesen, Unterrichtswesen

Militärisch-politische Blicke nach Osten. 4. S. 49.
Der alte Bismarck. Von einem Deutschen im Auslande. S. 145. 193.
Der Streit um Samoa und die Deutschen in der Südsee. 1. S. 241. — 2. S. 289.
Das Ende des preußischen Kulturkampfes. S. 337.
Zum Wettiner-Jubiläum. S. 481.
Parlamentarische Arbeitsteilung. Von Kurt Gräser. S. 517.

Zur italienischen Krisis. S. 1.
Antisemiten und Liberale. Aus Oesterreich. S. 41.
Der russische Gemeindebesitz in der Gegenwart. S. 295.
Zum zweiten österreichischen Katholikentage. S. 327.
Rassen- und Klassenhaß. S. 423.
Die kirchlichen Verhältnisse in Oesterreich. S. 433.

Zur Frauenfrage. S. 81.
Zur Bekämpfung der Trunksucht. Von Otto Gerland. S. 106.
Das Anwachsen der Großstädte. S. 206.
Ostpreußen und die Getreidezölle. S. 577.

Deutsches Kolonialrecht. S. 202.
Patent oder Licenzprämie? Von Karl Freytag. S. 405. 439.
Die Rechtsverhältnisse der Eingebornen in den deutschen Schutzgebieten. S. 529.

Adel und Bürgertum im deutschen Heere. Von einem norddeutschen Offizier. S. 350.

Akademisches Studium und allgemeine Bildung. Von Hans Prutz. S. 212.
Suum cuique. S. 363.
Das neue Gymnasium. Von Otto Schröder. S. 590.

Geschichte

Eine Mobilmachung des deutschen Reiches vor 200 Jahren. Von O. Elster. S. 410.
Zur Erklärung deutscher Revolutionssympathieen. 1790—1792. Von Woldemar Wenck. S. 56. 165.
Aus dem Leben des Kardinals Rauscher. S. 62.
Aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg-Gotha. 1. S. 97. — 2. S. 156. — 3. S. 249.
Der Kronprinz in der Konfliktszeit. S. 535.

Litteraturwissenschaft

Jordans Eddaübersetzung. S. 366.

Manzoni und Goethe. Von Otto Speyer. S. 71. 117.
Die Weimarische Ausgabe von Goethes Briefen. Von H. Düntzer. S. 416.
Goethes Wettkampf mit den griechischen Dichtern. Von Franz Pfalz. S. 500. 551.
Amalie von Helwig. Von Adolf Stern. S. 126.

Hans Hopfens Theater. S. 30.
Wiener Litteratur. S. 172. 224.
Neue Erzählungen. Von Moritz Necker. S. 460.
Robert Hamerlings Selbstbiographie. Von Moritz Necker. S. 597.

Kunstwissenschaft

Eine ägyptische Kunstgeschichte. Von Ernst Bötticher. S. 610.
Die historische Ausstellung deutscher Grabstichelarbeiten im Berliner Kupferstichkabinet. S. 509. 561.
Das Grillparzerdenkmal in Wien. S. 566.

Vermischtes

Der Kanonenkönig und sein Reich. S. 9.
Die Fortpflanzung elektrischer Kräfte. Eine naturwissenschaftliche Plauderei. Von E. Budde. S. 17.
Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende. Von K. Rhamm. 1. Das alte deutsche Dorf. S. 255. 356. — Des alten Dorfes Ende. S. 447. 488.
Abbazia. S. 268.
Die Folgen der Novelle. S. 274.
Augsburger Schmalzbriefe. Von Adolf Buff. S. 309.
Nationalzeit, örtliche oder Weltzeit? Von E. J. Böttcher. S. 317.
Freiheit. Von Karl Jentsch. S. 385.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom deutschen Einheitsschulverein. S. 45. — Jubiläumsjagd. S. 90. — Fürst Bismarcks

611992

Digitized by Google

Leipziger Verwandtschaft. S. 90. — Zur Überfüllung der höhern Berufsarten. S. 93. — Zur Schulreform. S. 140. — Immer wieder. S. 142. — Geschmacklosigkeit. S. 142. — Zum Fremdwörterunfug. S. 143. — Weiteres zur Überfüllung der höhern Berufsarten. S. 184. — Sparkasse und Lebensversicherung. S. 187. — Die aö-, oö-, und uö-Sprache. S. 188. — Die Deutschfreisinnigen und die Steuerfreiheit der Standesherren. S. 235. — Der Kunstwart. S. 237. — Zwei Zeilen. S. 239. Vgl. S. 335. — Wohlthätigkeit als Sport. S. 284. — Die Pariser Ausstellung und die deutschen Künstler. S. 332. — Der Rückgang der Wagnerei. S. 334. — Der Punktroman. S. 334. — Ein Prachtwerk zur Geschichte der Handwerkerinnungen. S. 373. — Über die Zeit des Guido von Siena. S. 375. — Von modernen Schwächen. S. 376. — Zum papiernen Stil. S. 376. — Der Lohnkampf. S. 469. — Das Recht der Presse. S. 372. — Jubiläumslitteratur. S. 474. — Der Impfzwang und seine Durchführung. S. 522. — Der deutsche Einheitsschulverein. S. 524. — Zur „erziehlichen" Knabenhandarbeit. S. 569. — Unsere hervorragendsten Männer. S. 615. — Gustav Freytag und die Fremdwörter. S. 615. — Geographie und Sprachreinigung. S. 617. — Staub. S. 618.

Litteratur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt worden.)

*H. Hopfen, Theater. S. 30.
R. v. Stackelberg, Aus Carmen Sylvas Leben. S. 47.
P. Heyse, Gedichte. S. 47.
M. Greif, Konradin. S. 48.
Aus den Papieren eines Ungenannten. S. 48.
*C. Wolfsgruber, Kardinal Rauscher. S. 62.
G. Pawikowski, Trutz- und Schutzbüchlein der Deutschen in Österreich. S. 96.
*Ernst Herzog von Koburg-Gotha, Denkwürdigkeiten. S. 97. 156. 249.
*H. v. Bissing, Amalie von Helwig. S. 126.
H. Welcker, Dialektgedichte. S. 144.
*M. v. Ebner-Eschenbach, Miterlebtes. S. 172.
*E. Marriot, Die Unzufriednen. S. 179.
F. v. Saar, Schicksale. S. 182.
G. Freiligrath, Beiträge zur Biographie F. Freiligraths. S. 190.
A. Leschivo, Hochsommer. S. 192.
*K. v. Stengel, Deutsches Kolonialrecht. S. 202.
C. Karlweiß, Geschichten aus Stadt und Dorf. S. 226.
O. Fuchs-Thalab, Haschisch. S. 227.
W. Lauser, Kreuz und Quer. S. 230.
L. Hevesi, Buch der Laune. S. 230.
E. Pötzl, Herr Nigerl. S. 231.
V. Chiavacci, Bei uns z'Haus. S. 231.
H. Schliep, Licht! Was keiner geahnt! S. 239.
J. Lauff, Der Helfensteiner. S. 240.
K. G. Andresen, Deutsche Volksetymologie. S. 286.
W. Müller, Politische Geschichte der Gegenwart. S. 336.
*P. Cauer, Suum cuique. S. 363.
*W. Jordan, Die Edda. S. 366.
E. v. Hartmann, Zwei Jahrzehnte deutscher Politik. S. 377.
G. Behrmann, Einführung in die heilige Schrift. S. 386.
H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. S. 381.
L. Mann, Der Feuerstoff. S. 381.
*Goethes Briefe, Weimarer Ausgabe. S. 416.
Frank Harkut, Moderne Argonauten. S. 431.
Heinrich Hannsjakob, Wilde Kirschen. S. 432.
*H. Hoffmann, Von Frühling zu Frühling. S. 462.
—, Iwan der Schreckliche und sein Hund. S. 464.
F. Spielhagen, Ein neuer Pharao. S. 465.
Th. Süpfle, Geschichte der deutschen Kultureinflüsse auf Frankreich. S. 475.
H. Boll, 430 deutsche Vornamen. S. 477.
O. Rüdiger, Barbarossas Freibrief für Hamburg. S. 478.
G. v. Gizycky, Moralphilosophie. S. 478.
M. Kretzer, Bürgerlicher Tod. S. 479.
F. v. Reber, Klassischer Bilderschatz. S. 479.
Die französische Armee im Jahre 1813. S. 527.
K. E. Franzos, Aus Halbasien. S. 528.
O. Hammann, Was nun? S. 371.
W. Kolbe, Hessische Volkssitten und Gebräuche.
P. Grünberg, Biblische Redensarten. S. 573.
H. Riegel, Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. S. 574.
H. Friedrich, 95 Thesen wider Sprachverrohung. S. 574.
C. Brentano, Chronika eines fahrenden Schülers. S. 574.
F. Lampert, Aus Alt-Ansbacher Zeit. S. 575.
F. Tandem, Schmetterlinge. S. 575.
J. Lubbock, Die Freuden des Lebens. S. 576.
G. v. Amyntor, Hypochondrische Plaudereien. S. 567.
*R. Paulsen, Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. S. 590.
*R. Hamerling, Stationen meiner Lebenspilgerfahrt. S. 597.
Katholische oder evangelische Sittlichkeit? S. 619.
W. Maler, Die Stellung der höheren Schulen zu der Fremdwörterfrage. S. 619.
A. Linden, Aus vergangenen Tagen. S. 620.

Digitized by Google

Grenzboten

Zur italienischen Krisis

Kaum je in einem frühern Falle sind die Mängel der Zeitungsberichterstattung so deutlich hervorgetreten, wie in der letzten italienischen Ministerkrisis, die mit dem Eintritt des Herrn Seismit Doda ins Kabinet einen vorläufigen Abschluß gefunden hat. Telegramme wie Leitartikel sprachen immer nur von den Kammerfraktionen, den leitenden Personen, allenfalls von einer franzosenfreundlichen Strömung, aber die Ursache jener stürmischen Kammersitzungen, Straßentumulte und rasch auf einander folgenden Ministerwechsel wurde kaum gestreift. So kam es, daß ein mit den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes einigermaßen vertrauter, ohne Italien besucht zu haben, die Krisis besser zu verstehen und richtiger zu beurteilen vermochte, als ein Zeitungsleser, der auf die römischen Briefe oberflächlicher Berichterstatter angewiesen war. Der Entschluß des Ministeriums, der ackerbauenden Bevölkerung weitere unmittelbare Lasten nicht aufzulegen und das Defizit teils durch Ersparnisse, teils durch eine Häusersteuer zu decken, ist erst das Ende des Anfangs (zu sagen: der Anfang des Endes, wäre eine Beleidigung des hochbegabten und vom besten Willen beseelten Volkes); daher wird eine akademische Erörterung der fraglichen Verhältnisse auch heute noch nicht zu spät kommen.

Am 28. März 1876 hielt Döllinger in der Akademie zu München die Gedächtnisrede auf den Marchese Gino Capponi, einen der hervorragendsten, wenn auch seinem gediegnen Charakter gemäß nicht vorlautesten unter den italienischen Patrioten. (In der Gelehrtenwelt ist Capponis Ruhm unsterblich: er hat das Archivio Storico Italiano begründet. 35 Jahre vor seinem Tode erblindete er; blind schrieb er die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz. Auch Alfred von Reumont, der ihm gleich andern deutschen Gelehrten viel verdankt,

hat ihm ein litterarisches Denkmal gesetzt.) In dieser Gedächtnisrede nun kommt (Akademische Vorträge II, 247) eine merkwürdige Stelle vor. Döllinger erzählt, wie noch im Jahre 1859 die leitenden Geister Italiens nicht den Einheitsstaat, sondern einen Staatenbund als Ziel im Auge gehabt hätten, und fährt dann fort: „Hier ist mir nun Capponis Haltung rätselhaft geblieben, und ich habe mir nie erklären können, weshalb der sonst so klare und weit blickende Mann an diesem Trugbilde festhielt. Er sei, sagt Capponi, der letzte gewesen, die Föderation aufzugeben, weil sie, obgleich von großen Schwierigkeiten strotzend, ihm doch das einzige Rettungsmittel geschienen habe. »Jetzt,« fährt er fort, »kann man Italien wohl zerstücken, aber man kann es nicht mehr konföderiren. Der jüngere, thatkräftigere Teil der Nation ist unitarisch gesinnt, und es bleibt keine Wahl mehr: wir müssen die Mühsal und Last des Einheitsstaates tragen.« Vielleicht liegt in diesen Worten die Erklärung seines langen Sträubens: er mochte zweifeln, ob seine zur Schlaffheit und zum ruhigen Lebensgenuß so geneigten Toskaner — und dann erst noch die Neapolitaner — den Opfern und Anstrengungen, welche die Machtstellung eines italienischen Reiches dem Einzelnen auferlegt, bereitwillig sich unterziehen würden."

Seitdem wird es dem greisen Kirchenhistoriker wohl klar geworden sein, daß der blinde Capponi weiter gesehen hat, als seine scharfsichtigen Freunde mit ihren gesunden Augen; er kannte eben die wirtschaftlichen Zustände Italiens und das Naturell seines Volkes.

Nicht in der Schlaffheit und Genußsucht liegt die Schwierigkeit. Jene genußsüchtigen Kreise, die der Tourist kennen lernt, bilden nicht den zehnten Teil des Volkes. Wer die Arbeiter am Gotthardtunnel beobachtet hat, oder jene Scharen brauner Burschen, die bis nach Mitteldeutschland herein unsern Erd- und Grubenarbeitern Konkurrenz machen, der weiß, welche Energie der gemeine Italiener im Schaffen entfaltet, und wie wenig Zeit, Geld und Kraft er im Lebensgenuß vergeudet. Und gar die Landleute Toskanas! Sie arbeiten so hart wie der norddeutsche Bauer auf dem allerschlechtesten Boden. Zu arm ist Italien, um die Last einer Großmachtsrüstung zu tragen.

Seit dem zwölften Jahrhundert schon hat sich das italienische Leben in den Städten konzentrirt. Freie Bauern gab es nirgends. Persönliche Freiheit und Freizügigkeit setzten die Städte durch, um die Macht der Feudalherren zu brechen und Industriearbeiter zu gewinnen, aber die herkömmlichen Pachtverhältnisse behielten sie bei. Nun kann ja auch bei solchen die ländliche Bevölkerung gedeihen, wie das Beispiel Toskanas bis auf den heutigen Tag beweist. (Man lese die Abhandlung über das dortige Erbpachtsystem, die Halbwinnerschaft, von Sidney Sonnino in Hillebrands Italia, 1874.) Aber im übrigen Italien ist die Lage der ländlichen Bevölkerung, weil sie einen zu großen Teil der Ernte an den Besitzer abgeben muß und aus andern Gründen,

Digitized by Google

von Jahr zu Jahr unerträglicher geworden. In England und in denjenigen Gegenden Deutschlands, wo vor der großen preußischen Agrarreform der Feudalismus überwog, blieben die Grundherren doch wenigstens Landedelleute. Sie wohnten einen großen Teil des Jahres, wenn nicht das ganze Jahr über, auf ihren Gütern, kümmerten sich um deren Zustand und wurden schon hierdurch genötigt, auch der Lage der Leute ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im beständigen Umgange mit diesen konnte aber auch das rein menschliche Interesse und die Anknüpfung von mancherlei persönlichen Beziehungen nicht ausbleiben. In Italien dagegen sind bei der Zerstörung des Feudalsystems (zwölftes bis vierzehntes Jahrhundert) die Edelleute in die Stadt gezogen, dort Parteihäupter geworden, haben sich an städtisches Leben gewöhnt, und die Beziehungen zu ihren Gütern beschränkten sich auf einen Sommeraufenthalt und auf die finanzielle Ausbeutung durch Generalbevollmächtigte. So stehen die meisten italienischen Bauern in einem ganz ähnlichen Verhältnis zu ihren Grundherren, wie die irischen Pächter zu den englischen Landlords. In Toskana hat sich ein schöneres Verhältnis erhalten aus zwei Gründen, erstens wegen der angebornen Milde und Güte der Florentiner, die aus unzähligen Begebenheiten und Einrichtungen hervorleuchtet. In Hungersnöten z. B. versorgten „die guten Florentiner Brüger," wie der wackre Villani mit sichtlicher Freude zum Jahre 1328 erzählt, nicht allein ihre eignen Armen, so daß niemand zu darben brauchte, sondern speisten auch die von weither zusammenströmenden Bettlerscharen. Zweitens weil die Beherrscherin Toskanas, Florenz, keine Seestadt war, daher auf guten Anbau seines Contado halten mußte, während Venedig die zeitweilige Verwüstung seines Distrikts ziemlich gleichgiltig ansehen konnte, weil es Getreide für sein eignes Volk und zur Ausfuhr von den Küsten des Schwarzen Meeres weit billiger bezog, als es das benachbarte heimische Festland selbst in guten Jahren ihm lieferte. Leider beginnt auch in Toskana das schöne Verhältnis zu schwinden. Sonnino klagt in der erwähnten Abhandlung über die wachsende Zahl jener Herren, die ihre Einnahmen nicht mit ihren Ausgaben in Einklang zu bringen verstehen, um jeden Preis höhere Erträge herausschlagen wollen und daher ihre Güter am liebsten an den Meistbietenden verpachten, unbekümmert darum, was aus dem Acker und was aus den bisherigen Pächtern wird. Dazu kommt, daß durch die politische Bewegung, die zur Befreiung und Einigung Italiens führte, die Herrschaft des Stadtadels, der Litteraten, der Juristen vollendet ward. Was etwa noch von gebildeten ländlichen Elementen vorhanden ist, das findet sich nahezu ausgeschlossen vom politischen Leben. „Einige Grundbesitzer mehr, und einige Advokaten weniger im Gemeinderat und in der Kammer wäre das Gegenteil eines Unglücks für das Land," sagt Sonnino. Seit 1874 ist es damit eher schlimmer als besser geworden. (Saturday Review vom 2. März 1889: Naples in 1888.)

Im Mittelalter konnte der Ackerbau vernachlässigt werden und das Volk

Digitized by Google

trotzdem reich werden; war es doch das vornehmste Industrie- und Handelsvolk Europas. Aber seit dem sechzehnten Jahrhundert ward es von seinen nördlichen Konkurrenten überflügelt. Nehmen wir auch an, die Italiener wollten sich vom heutigen Tage an mit aller Kraft auf Handel und Gewerbe werfen (obwohl die moderne Form eines Teils der Ausfuhrgewerbe, das Arbeiten in geschlossenen Fabrikräumen, der Natur des Volkes widerstrebt); unter den jetzigen Verhältnissen, wo drei bis vier Staatenriesen in dem Wettbewerb auf Leben und Tod mit einander ringen, hat Italien die Wiedergeburt jener seiner großen Zeit nicht zu hoffen, wo der ganze europäische Norden ihm in ähnlicher Weise tributpflichtig war, wie bis vor wenigen Jahrzehnten unser Erdteil den Engländern. Der einzige Weg zur ökonomischen Kräftigung des Landes ist die Schaffung eines kräftigen Bauernstandes durch eine großartige Agrarreform (entweder bessere Regelung der Pachtverhältnisse oder Ablösung nach dem Muster der preußischen). Dann wird das Volk, wenn auch nicht Schätze aus dem Auslande ziehen, so doch wenigstens daheim satt zu essen finden. Die Regierung des Königs Victor Emanuel hatte das erkannt. Sie schuf u. a. auf Sizilien aus säkularisirten Kirchengütern einige tausend Bauerngütchen. Leider verschwanden diese sehr bald wieder. Von den Panzerfregatten sind die neuen Kronbauern gefressen worden. Wegen rückständiger Steuern kam eines jener Gütchen nach dem andern unter den Hammer. Käufer fanden sich nicht; der Fiskus mußte sie zurücknehmen, und er wirtschaftete nicht besser als die übrigen Großgrundbesitzer. Alle die gelehrten steuer- und finanzpolitischen Abhandlungen, die der Handelsteil großer deutscher Zeitungen in den letzten Monaten aus und über Italien brachte, hätten sich die Verfasser sparen können, wenn sie an das Sprüchlein gedacht hätten: wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren.

Der ungeheure Fehler bestand darin, daß man eine Kriegsmacht nach preußischem und französischem Muster schaffen wollte, ehe das Material für eine solche vorhanden war: ein Bauernstand wie in Preußen, in ganz Deutschland und selbst in Frankreich. Nur die Bauernvölker sind kriegstüchtig; Landburschen bilden den Kern unsrer Bataillone. In Italien fehlt nicht bloß, wie gesagt, ein kräftiger Bauernstand, sondern infolge der endemischen Hungersnot verkümmert die ländliche Bevölkerung immer mehr. Von den Hungerberichten italienischer Blätter, die weit wichtiger und belehrender sind als die Kammerberichte, ist nur sehr wenig in unsre deutschen Blätter gedrungen.

Auch in militärischer Beziehung vermißte das mittelalterliche Italien den fehlenden Bauernstand nur wenig; führten doch seine Städte, seine kleinen Fürsten vom dreizehnten Jahrhundert ab ihre Kriege mit schweizerischen, deutschen, französischen, englischen, spanischen (katalanischen) Söldnern. Ein Volk der Geistlichen, Gelehrten und Künstler, der Industriellen und Kaufleute ist nun einmal notwendigerweise unkriegerisch. Alle unsre Familien, pflegte Gino Capponi von

Digitized by Google

der Aristokratie Toskanas zu sagen, sono bottegaje, sind aus dem Laden hervorgegangen. Vom bürgerlichen Stadpunkte aus ist das ja ein hohes Lob, aber es beweist zugleich, daß dieses Volk beider natürlichen Grundlagen unsers Wehrsystems entbehrt; denn wie die Mannschaft aus dem Bauernstande, so muß sich das Offizierkorps aus einem soldatischen Adel ergänzen. Also: zuerst allermindestens ein kräftiger Bauernstand, dann das Volksheer. Je hartnäckiger man das letztere unter den jetzigen Verhältnissen zu erzwingen versucht, desto mehr wird durch Steuerdruck jener Stand heruntergebracht, aus dem es doch hervorgehen müßte. Was man als Sozialreform Crispis preist, die Verstaatlichung der milden Stiftungen, das berührt im besten Falle die Wurzel des sozialen Übels nicht. Der Häuserkrach in Rom, die Störung der Handelsbeziehungen zu Frankreich, das Übermaß bureaukratischer Einrichtungen (in allen Verwaltungszweigen zu viel bezahlte Beamte, zu viel Schreiberei) verschlimmern die Lage, sind aber doch nur Übel untergeordneter Art.

Das Naturell der Italiener ist im Vorstehenden nach der einen Seite hin schon flüchtig gezeichnet worden; allein es kommt hier noch eine andre Seite in Betracht.

Die Italiener, gewissermaßen die geistigen Nachkommen der Athener, sind die gebornen Vertreter des Individualismus in Europa. Heinrich Leo hat in seiner Geschichte der italienischen Staaten klar gemacht, wie sie das geworden sind. Nirgends hat die Völkerwanderung so durchgreifend und nachhaltig gewirkt wie in Italien. Mehr als einmal wurde alles Bestehende über den Haufen geworfen, das ganze Volk vom Grunde aufgewühlt. Begann irgendwo eine gesellschaftliche Ordnung sich zu befestigen, flugs wurden die Glieder wieder auseinander gerissen. Germanen von mindestens zehn verschiednen Stämmen, Slawen, Avaren, Ungarn, Normannen, Sarazenen, schichteten sich über einander, durchsetzten die latinische Urbevölkerung und einander gegenseitig. Alle diese Stämme zogen ein als verwilderte, an ein zügelloses Lagerleben gewöhnte Horden, und die Mannen der deutschen Kaiser auf den Römerzügen, die sie ablösten, die Landsknechte der Condottieri in den letzten Zeiten des Mittelalters waren auch keine Lämmer. In diesem steten Kampfe aller gegen alle galt es, jeden Nerv und jede Sehne anzuspannen, die individuelle Kraft wurde aufs höchste gesteigert, doch, weil man sich gewöhnlich einer physischen Übermacht gegenüber befand, die Geisteskraft mehr als die Körperkraft: Erfindungsgabe und List erwiesen sich als die wertvollsten Waffen. Nur dann vermochte sich der einzelne zu behaupten, wenn er entweder der stärkere war, oder als schwächerer die starken Nachbarn, die ihn einklemmten, gegen einander hetzte. Lange vor Macchiavelli hatten die Italiener den Macchiavellismus zu einer Kunst ausgebildet, die sie mit Virtuosität übten. Von den Päpsten sagt Macchiavelli, da sie zu schwach gewesen seien, ganz Italien zu unterjochen, so hätten sie immer einen Ausländer nach dem andern hereingerufen, um

wenigstens jede Konsolidirung zu verhindern und so ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Eine ganz ähnliche Politik aber hatten Macchiavellis engere Landsleute, die Florentiner, von jeher, namentlich das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch befolgt. In den Kämpfen zwischen Mailand und Venedig, zwischen Kirchenstaat und Neapel, zwischen jener nördlichen und dieser südlichen Gruppe stellten sie sich stets auf die Seite des jeweilig schwächern, um die Entstehung eines Großstaates zu verhindern, und mehr als einmal riefen sie Ausländer ins Land. Jeder dieser kleinen Staaten beobachtete die Regel, gegen den nahen Bedränger, der oft ein rechtmäßiger Lehnsherr oder Fürst war, wenn auch nicht gerade immer einen Ausländer, so doch einen entfernteren Mächtigen herbeizurufen.

Dieses System, welches den Italienern in Fleisch und Blut überging, ist das Gegenteil jener deutschen Vasallentreue, die sich im Diensteide der preußischen Militärpflichtigen und Beamten zu einer Staatseinrichtung verdichtet und befestigt hat. Der echte Italiener sucht sich selbst, seine Persönlichkeit, zu behaupten, ohne Rücksicht auf irgend welche Verpflichtung gegen das große Ganze, worin der einzelne sich verliert. Soll er einem Gemeinwesen Opfer bringen, so muß es ein kleineres sein, eine Stadt, ein Miniaturstaat, der seiner Individualität entspricht, und worin er eine Rolle zu spielen gewiß ist. Es ist richtig, daß viele edle Italiener in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts ihr Leben dem großen Vaterlande geopfert haben. Aber erstens überwog die negative Seite ihrer Vaterlandsliebe, der Haß gegen die damaligen Regierungen, die positive, die Schwärmerei für einen Zustand, der noch nicht verwirklicht und bis dahin niemals vorhanden gewesen war. Zweitens handelt es sich bei diesen Opfern nur um heroische Entbehrungen, gefahrvolle, aber vom Schimmer der Romantik verklärte Unternehmungen, einen blutigen Tod, nicht um einen Dienst, einen gleichförmigen, trocknen, aller Poesie entbehrenden Dienst, der die lebenslängliche Verzichtleistung auf des Dienenden Eigenart fordert. Gerade das aber ist die Art des Opfers, zu der der Italiener seiner Natur nach unfähig ist. Jenes oben geschilderte politische System war ein Erzeugnis der Not, erzeugte seinerseits scharf ausgeprägte Individualitäten und wurde nun zur Behauptung der Individualität weiter geübt. Fühlt der Italiener sich bedrückt, so nimmt er keinen Augenblick Anstand, zum Feinde des Bedrängers seine Zuflucht zu nehmen, mag letzterer auch der rechtmäßige Vorgesetzte sein.

Uns Deutschen erscheint dieses System als ein Abgrund der Immoralität. Allein abgesehen davon, daß es im Mittelalter die einzig mögliche Art für Schwächere war, sich die Existenz zu sichern (in geringerem Maße auch anderwärts, auch in Deutschland), abgesehen davon, daß der Privatcharakter der Italiener dadurch keineswegs in dem Grade verdorben wurde, wie man bei uns ziemlich allgemein glaubt, hat jenes System Früchte gezeitigt, die sein Böses überreichlich aufwiegen. Der Italiener lebt sich aus, aber nicht bloß,

wie die Ezzeline, die Visconti, die Sforza, die Borgia, in der Verruchtheit zügelloser Wollust und Grausamkeit, sondern auch im eigenartigen Denken, Empfinden und Schaffen. So ging aus einem Chaos selbstsüchtiger Bestrebungen jene Fülle eigenartiger Geister hervor, die auf allen Gebieten der höhern Kultur, auf allen ohne Ausnahme (schöne Künste, Kunstgewerbe, Handel, Bankwesen, Kriegswissenschaft, Mechanik, Naturwissenschaften, Philosophie) bahnbrechend gewirkt haben. So kam es, daß die Kulturleistungen von Florenz im dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, damals einer Stadt von 100000 Einwohnern, schwerer wiegen, als alles, was das ungeheure Russenreich vom zehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert geschaffen hat. Unter dem Namen Renaissance pflegt man jene Leistungen zusammenzufassen, obwohl es gar nicht wahr ist, daß sie sämtlich aus dem wiedererweckten Geistesleben der Griechen und Römer hervorgegangen sind. Sie sind selbständige Schöpfungen der Italiener, und nur auf einen Teil hat der wiedererstandene Geist des Altertums anregend, befruchtend und bildend gewirkt.

Daß dieser Eigenart Italiens die Eigenart Preußens gerade entgegengesetzt ist, wurde schon oben angedeutet. Der Italiener will nach seiner Eigenart thätig sein, vor allem seine eigne Persönlichkeit, Leib und Seele zusammen, zum selbständigen Kunstwerk vollenden und sie als solches zur Geltung bringen. Der Preuße bescheidet sich, als Glied des Staates einen Lebenszweck zu erfüllen, der ihm von oben gesetzt wird, und in seinem Dienste seine Ehre zu finden. Italien ist groß durch die Fülle seiner originellen Einzelleistungen, Preußen durch die Unwiderstehlichkeit seiner Massenwirkung. Indem sich hier der einzelne dem Ganzen als Glied einfügt, opfert er freilich seine selbstsüchtigen Gelüste, leistet aber auch oft genug Verzicht auf die volle Entfaltung seiner guten Anlagen und Kräfte. Selbst des Höchstgestellten Thätigkeit regelt sich nach des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr. Die Bindung an diese ewig gleichgestellte Uhr des Dienstes ist es eben, was der echte Italiener als unerträgliche Knechtschaft empfindet. (Den Klagen der Reisenden nach zu urteilen, nehmen es sogar manche italienische Bahnbeamte mit der Dienstuhr nicht besonders genau.) Will das junge Königreich dem Italiener die preußische Disziplin aufzwingen, so wird er entweder diesen Zwang abschütteln, oder in jene Dumpfheit und Stumpfheit, oder sofern er zu den stärkeren Geistern gehört, in jene Geheimbündelei und Verschwörerei zurücksinken, der er unter dem ancien régime anheimgefallen war. Wie dessen absolute Herrscher die Kraft des Munizipalgeistes brachen, ohne den Bauernstand zu heben (hierin machten allerdings die Habsburg-Lothringer in Toskana und Lombardien eine rühmliche Ausnahme), so haben sie den Individualismus vorübergehend gefesselt, ohne jene Pflichttreue, Ordnungsliebe und gewohnheitsmäßige Unterordnung unter die Forderungen des Gemeinwohls zu erzeugen, die uns Norddeutschen von den Hohenzollern anerzogen worden ist. Der gleiche Mißerfolg würde

bei Überanspannung der Zwangsgewalt im jetzigen Einheitsstaate zu beklagen sein. Die Italiener haben diesen Staat errungen nicht als eine große Zwangsanstalt, sondern um sich von dem Zwange zu befreien, den die Päpste, die Bourbonen, die Österreicher ihnen auferlegten, und um sich selber zu leben. Soll der junge Einheitsstaat lebenskräftig sein, so muß er den kommunalen und landschaftlichen Eigentümlichkeiten Rechnung tragen und den Individualitäten möglichst freien Spielraum gestatten. Leo fand schon die Staaten des ancien régime zu groß für die Bedürfnisse Italiens. „Das schönste Land Europas ist durch das Aufheben der kleinen politischen Kreise aller Frische beraubt." (A. a. O. III, 478.)

Völker wie Individuen leisten nur dann ihr Bestes, wenn sie ihrer Eigenart nach behandelt und auf den richtigen Platz gestellt werden. Zwingt man sie zu einer Lebensweise, die ihrer Naturanlage nicht entspricht, so macht man sie nicht besser, sondern schlechter. Bis zu einem gewissen Grade wirkt ja der Zwang, den eine andersgeartete Individualität ausübt, recht heilsam. Wie uns schwerfälligen, formlosen Germanen eine Weckung und Anregung der Lebensgeister durch die lebhaften, mit feinem Schönheitssinn ausgestatteten Romanen niemals schaden kann, so gereicht es diesen zum Heile, wenn sie von ihren nördlichen Nachbarn vorübergehend in strenge Zucht genommen worden. Über die Wechselwirkung zwischen Deutschland und Italien schrieb vor 70 Jahren Heinrich Leo sehr schön (a. a. O. II, 388. Die preußische und die deutsche Eigenart zu sondern, was hier eigentlich noch notwendig wäre, würde eine besondre völkerpsychologische Skizze erfordern): „Deutschland ist der Stahl gewesen, der dem italienischen Steine wahre Funken des Geistes entlockte, der dem italienischen Volke, das durch sein Land zu Genuß aufgefordert, jederzeit geneigt war, in Üppigkeit zu zergehen und sich in eine unendliche Reihe atomistisch aufgebauter Staaten zu zerlegen, ein Joch aufgelegt hat, welches dasselbe immer wieder von neuem zu Einigungen, zu Korporationen, mit einem Worte zu allgemeinen Bildungen zwang und das Isoliren der Individualitäten verhinderte."

Eine ähnliche wohlthätige Wirkung soll auch das jetzige Bündnis mit dem Deutschen Reiche erzeugen. Aber indem die leitenden städtischen Politiker Italiens, anstatt sich selbst Opfer aufzulegen, dem durch Genußsucht nicht im mindesten gefährdeten Landvolke den letzten Schweiß- und Blutstropfen auspreßten, um damit die Kosten ihres Patriotismus und ihrer Großmachtstellung zu bestreiten, haben sie das heilende Pflaster auf die unrechte Stelle gelegt.

Also: ehe Italien die Großmacht spielt, muß es erst die hierzu erforderliche physische Kraft erwerben. Mit einem Worte wenigstens wollen wir zum Schlusse auch noch des schmerzhaftesten Schmerzenskindes dieser Großmachtspolitik, Massauahs, gedenken. Es scheint kaum glaublich, daß die Urheber dieser wunderlichen Kolonialpolitik die Vergangenheit ihres eignen Vaterlandes kennen

sollten; sonst müßten sie sich des Widerspruchs, in den sie sich mit den besten italienischen Überlieferungen verwickeln, bewußt sein. Millionen hinauswerfen auf die Behauptung eines Fieberlochs, das Ertrag weder abwirft noch verspricht, das wäre etwas gewesen für die klugen Signori von Venedig, Genua, Pisa und Florenz! Kolonien haben die überhaupt nicht gegründet. Das venetianische Reich (Istrien, Dalmatien, Morea, griechische Inseln) bestand aus Ländern, die mit dem heimatlichen Festlande geographisch zusammenhängen. Genua und Pisa besaßen außer einigen griechischen Inseln noch Handelsstationen an der afrikanischen und der asiatischen Mittelmeerküste, aber natürlich zuerst den Handel, dann die Stationen. Florenz errichtete nur Faktoreien und Bankkommanditen. Mit der Handelsflotte mußte selbstverständlich die Kriegsflotte in ihrer Entwicklung Schritt halten, aber mehr Kriegsschiffe hatte man niemals, als man eben für den Augenblick brauchte; freilich war die Technik des Schiffsbaues sehr einfach, und selbst das Kaufmannsschiff konnte zum Seekriege verwendet werden. Mit den Sarazenen in der Levante und in Afrika führten die italienischen Handelsstaaten zwar öfter Krieg, aber sie lebten nicht in grundsätzlicher Feindschaft mit den Muhammedanern. Vielmehr verstanden sie sich gar prächtig auf orientalischen Landesbrauch, so gut, daß sie selbst — einen schwungvollen Sklavenhandel trieben. Das war nicht schön, aber es war der Weg, auf dem die Italiener seemächtig wurden.

Der Kanonenkönig und sein Reich

Noch giebt es keinen Ruhm für den deutschen Techniker, obwohl wir in einem Zeitalter der Technik, der angewandten Naturwissenschaften, der Chemie, der Physik und der Mechanik leben — wenigstens keinen solchen Ruhm, wie er dem Denker und dem Dichter, dem Künstler, dem Kriegs- und dem Staatsmanne gezollt wird. In England kennt und preist jedermann dankbar neben andern Größen der Nation auch Erfinder wie Watt und Stephenson, Brindley, Talford, Arkwright und Hargreave. Bei uns wissen nur Fachgenossen den Göttinger Professor zu nennen, der den elektrischen Telegraphen erfand, nur aus Fachschriften erfahren wir die Verdienste derer, welche die folgenreiche Spektralanalyse entdeckten und zu weitern Entdeckungen benutzten. Ähnlich verhält es sich, um von einer Reihe andrer technischer Gebiete zu schweigen,

auch mit den Männern, die unser Volk für seine siegreichen Kriege bewaffneten, selbst der verdienstvollste unter ihnen machte bisher davon keine Ausnahme; man wußte in weitern Kreisen wohl von seiner Erfindung, man hatte von ihrer Entwicklung einiges gehört, man erinnerte sich an „sensationelle“ Thatsachen und Umstände darin, man bewunderte ihn als einen der reichsten Leute im Deutschen Reiche und als den größten Fabrikherrn seiner Art auf der ganzen Erde. Viel mehr aber war den meisten von ihm nicht zu Gehör oder Gesicht gekommen. Wir begrüßen es daher mit Freuden, daß jetzt, wo die Enthüllung seines Denkmals bevorsteht, mit ihm ein Anfang gemacht worden ist, auch unsern Heroen der Technik durch eingehende Betrachtung und Schilderung ihres Lebensganges und ihrer Schöpfungen gerecht zu werden.

Wir sprechen von dem ersten Hersteller der Gußstahlkanonen und von dem Buche, das soeben unter dem Titel: Alfred Krupp und die Entwicklung der Gußstahlfabrik zu Essen. Nach authentischen Quellen dargestellt von Dietrich Baedeker erschienen ist. Nach dieser Darstellung, die sich eben so sehr dem Fachmanne wie dem großen Publikum empfiehlt, war der 1887 verstorbene „Kanonenkönig“ sowohl durch seine Begabung und seinen Charakter als auch durch Glück und Erfolg ein ausgezeichneter industrieller Unternehmer, der aber sehr klein anfing, erst spät zu Bedeutung gelangte und so zu den self-made men zählte, zu denen viele unsrer Großindustriellen gehören. Als er 1826 nach dem Tode seines Vaters Friedrich Krupp dessen zuletzt sehr herabgekommene Gußstahlfabrik als vierzehnjähriger Knabe fortzuführen übernahm, stand er gleich den vier Arbeitern, die das Geschäft damals hatte, vom Morgen bis zum Abend, ja oft noch die Nacht hindurch an Ambos und Esse, um für sich, seine Mutter und andere Angehörige das tägliche Brot zu erwerben. Ohne Mittel und Kredit, lernte er reichlich Sorge und Not kennen, und mehrmals sah er den Untergang vor sich. Aber Ausdauer, Fleiß und die Gabe zu entbehren, halfen über die Gefahr hinweg, und allmählich kamen bessere Tage. Gleichwohl hatte er es 1832 erst auf sechzehn Arbeiter gebracht, und noch immer mußte er seine Fabrikate, die damals vorzüglich in Münzstempeln, Münzwalzen, Tuchscheren, Hammersätteln und Lohgerberfalzen bestanden, vielfach selbst vertreiben. Ende der dreißiger Jahre gelang ihm, der jede freie Stunde über Erfindungen zu besserer Ausbeutung des ererbten Geheimnisses, der Bereitung von Gußstahl, nachsann, die Löffelwalze. Mit dem Verkaufe des Patentes, das er darauf in England erhielt, deckte er einen Teil seiner Schulden. Dann gründete er in Gemeinschaft mit dem österreichischen Kaufmann Schöller 1844 in Berndorf bei Wien eine Metallwarenfabrik, die unter seinem Bruder bald einen starken Aufschwung nahm. Dasselbe war mit dem Essener Werke der Fall, das er selbst zu leiten fortfuhr, und das im Jahre 1845 bereits 122 Arbeiter beschäftigte. Infolge des allgemeinen wirtschaftlichen Darniederliegens der Jahre nach 1848 sank die Zahl wieder auf 72,

und Krupp mußte das Silberzeug seiner Familie verkaufen, um seine Leute bezahlen zu können. Inzwischen hatte er sich durch fleißiges Studium der Litteratur seines Fachs, durch Verkehr mit deutschen Technikern und Fabrikanten sowie durch Reisen in England weiter gebildet, und auf Grundlage seiner Kenntnisse kam er durch unermüdliches Nachdenken und Versuchen auf den Gedanken, der ihn später den ersten und größten Erfindern seines Zeitalters anreihen sollte. Gegenüber dem zu wenig zähen Gußeisen und der zu weichen Bronze glaubte er bei der Herstellung von Geschützrohren dem Stahle den Vorzug geben zu müssen, und ein Dreipfünderrohr, das er 1847 in Berlin zur Prüfung einreichte, sowie das Rohr eines Sechspfünders, das er 1850 folgen ließ, bestätigte seine Ansicht. Das letztere wurde von der Firma auf die erste Londoner Weltausstellung geschickt und allgemein bewundert, noch mehr aber der 2000 Kilogramm wiegende Gußstahlblock, der es begleitete. Gußstahl hatte man schon längst in England dargestellt, aber noch niemals war es gelungen, ihn in so gewaltigen Blöcken anzufertigen. Die Essener Fabrik war inzwischen wieder bedeutend gewachsen; sie beschäftigte 1852 schon 340 Arbeiter und wurde um ein neues großes Hammerwerk, durch ein Walzwerk und eine mechanische Werkstätte erweitert. Zugleich stellte sie von diesem Jahre an in Gußstahlachsen für Eisenbahnen und Dampfschiffe, durch welche die bis dahin häufig vorgekommenen Brüche vermieden wurden, ein neues Fabrikat her, das später unter ihren Erzeugnissen einen hohen Rang einnahm. Von außerordentlicher Bedeutung war für Krupp das Patent, das ihm die preußische Regierung am 21. März 1853 auf ein neues Verfahren, Radbeschläge aus Gußstahl ohne Schweißung herzustellen, erteilte. Dieses Verfahren, wieder seine eigenste Idee und geradezu eine epochemachende Erfindung, hatte auch ungewöhnlichen materiellen Erfolg: es brachte, bald in allen Kulturstaaten patentirt, damals fast unerhörten Gewinn, der dem Erfinder zunächst gestattete, allen von ihm in Zeiten der Not eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen, dann ihm für lange Zeit die Mittel lieferte, fernere Versuche mit neuen Ideen anzustellen. Die Pariser Weltausstellung von 1855 beschickte die Firma u. a. mit einem Gußstahlblock, der 5000 Kilogramm, also mehr als doppelt soviel als der früher von ihr nach London gesandte, wog, sowie mit einer zwölfpfündigen Granatkanone, die von einer Kommission französischer Offiziere geprüft und sehr haltbar befunden wurde. Die Folge war, daß auch Rußland, Holland, Württemberg, Hannover, Österreich, Spanien und England Schießproben mit den Essener Gußstahlgeschützen vornahmen, und daß Ägypten eine Anzahl bestellte. Die Fabrik entwickelte sich von jetzt an rascher als je vorher. 1856 betrug die Zahl ihrer Arbeiter schon 970, ihr Besitzstand an Areal 14 Hektare, ihre Produktion an Gußstahl $5^3/_4$ Millionen Pfund. Die allgemeine Handelskrisis von 1857 berührte die Kruppschen Werke nur wenig. Von größter Wichtigkeit für sie war es dagegen, daß 1859 die Einführung des 9-Centimetergeschützes Krupps in

die preußische Armee verfügt wurde. Es wurden davon sofort 300 Stück bestellt, und zwar gebührt dabei das Verdienst, diesen Gußstahl-Hinterlader als das Geschütz der Zukunft erkannt zu haben, in erster Linie dem damaligen Prinzregenten, dem spätern Kaiser Wilhelm, dem der Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements, Generalleutnant von Voigts-Rhetz, beratend zur Seite stand.

Am 16. September vollzog sich in Essen ein wichtiges Ereignis: Krupp setzte den neuen Dampfhammer „Fritz," der mit seinen 1000 Zentnern Fallschwere der gewaltigste seiner Art war, in Betrieb. Es war ein Sprung ins Ungewisse. Viele Techniker schüttelten bedenklich den Kopf über das Wagnis. Selbst Meister und Arbeiter der Fabrik sahen mit ängstlicher Spannung der Sache entgegen. Als sich dann der Riesenhammer vor der Schar der Zuschauer langsam erhob und im nächsten Augenblicke mit furchtbarer Wucht auf den unter ihm liegenden Gußstahlblock niederfiel, sprangen die zunächst stehenden entsetzt zurück. Nur Krupp behauptete seinen Platz und beobachtete unverzagt die großartige Kraftäußerung; er war des Erfolges von Anfang an sicher gewesen. Am 9. Oktober stattete der König Wilhelm, begleitet vom Kriegsminister von Roon, der Fabrik seinen Besuch ab, und nachdem vor seinen Augen der Dampfhammer einen 15000 Pfund schweren, 15 Fuß langen Gußstahlblock geschmiedet und das Gießhaus einen andern von 18000 Pfund Schwere und den königlichen Namenszug gegossen hatte, verabschiedete er sich mit Worten der höchsten Befriedigung und Anerkennung.

Wir können nur einen kleinen Teil der weitern anziehenden Mitteilungen wiedergeben, die unser Buch aus dem Leben des Kanonenkönigs von Essen und aus der Geschichte seines unaufhörlich wachsenden Reiches bringt. Von der Londoner Weltausstellung des Jahres 1862 berichtete Lothar Bucher der Nationalzeitung: „In Stahl schlagen wir die ganze Welt. Der Kruppsche Gußstahl und der Steiermärker Sensenstahl haben ihres Gleichen nicht. Unter Krupps Sachen sind drei vor allen groß, groß auch in dem Sinne, der den Engländer besonders anspricht: ein Block von Gußstahl, 40000 Pfund schwer, aus 600 Tiegeln gegossen, in der Mitte zerbrochen, um den Bruch zu zeigen, eine Seeschiffachse mit zwei Kurbeln für einen Dampfer des Norddeutschen Lloyd, im Gewicht von 22000 Pfund, und endlich gehärtete und hochpolirte Walzen, 10 Zoll Durchmesser, 16 Zoll lang, gleichfalls Gußstahl. Der Bruch des Blockes ist so eben in Farbe und Gefüge, so vollkommen frei von Aescheln und unganzen Stellen, als wenn die Masse nicht Stahl, sondern Zucker wäre, die Walzen sind blank wie Diamant. Die Engländer haben nichts, was an diese Leistungen hinanreichte." Angesichts solcher Erzeugnisse erscheint es wie Ironie, wenn die Ausstellungsjury dem Besitzer der Fabrik, aus der sie stammten, zwei bronzene Medaillen zuerkannte. Indeß hatte er ihr Wohlwollen nicht nötig; seine Fabrikate brachen sich von selbst Bahn. Massenhaft erfolgten Bestellungen, und der Umfang des Geschäftes wuchs ins Riesige. Allein im Jahre 1863

vermehrte sich die Zahl der Schmelz-, Cement- und Glühöfen um nicht weniger als 34, die der Dampfmaschinen um das doppelte der bisherigen Zahl, auf 65, die der Dampfhämmer um 10, die der Schmiedeessen um 21. 1864 kamen ein Schienenwalzwerk und ein Plattenwalzwerk hinzu, desgleichen eine Fabrik für feuerfeste Steine. Nachdem Belgien zweimal starke Lieferungen von Gußstahlkanonen bezogen hatte, folgte Rußland mit einem Versuche in großem Maßstabe. Im dänischen Kriege bewährte sich diese Geschützart so, daß der preußische Kriegsminister wieder 300 Stück bestellte, diesmal 8 Centimeter-Kanonen zur Ersetzung der bisherigen Haubitzen.

Die preußische Armee war noch nicht ganz mit der neuen Artilleriewaffe versehen und noch weniger vertraut mit ihrem Gebrauche, als der Krieg von 1866 ausbrach. Seine Erfahrungen schienen vielen gegen die vielgepriesenen Hinterladungsgeschütze der Preußen zu sprechen, und auch der Gußstahl erfuhr damals als Kanonenmetall manche Angriffe, da mehrere Kruppsche Geschütze sprangen. Aber die Neubewaffnung der preußischen Artillerie damit wurde deshalb nicht aufgehalten, da König Wilhelm bei seiner Meinung von der Notwendigkeit sowohl einer Beibehaltung der gezogenen Hinterladungsgeschütze als auch der Anfertigung aus Gußstahl überzeugt blieb, und Krupp den Grund, weshalb einige seiner Kanonen zersprungen waren, in dem wenig zweckmäßigen Verschlusse herausfand und dadurch beseitigte, daß er einen bessern Verschluß, den sogenannten Rundkeil anbrachte, der seinerseits wieder bei den Geschützen von großem Kaliber zum Übergang von den bisherigen massiven Rohren zu solchen, die aus über einander gelegten Ringen oder Cylindern bestanden, führte. Hier wie dort war der Zweck Erhöhung der Fähigkeit, dem Drucke der Pulvergase zu widerstehen. Eine solche „Ringkanone,“ die einen Seelendurchmesser von 14 Zoll hatte und etwa 100000 Pfund wog, befand sich unter den Gegenständen, mit denen Krupp 1867 die zweite Pariser Weltausstellung beschickte. Er schenkte sie später dem Könige von Preußen, und sie bildet jetzt einen Teil der Armirung des Forts Brauneberg am Kieler Hafen.

Mit dem Sommer 1870 kam für Krupp der Augenblick, wo sein Geschützmetall und sein System die Probe im größten Maßstabe bestehen sollte; denn erstens ging die gesamte deutsche Feldartillerie damals mit seinen gezogenen Gußstahlhinterladern ins Feld, und zweitens war die Belagerungsartillerie in der letzten Zeit wenigstens so weit mit solchen Geschützen (namentlich 15-Centimeter-Kanonen) versehen worden, daß sie einen wesentlichen Bestandteil der Positionsgeschütze bildeten, die gegen die französischen Festungen verwendet wurden. Die Probe fiel glänzend aus, von Anfang an bis zu Ende zeigte sich die deutsche Artillerie der französischen wesentlich überlegen und glich so die Vorzüge aus, die das Chassepotgewehr der französischen Infanterie vor dem Zündnadelgewehr der deutschen unstreitig besaß. 1866 hatte dieses in besonders hohem Grade bei den Siegen der Preußen mitgewirkt; 1870 spielte

Krupps Erfindung eine ähnliche Rolle bei den Schlachten wie bei den Belagerungen des ruhmvollen Jahres. So bei Gravelotte, bei St. Privat, bei Sedan, bei der Beschießung von Straßburg u. s. w. Das preußische Generalstabswerk erzählt in einfachen, klaren Worten, wie unsre Artillerie namentlich bei Sedan das ganze Schlachtfeld beherrschte und alles in ihrem Feuerbann zermalmte, und Kaiser Napoleon kam, nachdem er gesehen, daß hier zuletzt keine Truppe mehr in diesen Bann gebracht, keine Batterie mehr zum Abprotzen befehligt werden konnte, ohne unrettbar binnen kurzem den deutschen Granaten zu erliegen, zu dem ihn selbst erleichternden Schlusse, daß gegen diese Artillerie keine Armee der Welt Stand zu halten vermocht hätte. Infolge dessen mehrten sich die Bestellungen auf Kruppsche Geschütze mit jedem Jahre, die Ausdehnung der Essener Werke, die Zahl der Arbeiter wuchs ins Ungeheure, und steigender Reichtum setzte den Fabrikherrn in den Stand, zu den Anstalten, die er für die Wohlfahrt der Arbeiter schon seit Jahren gegründet hatte, immer neue hinzuzufügen. Betrübend war dabei für ihn, daß ein Teil seiner Leute von den letzten sechziger Jahren an sozialistischen Wühlern Gehör gab, und daß später auch die ultramontane Hetzerei unter der Arbeiterschaft, besonders unter den Bergleuten der Kohlengruben, Erfolg hatte. Zwar wurden auch diese feindlichen Mächte gleich manchen andern schließlich überwunden und unschädlich gemacht, doch hatten inzwischen die Umtriebe der schwarzen Kapläne bei zwei Reichstagswahlen bewirkt, daß die Bewerbung des Protestanten und Patrioten Krupp um ein Mandat mißlang. Seine Fabrik aber gedieh immer besser, ihre technischen Anlagen nahmen 1872 schon etwa 902 preußische Morgen ein, von denen ungefähr 50 überdacht waren. Die Gesamtproduktion betrug damals 250 Millionen Pfund Gußstahl und Gußeisen, sie hatte sich innerhalb eines einzigen Jahres um rund 100000 Pfund, die Zahl der Arbeiter allein auf dem Essener Werke um 2308 Köpfe vermehrt, so daß letztere jetzt 10622 Mann stark waren, zu denen dann noch ungefähr 5000 traten, die die Firma in den Hütten im Neuwiedschen, in der Johanneshütte bei Duisburg und in verschiednen Kohlenzechen beschäftigte. An Eisensteingruben waren bis zu dieser Zeit 414 mit einem Grubenfeld von 80000 Morgen, die in den Revieren Kirchen-Neuwied, Wetzlar, Dillenburg und Hamm lagen, in den Besitz Krupps übergegangen. Jetzt erwarb er dazu noch in Gemeinschaft mit einem Spanier und zwei englischen Gesellschaftern das Recht zur Ausbeutung vorzüglicher Eisenerzlager bei Bilbao, bei denen 2200 Bergleute beschäftigt wurden. Diese können jährlich 300000 Tonnen Erze für die Bessemer-Stahlbereitung in Essen fördern. Ihr Produkt geht zunächst auf einer Eisenbahn nach Luchana am Nervionflusse, von wo Transportdampfer es erst auf letzterm, dann über See nach Rotterdam bringen, wo es auf Rheinschiffe umgeladen wird, die es nach den Kruppschen Hochöfen in Duisburg, Neuwied und Mülhofen befördern. Mit dieser spanischen Erwerbung hatte sich die Firma einerseits den regel-

mäßigen Bezug besten Rohmaterials für lange Zeit gesichert, anderseits sich von den Schwankungen der Konjunkturen unabhängig gemacht, was ihr sehr bald zu Statten kam, da gleich nach dem Kriege die Nachfrage nach Kohlen und Eisen und infolge dessen die Preise für diese Artikel in unerhörtem Maße stiegen. Von weitern neuen Anlagen erwähnen wir nur noch die des großen Schießplatzes bei Meppen, welche 1877 erfolgte, als die bisher zur Probirung der vom Kanonenkönige hergestellten Geschützverbesserungen nicht mehr ausreichten. Dieses vollkommen ebene, von Moor und Wasser umgebene Stück Land bildet ein gleichschenkliges Dreieck, durch dessen Mitte die 16800 Meter lange Schußlinie geht.

Noch einmal bedrohten Konkurrenten die Kruppschen Geschütze: es folgten in den Jahren 1883—1885 der Kampf gegen die gesteigerte Widerstandsfähigkeit der Panzerplatten in Bukarest und das Vergleichsschießen zwischen der 8,4-Centimeter-Kanone Krupps und der 8-Centimeter-Kanone de Banges in Belgrad. Das Ergebnis war hier und dort anfangs einigermaßen zweifelhaft, zuletzt aber entschieden günstig für den deutschen Fabrikanten. Es lautet kurz, daß es dem erstaunlichen Erfindergeiste, der bewundernswerten, immer regen, nie ruhenden Thatkraft des Schöpfers und Verbesserers der Gußstahlkanone gelungen ist, seit 1857 allen Anforderungen der modernen Artillerie nicht nur vollkommen zu genügen, sondern ihnen auch oft zuvorzukommen, daß seine Leistungen alle artilleristischen Reformbestrebungen in andern Ländern, mochten sie von den Regierungen oder von Privatleuten ausgehen, bei weitem überstrahlen. Der Lohn entsprach seiner Arbeit: er bekam aus aller Welt, selbst aus Brasilien und Chile, aus Japan und China, Bestellungen auf sein Fabrikat, reichlich, oft massenhaft. Die Zahl der bis zum 14. Juli 1887, seinem Todestage, von ihm abgelieferten Geschütze beträgt mehr als 23000. Auf der ganzen Erde giebt es keine Kanonengießerei, die in drei Jahrzehnten eine derartige Produktion auch nur annähernd aufzuweisen hätte.

Zum Schluß noch einen Blick auf das Reich, das der Kanonenkönig seinem Sohne Friedrich Alfred hinterlassen hat. Es besteht zunächst aus der Essener Gußstahlfabrik, wo sich im Herbste des vorigen Jahres in Thätigkeit befanden: 1195 Öfen verschiedenen Baues, 286 Dampfkessel, 92 Dampfhämmer von 100 bis 50000 Kilogramm Gewicht, 21 Walzenstraßen, 370 Dampfmaschinen von zusammen 27000 Pferdekräften, 1724 Werkzeugmaschinen aller Art und 361 Krähne mit einer Tragfähigkeit von 400 bis 75000 Kilogramm. Verbraucht wurden täglich von den Hochöfen und Dampfern der Fabrik allein 1050, im ganzen aber 2735 Tonnen Kohlen und Koks, während der Verbrauch an Wasser 18716 bis 26724 Kubikmeter betrug, und der an Leuchtgas sich auf 13500 bis 49000 Kubikmeter belief. Dem Verkehr innerhalb der Werke dienten zwei Eisenbahnen: eine normalspurige, 43 Kilometer lang, mit 14 Lokomotiven und 542 Wagen, und eine schmalspurige, 29 Kilometer lang, mit

14 Lokomotiven und 450 Wagen, ferner 61 Pferde mit 181 Wagen und Karren, 80 Kilometer Telegraphenleitung und 140 Kilometer Telephonleitung, die ersten mit 31, die letzten mit 136 Stationen. Die Fabrik unterhält 64 Mann Feuerwehr mit 55 Meldestellen. Sie besitzt endlich für ihren eignen Bedarf 3 chemische Laboratorien, 2 Versuchsanstalten, ein photographisches und ein lithographisches Atelier, eine Druckerei mit 4 Schnell- und 7 Handpressen, eine Buchbinderei, eine Bibliothek und ein Museum, das hauptsächlich Modelle artilleristischer Fabrikate enthält. Endlich stehen mit dem Essener Etablissement der 16 Kilometer lange Schießplatz bei Meppen, sowie die Stahlwerke in Annen in Verbindung.

Die Kruppschen Hochofenanlagen bilden 3 am Rheine gelegene Gruppen, die der Johanneshütte bei Duisburg, die der Hermannshütte bei Neuwied und die der Mülhofnerhütte bei Engers, und umfassen 11 Hochöfen neuester Konstruktion, die jetzt alle im Betriebe sind und zusammen täglich nahezu 600 Tonnen Roheisen blasen. Diese Anlagen besitzen 78 Dampfkessel und 66 Dampfmaschinen, die im Ganzen 3350 Pferdekräfte haben. Den für sie erforderlichen Kalkstein liefern 4 Brüche, die Eigentum der Firma sind. Die gleichfalls nicht fern von Neuwied gelegene Saynerhütte ist eine Eisengießerei und eine mechanische Werkstatt, die ihr ebenfalls gehörenden Bergwerke umfassen 2 Kohlenzechen mit 3 Schächten und 534 Eisensteingruben in Deutschland (vorzüglich im Siegenschen und Nassauischen), sowie die nordspanischen Eisenlager. Bei den Kohlengruben, die jeden Tag etwa 2100 Tonnen Kohlen fördern, befinden sich 22 Dampfkessel und 32 Dampfmaschinen, die insgesamt 2250 Pferdekräfte haben. Die deutschen Eisensteinzechen fördern täglich ungefähr 1200 Tonnen Erz, wovon ein Teil verkauft wird, sie haben 42 Dampfkessel, 39 Dampfmaschinen mit 1369 Pferdekräften und 2 Lokomotiven. Die nordspanischen Gruben liefern Tag für Tag über 400 Tonnen Eisenerz, und sehr leicht ließen sich noch mehr davon gewinnen. Zum Transport der spanischen Erze besitzt die Firma 4 eigene Seedampfer, die zusammen einen Gehalt von 6100 Tonnen aufweisen und neben denen auch andere Fahrzeuge gechartert werden.

Als Alfred Krupp 1848 das väterliche Geschäft, das er bis dahin im Namen der Mutter und der Geschwister geführt hatte, auf eigne Rechnung übernahm, betrug die Zahl der in der Gußstahlfabrik von ihm beschäftigten Arbeiter 74. Die letzte Zählung dagegen, die im Juli des letztverflossenen Jahres vorgenommen wurde, ergab folgendes. Die Gesamtzahl der von der Firma Krupp beschäftigten Leute beläuft sich auf 20 960 Mann, und zwar sind davon thätig in der Essener Gußstahlfabrik 13626, auf dem Meppener Schießplatze 55, in den Stahlwerken bei Annen 1715, auf den Hochöfenanlagen 1181, in den Zechen 1792, in den Eisensteingruben (abgesehen von denen bei Bilbao) Kalksteinbrüchen, Thon- und Sandgruben 3807, auf den 4 Seedampfern 84. Rechnet man die Familienglieder dieser Leute, unter denen sich

etwa 15000 Kinder im schulpflichtigen Alter befinden, mit etwa 52000 Köpfen hinzu, so beträgt die gesammte von Krupps Fabrik abhängige Bevölkerung rund 73000 Menschen, für die durch allerlei wohlthätige Anstalten soweit irgend möglich gesorgt zu haben einer der besten Teile des Nachruhms ist, den der große Erfinder und Arbeitgeber, der zugleich ein edler Menschenfreund war, bei seinem Scheiden aus seinem Wirkungskreise hinterlassen hat.

Die Fortpflanzung elektrischer Kräfte

Eine naturwissenschaftliche Plauderei von E. Budde

Praktische Anwendungen wissenschaftlicher Grundsätze erregen in der Gegenwart sehr bald die Beachtung, die ihnen gebührt; die großen Fortschritte der Theorie dagegen bleiben dem Publikum gewöhnlich lange Zeit unbekannt, weil das strenge Gewand, worin sie auftreten, für jeden, der nicht zu den Fachmännern gehört, abschreckend und undurchdringlich ist. Vielleicht aber auch deshalb, weil nach dem schul- und reglementmäßigen Begriff von Bildung der „Gebildete" die Pflicht und die Mittel hat, sich für allen historischen Schimmel zu interessiren, während die großen, vorwärts weisenden Geistesthaten der Gegenwart ihm wegen mangelhafter Vorkenntnisse schwer verständlich bleiben. Das Jahr 1888 hat die experimentelle Besiegelung einer Entdeckung gebracht, die wohl den größten Fortschritt der theoretischen Naturwissenschaft seit dem Siege der mechanischen Wärmetheorie darstellt. Augenblicklich steckt dieser Fortschritt noch tief in mathematischen Formeln; wir wollen versuchen, ihn, so weit es angeht, seines fachmännischen Gewandes zu entkleiden und ihn zur rechten Zeit der Teilnahme unsers Leserkreises zu empfehlen.

Die fragliche Entdeckung bezieht sich auf die Fortpflanzung elektrischer Kräfte. Seitdem Glühlampen und Telephone in jedermanns Hand sind, wird das Wort „Elektrizität" so vielfach in unbestimmtem Sinne gebraucht, daß wir genötigt sind, zur festen Begriffsbestimmung einige Erläuterungen vorauszuschicken.

Elektrizität ist eine Substanz, ein Etwas, das weder entstehen noch vergehen kann. Und zwar giebt es zwei derartige Substanzen, positive und negative Elektrizität, die entgegengesetzte Eigenschaften haben. Die meisten

Physiker nehmen an, und wir schließen uns der Vermutung an, daß die Elektrizität in allen bekannten Körpern in Form äußerst kleiner Teilchen enthalten sei, die als „Elektrizitätspunkte" in irgendwelcher Verbindung mit den materiellen Atomen der Körper stehen. In rohem Überblick kann man die Körper in zwei Klassen teilen: in solche, in denen die Elektrizitätspunkte sich leicht bewegen können, diese heißen Leiter; und in solche, in denen die Elektrizitätspunkte unbeweglich sind, diese heißen Nichtleiter oder Isolatoren. Metalle sind Leiter, Luft, Glas, Siegellack sind Isolatoren.

Es sind nun an einem Körper bezüglich des Verhaltens der Elektrizitäten folgende Zustände möglich.

1. Neutralität. Man nehme irgend einen Körper in seinem gewöhnlichen Zustande, z. B. einen dicken Messingdraht, den ein Mensch in der Hand trägt. Dieser enthält positive und negative Elektrizitätspunkte in großer Zahl, aber beide in gleicher Menge und gleichmäßig im Innern verteilt. Infolge dessen werden die Wirkungen der negativen Elektrizitätspunkte nach außen von den Wirkungen der positiven Elektrizitätspunkte gerade aufgehoben, und umgekehrt; es kommt also an dem Drahte überhaupt keine Elektrizitätswirkung nach außen zum Vorschein, er ist neutral.

2. Ladung. Man befestige denselben Draht an einer gläsernen Handhabe und reibe ihn etwa an einem Katzenfell. Bei der Reibung geht ein Teil der positiven Elektrizitätspunkte des Messings auf das Katzenfell über, und ein Teil der negativen des Felles geht auf das Messing; der Messingdraht hat also positive Elektrizität verloren und negative gewonnen, d. h. er hat nunmehr einen Überschuß von negativer Elektrizität, und da die gläserne Handhabe ebenso wie die umgebende Luft ein Isolator ist, also der Elektrizität keinen Durchgang gestattet, muß er den Überschuß behalten. Dieser begiebt sich, weil ein negatives Elektrizitätsteilchen das andre abstößt, auf die Oberfläche des Drahts, und der Draht heißt nunmehr, „negativ elektrisch geladen." Infolge dessen besitzt er eigentümliche Eigenschaften. Nähert man ihm einen andern gleichfalls negativ geladenen Draht, so stößt er ihn ab; einen positiv geladenen Draht dagegen zieht er an. Bringt man ihm einen neutralen Draht sehr nahe, so geht ein Teil der Ladung in Gestalt eines Funkens auf den zweiten Draht über, und nunmehr ist auch dieser negativ geladen. Die gewöhnlichen Elektrisirmaschinen haben eine Kugel oder einen Cylinder von Messing, der durch Drehen der Maschine eine elektrische Ladung bekommt; nähert man diesem „Konduktor" ein Metallstück, so teilt der Konduktor ihm Ladung mit, und das ist das Mittel, dessen man sich meistens bedient, um die Eigenschaften eines geladenen Körpers vorzuzeigen. Geladene Körper heißen auch gemeinhin „elektrisirt"; berührt man sie ohne weitere Vorsichtsmaßregeln mit der Hand, so bekommt der Finger einen mehr oder weniger deutlichen Funken, und nachher sind sie neutral; ihre Ladung ist, weil der Mensch ein Leiter ist, durch seinen

Leib in die Erde gegangen. Worauf es hier ankommt, das ist der Satz: Geladen (oder elektrisirt im engern Sinne) ist nur ein Körper, der einen Überschuß der einen Elektrizitätsart enthält. Ein geladener Körper kann nur bestehen, wenn er durch Nichtleiter von der Erde getrennt ist. Setzt man ihn durch einen Leiter mit der Erde in Verbindung, so verliert sich seine Ladung in die Erde.

3. Durchströmung. Denselben Messingdraht, von dem bisher die Rede war, schraube man mit seinen beiden Enden an die Pole einer Telegraphenbatterie. Dann zeigt er sich nicht merklich geladen — er besitzt allerdings eine eigentümlich verteilte, sehr schwache Ladung, die aber nur mit feinen Mitteln wahrgenommen werden kann, und um die wir uns hier, weil sie keine Erscheinungen nach außen macht, nicht kümmern —, er giebt keine Funken, und wenn man ihn an einer Stelle mit der Hand berührt, so ändert sich nichts Wesentliches in seinem Verhalten. Und doch zeigt dies Verhalten in auffallender Weise, daß in dem Draht etwas Besonderes vorgeht. Er wird vor allen Dingen warm, kann sogar, wenn er dünn und die Batterie stark ist, glühend heiß werden. Ein zweiter Draht, der gleichfalls mit den Polen einer Batterie verbunden ist, wird vom ersten angezogen oder abgestoßen, je nachdem die Verhältnisse sind. Legt man unsern Draht in Eisenfeilspäne, so schließen sich diese um ihn zu einem Ringe zusammen und lassen sich als solcher in die Höhe heben, wickelt man ihn um ein Stück Eisen, so wird dieses magnetisch, und nähert man ihm einen beweglichen Magneten, so wird dieser im Allgemeinen gedreht. Es gehen also von dem Draht eigenartige, den magnetischen verwandte Kräfte aus. Seinen innern Zustand deutet die Physik in folgender Weise. Da er nicht geladen ist, enthält er eben so viel negative wie positive Elektrizitätspunkte. Aber die Kräfte der Batterie streben dahin, diese Elektrizitätspunkte zu bewegen. Liegt z. B. der Kupferpol der Batterie am linken, der Zinkpol am rechten Ende des Drahts, so schiebt die Batterie alle positiven Elektrizitätspunkte im Draht fortwährend nach rechts, alle negativen nach links; die Elektrizität im Draht ist also in Strömung begriffen, und aus dieser Strömung gehen ihre eigentümlichen Kraftwirkungen hervor. Die Elektrizitätsteilchen bewegen sich im Draht mit einer Art von Reibung; daher kommt seine Erwärmung. Sie wirken mit Kräften auf andre bewegte Elektrizitätsmengen, daher die Anziehung zweier Drähte; ein Magnet ist ein Körper, der in jedem Molekül eine kleine kreisförmige Strömung enthält, deshalb wirken sie auch auf Magnete. Ist die Batterie sehr stark, so kann man den Draht entzwei schneiden und die beiden Stücke einige Millimeter von einander entfernen, die elektrische Strömung geht in Gestalt eines stark leuchtenden Bogens über die Trennungsstelle; das ist das bekannte Bogenlicht, während die Glühlämpchen nichts anders sind, als dünne Kohlendrähte, die durch die Stromwärme weißglühend werden. Der Zustand des Durchströmtseins ist von dem der Ladung

wohl zu unterscheiden. Wer heutzutage die elektrische Triebkraft für seine Lampen mietet, der mietet nicht „Elektrizität,“ denn die ist schon vorher in seinen Drähten, sondern er mietet die Bewegung der Elektrizität; diese Bewegung ist es, die ihm Licht liefert und die von außen her unter Aufwand von chemischer oder Maschinenenergie unterhalten werden muß.

4. Elektrische Schwingungen. Die Strömung der Elektrizität in einem Drahte, der zwischen den Polen einer Batterie ausgespannt wird, läßt sich mit dem ruhigen Fließen eines Flusses vergleichen. Sie geht, solange die Batterie im Stande ist, gleichmäßig und annähernd in gleicher Stärke vor sich; wird die Batterie durch den Gebrauch schwächer, so nimmt auch der elektrische Strom ab, aber langsam, etwa so wie die Wasserbewegung in einem allmählig versiegenden Flusse. Es giebt aber noch eine andre Art der fortschreitenden Bewegung, die bei der Elektrizität und auch beim Wasser vorkommt. Man denke sich etwa einen hundert Meter langen, zur Hälfte mit Wasser gefüllten Kanal. An seinem einen Ende A lasse man plötzlich eine große Wassermenge eintreten und schließe ihn dann sofort wieder ab. Die zugetretene Wassermenge bildet am Ende A zunächst einen Berg, der nicht im Gleichgewicht ist; er schreitet vielmehr stürmisch über die Oberfläche des Kanals fort und bildet auf ihr eine Welle, die sich über die ganze Länge des Kanals fortpflanzt, bis sie am andern Ende B anlangt. Dort wird sie zurückgeworfen, geht rückwärts nach dem Ende A, wird wieder zurückbewegt und geht wieder nach B, wird da abermals zurückgeworfen u. s. w.; so läuft die Welle auf dem Kanale hin und her, bis sie durch die Reibung des Wassers zur Ruhe gebracht wird. Ist das geschehen, so hat sich die zugelassene Wassermasse im Gleichgewicht auf der Oberfläche des Kanals verteilt, das Wasser des Kanals steht nun entsprechend höher. Ganz ähnliches kann bei der Elektrizität vorkommen. Man lasse plötzlich eine positive Elektrizitätsmenge, etwa in Form eines Funkens, auf das eine Ende A unsers Drahts überspringen. Diese Elektrizitätsmenge ist an ihrem Platze nicht im Gleichgewichte; sie breitet sich also aus und treibt die im Drahte enthaltene positive Elektrizität stürmisch nach dem andern Ende B des Drahtes hin. Dadurch sammelt sich die positive Elektrizität am Ende B; auch dort ist sie nach dem ersten Stoße im Übermaße vorhanden, geht also wieder rückwärts nach A hin, wird da aufs neue zurückgetrieben u. s. w. Die Elektrizität des Drahts, gerade so wie das Wasser des Kanals, macht abwechselnde Bewegungen von A nach B hin und zurück, bis sie durch die Reibung zur Ruhe gelangt ist und die neue Ladung sich in Gleichgewichtsverteilung auf der ganzen Drahtoberfläche ausgebreitet hat. Den Vorgang der Hinundherbewegung nennt man eine elektrische Schwingung. Es giebt noch andre Fälle, als den berührten, in denen elektrische Schwingungen auftreten; wir wollen uns aber hier an den einen ausgezeichneten Fall halten, wo eine Elektrizitätsmenge plötzlich in Form eines Funkens auf einen Leiter von

geringer Größe gebracht wird. Dabei verläuft die elektrische Schwingung so schnell, in Bruchteilen von einer Milliontel Sekunde, daß die rohe Beobachtung nichts von ihr wahrnimmt; untersucht man einen Draht eine Tausendstel Sekunde, nachdem ein Funke auf ihn übergegangen ist, so ist die Schwingung längst vorüber, und man findet nur die aufgesprungene Ladung im Gleichgewicht und in Ruhe. Trotzdem hat man Mittel gefunden, die Schwingungen zu beobachten. Man unterbricht den Draht an einer Stelle; dann geht die Elektrizitätsbewegung in Form eines Funkens über die Unterbrechung. Betrachtet man diesen Funken in einem schnell rotirenden Spiegel, so sieht man, daß er aus abwechselnden, entgegengesetzt gerichteten Teilfunken besteht, also man sieht, daß die Elektrizität sich hin und her bewegt.

Die elektrische Schwingung hat eine eigentümliche Wirkung, an der sie erkannt werden kann. Bringt man in ihre Nähe einen neutralen Draht, so erregt sie in diesem eine sekundäre Schwingung; man nennt diesen Vorgang Induktion, und die Schwingung, die in einem Draht durch eine benachbarte Schwingung erregt wird, heißt induzirt. Ist im ersten Drahte X eine Schwingung vorhanden, und befindet sich in seinem Wirkungskreise ein zweiter Draht Y, so fängt auch in diesem die Elektrizität zu schwingen an. Biegt man Y zu einem Kreise zusammen, so daß zwischen seinen Enden noch ein kleiner Zwischenraum bleibt, so sieht man das Auftreten der Schwingung in Y daran, daß in dem Zwischenraum ein Fünkchen erscheint. Ein solcher Drahtkreis ist daher ein bequemes Mittel, die Induktion zu studiren.

In all den hier erwähnten Erscheinungsformen, Ladung, Durchströmung, Schwingung und Induktion, wirken elektrische Teilchen mit Kräften auf andre, mehr oder weniger entfernte Teilchen. Die Physiker unterzogen sich nun zuzunächst der Aufgabe, diese Kräfte messend zu bestimmen. Für ruhende Ladungen lieferte Coulomb 1785 bis 89 das Gesetz; es lautet: Gleichnamige Elektrizitätsteilchen stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an, beides nach demselben Gesetze, wonach die Weltkörper einander anziehen. (Multiplizirt man die Menge des einen Teilchens mit der Menge des andern und dividirt man das Produkt zweimal nach einander durch ihre Entfernung, so hat man die Kraft, womit sie auf einander wirken.) Die Wissenschaft hat aus diesem Satze eine lange Reihe von Folgerungen gezogen, darunter einige, die sich außerordentlich fein kontroliren lassen, und sie sind alle durch die Beobachtung bestätigt worden. Coulombs Gesetz steht infolge dessen so sicher da, wie kaum ein andrer Satz der Physik. Die Strömungserscheinungen und die eigentümlichen Wirkungen, die aus ihnen hervorgehen, lassen sich aber dahin deuten, daß bewegte Elektrizitätsteilchen andre Kräfte ausüben als ruhende, und die Physiker haben sich seit 50 Jahren bemüht, das Kraftgesetz für bewegte Elektrizitätsteilchen zu finden. Drei der größten Forscher haben ihren Scharfsinn auf diese Aufgabe verwendet, Wilhelm Weber, Riemann und Clausius, und

heute können wir mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß die von ihnen aufgestellten Gesetze nicht genügen. Andre Physiker, wie Ampère, F. Neumann und Helmholtz, hielten sich überhaupt von dem Bestreben fern, die Wirkung der elektrischen Ströme aus der Bewegung der Elektrizitätspunkte erklären zu wollen, und gingen nur darauf aus, die bekannten Erscheinungen durch mathematisch bequeme Gesetze für die Kraft eines sehr kleinen Stromteilchens auszudrücken; dabei gewannen sie sehr brauchbare Formeln, aber sie verzichteten von vornherein auf ein tieferes Eindringen in das Wesen des Stroms. So ging die wachsende Erkenntnis auf dem Kontinente mehr in die Breite als in die Tiefe; man lernte die bekannten Erscheinungen in immer weiterer Ausdehnung beherrschen, aber man kam dem Wesen der elektrodynamischen Vorgänge nicht näher.

Der Anstoß dazu sollte von einer ganz andern Seite ausgehen, nämlich von einer im Grunde philosophischen Idee Faraday's. Man denke sich zwei Elektrizitätsteilchen, die etwa einen Meter weit auseinanderliegen. Sie ziehen sich an (oder stoßen sich ab; wir sprechen von jetzt ab nur von Anziehung, wobei der Leser jedesmal ergänzen möge, daß auch Abstoßung an die Stelle der Anziehung treten kann).

Die Thatsache der Anziehung steht fest, selbst wenn das Gesetz, nach dem sie erfolgt, nicht bekannt sein sollte. Es ist nun aber schwer zu begreifen, wie zwei Teilchen, die sich in irgend einer Entfernung von einander befinden, mit Kräften auf einander wirken sollen, wenn nicht etwas zwischen ihnen ist, was diese Wirkung vermittelt. Die Frage, ob eine unmittelbare Kraftwirkung in die Ferne überhaupt möglich sei, ist fast so alt, wie die Naturphilosophie: schon die griechischen Atomisten ließen ihre Atome einander mit Häckchen festhalten, um der Annahme einer Wirkung in die Ferne zu entgehen. Wenn wir zwei Steine durch eine Kautschukschnur miteinander verknüpfen und die Schnur anspannen, so streben die Steine zu einander hin. Könnten wir die Schnur nicht sehen, so würden wir wohl sagen: die Steine ziehen sich an; da uns das Vorhandensein der Schnur nicht entgeht, suchen wir die Kraft, die die Steine bewegt, in der Schnur und schließen aus ihr auf eine Eigenschaft der letztern; die Schnur ist elastisch. Zwei Elektrizitätspunkte werden, ganz wie jene Steine, zu einander hingetrieben; wir werden zu schließen haben, daß auch zwischen ihnen ein elastisches Etwas, freilich unsichtbar, vorhanden sei, welches ihre Bewegung veranlaßt. Dieses Etwas ist überall vorhanden, denn die Elektrizitäten ziehen sich überall an; es ist nicht die Luft oder ein andrer materieller Körper, denn die elektrische Anziehung bleibt auch in möglichst leerem Raume bestehen. Es ist nicht unmittelbar wahrzunehmen, aber es muß doch, selbst in dem vollkommen luftleeren Raume der Luftpumpe, vorhanden sein, sonst wäre die Anziehung ein unbegreifliches Wunder. Wir wollen dieses Etwas, das die Anziehung vermittelt, vorläufig, um nichts darüber auszu-

sagen, was wir nicht begründen können, mit einem möglichst farblosen Namen belegen; es soll das „Medium“ heißen. Denkt man einmal an das Vorhandensein eines solchen Mediums, so sieht man, daß es zwei Wege giebt, elektrische Erscheinungen zu erforschen. Sie lassen sich an dem Beispiel der beiden Steine leicht klar machen. Sind einem Physiker zwei durch eine elastische Schnur verbundene Steine gegeben, so kann er auf zweierlei Weise ihr Verhalten studiren; entweder er beobachtet die Steine, oder er beobachtet die Schnur. Im ersten Falle findet er das Gesetz, wonach sich die Steine scheinbar anziehen, wenn sie von einander entfernt werden; bei guter Beobachtung wird das Gesetz vollkommen richtig sein. Im zweiten Falle findet er, wenn er wieder richtig beobachtet, offenbar dasselbe Gesetz für die Bewegung der Steine, aber nebenbei lernt er auch das Verhalten der Schnur kennen, findet den Begriff der Elastizität und somit eine wertvolle Erweiterung seiner Kenntnis. Ganz ähnlich steht es um die Elektrizität. Entweder der Physiker betrachtet bloß die ihm gegebenen, durch ihre Wirkungen gekennzeichneten Elektrizitätspunkte; dann findet er das Gesetz, wonach die Elektrizitäten einander anziehen, und wenn er hinreichend gut beobachtet, wird dies Gesetz die Erscheinungen erklären, die er in seinen Apparaten wahrnimmt. Oder er betrachtet das zwischen den Punkten befindliche Medium und wirft die Frage auf: Wie muß dieses Medium beschaffen sein, und wie wirkt es auf die Elektrizitätspunkte? Gelingt es ihm, diese Frage zu beantworten, so erhält er gleichfalls das Gesetz, wonach sich die Elektrizitätspunkte bewegen, nebenbei erhält er aber auch Kenntnis von den Eigenschaften des Mediums, also etwas, was bei der ersten Methode nicht zu erzielen ist

Es war Faraday, der die zweite Betrachtungsweise seinen Untersuchungen zu Grunde legte. Er dachte sich, daß das Medium zwischen zwei elektrischen Punkten in einer eigentümlichen Spannung sei, und daß diese Spannung die Punkte zu einander hintreibe. Er suchte den Spannungszustand des Mediums vorstellbar zu machen, indem er annahm, jeder elektrische Punkt strahle „Kraftlinien“ aus, die im Medium verlaufen. Näher darauf einzugehen ist hier nicht der Ort; es genüge, zu bemerken, daß die Faraday'schen Kraftlinien sich als ein äußerst bequemes mathematisches Hilfsmittel bewährt haben, das für sich allein beinahe so viel leistet wie eine ganze Anziehungstheorie, und daß sie eben deswegen schon lange bei den Technikern in Gebrauch gekommen sind.

Aus Faraday's Art, die Sache anzugreifen, folgte zunächst eine wichtige Entdeckung. Die Quelle der Kraft, womit zwei Elektrizitätspunkte sich anziehen, liegt nach Faraday nicht in, sondern zwischen ihnen. Er mußte sich also die Frage vorlegen: Bleibt die Kraft unverändert, wenn man einen andern Körper zwischen die Punkte bringt? Mit andern Worten: ziehen sich zwei elektrisch geladene Körper unter übrigens ganz gleichen Umständen eben so stark an, wenn man sie etwa in Terpentinöl bringt, als wenn Luft zwischen

ihnen ist? Der Versuch beantwortete diese Frage in schlagender Weise mit Nein. Lange, sorgfältige Reihen von Experimenten haben festgestellt, daß zwei im übrigen ganz gleiche Elektrizitätsmengen sich mit verschiedener Kraft anziehen, wenn verschiedene Stoffe zwischen ihnen sind. In Terpentinöl z. B. ist die Anziehung $2^1/_5$, in Alkohol 25 mal so stark wie in Luft. Man nennt diese Verhältniszahlen „Dielektrizitätskonstanten"; das eben gesagte ist also nur anders ausgedrückt, wenn man behauptet: Die Dielektrizitätskonstante des Terpentinöls ist $2^1/_5$, die des Alkohols ist 25.

Faraday's Ideen wurden von seinem Landsmann Maxwell durchgebildet und entwickelten sich unter dessen Händen zu einer streng mathematischen, höchst scharfsinnigen Theorie, die von allen bekannten Erscheinungen Rechenschaft giebt. Da die Theorie mathematischer Natur ist, kann hier auf ihre Einzelheiten nicht eingegangen werden; nur ein Teil, und zwar gerade der Schlußstein ist hier zu erwähnen. Wird die Kraft, die von einem Elektrizitätsteilchen ausgeht, durch ein Medium vermittelt, so versteht sich auch fast von selbst, daß zu ihrer Vermittelung Zeit gebraucht wird. Denn die Fortpflanzung der Wirkung in dem Medium kommt offenbar dadurch zu Stande, daß der Spannungszustand sich von einer Schicht des Mediums auf die benachbarte, von dieser auf die nächstfolgende u. s. w. fortpflanzt; dies Fortschreiten der Spannung von einer Schicht zur andern erfordert aber augenscheinlich Zeit, gerade so gut, wie das Fortschreiten des Schalles oder des Lichts. Wenn also z. B. in diesem Augenblicke plötzlich eine elektrische Ladung auf der Erde entstünde, so würde sich ihre Wirkung auf dem Monde nicht in demselben Augenblicke geltend machen, sondern erst einige Zeit später, noch später auf der Sonne, und viel später erst in der Entfernung der Fixsterne. Maxwells Theorie gestattet nun, die Geschwindigkeit, womit eine elektrische Gleichgewichtsstörung in dem Medium fortschreiten muß, aus Beobachtungen an durchströmten Körpern zu berechnen, und die Rechnung ergiebt folgendes.

1. Ist das Medium frei von aller wägbaren Materie, so schreitet jede Störung, also auch die Spannung, die ein elektrischer Punkt in ihm erzeugt, mit einer Geschwindigkeit von nahe 300000 Kilometern in der Sekunde in ihm fort. (Der Mond ist etwa 380000 Kilometer von der Erde entfernt; entsteht also bei uns eine Ladung, so kommt ihre Anziehung nach etwa $1^1/_4$ Sekunde auf dem Monde an.)

2. Befindet sich das Medium in einem materiellen Körper, so wird seine Elastizität durch den Stoff des Körpers abgeändert, daher pflanzen sich die Störungen in materiellen Körpern anders, im allgemeinen langsamer fort, als im freien Medium. Luft und andre Gase wirken nicht erheblich nach dieser Richtung, wohl aber feste und flüssige Körper. Und zwar ist die Fortpflanzung um so mehr verzögert, je größer die Dielektrizitätskonstante der Substanz ist. (Genauer: die Fortpflanzungsgeschwindigkeit ist der Quadratwurzel aus der

Dielektrizitätskonstante umgekehrt proportional.) Im Terpentinöl geschieht die Fortpflanzung elektrischer Kräfte nahe $1^1/_2$, in Alkohol 5 mal langsamer als in Luft.

3. ergiebt sich aus Maxwells Theorie noch die weitere Folgerung, daß die Störungen, auf denen die elektrischen Anziehungen beruhen, durch schlechte Leiter ungehindert durchgehen; treffen sie aber auf ein Metall, so rufen sie in diesem Elektrizitätsbewegungen hervor und werden dadurch abgeändert, werden, wenn sie schnell erfolgen, verschluckt, vielleicht auch zum Teile reflektirt.

Betrachten wir nun das erste dieser Ergebnisse, die, wie gesagt, rein auf dem Boden der Elektrizitätslehre zu Stande gekommen sind. Störungen pflanzen sich im freien Medium mit einer Geschwindigkeit von 300000 Kilometern in der Sekunde fort. Das ist aber genau die Geschwindigkeit des Lichts im freien Raume, und — das ist sehr bemerkenswert — je genauer die elektrodynamischen Messungen werden, desto genauer findet man aus ihnen dieselbe Zahl, die der Geschwindigkeit des Lichtes zukommt. Bekanntlich ist das Licht eine Wellenbewegung, die sich in einem hypothetischen Stoffe, dem Äther, fortpflanzt. Der erste der obigen Sätze heißt also mit andern Worten: Störungen im Medium pflanzen sich genau mit derselben Geschwindigkeit fort, wie Bewegungen des Lichtäthers. Nun giebt es aber keine Größe, die für einen elastischen Stoff so charakteristisch wäre wie die Geschwindigkeit, womit sich eine Störung in ihm fortpflanzt; der vorstehende Satz kann also mit größter Wahrscheinlichkeit dahin gedeutet werden: Das Medium, das die elektrischen Kraftwirkungen vermittelt, ist der Äther. Der Satz wird doppelt wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß das Medium und der Äther universelle, alles durchdringende, auch im luftleeren Raum vorhandene Stoffe sind; daß es zwei derartige Stoffe geben sollte, ist an sich nicht wahrscheinlich und wird fast undenkbar, wenn man wahrnimmt, daß beide die gleiche Fortpflanzungsgeschwindigkeit besitzen. Medium und Äther sind also ein und dasselbe.

Dieser Satz ist die große Errungenschaft, von der im Eingange die Rede war; seine hohe Bedeutung besteht darin, daß er zwei früher getrennte Gebiete, die Lehre vom Licht und die Lehre von der Elektrizität, zu einem einzigen vereinigt; Licht und Elektrizität (oder Elektromagnetismus, denn der Magnetismus ist nur eine besondre Wirkungsform elektrischer Ströme) beruhen auf Bewegung ein und desselben Stoffes, unterliegen also verwandten, zum Teil gleichen Gesetzen. Wer sich von dem Werte eines derartigen Zusammenhangs eine Vorstellung machen will, der denke an die Zeit, wo man noch nicht wußte, daß der Magnetismus eine besondre Wirkung elektrischer Ströme ist, und vergegenwärtige sich, was alles aus Oerstedts unscheinbarer Entdeckung des „Elektromagnetismus" geflossen ist, vom Galvanometer bis zum Telegraphen und zur Dynamomaschine.

Gehen wir aber weiter. Ist der Satz richtig, daß die elektromagnetischen Kräfte sich im Äther fortpflanzen, so müssen auch die beiden andern oben

unter 2 und 3 angeführten Ergebnisse Maxwells ihre Anwendung auf die Lichterscheinungen finden. Beginnen wir mit dem dritten Satze und sagen wir Licht statt elektrische Störung; dann heißt er: Isolatoren lassen das Licht durch, sind also durchsichtig, gute Leiter sind undurchsichtig. Die Folgerung ist aber mit einigem Vorbehalt zu ziehen. Wir beurteilen nämlich die Leitungsfähigkeit eines Körpers nach der verhältnismäßig langsamen Bewegung der Elektrizität, die wir mit unsern Apparaten hervorbringen können. Das Licht besteht aber aus ungemein schnellen Schwingungen; es gehen deren 400 bis 700 Billionen auf eine Sekunde. Nun kann es ganz wohl vorkommen, daß ein Körper für langsame Bewegungen ein guter Leiter ist, während er schnellen elastisch widersteht. Haben wir doch täglich das Beispiel des Wassers vor Augen, das einem langsam eingesenkten Stein unweigerlich den Durchgang gestattet, während es einen schnellgeworfenen von seiner Oberfläche abprallen läßt. Dem entsprechend kann es vorkommen, daß ein Körper langsame Bewegungen der Elektrizität in seinem Innern zuläßt, gegen schnelle Schwingungen aber als Nichtleiter erscheint. Mit dieser Beschränkung bestätigt sich der Satz an wichtigen Beispielen. Die Metalle sind die besten aller Leiter und zugleich die undurchsichtigsten Körper. Glas, gereinigter Schellack, Schwefel, Luft und andre vorzügliche Isolatoren sind durchsichtig. Kohlenstoff ist als Diamant ein Isolator und durchsichtig, als Graphit und als schwarze Kohle leitet er und ist undurchsichtig. Ein lehrreiches Beispiel bietet das Hartgummi dar; es ist einer der besten Isolatoren und ist schwarz undurchsichtig, d. h. es läßt keine sichtbaren Lichtwellen durch. Aber Bell hat bei seinen Versuchen über das Photophon gefunden, daß das Hartgummi für langsame, nicht sichtbare Lichtstrahlen durchsichtig ist; da zeigt sich also deutlich der Einfluß der Geschwindigkeit einer Schwingung auf das Durchlaßvermögen, und das Beispiel, das anfänglich gegen Maxwell zu sprechen schien, wirft ein bestätigendes Licht auf seine Theorie. Es giebt eine ganze Klasse von Körpern, von denen man bis jetzt nicht sagen kann, daß ihr Verhalten dem dritten Maxwellschen Satze entspreche; das sind diejenigen, die durch den elektrischen Strom zersetzt werden, in Wasser gelöste Salze und dergleichen. Sie leiten mäßig und sind großenteils sehr durchsichtig. Aber kein Mensch weiß, wie sie sich gegen Lichtstrahlen von sehr geringer Schwingungsgeschwindigkeit verhalten würden; man kann also aus ihren Eigenschaften nicht den Schluß ziehen, daß der Maxwellsche Satz unrichtig sei, sondern nur den, daß sie sich möglicher Weise gegen langsame Störungen anders verhalten, als gegen schnelle, ähnlich wie Hartgummi, nur noch in höherem Grade.

Es läßt sich sonach sagen, daß die Einheit von Äther und Medium durch die Transparenzerscheinungen zum Teil bestätigt, zum Teil nicht widerlegt wird.

Anders steht es, wenn wir nun den zweiten der obigen Sätze mit der Annahme, daß der Äther das Medium sei, in Verbindung bringen. Dann

lautet er: Das Licht muß sich in Terpentinöl $1\frac{1}{2}$, in Alkohol 5 mal so langsam fortpflanzen wie in Luft; denn eine elektrische Störung hat ja diese Eigenschaft." Nun giebt die Optik uns Mittel an die Hand, die Geschwindigkeit des Lichts in durchsichtigen Körpern sehr bequem und genau zu messen. Und da findet man beispielsweise, daß das Licht im Terpentinöl 1,47, in Alkohol 1,37 mal langsamer fortschreitet als in der Luft. Die Zahl für Terpentinöl stimmt ziemlich mit der vorausberechneten, die für Alkohol aber durchaus nicht; Maxwell verlangt 5, und die Beobachtung liefert kaum mehr als $1\frac{1}{3}$. Dasselbe Verhältnis zeigt sich bei den entsprechenden Zahlen für andre Stoffe; einige stimmen leidlich, andre nicht einmal annähernd. Hier bleibt also kein andrer Schluß möglich als der: Maxwells Theorie ist entweder in der Hauptsache falsch, oder sie muß in Nebendingen einen Irrtum enthalten. Das erstere ist nun nicht wahrscheinlich; die Übereinstimmung der beiden Zahlen für die Lichtgeschwindigkeit im leeren Äther und für die Störungsgeschwindigkeit im freien Medium ist so auffallend, daß sie kein Zufall sein kann. Der andre Fall dagegen ist durchaus möglich; Maxwell hat wahrscheinlich bei Aufstellung seiner Theorie einige Nebenumstände nicht berücksichtigt, die, wenn man sie erst in Rechnung zieht, den zweiten Satz so abändern, daß er ohne Fehler auf das Licht anwendbar wird.

Immerhin blieb eine gewisse Unsicherheit bezüglich unsers Fortschrittes bestehen. Diese ist nun gegen Ende des vorigen Jahres durch eine geniale Experimentaluntersuchung von Hertz in Carlsruhe gehoben worden. Wir können nicht auf den ganzen, reichen Inhalt der Hertzschen Abhandlungen eingehen; wir wollen nur das hervorheben, was unmittelbar auf unsern Gegenstand Bezug hat. Hertz studirte zunächst elektrische Schwingungen und die durch sie induzirten sekundären Schwingungen. Er benutzte schließlich einen Apparat, in dem die Elektrizität tausend Millionen Schwingungen in der Sekunde machte, und fand unter anderm, daß in einiger Entfernung von diesem die induzirten Kräfte stets parallel der ursprünglichen Schwingung waren. Wir wollen nun zusehen, wie sich der Äther in der Umgebung eines solchen Körpers verhalten muß.

AB sei ein gerader Draht, der an jedem Ende eine Kugel trägt, CD ein zweiter, der in der Verlängerung des ersten liegt. Zwischen B und C sei ein Abstand von einigen Millimetern. Das ganze System ABCD stehe isolirt in der Luft; es bilde den Körper, in welchem eine Schwingung vor sich gehen soll. Von F aus lasse man plötzlich einen Funken von positiver Elektrizität auf A überschlagen. Dann beginnen die Schwingungen; in einer Tausendmilliontel Sekunde stürzt die Elektrizität über B hin, durchschreitet die Luft zwischen B und C als Funke und geht bis D; von da prallt sie zurück, geht in der nächsten Tausendmilliontel Sekunde nach A, von da wieder nach B u. s. w., bis nach einer Anzahl von Schwingungen das Gleichgewicht hergestellt ist. In dem Augenblicke, wo die erste Schwingung von A nach D hin beginnt, wird

das Medium in der Umgebung angespannt, und diese Spannung schreitet nach allen Seiten fort. Nach einer gewissen Zeit, sagen wir nach zehn Milliontelsekunden, ist sie etwa bei MN angekommen; ein elektrischer Punkt, der zwischen M und N läge, würde in der Richtung der Pfeile vorwärts getrieben werden. Es sei nun zwischen MN und KL ein Abstand von 30 Centimetern. Da die Störung des Mediums in der Sekunde 3000000 Kilometer durcheilt, legt sie die 30 Centimeter gerade in einer Milliontelsekunde zurück. Während also die Wirkung der ersten Schwingung in MN anlangt, ist die der zweiten Schwingung gerade bei KL angekommen. Bei der zweiten Schwingung ging aber die Elektrizität von D nach A, also in umgekehrter Richtung wie bei der ersten, also ist auch die durch sie hervorgerufene Kraft in KL von entgegengesetzter Richtung wie in MN; sie hat die Richtung der dort gezeichneten Pfeile. Wieder 30 Centimeter näher an AD, bei GH, ist in demselben Augenblick die Wirkung der dritten Schwingung, die von A nach D hingeht, angelangt und treibt einen elektrischen Punkt in der Richtung der dort gezeichneten Pfeile an.

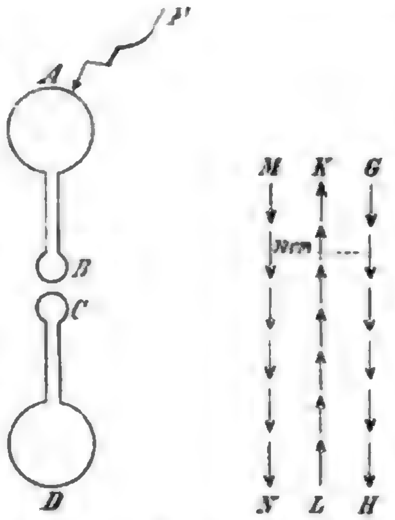

Fig. 1

Man sieht leicht, daß das so weiter gehen muß, wenn die Schwingungen in ABCD sich wiederholen. Kurz ausgedrückt heißt demnach das Ergebnis der Betrachtung: In Abständen von je 30 Centimetern hat die gleichzeitige Kraftwirkung die umgekehrte Richtung. Dieser Zustand schreitet nun, von ABCD ausgehend, mit der Geschwindigkeit von 300000 Kilometern in der Sekunde fort. Sehen wir zu, wie die Lage sich eine Hundertmilliontel Sekunde später gestaltet. Zu der Zeit, wo wir das Medium zum erstenmal betrachteten, hatten die Kräfte die Lage der obern Hälfte von Figur 2; bei MN und GH waren die Kräfte nach unten, bei KL nach oben gerichtet. Eine Tausendmillionteel Sekunde später ist die ganze Wirkung um 30 Centimeter nach links fortgeschritten; die Kräfte sind nunmehr bei PQ nach unten, bei MN nach oben, bei KL nach unten gerichtet, wie die untere Hälfte der Figur zeigt. An ein und derselben Stelle, z. B. zwischen M und N ist also die Kraft erst nach unten, dann nach oben, später offenbar wieder nach unten gerichtet, u. s. w. An ein und derselben Stelle des Mediums wechselt also die Kraft tausendmillionenmal in der Sekunde ihre Richtung.

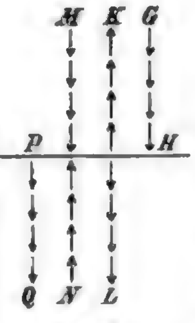

Fig. 2

Das ist nun offenbar nur möglich, wenn die Teilchen, aus denen das Medium besteht, sich tausend Millionen mal in der Sekunde hin- und herschieben. In der Umgebung einer elektrischen Schwingung sind also die Teile

des Mediums in einer hin und her gehenden, regelmäßig abwechselnden Bewegung. Eine sich fortpflanzende Bewegung dieser Art aber, bei der die Teile eines Stoffes der Reihe nach hin und her schwingen, nennen wir eine Wellenbewegung, und die Wellenbewegungen haben ganz bestimmte, wohlbekannte Gesetze. Wellen lassen sich auffangen, spiegeln, brechen u. s. w. Soll also die Faraday-Maxwellsche Grundidee richtig sein, so muß die Erregung, die von der elektrischen Schwingung ABCD ausgeht, sich auffangen, spiegeln, brechen ꝛc. lassen, wie ein Lichtstrahl. Und daß das wirklich der Fall ist, hat Hertz durch schlagende Versuche bewiesen.

In Figur 3 stelle AB den frühern Körper ABCD, in dem die primäre elektrische Schwingung vor sich geht, in verkleinertem Maßstabe dar. Y sei der früher erwähnte kreisförmige Draht, der eine kleine Funkenstrecke enthält. Ist nichts weiter vorhanden, als AD und Y, so entsteht, wie früher auseinandergesetzt wurde, in Y ein Fünkchen, sobald die Schwingung in AD auftritt. Schiebt man eine Metallplatte ST vor Y, so verschwindet das Fünkchen,

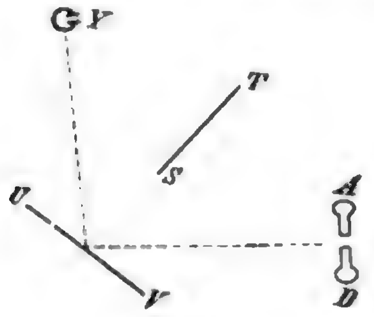

Fig. 3

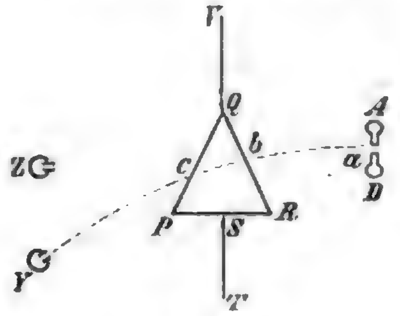

Fig. 4

zum Beweise, daß die Metallplatte der elektrischen Erregung des Mediums den Durchgang verwehrt; die Metallplatte wirft einen elektrodynamischen Schatten. Stellt man aber eine zweite Platte in der Lage UV auf, so erscheint das Fünkchen in Y alsbald wieder; UV hat die elektrodynamischen Wellen nach Y hingespiegelt.

Ferner. In Figur 4 sei AD wieder der induzirende Körper, ST und QV zwei Metallplatten, PQR aber ein großes Prisma von Pech. Bringt man den Drahtring Y an die mit Z bezeichnete Stelle, so erfährt er keine Wirkung; die von AD ausgehenden Erregungen werden seitlich durch die Metallplatten abgefangen, und der Versuch zeigt, daß sie nicht in gerader Linie durch das Prisma gehen. Stellt man aber den Drahtring bei Y auf, so giebt er kräftige Fünkchen; die von AD ausgehende Erregung nimmt also den gebrochnen Weg abcY;*) das ist derselbe Weg, den ein Lichtstrahl durch das Prisma nehmen würde, wenn es durchsichtig wäre; die elektrodynamischen Wellen werden also durch ein Prisma gebrochen wie Lichtstrahlen.

*) Figur 4 ist falsch gezeichnet. Der Weg abcY muß als eine gebrochene gerade, nicht als eine gebogene Linie gedacht werden.

Hertz hat auch gezeigt, daß sie sich durch Hohlspiegel konzentriren lassen; ferner hat er an ihnen die feinern Eigentümlichkeiten nachgewiesen, die in der Optik unter dem Namen Polarisation und Krystallabsorption bekannt sind.

Sonach kann es keinem Zweifel mehr unterliegen: die erregende Wirkung, die von elektrischen Schwingungen ausgeht, hat die Form von Wellen, die sich mit einer bestimmten Geschwindigkeit fortpflanzen; sie wird also durch ein Medium übertragen. Und die Wellen haben alle wesentlichen Eigenschaften der Lichtwellen, also sind sie ihrem Wesen nach von Lichtwellen nicht zu unterscheiden: das Medium, das die elektrischen Kraftwirkungen vermittelt, ist der Lichtäther, und das Licht selbst ist nichts andres als eine elektromagnetische, wellenförmige Störung.

Es wird noch einige Zeit und noch mancher Anstrengung bedürfen, ehe die Wissenschaft aus diesen Sätzen die wichtigsten Folgerungen mit einiger Sicherheit ziehen kann; aber der Weg ist jetzt deutlich gezeigt, und es wird nicht an solchen fehlen, die ihn thatkräftig betreten. Hat der gerühmte Fortschritt eine Bedeutung für die Technik, eine sogenannte praktische Bedeutung? Für die nächsten zwanzig Jahre wohl nicht, ob später, darüber läßt sich nicht einmal etwas vermuten. Galvani konnte auch nicht voraussehen, daß er den künftigen Telegraphen vorbereitete, als er die Zuckung seines Froschschenkels beachtete. Aber selbst wenn der Maxwellsche Satz niemals eine technische Frucht bringen sollte, er schlägt die Brücke zwischen zwei bisher getrennten Gebieten der Erkenntnis, er ist ein großer Schritt in das unbekannte Land, dessen Eroberung der Menschheit zur Aufgabe gestellt ward, und das ist wohl genug, um ihn interessant zu machen.

Hans Hopfens Theater

Dem kürzlich erschienenen neuen Buche Hans Hopfens, das unter dem lapidaren Titel Theater (Berlin, A. Hofmann & Comp. 1889) vier dramatische Werke von sehr ungleichem Werte enthält, wird man am ehesten gerecht, wenn man es als Bekenntnis, als politisches Glaubensbekenntnis in dichterischer Form betrachtet. Zu dieser Überzeugung gelangt man wenigstens, wenn man den Band zu Ende gelesen hat und alle vier Stücke mit einem Blick überschaut. Zum neunzigsten Geburtstage Kaiser Wilhelms hat Hopfen das Festspiel für das Berliner Hofschauspielhaus geschrieben, das auch aufgeführt worden ist. Es ist eine geist-

reiche Allegorie, in der sich der gute, alte getreue Eckart und die einer Brunhilde gleiche „Fee“ Borussia als die Vertreter deutscher Nationalcharaktere gegenüberstehen. Eckart scheint die Verkörperung des deutschen Zauderns, der deutschen Bedenklichkeit, der deutschen Weltbürgerlichkeit, kurzum der unfruchtbaren politischen Weisheit der deutschen Professoren zu sein, wie sie sich im Parlament in der Paulskirche breit gemacht hat. Borussia vertritt die Entschlossenheit, die zur Leitung berufene Klarheit, die frisch zuschlagende Thatkraft. Eckart und Borussia lieben sich keineswegs, der Alte warnt vor ihr den deutschen Jüngling, der (in der Tracht der Burschenschafter) dem Ideal der deutschen Kaiserkrone sehnsüchtig, aber auch nur dies, ohne etwas praktisches zu versuchen, nachstrebt. Der getreue Eckart weiß über das Phantom der deutschen Kaiserkrone nur zu spotten, er kramt greisenhafte Weisheit aus. Sobald aber der Jüngling die Fee Borussia kennen lernt, da fällt er von Eckart ab, und die Fee hämmert eine greifbare Kaiserkrone zurecht. Der Kultus des Preußentums, der in diesem Festspiele zu Tage tritt, ist aber bei Hans Hopfen durchaus nicht bloß Erzeugnis einer festlichen Gelegenheit. Er war kein schmeichelnder Hofdichter, als er ihm in jenem Festspiel Ausdruck gab. Schon vor zwanzig Jahren, unmittelbar nach dem Siege Preußens über Österreich, hat er sich mit Begeisterung für Preußen erklärt und dessen Beruf als deutsche Vormacht in dem politisch-satirischen Tendenzschauspiel „Aschenbrödel in Böhmen“ entschieden betont. In einem zweiten Schauspiel aus dem Frühjahre 1870 „In der Mark“ hat Hopfens politisches Bekenntnis dann eine künstlerisch ungleich reinere Form gefunden. Diese beiden größern Dichtungen sind biographisch der richtige Hintergrund für die zwei vaterländischen Festspiele — das zweite zur Jahrhundertfeier König Ludwigs von Baiern —, die in den letzten zwei Jahren entstanden sind, und die den Dichter zur Bühne zurückführten, die er (unsers Wissens) seit jenen ersten Versuchen nicht wieder betreten hatte. Die politische, oder sagen wir lieber die nationale Begeisterung ist demnach das herrschende Pathos in Hans Hopfens „Theater.“ Deswegen legt man es auch mit wahrer Erhebung aus der Hand, so viele Bedenken sich auch rein künstlerisch dagegen erheben mögen. Es ist eine kräftige, männliche Luft, die man eingeatmet hat, und das erlebt man nicht alle Tage. Unser gewöhnliches Bühnenrepertoire führt uns ja meist nur die wohlbekannten zänkischen Schwiegermütter und kecken Backfische, die Pantoffelhelden und Schwindler oder wieder einen neuen Ehebruch vor. Die große Erhebung, die echt nationale Dichtung gewähren kann, erleben wir selten, und dann nur bei den Alten. Wie ein Schauspiel vom Schlage des „In der Mark“ von den Bühnen verschwinden konnte, ist uns trotz seiner Schwächen unbegreiflich.

Ein Dramatiker von Beruf ist freilich Hans Hopfen bei all seiner technischen Gewandtheit und unleugbaren Gestaltungskraft streng genommen nicht. Er selbst dürfte diese Erkenntnis schon vor zwanzig Jahren, trotz des eben hervor-

gehobenen gelungenen Wurfes, gewonnen haben, denn bekanntlich hat er sich seitdem nur der Erzählung in Versen und in Prosa gewidmet. Es fehlt ihm der große Zug des echten Dramatikers, das Vermögen, große Leidenschaften groß darzustellen, eine starke einheitliche Handlung, die alle Episoden beherrscht, zu erfinden, in großen Strichen zu zeichnen, al fresco. Er geht in den Einzelheiten auf, die gewiß nicht ohne Feinheit, aber beim Lesen jedenfalls wirksamer, als auf der Bühne sind. Seine Handlungen sind nichts weniger als einfach; man verliert den Atem, wenn man sie erzählen will. In Wahrheit zerfällt auch das gelungene Schauspiel „In der Mark“ in Episoden, in feine Einzelheiten und ist im Kern novellistisch, da es einen wichtigen Umwandlungsprozeß tief innerlicher Art in die Dunkelheit des Zwischenaktes fallen lassen muß; und das erste Schauspiel „Aschenbrödel in Böhmen“ ist deshalb ganz und gar mißraten. Den Blick für das, was von der Bühne aus wirkt, die Einsicht in den tiefen Unterschied von Epik und Drama hat Hopfen zu der Zeit noch nicht ganz besessen.

Die Handlung des vieraktigen Schauspiels „Aschenbrödel in Böhmen“ führt uns in das Jahr 1868. Es war die Zeit unmittelbar nach den Niederlagen Österreichs durch Preußen, wo das Tschechenvolk die Gelegenheit ergriff, seinem Deutschenhaß zügellos Ausdruck zu geben. Damals pilgerten die Tschechen nach Moskau, entrollten die Fahne des Panslawismus und begannen den Kampf gegen die Deutschen, der heute noch fortdauert. Ein Bild dieser Zustände giebt Hopfens Schauspiel, das in den verflossenen zwanzig Jahren nicht viel von seiner Wahrheit eingebüßt hat, wenn auch die Deutschen Böhmens lange nicht mehr so geduldig sind, wie Hopfen ihnen im „Aschenbrödel“ vorwirft. Das Schauspiel stellt die Parteien einander gegenüber. Auf der einen Seite das Stiefkind Else, das sich wie ein Aschenbrödel, wie eine dienende Magd behandeln und ausbeuten läßt, obgleich der Reichtum des Hauses ihr persönliches, vom redlichen deutschen Vater ererbtes Gut ist. Sie hat nicht die Gabe, zu herrschen, bereitwillig kommt sie allen Forderungen entgegen, vergißt schnell Beleidigungen und wird deshalb wie ein Spielball von einem Egoisten zum andern geschleudert. Neben ihr steht der deutsche Arzt Dr. Wohlauf, ein inzwischen ausgestorbner deutschböhmischer Typus: gutmütig, bescheiden bis zum Mißtrauen gegen sich selbst, hilfreich, idealistisch, ein Feind alles nationalen Haders, ein reiner Humanist, der sich aber von der charakterlosen Stiefmutter Elses, Frau Anka Malfidi Edle von Heldenschreck, unterm Pantoffel halten läßt, und der sich nur im höchsten Zorne endlich zu einer That aufraffen kann, also ein politisch ganz unfähiger Deutscher, dessen Wirkung von der Bühne fein humoristisch sein soll, zuweilen aber doch auch unfreiwillig lächerlich ist. Und endlich der Vertreter desjenigen Deutschtums, das allein politisch brauchbar ist, weil es mit Mut und Nachdruck überall tschechischer Anmaßung entgegentritt, wenn auch einer gegen drei zu fechten hat und Leib

und Leben gefährdet sind, das ist der preußische Gutsbesitzer und Reserveleutnant Wolfgang von Warnow. Dieser Gruppe von Deutschen steht gegenüber die der Tschechen: der panslawistische Agitator im Nationalkostüm, Wenzel Sedlaczek, dessen größter Schmerz es ist, schließlich zu erfahren, daß sein ihm bis dahin unbekannter Vater ein Deutscher war, dessen Fanatismus das ganze Haus der Heldenschrecks, in dem freilich nur Frauen wohnen, tyrannisirt, der seinem zehnjährigen Zögling Mucki schon die Parole „Huß — Haß!" beigebracht hat und das Deutsche durch das Russische verdrängen will. Er ist wahllos in seinen Mitteln; er will das deutsche Aschenbrödel Else heiraten, obwohl sie ihn gar nicht liebt, und mit Hilfe ihres Reichtums will er sich zum Herrn der Gegend machen. Ihn umgeben einige Strolche, eine drollig deutsch radebrechende böhmische Köchin, und auf seiner Seite steht auch Anka, die Frau des Hauses, ein eitles Weib, das er mit galanten Phrasen beherrscht. Anka zieht ihre jüngere Tochter Libussa aus zweiter Ehe der Stieftochter Else überall vor. Dies die Personen der Komödie — keine sympathische Gesellschaft, wie man sieht. Die Handlung nun ist sehr verwickelt und wird nur durch eine Reihe unglaublicher Voraussetzungen vom Flecke gebracht.

Wolfgang Warnow ist im Kriegsjahre 1866 als Schwerverwundeter ins Haus der Anka gekommen. Else hat ihn gepflegt und sich in ihn verliebt. Die schon damals berechnende Stiefmutter hat sie aber vom Bette Wolfgangs in dem Augenblicke abberufen, wo er zu klarem Bewußtsein aus seinen Delirien erwachte, und sie durch die damals erst dreizehnjährige Libussa ersetzt. Erste spintisirte Voraussetzung! Nach zweijähriger Abwesenheit kehrt Wolfgang nach Böhmen zurück, um sich die schöne Krankenwärterin als Eheweib heimzuholen; er meint Else, deren Bild er unbestimmt behalten hat. Anka versucht es nun, Libussa dem Brautwerber unterzuschieben, das Zusammentreffen Elses mit Wolfgang zu verhindern. Trotz dieser Bemühungen treffen Else und Wolfgang dennoch zufällig in eben jener entlegenen Meierei zusammen, in die das Aschenbrödel verbannt wurde, und sie verloben sich auf der Stelle mit einander; sie lieben sich ja schon lange. Und nun eine neue Verwicklung. In denselben dunkeln Räumen, wo die zwei Liebesleute zusammentreffen, hat kurz vorher eine Zusammenkunft des Agitators Sedlaczek mit seinen Strolchen stattgefunden; Wolfgang war unfreiwilliger Zeuge derselben; als er heraustrat, kam es zu einer Rauferei, bei der er einen Messerstich in den Nacken erhielt. Nun, nachdem er sich mit Elsen verlobt hat, fällt er bewußtlos infolge des Blutverlustes nieder. Die Lage ist sehr kritisch. Der Weg zum Schloß ist weit. Else kann den Ohnmächtigen nicht verlassen. Da erscheint Sedlaczek, der versteckt der Liebesszene beigewohnt hat. Er ist nicht bloß politisch Wolfgangs ärgster Feind, sondern auch sein Nebenbuhler in der Bewerbung um Elsen; sein Vorteil ist es demnach nicht, Wolfgang zu retten; im Gegenteil. Wenn er nun doch helfen soll, so verspricht er dies nur unter der Bedingung, daß

Else eidlich auf Wolfgang verzichtet und ihn, Sedlaczek, heiraten will. Um das Leben des Geliebten zu retten, leistet Else diesen Schwur: eine mehr geschmacklose, als sentimentale Szene, die durch das, was folgt, nicht besser gemacht wird. Kaum ist Sedlaczek fort, um Hilfe zu holen, so erscheint der Hallodri, jener Strolch, der Wolfgang den Messerstich versetzt hat. Der Hallodri ist ganz zerknirscht wegen seiner voreiligen Unthat; er hat schon das Zuchthaus kennen gelernt. Nun erfährt er, daß Else sich mit Sedlaczek unwiderruflich verlobt hat, und wird darob ganz wild. Das kann nicht sein, das darf er nicht zugeben. Warum? Er kennt das Geheimnis von Sedlaczeks Geburt, dieser und Else stammen nämlich von demselben deutschen Vater, sind also Geschwister, können sich nicht heiraten. Aber anstatt es der verzagten und verzweifelten Else in schlichter Weise mitzuteilen, wird der meuchelmörderische Hallodri plötzlich so feinfühlig, die keusche Jungfrau mit so unsaubern Thatsachen nicht bekannt machen zu wollen — oder vielmehr, Hopfen fürchtete sein Stück zu schnell geschlossen zu sehen; und nun beginnt eine unabsehbare Reihe geschmackloser Unwahrscheinlichkeiten, bei denen man sich nur fragen muß, wie der Dichter selbst seine Fehler nicht hat einsehen können. Der Hallodri schreibt auf einen Zettel, der Wolfgang zugestellt werden soll, die erlösende Mitteilung über das Verhältnis von Else zu Sedlaczek. Dieser Zettel wird von der böhmischen Köchin Babuschka richtig ins Schloß gebracht. Aber da Wolfgang noch nicht außer Bett ist, übernimmt Libussa die Post. Da sie von Elsen kommt, vermutet sie einen Liebesbrief, verbrennt den Zettel und läßt von der böhmischen Köchin, die selbst die deutschen Worte, die ihr Libussa in die Feder diktirt, kaum versteht, einen andern Brief schreiben, der den Verzicht Elses auf Wolfgang und die Mitteilung ihres Verlöbnisses mit Sedlaczek ausspricht. Den verbrannten Zettel hat Libussa (dem Verfasser zu liebe) nicht gelesen; sie ist gemein genug, einen Brief zu unterschlagen, aber das Briefgeheimnis achtet sie — sonst wäre ja schon hier die Komödie aus. Aber nein! Es wird uns noch das Unglaublichste zugemutet, daß Wolfgang die Handschrift der Köchin in der That, und obwohl sogar eine Unterschrift mangelt, für die Schrift Elsens hält und nun, halb genesen, nichts andres thun kann, als aus dem so verhexten Hause Knall und Fall davonzulaufen. Wo aber bliebe die notwendige Verlobung, wenn es so ausginge? Da springt der Hallodri dem davonjagenden Wolfgang in die Pferde: ob er denn nicht seine Mitteilung erhalten habe? Nun klärt er ihn mündlich auf, Wolfgang macht kehrtum und kommt gerade wieder zurecht, um den dickschädligen Sedlaczek, der an seine Brüderschaft mit Else nicht glauben will, durch die Zeugenschaft des Hallodri zu besiegen. Nun endlich kann sich das deutsch-böhmische Aschenbrödel mit dem strammen preußischen Leutnant verloben, und auch Anka thut es mit ihrem alten Jugendfreunde, dem Doktor Wohlauf. Gott sei Dank!

Es ist zu bedauern, daß dem Dichter dieses Schauspiel so mißlungen ist; auch für eine Novelle ist die matte Erfindung nicht brauchbar. Es ist nicht einzusehen, weshalb dieser panslawistische Agitator Sedlaczek just der leibliche Bruder des deutschen Aschenbrödels sein muß. Doch wohl nicht nur, um seine Wut über die Entdeckung seines deutschen Vaters hervorzubringen? Es war gar nicht nötig, die Geißel der Satire so grimmig gegen die Deutschböhmen zu schwingen, daß auch noch solch ein Lump als einer aus ihrem Blute hingestellt wurde. Die Geschichte der Deutschböhmen in der Ära Taaffe, in der sogenannten Versöhnungsepoche, ist ein starker Protest gegen die allzustrenge Kritik des nationalen Dichters. In ganz Deutschösterreich ist die nationale Begeisterung nicht so mächtig als in Deutschböhmen; ihre Politiker haben im Parlament die Führung der deutschnationalen Partei übernommen. Hopfens Satire ist demnach auch politisch veraltet, und man kann ihr nicht einmal nachsagen, daß sie, wie es unter Umständen ihr höchster Ruhm hätte werden können, selbst zu dieser Wandlung der Deutschböhmen beigetragen habe; daran hinderte sie ihr geringer poetischer Wert. Hopfen hätte vielleicht doch besser gethan, sie in der Vergessenheit zu lassen.

Dagegen sind wir dem Dichter für die Mitteilung seines fünfaktigen Schauspiels „In der Mark“ zu aufrichtigem Danke verpflichtet, und wir stehen nicht an, zu erklären, daß wir es zu den besten Stücken dieser Art geschichtlicher Sittenbilder zählen, die wir besitzen, ungeachtet des früher erwähnten novellistischen Grundcharakters der Handlung. Denn hier hat uns Hopfen mit kleinmalerischer Sorgfalt ein farbensattes Bild einer glorreichen Zeit des deutschen Lebens geliefert, er hat Menschen geschaffen, die nicht bloß liebenswürdig erscheinen, sondern auch die Überzeugung wirklichen Lebens hervorrufen, und die Mischung von Humor und Rührung, zu der sich im fünften Akte sogar eine etwas effekthaschende gewaltsame Spannung des Zuschauers hinzugesellt, ist uns als echt deutsche Theaterfreude seit langen Zeiten wohl vertraut. Hopfen hat auch ferner das nicht geringe Kunststück zu Wege gebracht, die innere Wandlung der Personen, wie sie von der sechs Jahre umspannenden Handlung notwendig gefordert wird, mit reinen Mitteln verständlich und glaubhaft zu machen.

Auch hier stehen zwei Gruppen in künstlerischem Gegensatze: die preußische und die sächsische Welt um das Jahr 1756, also zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Sachsen mit Polen vereinigt besitzt einen genußsüchtigen frivolen Hof nach dem damaligen frivolen Vorbilde zu Paris. Die Galanterie ist die Seele dieses Hofes, dessen königlicher Mittelpunkt sich weit mehr mit schönen Damen, als mit Staatsgeschäften beschäftigt. Dagegen nun das Preußen des damals noch nicht als Sieger anerkannten Königs Friedrich II.: arm ist sein Volk, streng und hart seine Regierung, freudlos, pflichtgetreu sein Dasein.

Tief in der Mark Brandenburg, weitab von den großen Städten und

belebten Heerstraßen sitzt der Husarenleutnant Hans Joachim von Kittlitz auf seinem Hofe in Büchern vergraben. Er hat sein väterliches Vermögen lustig und geschwind durchgebracht, es war ohnehin nicht viel, da schon sein Vater schlecht gewirtschaftet hatte und andre Familienmitglieder mithalfen. Vielleicht eben wegen dieses allzuflotten Lebens (der Dichter klärt es nicht auf) hat er unfreiwillig Abschied nehmen müssen. Und nun sitzt er da, zwar nicht verzweifelt, nicht hadernd mit der Welt, nicht humorlos, aber doch fatalistisch die Hände in den Schoß legend. Er steckt so tief in Schulden, daß er seinen Hof nicht mehr in Stand halten kann. Durchs Dach regnets herein, die Fenster sind mit Papierscheiben verklebt, kein Stuhl ist mehr ganz, die Goldrahmen der Familienbilder sind verschwunden, die Fensterrahmen sind morsch geworden, nur seine Bücher, sein tapferes altes Schlachtroß, das ihm dreimal das Leben gerettet hat, und sein leibeigner Knecht Ruprecht sind ihm geblieben. Von diesen kann oder will er sich nicht trennen. Der Knecht muß aushalten, dem treuen Roß muß er im Stalle das Gnadenbrot gewähren, die Bücher haben keinen Geldwert. Und Hans Joachim thut trotz Ruprechts Schimpfen gar nichts, um sich aus diesem Elende zu reißen. Selbst die einlaufenden Briefe liest er nicht, sondern sammelt sie uneröffnet in der Schublade. Denn, sagt er, wozu lesen? Die Manichäer wollen ihn ja nur ärgern mit ihren Mahnungen; hingegen daß solche, die umgekehrt ihm schuldig geblieben sind, und es giebt deren auch eine Menge, sich selbst zur Zahlung melden könnten — das glaubt er nicht. Allein unter den eingelaufenen Briefen sind nicht bloß Zahlungsforderungen gekommen. Eine Tante, Amalia Aurora, hat ihm aus Dresden, wo sie am Hofe lebt, geschrieben und angefragt, ob er ihr reiches Nichtchen Lili, das ihm aus frühern Jahren wohlbekannte schöne Bäschen, heiraten möchte, und Hans Joachim hat auch diesen Brief ungeöffnet in die Lade geschoben. Amalia Aurora, eine resolute Person, der die höfische Frivolität und Galanterie nur äußerlich süßliche Formen angewöhnen konnten, ohne ihr gesundes, ehrliches Herz zu verderben, hat des Leutnants Schweigen für Zustimmung genommen und die Verlobung am Hofe bekannt gemacht, hauptsächlich wohl auch deswegen, um ihr Nichtchen vor den lüsternen Nachstellungen des galanten Königs zu schützen. Und nun steht sie mit Lili und zwei Kammerzofen und einer Unzahl von Hutschachteln in der verfallenen Bude ihres sonderbaren Neffen. Welche Verlegenheit für den rasch mit dem Plane einverstandenen Junggesellen! Kein Stuhl ist gepolstert, auf dem eine Hofdame bequem in Ohnmacht fallen könnte. Und erst die verwöhnte Lili! Sie kommt sich wie aus der Welt gestoßen vor, sie ist zu einem Barbaren gekommen. Und den soll sie heiraten? Zwischen den Kammerzofen verborgen ist ohne ihr und der Tante Wissen der Page Könitz mitgefahren, ein verliebter Junge, aber in der besten Schule der Galanterie erzogen. Mitten in der Unordnung macht er ihr eine leidenschaftliche Liebeserklärung, und das junge Herz

des schönen Mädchens gerät in eine arge Not, da sie zwischen dem zierlichen Pagen und dem wilden, unfrisirten, unrasirten, in der Kleidung ganz vernachlässigten märkischen Vetter wählen soll. Da ereignet sich ein Zwischenfall, der ihre Wahl entscheidet. Hans Joachim hat sich mit blutendem Herzen endlich entschlossen, seinen alten Schimmel zu versilbern, um die Gäste bewirten zu können. Allein die Schimpfreden der enttäuschten Amalia Aurora, die spitzig kühle Haltung des schönen Bäschens, das ihm rundweg erklärt hat, es heirate den Wilden nicht, läßt ihn seinen Entschluß bereuen. Die zwei Frauenzimmer sind das Opfer des braven Schlachtrosses nicht wert, und wie Hans Joachim vom Fenster aus bemerkt, daß sein boshafter Knecht Ruprecht den Schimmel aus dem Stalle zerrt, ruft er ihm einen Gegenbefehl zu. Ruprecht gehorcht nicht gleich, darob gerät der jähzornige Husar in eine solche Wut, daß er ihn auf der Stelle niederzuschießen droht, wenn der Kerl das Pferd nicht in den Stall zurückführe. Lili ist dabei, und zu Tode geängstigt fällt sie Hans Joachim in den Arm: „Jesus! Vetter, um Himmels willen! Ein Menschenleben!“ Hans Joachim, der den Hahn gespannt hat, die Andringende abwehrt, indem er sich rund umkehrt: „Der Schimmel ist mehr wert, als ihr allesamt! (Schlägt auf Ruprecht im Hofe an) Loslassen!“ — Lili (ihn umklammernd): „Joachim! Vetter! (In höchster Angst): Ich bin dein, dein Weib! Laß ihn leben, und ich will dein treues gutes Weib sein!“ Endlich läßt der Knecht im Hofe das Roß los, und Joachim senkt die Pistole. Eine prächtige Szene, weil sie kein einziges äußerliches Wort enthält und den Charakter des noch halb kindischen Mädchens in Naturlauten aus sich heraustreibt.

Dieser stimmungsvolle erste Akt mit seinem packenden Schlusse steht zu den folgenden Akten mehr in dem Verhältnis eines Vorspiels, als einer Exposition; denn wir wissen noch immer nicht, um was es sich handeln wird, er entläßt uns nur mit der rein epischen Frage: wie werden die also verlobten mit einander leben? wie werden sich die Charaktere in einander finden? Die Entwicklung kommt demnach nicht ohne Einführung neuer Personen und Motive vom Fleck.

Hans Joachim heiratet denn auch sein schönes Bäschen Lili, aber zur Verzweiflung der insoweit einverstandenen Tante will er um keinen Preis an den sächsisch-polnischen Hof übersiedeln. Das sündhafte Leben dort widert den Husaren König Friedrichs an, sein Weib will er für sich allein besitzen und nicht es bewachen müssen. Um ihn mürbe zu machen, hat die notgedrungen auf Kittlitz zurückgebliebene Tante eine eigne Taktik eingeführt: sie läßt ihn nie mit seiner schönen jungen Frau allein; sie läßt ihn fühlen, daß er ihr nicht bloß Lili, sondern auch sein ganzes, jetzt doch immerhin behagliches Dasein zu verdanken habe; sie hat das Dach ausbessern, die Bilder neu einrahmen, die Fenster mit Glasscheiben versehen lassen u. s. w. Aber dafür ist sie auch Herr im Hause. Nun erscheint ein alter Kamerad Joachims, Luitpold von

Freistein, gegenwärtig Werbeoffizier des Preußenkönigs. Joachim wird in peinlicher Weise von Amalia Aurora blosgestellt, er kann seinen hungrigen Gast nicht bewirten, und kurz entschlossen, blind gegen die verschämt und scheu sich verratende Liebe Lilis, läßt sich Joachim für das neue Heer seines geliebten Königs anwerben. Ruprecht, der ihm jene Szene, wo er ihn erschießen wollte, nicht vergessen kann, läßt sich aus Bosheit gegen den Herrn gleichfalls Handgeld geben und verrät sogar seine Absicht, bei Gelegenheit den gehaßten Joachim zu erschießen.

Nun überspringt die Darstellung fünf Jahre, die erste, für Preußen unglückliche Zeit des siebenjährigen Krieges. Wenn im dritten Akte der Vorhang wieder aufgeht, nehmen wir eine große Anzahl bedeutsamer Veränderungen an Menschen und Dingen wahr. Die Knospe Lili ist zur prächtigen Rose entfaltet. Sie ist nicht mehr das nach Galanterie dürstende Dresdener Kind, sondern eine ernste, still aber kräftig und erfolgreich ihres Amtes waltende Gutsherrin geworden. Nach dem Abgange Joachims hat sie die ungelesenen Briefe seiner Schublade gemustert und gefunden, daß viele seiner Schuldner ihm zu zahlen bereit gewesen sind. Sie hat Ordnung in die Finanzen gebracht und den Ertrag des Gutes gehoben. Sie und nicht Amalia Aurora, die auch bei ihr geblieben ist (an den Hof ohne Lili zurückzukehren schämte sie sich ja!) ist jetzt der Meister im Hause. Da wird durch die Ankunft der Österreicher der Friede des Hauses gestört; der erste Schreck ob der feindlichen Einquartirung wird aber schnell verwunden, als der österreichische Offizier sich als der einstige Page von Könitz entpuppt. Er liebt Lili noch immer. Er wiederholt wie vor fünf Jahren seine Liebesschwüre, und Lili schwankt wie damals. Hat doch Hans Joachim während der ganzen langen Zeit nicht das geringste Lebenszeichen von sich gegeben! Da erscheint plötzlich in jämmerlichem Aufzuge Ruprecht — ohne seinen Herrn. Sogleich verdächtigt ihn Lili des Meuchelmordes an Joachim. Aber mit dem ganzen Stolze eines preußischen Korporals, mit der Entrüstung der ehrlichen Unschuld weist Ruprecht diese Anschuldigung von sich und zieht ein Andenken von dem schwer verwundet auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf hinterlassenen, trotz alles Schimpfens doch eigentlich stets von ihm geliebten Herrn hervor. Lilis Liebe zu Hans Joachim offenbart sich nun in rührender Innigkeit, aber Ruprecht wird noch immer von ihr verdächtigt. Da endlich erscheint Hans Joachim selbst als Knecht verkleidet auf dem Hofe. Er hat sich von dem nahen preußischen Heere als Spion ausschicken lassen. Kein Mensch erkennt ihn, selbst Lili hat nur eine Ahnung, als Ruprecht dazu kommt und mit erschütterndem Aufschrei dem lebenden Zeugnisse seiner Unschuld zu Füßen sinkt. Aber mit dem Erkennen seines tot geglaubten Herrn hat ihn Ruprecht dem Tode neu in die Arme geführt. Der österreichische Hauptmann Könitz kann bei aller Freundschaft jetzt nichts andres thun, als den entlarvten Spion vors Kriegsgericht zu stellen. Es folgt

nun eine schwere Prüfung für Hans Joachim, der sich so oft den Tod gewünscht und nun am Leben hängt, da er die Liebe Lilis erkannt hat. Und noch eine nur allzu drastische Szene folgt. In der Frühe soll Joachim standrechtlich erschossen werden; die Nacht hindurch spielt er mit seinem Nebenbuhler und Feinde Könitz Karten. Er gewinnt diesem all sein Geld ab, und noch ist die Zeit nicht um. Da spielen sie um die Zeit selbst; der gewinnende Kittlitz hat eine Stunde länger zu leben. Aber gerade diese Stunde hat den Preußen den Sieg über die Österreicher gebracht und mit dem Abzug des Könitz ist Hans Joachim gerettet und kann endlich das Glück der Liebe genießen.

Man sieht, die Wirkungen, die Hopfen hervorbringt, sind mit äußerlichen Mitteln hervorgerufen; die aufregende Spielszene am Schlusse ist zwar nicht ganz unwahr, denn wie wir Kittlitz im ersten Akte leichtsinnig mit seinem Dasein spielend kennen lernten, ist ihm ein solches Kartenspiel im Angesicht des schmählichen Todes noch immer zuzutrauen; aber es sind nirgends die Menschen, die die Situationen herbeiführen, sondern diese werden von äußern Erscheinungen, wohl auch vom Zufall gemacht. Aber gleichviel, ob auch die Episode überwuchert, die rechte Einheit der Person zerstört ist und bald diese, bald jene den Mittelpunkt abgiebt (insbesondere wächst Ruprecht hoch hinaus): es ist doch ein interessantes Stück mit einer großen, im Grunde lebensfrohen, mit fortreißenden Stimmung, das Kulturbild ist in satten Farben gezeichnet, und die Menschen zwingen uns den Glauben an ihre Persönlichkeit ab. Darum bedauern wir, daß unsre Bühnen dieses Stück nicht auf dem Repertoire erhalten haben.

Über das zweite Festspiel des Bandes zur Jahrhundertfeier König Ludwigs ist nichts weiter zu bemerken, als daß es ein mehr rhetorisch als dramatisch gelungenes, dialogisirtes Lob auf den „teutschesten" Fürsten seiner Zeit und seine Schöpfung München enthält. Eine muntere Verherrlichung des bairischen Bieres bringt in das Festspiel einen heitern Ton. Der Genius des Ruhmes wehrt dem Münchener Kindel den Eintritt in den Tempel des Ruhmes spöttisch ab:

Oft scheint mir, das Brevier
In deiner Hand sei nur ein Seidel Bier.
Da machst du mir denn manchmal Angst,
Daß, wenn's dir schmeckt, du gar einmal verlangst,
Pschorr, Sedelmayer oder Hofbräuhaus
Auch unter die Unsterblichen zu reihen.

Münchener Kindel.

Vielleicht! (Auf eine entrüstete Bewegung des Genius
schelmisch fortfahrend)
Einstweilen find ich nur — du wirst verzeihen —
Die Namen nehmen sich nicht übel aus,
O Genius des Ruhms, in deinem Munde. (Verbeugt sich.)

Genius des Ruhmes.

Spitzfindig Pfäfflein!

Münchener Kindel.

Sei nur wieder gut;
Schau, wenn des Ruhmes Anspruch darauf ruht,
Daß man der Menschheit Gutes thut,
Dann, mein' ich, darf mit triftgem Grunde
Die alte Stadt, in der wir leben,
Die Hand nach deinem Kranze heben.
Denn auf dem weiten Erdenrunde
Erobert sich der braune Trank,
Den wir so wunderbar bereiten,
Die Menschheit, und sie weiß ihm dafür Dank.
Sieh, hinter unserm Brauerwagen schreiten
Behagen, Bürgersinn und Kunstverstand
Wohlthätig in das durstige Land,
Und vor demselben (demselben!) flieht, gestreckten Trabs,
Der Menschenfeind, der Massenmörder Schnaps.
Des Einzlen (!) wie der Völker Wohlbehagen,
Das allzuhäufig nur gefährdet ist,
Beruht zumeist auf einem guten Magen.
Wer viel genießt und alles kann vertragen,
Gesunder Zecher wird kein Pessimist.

Der Genius gesteht endlich zu, daß es ihm gar nicht Ernst damit gewesen sei, dem Münchener Kindel das Lob des Königs streitig zu machen.

Es pflegt der Mensch Wohlthaten zu vergessen,
Und wer da Großes wollte, wird begeifert.
Drum hört' ichs gerne, daß du dich ereifert,
Denn was man erst mit Leidenschaft verficht,
Vergißt man hoffentlich auch später nicht.

Die Nebel verschwinden, und man sieht in der Walhalla die Büste König Ludwigs.

Antisemiten und Liberale

Aus Österreich

Seit 1861, dem Jahre, wo die Gemeinde Wien zum erstenmale nach zehnjähriger Pause zur Wahl ihrer Vertretung berufen wurde, ist eine so lebhafte, ja leidenschaftliche Agitation und eine so starke Teilnahme der Wahlberechtigten nicht erlebt worden, wie heuer bei den Ergänzungswahlen für den Gemeinderat. Ja im dritten Wahlkörper haben von dreißigtausend Wählern in acht Bezirken einundzwanzigtausend gestimmt, 70 Prozent, ein Verhältnis, das nach Angabe der Zeitungen überhaupt noch nie erreicht worden ist. Mit wenigen Ausnahmen hatte sich die Wählerschaft in zwei große Lager gesondert, auf der einen Seite Liberale und Demokraten, auf der andern die „vereinigten Christen“, d. h. Antisemiten und Klerikale. Die letztern setzten in acht Bezirken elf Kandidaten durch, die erstern in zwei Bezirken sechs. Dieser Ausgang hat auf die Liberalen eine geradezu niederschmetternde Wirkung ausgeübt. Denn deuteln ließ sich an dem Ergebnisse nicht. Auf beiden Seiten waren schlechthin alle verfügbaren Mittel in Bewegung gesetzt worden, und daß die unterlegene Partei in der Lage war, über größere Mittel zu verfügen, daß die Bourgeoisie ihren beträchtlichen Einfluß aufbieten konnte und auch aufbot. daß ihrer Agitationskasse reichlicher Gelder zugeflossen waren, das wird auch von ihrer Seite nicht geleugnet. Der Vorwurf der Lauheit hält obigen Ziffern gegenüber nicht Stand, aus denen überdies mit allen arithmetischen Kunststücken kein Scheintrost herauszurechnen ist. Von den abgegebenen Stimmen gehören (wenn die auf einen gemeinschaftlichen Kandidaten gefallenen nach Maßgabe der andern Abstimmungen verteilt werden) 60 Prozent den Siegern, 45 den Besiegten, von allen Stimmberechtigten bleiben jenen 42, diesen 31 Prozent, so daß, selbst wenn die zurückgebliebenen 9000 Wähler beiden Parteien zu gleichen Teilen zugerechnet werden, den „vereinigten Christen“ eine große Mehrheit bleibt. Sogar das Auskunftsmittel, das sonst umschmeichelte „Volk“ plötzlich zur misera plebs zu degradiren, war nicht mehr anwendbar, als der zweite Wahlkörper, der eigentliche Mittelstand, noch vier Antisemiten wählte; zu diesen gehört auch der Vertreter der innern Stadt, wo Kaufleute, Beamte, Advokaten, Ärzte den Ausschlag geben.

Digitized by Google

Diese Niederlage der liberalen Partei zu feiern liegt eben so wenig Grund vor, wie dafür, aus ihr das Schwinden der Gesittung, des Freiheitssinnes u. s. w. zu folgern und die Verödung Wiens zu prophezeien. Beide Parteien begreifen grundverschiedne Elemente in sich, von den Kandidaten beider wissen in der Regel die Wähler gleich wenig, da Männer von Bedeutung seit vielen Jahren, lange vor dem Eintreten der jetzigen Opposition in den Kampf, mehr und mehr dem Ehrgeiz entsagen, zu den Vätern der Reichshauptstadt zu gehören. Höchstens benutzt man noch den Gemeiderat als Sprungbret, um sich in den Landtag oder in den Reichsrat aufzuschwingen. Das wird nicht nur durch den manchmal schon an den parlamentarischen Stil in Ungarn erinnernden Ton der Verhandlungen verständlich gemacht, sondern auch durch Vorfälle wie der, daß in einer Angelegenheit, in der private Kreditinstitute in Konkurrenz mit der Gemeinde treten, ein Angestellter eines solchen Institutes das Referat übernimmt und dann unter dem Beifalle der Mehrheit kühl erklärt, er finde darin nichts ungehöriges. Umgekehrt ist in den Augen der Zeitungen die Berührung solcher Ungehörigkeiten gleichbedeutend mit „Aufhetzung gegen das Kapital.“ Legen sie doch schon den Banken u. s. w. nahe, sich ihrer antisemitisch stimmenden Beamten zu entledigen, da sie auf deren Zuverlässigkeit nicht rechnen könnten!

Daß ihre Waffenbrüderschaft mit den Klerikalen ein gefährliches Ding sei, verhehlen sich die Antisemiten nicht. Ihr Organ, das „Deutsche Volksblatt,“ suchte unmittelbar nach der Wahlschlacht die Partei deswegen zu beruhigen. Der Aufsatz entwickelte, die Partei sei im Grunde eine deutschnationale, sei durch die nationale Idee zum Antisemitismus geführt, der eine ideale Seite habe, die Reinhaltung des Volksstammes, und eine praktische, Schutz gegen Ausbeutung. In diesem letztern Punkte finde die Berührung mit den Klerikalen statt, die man „zur Erkenntnis der nationalen Seite des Antisemitismus zu erziehen, und dadurch sie als Deutsche für die nationale Sache überhaupt zu gewinnen“ hoffe. Leider ist zu befürchten, daß diese Arbeit zu spät in Angriff genommen wird. Vor Zeiten standen der Erzbischof von Prag, Fürst Schwarzenberg, und der streitbare Bischof Rudigier von Linz ziemlich vereinzelt unter den Kirchenfürsten, im deutschen Klerus waren die Männer von nationaler Gesinnung häufig. Das ist ganz anders geworden, die Eiferer haben das Heft in der Hand, der Nachwuchs ist ultramontan und zum großen Teil föderalistisch gesinnt. Auch diese Umwandlung hätte sich nicht so rasch und leicht vollzogen, wenn die Liberalen weniger verblendet gewesen wären. Oder ist es ein Wunder, daß die Geistlichkeit sich von einer Partei abwendet, deren Organe es als eine ihrer Hauptaufgaben auffassen, das Ansehen der Geistlichen zu untergraben? Wenn irgendwo in der Welt ein Geistlicher ein Gesetz verletzt hatte, insbesondre wenn dabei vom Cölibat gesprochen werden konnte, ging ein Triumphgeschrei durch die Blätter, und vorher in übertriebener Weise

durch die Zensur geschützt, mußte der ganze Stand sich nun ebenso übertriebene Angriffe gefallen lassen. Das empörte auch die Milden und Versöhnlichen und lieferte den streitlustigen jungen Kaplänen gern benutzte Waffen. Mit diesen Verhältnissen steht es in unmittelbarem Zusammenhange, daß in den deutschen Gegenden der Zudrang zum theologischen Studium fühlbar abgenommen hat, die wissenschaftlichen Anforderungen herabgesetzt werden, und trotzdem ohne den Zuzug von Slawen das genügende Personal für die Seelsorge gar nicht mehr herbeizuschaffen wäre. Und in welcher Art diese Hilfstruppen thätig sind, bedarf keiner Ausführung. Das alles ist offenkundig, darf jedoch nicht wahr sein. So wird höchstens in Privatgesprächen zugestanden, daß bei Konflikten zwischen Geistlichem und Lehrer das Unrecht nicht immer auf seiten des Geistlichen liegt. Denn wer laut die Beobachtung macht, daß auch unter den Volksschullehrern Überhebung und andre Schwächen zu finden seien, ist ein gefährlicher Reaktionär.

Und nun das Erstaunen darüber, daß in breiten Volksschichten Liberalismus und Judentum für identisch oder doch solidarisch angesehen werden, nachdem die langen Jahre hindurch eben dies in großen und kleinen Blättern behauptet worden ist — bis auf den heutigen Tag. Unmittelbar vor und nach den Gemeinderatswahlen wurden in elegischem, warnendem, drohendem, tragischem Tone Behauptungen aufgestellt, die, des schmückenden und umhüllenden Beiwerkes entkleidet, besagen: was seit zwanzig Jahren Gutes geschehen ist, ist den Juden und Judenfreunden zu verdanken, diesen allein liegt das Wohl der Reichshauptstadt, des deutschen Wien am Herzen, wenn die Bevölkerung dieser Partei den Rücken wendet, wird auch sie sich von Wien lossagen, und dann muß es verarmen, zu Grunde gehen. Weshalb Wien geblüht hat, als noch nicht das Geldgeschäft, der Zwischenhandel, die Advokatur, die praktische Medizin, das Zeitungswesen sich vornehmlich in jüdischen Händen befanden, bleibt unerörtert. Und während sie immer aufs neue den Trumpf ausspielen, es sei eine Schande für die christliche Mehrheit, sich vor den wenigen Juden zu fürchten, können die Dutzende jüdischer Zeitungen die Angst nicht verbergen, die ihnen das Bestehen eines einzigen antisemitischen Tageblattes — seit Neujahr! — einflößt.

Und in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über das Budget des Kultus und Unterrichtes, die während der Wahlen begannen und von ihnen stark beeinflußt wurden, traten als Hauptredner gegen die konfessionelle Schule richtig wieder zwei getaufte Juden auf, und der eine tischte richtig wieder auf, daß Christus und die Apostel Juden gewesen sind; die Gegner waren großmütig genug, nicht zu berühren, wie diese Juden von ihrem Volke behandelt wurden. Es ist unvermeidlich, daß nicht nur die Bezeichnung „liberal“, sondern auch „deutschösterreichisch“ nur noch als Umschreibungen von „jüdisch“ gelten, da bei nationalen Zerwürfnissen und Spaltungen, im Schulverein, in der Studentenschaft, in der Turnerschaft u. s. w. die Juden regelmäßig jene Bezeichnung für

sich in Anspruch nehmen. So wurde unlängst die Mitgliederliste eines „deutsch-österreichischen Turnvereines“ veröffentlicht; die begann „Abeles, Abeles, Abeles, Abeles, Abraham, Adler“ und schloß mit „Zuckermann, Zwack, Zwicker“, und sie wies unter je hundert Mitgliedern nur vier Nichtsemiten auf. Dem entsprechend hat die deutschösterreichische oder liberale oder Bürgerpartei im dritten Wahlkörper den glänzendsten Sieg in dem Bezirke Leopoldstadt errungen, dem ehemaligen Judenviertel. Wenn die wirklichen Deutschösterreicher aus allen diesen Ergebnissen durchaus keine Lehre ziehen wollen, so werden sie vielleicht noch mehr erleben.

Eine ergötzliche Wendung nahm die Beziehung auf das Tagesereignis in dem Munde des Abgeordneten Grafen Wurmbrand, eines Mannes, der stets völlig unabhängige Ansichten bekundet hat, und dessen Steckenpferd die vorgeschichtliche Altertumskunde ist. Er bemerkte, daß zwischen Russen und Westslawen keine Rassengemeinschaft bestehe, umgekehrt zwischen Indogermanen und Semiten kein Rassenunterschied. Das vernahm die Linke mit großer Befriedigung, machte aber ziemlich lange Gesichter, als der Redner fortfuhr: „Der Antagonismus gegen den Juden ist gerade so berechtigt, oder ebenso unberechtigt, wie es der Kampf gegen den Adel war, der doch von derselben Rasse des Volkes war, aber durch seine Machtstellung und durch seine rücksichtslos gebrauchte Machtstellung manchmal den Haß des Volkes, den Krieg des Bundschuh oder die französische Revolution hervorrief, die jeden Adlichen, und wenn er auch der beste war, zum Schaffot brachte; es war der Kampf gegen die übermächtige Gewalt, die in den Händen einzelner Weniger rücksichtslos gebraucht wurde. Nennen wir die Kämpfe beim Namen, und wir werden sie ethnographisch begreifen, wenn auch nicht billigen.“ Es wäre merkwürdig, wenn die Antisemiten diesen bittern Schluß sich nicht ebenso zunutze machen würden, wie Graziano den „weisen und gerechten Richter!“

Diese nach Inhalt und Form ruhige und gemessene Rede bildete fast eine Ausnahme in den parlamentarischen Verhandlungen der letzten Woche. In der Form vorsichtig war auch Prinz Liechtenstein, der Verfasser des Antrags auf Einführung der konfessionellen Volksschule, aber den Pferdefuß konnte er doch nicht verbergen. Der Syllabus soll wirklich für alle Unterrichtsgegenstände maßgebend sein, und dadurch erhalten auch sonst unverfängliche Äußerungen, z. B. daß die Realien nicht in professorenhafter Weise vorgetragen, sondern im Lesebuch abgethan werden sollen, ihre charakteristische Beleuchtung. Es brach denn auch ein Sturm gegen ihn los, an dem sich der Jungtscheche Gregr aufs leidenschaftlichste beteiligte, worüber nun wieder die Alttschechen außer Rand und Band geraten sind. Die Linke forderte von dem Minister Gautsch in gebieterischem Tone eine Erklärung, wie er sich zu dem Liechtensteinschen Antrage stelle, und da der Minister ausweichend auf die Zeit vertröstete, wo dieser Antrag zur Verhandlung stehen werde, hagelten die heftigsten Angriffe auf ihn

nieder. Allen zuvor that sich in dieser Richtung das jüngste enfant terrible der Opposition, Baron Dumreicher, der mit sichrer Hand jedesmal Seiten zu berühren weiß, die an entscheidender Stelle die empfindlichsten sind. Nicht in der Erregung des Augenblickes, sondern, wie Satz für Satz seine Rede und nicht minder die Art des Vortrages bewies, einen auswendiggelernten, mit allem Raffinement ausgefeilten Aufsatz hersagend, bediente er nicht allein den Minister, seinen einstigen Vorgesetzten, der seine Talente nicht nach Wunsch gewürdigt haben soll, mit den ausgesuchtesten Bosheiten und Grobheiten, sondern fand es angemessen, an die Verdrängung Österreichs aus Deutschland und Italien mit der ausdrücklichen Wendung zu erinnern, Österreich wolle, da es nicht mehr die erste deutsche Macht, nunmehr die zweite slawische zu sein versuchen, und in diesem Ringen werde es der Krone ebenso ergehen, wie gegenüber den Häusern Savoyen und Hohenzollern! Wie sich Klerikale und Slawen dergleichen Äußerungen zu Nutzen zu machen pflegen, haben wir zur Genüge erfahren. Will der einzelne sich mutwillig in Ungunst setzen, so ist das allerdings seine Sache, aber im Namen einer Partei, ja eines ganzen Volksstammes sprechend schädigt er diesen aufs tiefste. Und daran ändert es nichts, daß ihm ein Slovene von ebensoviel Takt und Geschmack antwortete; den Vorwand für den ganzen Gallenerguß hatte nämlich die offizielle Hätschelung des Slovenentums hergeben müssen.

Ja, mit seinen Feinden würde es das Deutschtum in Österreich noch aufnehmen können, aber die gewissen Freunde!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Deutschen Einheitsschulverein. Nachdem die Grenzboten zu wiederholten Malen über den „Deutschen Einheitsschulverein" und seinen Bestrebungen und Versammlungen berichtet haben, werden es uns unsre Leser danken, wenn wir sie auch auf die in kurzem bevorstehende dritte Hauptversammlung dieses Vereins hinweisen. Sie findet am 23. und 24. April in Jena statt, und zwar die nichtöffentliche Sitzung der Vereinsmitglieder ebenso wie die öffentlichen Versammlungen im Schulsaale des Gymnasiums.

Für den Abend des 22. April ist eine zwanglose Vereinigung zur gegenseitigen Begrüßung im Gasthofe zum deutschen Hause angesetzt. Am 23. April findet zunächst um 9 Uhr eine nichtöffentliche Sitzung der Mitglieder des Vereins statt. Für diese Sitzung ist aus verschiednen Gründen diese Zeit gewählt und es sind mehrere Stunden dazu angesetzt worden, weil verschiedne wichtige Vereins-

angelegenheiten, die Frage über das weitere Vorgehen u. s. w., eingehend und gründlich zu behandeln sind. Die beiden öffentlichen Sitzungen beginnen am 23. April Mittags 12 Uhr und am 24. April Vormittags 9 Uhr; auf der Tagesordnung der ersten steht ein Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Richter aus Jena über das höhere bürgerliche Schulwesen in seiner geschichtlichen Entwicklung, auf der Tagesordnung der zweiten ein Vortrag des Professors Dr. Rein aus Jena über den Zeichenunterricht.

Es ist vorauszusehen, daß diese Vorträge und die daran sich anschließenden „Verhandlungen," an denen sich auch Nichtmitglieder beteiligen können, von großer Bedeutung sein werden. Von Anfang an ist ja im „Deutschen Einheitsschulverein" die Forderung erhoben worden, daß auf der anzustrebenden höhern Einheitsschule unter anderm der Zeichenunterricht in größerem Umfange betrieben werden müsse, als es jetzt auf den Gymnasien geschieht; vor zwei Jahren, auf der ersten Hauptversammlung in Halle, wurde auch dieser Gegenstand in dem Vortrage des Gymnasiallehrers F. Hornemann aus Hannover über die Pflege des Auges und der Anschauung eingehend behandelt. Auf der zweiten Hauptversammlung in Kassel, vor einem Jahre, hat sodann der Einheitsschulverein als einen Hauptpunkt in der zu erstrebenden Aenderung des jetzigen Gymnasiallehrplans die Fortführung des obligatorischen Zeichenunterrichts über die Quarta hinaus bezeichnet; im Anschluß ferner an den Vortrag des Professor Barckhausen aus Hannover über das Verhältnis der höhern Einheitsschule zur technischen Hochschule wurde auch der Zeichenunterricht besprochen. Jetzt wird der Verein nun über den Gang und die Einrichtung des Zeichenunterrichts in allen Klassen und über die Art seiner Fortführung (wie weit er fortzuführen sei, ob in allen Klassen, als Pflichtfach, die Zahl der Stunden u. s. w.) die Ansichten zu klären suchen müssen und bestimmte Forderungen und Grundsätze aufzustellen haben.

Noch größeres Interesse aber dürfte der erste Vortrag in Anspruch nehmen. Es ist ja denen, die den „Deutschen Einheitsschulverein" ins Leben riefen, klar gewesen, daß neben dem Streben nach Verschmelzung des jetzigen Gymnasiums und des Realgymnasiums zu der einen „höhern Einheitsschule" man sich auch die Frage vorlegen müsse, welche höhere Schule denn noch neben ihr bestehen solle, nicht als gleichberechtigte Vorbildungsanstalt für die wissenschaftlichen, akademischen Fächer, sondern zur Gewährung einer möglichst abgeschlossenen Bildung für die Bedürfnisse der Söhne des bessern Bürgerstandes, die etwa mit dem 16. Lebensjahre ins praktische Leben eintreten sollen. Zunächst war es natürlich die Hauptsorge des Vereins, die Möglichkeit einer höhern Schule als einzige Vorbildungsanstalt für die wissenschaftlichen Fächer zu erörtern und die Hauptänderungen festzustellen, die zu ihrer Herbeiführung in dem jetzigen Lehrplane der Gymnasien vorzunehmen seien. Nachdem dieses in den beiden Versammlungen in Halle und Kassel bis zu einem gewissen Grade geschehen ist, muß nun auch zu der Frage der „höhern Bürgerschule," oder wie man sonst die andre Anstalt wird bezeichnen wollen, Stellung genommen werden. Es wird dabei mancherlei zu beachten sein; u. a. dürfte es darauf ankommen, ob diese Schule lateinlos sein soll, ähnlich den jetzigen Realschulen und höhern Bürgerschulen, oder ob Latein als Pflichtfach gelehrt werden soll, wie auf den jetzigen Realprogymnasien; dabei werden nicht bloß die Bedürfnisse größerer Städte zu bedenken sein, die ja neben einer höhern Lehranstalt mit Latein und Griechisch als Pflichtfach andre Anstalten ohne diese beiden Fächer sehr wohl gebrauchen können, sondern man wird auch die Verhältnisse kleinerer Städte zu berücksichtigen haben, in denen eine einzige Lehranstalt, nicht

bloß ohne Griechisch, sondern auch ohne Latein, den mancherlei Bedürfnissen der Bevölkerung doch gewiß nicht genügen würde.

Doch soll hier den Verhandlungen nicht vorgegriffen werden. Diese Andeutungen werden genügen, um einiges Interesse für die Versammlung zu erwecken und zum Besuche anzuregen. Wie schon angedeutet, können auch Nichtmitglieder an den öffentlichen Sitzungen teilnehmen und „werden dazu freundlichst eingeladen,“ wie es in den jetzt versandten Einladungen heißt.

Endlich mag noch bemerkt werden, daß nach der Arbeit an beiden Tagen gemeinschaftliche Mittagessen, gesellige Vereinigungen, Spaziergänge, vielleicht auch eine Fahrt nach Kösen zum Besuch der Rudelsburg, in Aussicht genommen sind, und daß Anfragen, welche die Versammlung betreffen, an den Major a. D. Friedheim als den Vorsitzenden des Ortsausschusses in Jena erbeten werden.

Litteratur

Aus Carmen Sylvas Leben. Von Natalie Freiin von Stackelberg. Fünfte, vermehrte Auflage. Heidelberg, Winter, 1889

Dieses Lebensbild der dichtenden Königin, die in so hingebender Weise an hoher Stätte und im fernen Lande dem deutschen Liede treu geblieben ist, will offenbar keine litterarische Biographie sein, sondern ein auf das Thatsächliche gerichteter Lebens- und Wirkensabriß für weite Kreise. Der letztere tritt vor dem erstern allerdings etwas zurück; doch spricht die Dichterin meist beredt für sich selbst, wo die Biographie bei der Fürstin verweilt. Mehrere vortreffliche photographische Beigaben zieren das schön ausgestattete Buch, darunter Porträts, die sehr viel Beifall finden werden, da sie nicht bloß das Bild einer Königin und Dichterin, sondern zugleich das einer anmutigen Frau darstellen.

Gedichte von Paul Heyse. Berlin, Wilhelm Herz, 1889

Vierte neu durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Dieser Zusatz darf wohl beanspruchen, hervorgehoben zu werden. Man hat dem Lyriker Heyse als „marmorkalt“ die Daseinsberechtigung abgesprochen, und dann wiederum seiner „Subjektivität“ das Drama vorenthalten. Das widerspricht sich eigentlich gegenseitig, es giebt wohl kaum eine „marmorkalte Subjektivität.“ Aber das Publikum hält sich zunächst immer gern an Wortschälle. Hernach ändert sich wohl die Beurteilung sowohl auch diesen Gedichten gegenüber, die nun doch schon zum viertenmale auf dem Weihnachtstische gelegen haben. Die Vermehrung besteht zum größten Teil aus epigrammatischen Spitzen mit meist sehr wirksamem Stichwort. Sollte das schon „Abhub eines satten, tafelmüden Gastes“ sein, wie das Motto S. 458 verrät? Wir glauben es nicht. Dazu fühlt es noch zu kräftig mit der Zeit mit und steht zugleich noch immer zu sicher über ihr, ein Zug der Heysischen Muse, der seine unbesiegbare Hinneigung zum Drama erklärt. Aber seine Stärke liegt in jener zu den feinsten Schattirungen neigenden

Psychologie, die den dichtenden Zeitgenossen Lenbachs eigen ist, und die dem novellistischen Porträtmaler doch besser ansteht, als seinem dramatischen Geistesverwandten Franz Grillparzer. Sie beide werden jene eigenartige Nachblüte der Goethischen Poesie (wie dies schon Grillparzer stolzbescheiden von sich empfand) doch einmal am vollständigsten darstellen, die Farbenreichtum und Sinnenglut mit kältester Reflexion durchsetzte. Merkwürdig, der Einsiedler Grillparzer stellt ihre Tagseite dar, das „Weltkind“ Heyse die Nachtseite! Doch auch an dieser Glücksnatur ist ja der Freund der Dichter, der Schmerz, nicht achtlos vorübergegangen. Eine Reihe der am tiefsten empfundnen Gedichte kündet es dem Leser mit einem trauernden Kehrreim.

Konradin, der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten von Martin Greif. Stuttgart, Cotta, 1889

Eine Hohenstaufentragödie muß von vornherein sehr individuelle oder sehr bedeutende Züge tragen, um überhaupt noch Leser festzuhalten. Weder das eine noch das andre kann von diesem Drama des gewiß redlich strebenden und auch durchaus nicht talentlosen Dichters gesagt werden. Wir wissen nicht, in wie weit das alte Gartenlaubenmotiv des Ueberganges weiblichen Hasses in Liebe bei „Violante Frangipani“ im Kreise der Hohenstaufentragödien auf Neuheit Anspruch erheben kann. Jedenfalls verpufft es ganz befremdlich wirkungslos, obgleich der Dichter „in Rache sich verschmähte Liebe kehren“ läßt und zeigt, wie das „unglückselige Weib“ bei dem Bericht von Konradins Hinrichtung „sich zerknirscht zusammenbeugt.“ Was die szenische Vorschrift S. 66 soll (wo „sie angsterfüllt die Stufen zum Kapitol emporstürmt,“ um, von der Menge nicht durchgelassen, „zur Seite abzugehen“), ist unverständlich. Die Seite des Bedeutenden würden wir gern belegen, wenn sich auch nur ein Vers aus dem gleichmäßigen Trabe des Gleichgiltigen kräftiger heraushöbe. Geradezu platt wollen wir es ja nicht nennen, aber wir würden lieber manche derbe Plattheit mit einem gelegentlichen Aufschwunge erkaufen.

Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Ungenannten. Achte Auflage. Heidelberg, Winter, 1889

Zum achtenmale wird dieses schöne Buch, dem die große Kunst gelungen ist, die Entsagung liebenswürdig und die Weltflucht anmutig zu machen, seinen Weg zu gleichgestimmten Herzen antreten. Möge es manchem das heute so seltene Glück lehren, sich vor der Welt ohne Haß zu verschließen, ohne dabei aufzuhören, sich ihrer zu freuen und sie so tief und von so vielen Seiten aufzufassen, wie es diese Sprüche zeigen. In der deutschen Poesie setzte einmal die Idee einer poetischen Prosa, besser einer Lyrik ohne Vers, sehr bestimmt und nachhaltig ein. Hier haben wir noch einen Ableger dieses Triebes in einer ihm sonst so wenig gemäßen Zeit.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Grenzboten

15

Militärisch-politische Blicke nach Osten

4

Dann der Krieg, den wir in den drei vorhergehenden Aufsätzen nach seinen Bedingungen besprochen haben, zum Ausbruch kommen wird? Es sieht gegenwärtig sehr friedlich aus, und es ist möglich, daß es noch geraume Zeit so bleibt. Schwer glaublich aber ist es, daß dies über den Zeitpunkt hinaus dauert, wo Frankreich und Rußland ihre Organisationen und Rüstungen für einen gemeinsam zu unternehmenden Angriff auf die mitteleuropäischen Friedensmächte so weit vollendet haben, daß sie des Erfolges sicher zu sein glauben. Wie werden sich dann die Dinge im Osten gestalten? Ehe wir diese zweite Frage zu beantworten versuchen, sei noch eines Punktes gedacht, der Anlaß zu Besorgnissen gegeben hat, und der von vornherein als nicht sehr gefährlich zu bezeichnen, also bei unsrer Berechnung nur beiläufig einigermaßen zu berücksichtigen ist. Man hat behauptet, die nicht fern von der galizischen Grenze aufgestellte russische Kavallerie werde sofort nach Ausbruch des Krieges das Land überschwemmen, die Mobilisirung stören, Eisenbahnverbindungen unterbrechen, kleine Garnisonen überrumpeln, Transporte aufheben und Kontributionen eintreiben. Betrachten wir aber die Sache näher, so erscheint sie nicht so bedenklich. An der österreichischen Grenze stehen $3^1/_2$ Divisionen russischer Kavallerie mit 84 Schwadronen, und zwar nur 35 bis 60 Kilometer davon entfernt, während die in den Militärbezirken Warschau, Lomza, Wloclawek, Lublin und Kissinew befindlichen 130 Schwadronen 200 bis 300, die in Jelisawetgrad stehenden 24 gar 500 Kilometer bis zur Grenze zurückzulegen haben. Jenseits derselben, in Österreich, stehen in Galizien und der Bukowina 9 Regimenter, zusammen 54, in Oberungarn, dann bei Neuhäusel, Preßburg, Wien, Brünn und Proßnitz

Digitized by Google

10 Regimenter, zusammen 60 Schwadronen, die nicht mehr als 200 bis 300 Kilometer bis zur russischen Grenze haben, und von allen diesen Punkten führen leistungsfähige Bahnen nach Galizien. Dazu kommt, daß die zwischen Donau und Theiß sowie die in Böhmen stehenden 8 Kavallerieregimenter ohne Verzug nach Galizien befördert werden können, und so werden binnen kurzem 27 solche Regimenter oder 162 Schwadronen den russischen Reitern die Spitze bieten. Noch günstiger gestaltet sich die Lage durch den Umstand, daß die in Kielcy-Censtochau stehende russische Kavalleriedivision durch das in Krakau befindliche österreichische Reiterregiment, das sich auf die Festung stützen kann, in Schach gehalten wird, daß die beiden Reiterregimenter in Tarnopol und Czernowitz der zuletzt erwähnten russischen Division, unterstützt von den nächsten Infanterieabteilungen, gewachsen sein werden, und daß von den übrigen 6 österreichischen Kavallerieregimentern den beiden russischen Reiterdivisionen in Dubno und Zamosc gegenüber dasselbe gilt, und so kann von ernstlichem Schaden durch die Reitermassen, die Rußland in den westlichen Grenzgegenden versammelt hat, nicht die Rede sein.

Welche Truppen das Deutsche Reich bei einem Angriffe Rußlands auf Österreich aufstellen wird, um seiner Bundespflicht zu genügen, wird davon abhängen, ob Italien sich an einem Kriege Deutschlands mit Frankreich aktiv beteiligen wird. Jedenfalls wird das Reich an seiner Ostgrenze, etwa bei Posen oder Thorn, einige Armeekorps versammeln, die vermittelst eines strategisch vortrefflich angelegten Eisenbahnnetzes rasch nach jedem Punkte der Grenzlande befördert werden können, der zunächst gefährdet ist. Die Aufgabe dieser Truppen ist eine doppelte: Verhinderung eines Einbruchs der Russen in das Reich und Verhinderung eines möglichst starken Teiles der Russen, sich an dem Entscheidungskampfe zu beteiligen, der hier im Osten zwischen Österreich und Rußland auszufechten ist. Russischerseits werden zunächst die in Kongreßpolen stehenden 16 Divisionen mobil gemacht, können aber nicht vor Verlauf von zehn Tagen operationsfähig sein. Sie werden die Mobilisirung der übrigen Korps und ihren Aufmarsch an der Westgrenze, wozu vier Wochen erforderlich sind, zu decken versuchen, aber wahrscheinlich bis auf weiteres jedem ernsten Zusammenstoße und Kampfe auf dem linken Ufer der Weichsel ausweichen. Die Ziele, die Rußland mit diesem Kriege verfolgt, legen den Schwerpunkt auf den linken Flügel seiner Angriffsfront, sein Zweck, Erlangung des Übergewichtes auf der Balkanhalbinsel, ist nur durch Niederwerfung Österreichs zu erreichen. Deutschland ist ein Hindernis nur als Bundesgenosse Österreichs und vorläufig mit seiner Hauptkraft durch Frankreich in Anspruch genommen. Anderseits ist es nicht unwahrscheinlich, daß Rumänien, die Balkanstaaten und die Türkei sich an Österreich anlehnen und in den Kampf eingreifen. Diese Gruppirung seiner Gegner würde Rußland nötigen, folgende Armeen aufzustellen: 1. ein Beobachtungskorps gegen Deutschland, das mit seiner Haupt-

masse voraussichtlich auf dem rechten Weichselufer im Festungsdreieck Posto fassen und nach der westlichen und nordwestlichen Grenze kleinere Abteilungen vorschieben würde. In jenem Dreieck befindet es sich ungefähr in der Mitte des zu deckenden Grenzgebietes, von wo es jederzeit und nach jeder Richtung hin mit Benutzung von Eisenbahnen in wenigen Stunden nach unmittelbar bedrohten Punkten befördert werden kann. Der entlegenste Teil des Grenzgebietes, das Land am Niemen, wird durch das verschanzte Lager von Kowno und die Dünalinie mit Dünaburg verteidigt werden, falls die Deutschen angreifen und den Angriff so weit ausdehnen, was kaum zu erwarten ist. Was die Stärke dieses russischen Beobachtungskorps angeht, so nimmt sie der Verfasser der Schrift „Das Kriegstheater an der Weichsel" zu $3^1/_2$ Armeekorps an, die jetzt schon im Militärbezirke Warschau ihre Standorte haben. 2. drei Armeen gegen Österreich. Diese haben die Aufgaben, zunächst die Österreicher entscheidend zu schlagen, dann in deren Gebiet einzudringen und dessen wichtigste Teile zu besetzen, dem Gegner die Mittel zur Bildung neuer Heere zu entziehen und schließlich durch einen Marsch auf Wien dem Kriege ein Ende zu machen. Ihr Aufmarsch würde an der Linie Brest-Litewski-Berditschew erfolgen können, wobei die Armeen des rechten Flügels zwischen die Bahnen, die von jener Festung nach Cholm und nach Kowel führen, die des Zentrums zu beiden Seiten der Bahn Luminetz-Lemberg nördlich von Dubno, die des linken Flügels zwischen die Bahnen Berditschew-Zmirinka und Balta-Zmirinka zu stehen kämen. Von hier aus würden sie in südwestlicher Richtung konzentrisch gegen die Grenze und die Karpathenstraßen vorrücken, auf denen man zwischen dem Lüpnower und dem Stiel-Passe nach Erlau in Ungarn gelangt. Die Armee des rechten Flügels hätte ein Belagerungskorps vor Przemysl zurückzulassen und ein Beobachtungskorps gegen Krakau zu entsenden, die des Zentrums mit einer Abteilung die Festung Munkacz einzuschließen, der des linken Flügels würde die Deckung der Flanke gegen Siebenbürgen obliegen. 3. eine fünfte russische Armee wäre in Bessarabien, etwa bei Bender, zusammenzuziehen, um Rumänien und die benachbarten beiden Balkanstaaten zu überwachen und, falls es nötig erschiene, gegen Bukarest und die untere Donau zu marschiren. 4. die Kriegs- und Transportflotte des Schwarzen Meeres wäre mit einem Landungskorps im Hafen von Nikolajew bereit zu halten, um an der bulgarisch-rumelischen Küste zu kreuzen und, falls die durch Rumänien nach der Donau vorrückende russische Armee gute Fortschritte machte und an dem genannten Strome angelangt wäre, ihre Truppen auszuschiffen, die darauf die Vereinigung mit jener Armee anzustreben hätten.

Die Aufstellung dieser fünf Armeen und des Landungskorps stellen Anforderungen an die Wehrkraft Rußlands, die so bedeutend sind, daß es zweifelhaft erscheint, ob sie ihnen gewachsen sein wird. Einer Armee von der Stärke und der Tüchtigkeit der österreichischen mit den Eisenbahnen, die ihr zur Ver-

fügung stehen, und den Festungen, auf die sie sich stützt, und die ihrem Gegner beträchtliche Belagerungs- und Beobachtungskorps abverlangen, ihn also bedeutend schwächen, kann Rußland mit weniger Armeekorps als zwölf bis dreizehn nicht mit Aussicht auf Erfolg entgegen rücken, auch wenn man sich von der österreichischen Armee einen Teil durch drohende Haltung Montenegros und durch Unruhen in Bosnien und der Herzegowina vom östlichen Kriegsschauplatze abgelenkt vorstellt. Nehmen wir an, daß die Belagerung von Przemysl, die Besetzung Westgaliziens und die Sicherung gegen Krakau zusammen mindestens zwei Armeekorps beanspruchen, so würden der russischen Armee des rechten Flügels wenigstens sieben, der des Zentrums fünf und der des linken Flügels drei Armeekorps zuzuteilen sein, und dazu kämen dann die fünfte Armee in Bessarabien mit zwei Armeekorps, die Landungstruppen auf der Flotte des Schwarzen Meeres mit einem halben und das gegen Deutschland aufzustellende Beobachtungsheer mit drei und einem halben Armeekorps. Nach diesem nicht zu hoch angeschlagenen Bedarf an Truppen hätte Rußland an Feldtruppen erster Linie im ganzen 21 Armeekorps, gleich 42 Divisionen marschiren zu lassen. Nun verfügt Rußland, wie wir in einem der früheren Aufsätze gesehen haben, im günstigsten Falle über eine Infanterie von 42 Feld-, 6 Reserve- und 26 Besatzungs- und Etappendivisionen. Bei den letzterwähnten sind nicht allein die Besatzungen der russischen Festungen, sondern auch die Garnisonen der Hauptstädte des Zarenreiches eingerechnet. Für die Verwendung in Feindesland werden von den 26 Divisionen nach unsrer Quelle nur ungefähr 6 zur Verfügung stehen, da es fraglich erscheint, ob sich diese Garnisonen durch Reichswehr (Opoltschenje, eine Art Landsturm, für die aber nur wenige Offiziere und keine genügende Ausrüstung vorhanden sein sollen) ersetzen lassen. Daß ein Angriff wie der russische gegen die Hauptstadt Österreichs, ein Angriff mit einer Operationslinie von mehr als 700 Kilometern Länge, die über ein unwegsames, nur auf wenigen Pässen zu überschreitendes Gebirge und über zahlreiche Flüsse läuft, außer den Feldtruppen auch eine beträchtliche Anzahl von Besatzungs- und Etappentruppen erfordert, bedarf keines ausführlichen Beweises.

Gewisse Veränderungen in der Gruppirung der Mächte, die zum Teil sehr wahrscheinlich sind, eine thätige Teilnahme Italiens am Kriege mit Frankreich, wobei Italien seine gesamten Streitkräfte zu Lande und zur See in Bewegung setzte, eine Beteiligung der Pforte am Kampfe, wobei wenigstens 100000 gute Soldaten gegen Rußland marschiren könnten, die Entsendung einer englischen Flotte ins Schwarze Meer oder in die Ostsee oder auch in beide Gewässer würden auf dem östlichen Kriegsschauplatze das Gewicht der Gegner Rußlands beträchtlich verändern und es vermutlich zum Übergewicht werden lassen.

Wenden wir uns nun Österreich zu und fragen wir uns, mit welchen Maßregeln diese Macht einem russischen Ansturme gegen ihre Grenzen wahr-

scheinlich begegnen würde, so läßt uns ein Blick auf die der erwähnten Schrift beigeheftete Karte erkennen, daß Westgalizien durch den Lauf der obern Weichsel und des San von der Natur einigermaßen geschützt ist, aber seinen Hauptschutz in den an diesen Flüssen gelegenen Festungen Przemysl und Krakau hat, die nur 200 Kilometer von einander entfernt sind. Dagegen ist Ostgalizien weder durch die Natur noch durch die Kunst gegen einen russischen Angriff auch nur einigermaßen gesichert. Selbst die dortigen Eisenbahnlinien und deren Rückwärtsverbindungen mit ungarischen Schienenwegen und Städten, namentlich die Bahnen Lemberg-Stryj-Munkacz, sind der Zerstörung durch russische Reiterabtheilungen preisgegeben, wenn die Leitung des österreichischen Heeres nicht zu rechter Zeit durch Aufstellung genügender Streitkräfte in diesen Gegenden für Schutz sorgt. Diese Maßregel ist mit um so weniger Schwierigkeiten verbunden, als die der Grenze ungefähr parallel laufenden Eisenbahnen, eine im Süden und zwei im Norden der Karpathen mit ihren zahlreichen Verbindungslinien, von denen vier quer über das Gebirge laufen, sowie Zweigbahnen bis zur Grenze dem Aufmarsche der Armeen wesentlich zu Gute kommen. Hiernach scheint ein Angriff der Russen auf das westliche Galizien, da sie dabei von rechts her durch ein Heer der deutschen Verbündeten bedroht sein, zwei Grenzflüsse ohne feststehende Übergänge zu überschreiten haben und dicht an oder nicht weit von der Grenze auf zwei Festungen erster Ordnung stoßen würden, die sich gegenseitig unterstützen und die über das Gebirge der Karpathen führenden Hauptstraßen beherrschen, fast gänzlich von unsern Vermutungen hinsichtlich des Verlaufs der Dinge im Osten ausgeschlossen zu sein. Zur Sicherung des Landstrichs zwischen Krakau und Przemysl und zum Schutze der Eisenbahn, die von dem ersterwähnten großen Waffenplatze nach Jaroslaw führt, wird also ein mäßig starkes österreichisches Beobachtungskorps bei Tarnow hinreichen. Vermutlich wird endlich bei Ausbruch des Kriegs eine Vermehrung der Truppen erforderlich werden, mit denen Österreich Bosnien und die Herzegowina besetzt hält, und Montenegros wegen werden auch nach Dalmatien einige Regimenter zur Verstärkung der dortigen Garnisonen abgehen müssen. Sonst aber kann fast die gesamte Feldarmee Österreich-Ungarns auf dem rechten Flügel zum Schutze des östlichen Galizien verwendet werden, da ja der äußerste linke, Mähren und Böhmen, durch das Heer des deutschen Reiches verteidigt werden wird.

Wir müssen nochmals daran erinnern, daß Rußland, obwohl seine europäischen Truppen großentheils bereits in der Nähe der Eisenbahnen zusammengezogen sind, doch zu einer vollständigen Mobilmachung und zum Aufmarsche derselben an der westlichen Grenze noch vier Wochen bedarf. Von den gegenwärtig hier stehenden 8 Divisionen im Militärbezirk Warschau, den 8 Divisionen in dem von Wilna und den 4 Divisionen in dem von Kiew würden, vorausgesetzt, daß Deutschland mit dem größten Teile seiner Streitkräfte im Westen

des Reichs oder im Osten Frankreichs zu operiren genötigt wäre, wie oben gezeigt, die im Warschauer Militärgouvernement verteilten Russen, unterstützt durch die Natur des Terrains und die dortigen Festungen, vorläufig die Deckung der westlichen und südwestlichen Grenze vom Niemen bis zum Bug übernehmen können. Die im Militärgouvernement Kiew befindlichen 4 Divisionen (Teile des 11. und 12. Armeekorps), die in der letzten Zeit teilweise gegen die galizische Grenze vorgeschoben worden sind, könnten infolge dessen durch die 8 Divisionen, die im Militärgouvernement Wilna stehen, verstärkt werden, und ihr Transport ließe sich auf den Eisenbahnlinien Wilna-Bielostock-Brest-Litewski-Kowel und Minsk-Baranowitsch-Luminetz-Rowno leicht und rasch bewirken. Endlich könnten, falls Rumäniens Haltung nicht Vorsichtsmaßregeln erheischte, Teile der im Militärbezirke Odessa befindlichen 4 Divisionen nach der südöstlichen Grenze Galiziens abmarschiren. Von allen diesen Truppen werden aber nur die 15 in den Militärgouvernements Warschau und Wilna stehenden Divisionen binnen zehn Tagen den Übergang aus der Friedens- in die Kriegsformation bewerkstelligen können, die übrigen brauchen dazu viel mehr Zeit. Der Transport der 3 Armeekorps von Wilna in das Konzentrirungsgebiet an der Linie Luzk-Kamenec-Podolsk würde weitere fünf Tage in Anspruch nehmen, und somit würden erst nach Verlauf von ungefähr funfzehn Tagen etwa 6 russische Armeekorps, von denen nur 3 vollständig auf Kriegsfuß gebracht sind, zur Verwendung gegen Österreich bereit stehen. Letzteres dagegen kann binnen zwei Wochen sein gesamtes Heer mobil gemacht und vermöge seines strategisch wohl angelegten Eisenbahnnetzes den Aufmarsch eines sehr großen Teiles desselben an der nordöstlichen Grenze beendigt haben. Will es nun, diese anfängliche Überlegenheit benutzend, die Russen angreifen, so wird es seine Feldarmee, soweit sie nicht zur Deckung Westgaliziens zurückbleiben muß, hinter dem Dnjestr zusammenziehen, auf mehreren Straßen die russische Grenze überschreiten und mit den Hauptkräften einen Vorstoß nach dem Dnjepr wagen, während eine Abteilung des rechten Flügels Kamenec-Podolsk einschließt und eine andere vom linken die Flanke deckt, die gegen die Befestigungen bei Dubno und Saslaw sowie gegen die Festung Luzk gekehrt ist. Unsere Quelle nimmt auf Grund dieser Vermutungen an, daß ungefähr sechzehn Tage nach erfolgter Kriegserklärung auf dem östlichen Kriegsschauplatze auf der Linie Sokal-Kamenec-Podolsk 7 Kavalleriedivisionen und mindestens 10 bis 12 Armeekorps der Österreicher der gleichen Zahl russischer Kavalleriedivisionen, den 8 vollständig auf Kriegsfuß gebrachten Divisionen oder 3 Armeekorps des Militärgouvernements Wilna und den 3 noch nicht vollständig mobilisirten Armeekorps der Gouvernements Kiew und Odessa, zusammen ebenfalls 8 Divisionen, gegenüberstehen werden. Nach weiteren zwei Wochen werden diese letztern ihre Mobilmachung beendigt haben, und gleichzeitig können aus den Militärgouvernements Petersburg, Moskau, Kasan und Charkow

das Gardekorps und 5 andre Armeekorps zu ihnen gestoßen sein. Ein und ein halbes Korps würden dann zu den für Rumänien und die Balkanstaaten bestimmten beiden Armeen entsendet werden können, aber wenn dies auch geschähe, so würde Rußland vier Wochen nach der Kriegserklärung den Österreichern mit 8 Kavalleriedivisionen und 10½ Armeekorps seiner Feldtruppen die Spitze bieten, und dazu würden später noch die 6 Divisionen der Reserve kommen. Zieht man den Umstand in Rechnung, daß jeder der beiden Gegner, sobald er über die Grenze in das Gebiet des andern einrückt, starke Truppenabteilungen von seinem Hauptheere abzweigen muß — Rußland zur Belagerung von Przemysl und zur Beobachtung von Krakau, Österreich zur Belagerung von Kamenec-Podolsk und zur Beobachtung von Luzk, Dubno und Saslaw — so werden die für Feldoperationen verfügbaren Streitkräfte auf beiden Seiten ungefähr von derselben Stärke sein. Doch ist als sehr wahrscheinlich zu erwarten, daß dann der österreichische Angriff bereits gewirkt hat, d. h. daß die Truppen des Kaisers Franz Josef, vor Beendigung der Mobilmachung und des Aufmarsches der Russen diesen an Zahl überlegen, strategische Vorteile errungen haben, die das nunmehr etwa zu ihren Ungunsten gestörte Gleichgewicht beider Feldarmeen wieder herzustellen geeignet sind. Schon die Besetzung eines Teiles Podoliens und Volhyniens, dieser sehr fruchtbaren und wohlhabenden, auch, was das erstere betrifft, verhältnismäßig dicht bevölkerten Landstriche, wäre ein bedeutender Gewinn für die Österreicher und ein empfindlicher Verlust für die Russen. Träte nach den ersten Erfolgen jenes Angriffs Rumänien auf die Seite der Österreicher, so würde das einerseits ihnen einen beachtenswerten Zuwachs an Kraft verschaffen, andrerseits die Verlegung der österreichischen Operationsbasis tiefer nach Süden erfordern. Der Einbruch in das südwestliche Rußland würde unter bessern Vorbedingungen unternommen werden.

Überblicken wir unsere Auszüge, so haben die Militärschriftsteller, deren Arbeiten wir gefolgt sind, namentlich aber der Verfasser der Schrift „Das Kriegstheater an der Weichsel" mit Scharfsinn und guter Kenntnis der einschlagenden Verhältnisse folgende Punkte bewiesen: 1) Rußland kann infolge des Bündnisses von 1879 weder einen Angriffskrieg gegen Österreich-Ungarn noch gegen das deutsche Reich mit Aussicht auf Erfolg führen, wenn es nicht ebenfalls einen starken Bundesgenossen hat. 2) Hätte es einen Verbündeten in Frankreich, so würden ihm daraus noch keinerlei sichere Hoffnungen auf Erreichung seines Kriegszwecks erwachsen, da Frankreich einen sehr bedeutenden Teil seiner Streitkräfte durch Italiens Beitritt zu dem Bündnisse der Zentralmächte an seine südöstliche Grenze gebunden sieht, also Deutschland nicht mit seiner gesamten Kriegsmacht gegenübertreten kann, ihm somit gestatten muß, seine Ostgrenze besetzt zu halten und die Russen von hier aus zu bedrohen und zu hindern, sich mit ihrer ganzen militärischen Stärke auf die österreichische

Armee zu werfen, der sie schließlich allerdings numerisch überlegen sein würde. 3) Anfangs ist die Überlegenheit auf Seiten Österreichs, das rascher mobilisiren und den Aufmarsch seiner Truppen bewerkstelligen kann. Benutzt es, wie zu erwarten ist, diesen Vorteil zu schnellstem Angriff, so wird es mit dessen Erfolgen das spätere Übergewicht der Russen ausgleichen. 4) Nimmt Italien, seinen nationalen Interessen entsprechend und zugleich den etwa den Zentralmächten gegenüber übernommenen Verpflichtungen getreu, an dem Kriege Deutschlands mit Frankreich auf deutscher Seite thätigen Anteil, so entlastet es Deutschland im Westen und setzt es in den Stand, im Osten die Verteidigung aufzugeben und mit Österreich angriffsweise vorzugehen. 5) Schließen sich Rumänien und die Balkanstaaten Serbien und Bulgarien den Gegnern Rußlands an, so ist eine Niederlage desselben auf seinem linken Flügel fast unvermeidlich, während ein Beitritt der Türkei zu den Verbündeten wenigstens zur Folge haben würde, daß Rußland sein europäisches Heer nicht durch Truppen aus Provinzen ergänzen und verstärken könnte, die an die asiatischen Besitzungen der Pforte grenzen.

Zur Erklärung deutscher Revolutionssympathien 1790—1792

Von Woldemar Wenck

(Fortsetzung)

Aus dem Gesagten wird uns nun auch verständlich sein, wie es gemeint ist, wenn wir in jenen Tagen von der ungebundnen Freiheit hören, deren sich die Freunde des neuen Heils gegenüber den Abmahnenden und Warnenden erfreuten. Auf der Seite der erstern, so hieß es, scheine eine ursprüngliche Kraft sich zu erheben; das Geschäft der letztern scheine im Dämpfen und Einschränken zu bestehen. Wie bei Besprechung von Grundsätzen, so auch bei Beurteilung von Thatsächlichem mochte das hervortreten. Daß auf dem deutschen Boden Übelstände in Menge vorhanden seien, konnte nicht geleugnet werden; ebensowenig, daß gar manches von den ersten Eindrücken der französischen Revolution der wahren Aufklärung zu gute gekommen und wohlwollenden oder auch zaghaften Regierungen zum Anlaß volksfreundlicher Maßregeln geworden wäre.

Wie erfreulich schon, von den zahllosen Wildschweinen und Hirschen, Rehen und Hasen zu hören, durch deren Hinwegpirschung man in vielen Gegenden den durch die Wildschäden bedrängten Landmann beim Guten zu erhalten bedacht war! Schlözer redet von dem „schon lange durch sich und noch mehr durch die französische Revolution erhellten" Deutschland und hält einem deutschen „Schwarzen" sehr derb unter die Augen, wieviel Gutes diese Revolution für die Welt gestiftet, wie sie namentlich den Deutschen so manches praktisch gelehrt habe, was sie theoretisch schon längst gewußt hätten. Nun aber die Grenze zu bestimmen, innerhalb deren sich jene Anfechtung der alten Mißbräuche und, dem entsprechend, die Wertschätzung der Revolutionswirkungen zu halten habe, schien um so mißlicher, da denn doch oft auch die offenbarsten Mißbräuche ohne Abhilfe gelassen, auch die bescheidensten Klagen übel aufgenommen wurden. Wir verwundern uns nicht, wenn wir auch in jener Zeit ruheliebende Männer klagen hören, als Sache der Schwachköpfe gelte es, mit dem Bestehenden zufrieden zu sein, zu einem Genie gehöre es, alles zu tadeln.

Es versteht sich, daß an vielen Stellen besondre Umstände und Beweggründe der französischen Revolution noch zu einer besondern Empfehlung dienten. In wenigen Punkten erfreute sich die Nationalversammlung eines so vollstimmigen Beifalls auf deutschem Boden wie in der freien Art, nach den Gesichtspunkten des Staates über kirchliche Verfassungs- und Verwaltungsverhältnisse zu verfügen. Selbst im katholischen Deutschland fehlte es nicht an Beifall; hatte doch Joseph II. in seinen Staaten ganz ähnliches geleistet und dabei auch unter dem Klerus Anhänger gefunden. Die Oberdeutsche Litteraturzeitung, die in Salzburg unter der Herrschaft eines freisinnigen Erzbischofs erschien, beurteilte die kirchlichen Maßnahmen der französischen Nationalversammlung günstig. Ungleich allgemeiner war aber natürlich der Beifall unter den Protestanten. Wie hätten sie nicht an dem Zerwürfnis der französischen Nationalversammlung mit der Autorität der römischen Kirche ihr Wohlgefallen finden sollen! Vor den Augen der damaligen Aufklärung trat die gewaltige Verschiedenheit zwischen dem Charakter dieses Zerwürfnisses und dem der lutherisch-zwinglischen Reformation zurück gegen den Umstand, daß es hier wie dort die Bekämpfung des gleichen Feindes galt. Schlözer weist darauf hin, daß die deutsche Nation zu einem großen Teile schon vor mehr als 250 Jahren das ausgeführt habe, was erst jetzt die Weisesten der französischen Nation unternähmen, und fordert auf, Stellen aus Lutherschen Schriften mit solchen aus Mirabeaus Reden zu vergleichen und zu entscheiden, bei wem die größte Kraft zu finden sei.

Noch viel stärker und allgemeiner machte sich aber doch etwas andres bemerklich. Wenn der Adel eine Klasse bildete, in der der Widerwille gegen die Revolution eine vorzügliche Stätte fand, so wird man sich nicht minder leicht vorstellen, daß unter den übrigen Klassen alles, was in ihnen gegen den

Adel sich regte, der französischen Revolution zu gute kam. Und wie viel dies war, ist bekannt genug. Wenn auch nur in einzelnen Landstrichen Deutschlands der Unmut des Bauern in förmliche Gewaltsamkeiten ausbrach, so lauschte er doch überall der deutlicheren oder undeutlicheren Kunde, daß der französische Landmann mit einemmale frei geworden sei von einer Menge von Lasten, die ihm mit dem deutschen gemein gewesen waren, und von denen man gefunden hatte, daß sie gegen die Menschenrechte seien; und wo es wirklich zu Bauernunruhen kam, da waren sie — mindestens in größern weltlichen Gebieten (Kursachsen 1790) — regelmäßig nicht gegen die Landesregierung gerichtet, sondern suchten bei ihr Hilfe gegen den Druck der — meist adlichen — Gutsherren und ihrer Beamten. Für die Erörterungen in der Presse war von noch größerem Gewichte die schon lange bestehende Gereiztheit des Bürgerstandes gegen den Adel. Daß von Haus aus die französische Revolution, anders als vor Zeiten die englische, so vorzugsweise als ein Streit zwischen Adel und drittem Stande aufgetreten war, verlor nie seine Wirkung. Von den bedeutenderen Schriftstellern zollten zwar nur wenige der Abschaffung des französischen Adels ihren Beifall; Campe und andre Männer des Braunschweigischen Journals sowie Hennings, der nachmalige Herausgeber des Genius der Zeit und der Annalen der leidenden Menschheit, hatten bei ihrer gänzlichen Verwerfung alles Adelswesens in der politischen Litteratur sehr ansehnliche Stimmen gegen sich. Aber auch solche, die für das Weiterbestehn eines Adels eintraten — Schlözer, Wieland —, lassen doch wenig erkennen, was sie ihm denn an Vorzügen und Auszeichnungen lassen möchten; und leicht bemerkt man, daß auch sie mit vollerer Seele dabei sind, wenn sie die Anmaßungen des Adels, als wenn sie die Angriffe auf sein Bestehen abweisen. Sie entsprachen damit ganz der unter den Bürgerlichen verbreiteten Stimmung. Iffland und Kotzebue, die wir ihre dramatische Muse scharf gegen die französische Revolution ins Gefecht bringen sahen — wie hatten doch gerade sie in ihren Rühr- und Lustspielen das Ihrige gethan, das Selbstgefühl des redlichen Bürgers zu heben und thörichten Adels- oder Beamtenhochmut in einem empörenden oder lächerlichen Gegensatze zu ihm darzustellen. Und wie nehmen bei Voß, diesem echten Typus einer derben, aus niedern Verhältnissen emporgekommenen Gelehrtennatur, die rasch gewonnenen Sympathien für die französische Bewegung alsbald vor allem eine Richtung gegen die unverdienten Bevorzugungen eines nichtsthuerischen Adels, der „den Schnitt fordere"; wie freut er sich, in seinem „Junker Kord," der Karikatur eines landjunkerlichen Lotterlebens, eine Idylle geliefert zu haben, die „den Junkern wie englischer Senf in der Nase kribbeln werde"; und wie ist in seiner deutschen Marseillaise der breiteste Raum und der stärkste Nachdruck einem scharfen Ausfalle gegen Stellung und Treiben des Land- und Hofadels gewidmet! Wenn jetzt, unter dem Einflusse der französischen Ereignisse, öfter als sonst an dem Berufe des

Adels hervorgehoben wurde, daß er als Bollwerk für die Throne zu schätzen sei, so that ohne Zweifel in den Augen manches Deutschen eine solche Auffassung eher der fürstlichen Würde Eintrag, als daß sie der Sache des Adels zu sonderlicher Aufbesserung gedient hätte.

Als eine nicht abzuleugnende Auffälligkeit stach es aber doch auch wieder in die Augen, daß unter denen, die sich durch lebhafte Verfechtung der französischen Sache besonders hervorthaten, die Zahl der Edelleute verhältnismäßig bedeutend war. Wo sich große Gegensätze zwischen verschiednen Klassen der Bevölkerung aufthun, wird es ja immer unter der bevorzugtern Klasse nicht an solchen fehlen, die einen persönlichen Vorzug darin suchen, die Vorurteile und vielleicht auch die Vorteile ihres Standes preiszugeben. Ein Reichsreferendarius Freiherr von Horix ging in einer Schrift: „Die Ehre des deutschen Bürgers, aus den Reichsgesetzen erwiesen" in die Vergangenheit zurück, um darzulegen, „daß jeder Deutsche, vermöge seiner Freigeborenheit, zu allen und jeden Ämtern, Pfründen und Ehrenstellen im ganzen Reiche berechtigt, und daß des Adels ausschließliches Recht auf Dom- und Hochstifte ungegründet und nur erschlichen sei." Dazu bedenke man, wie die Aufklärung der Zeit, und zwar zum Teil eine recht vorgeschrittene, bisher in manchen Kreisen der europäischen Aristokratie — vor allem bei dem französischen Hofadel — als sehr standesgemäß gegolten hatte. In Deutschland waren eine ganze Reihe von Edelleuten verschiedenster Art — von Knebel, von Knoblauch, von Einsiedel, von Archenholz, von Halem, und wie manche ließen sich noch nennen — in engern oder weitern Kreisen als vorzügliche Freunde der Aufklärung bekannt, zum Teil als Schriftsteller. Besonders in letzterm Falle mochte es dann ihre Lebenslage und Lebensführung leicht ergeben, daß das spezifische Standesgefühl kein Hindernis für sie darbot, mit ihren bürgerlichen Sinnes- und Arbeitsgenossen auch in der Art, sich zur französischen Revolution zu stellen, gemeinsame Sache zu machen. Einen Edelmann aus Berlin, Eduard von Clauer — es ist der Schriftsteller von dem die oben angeführten Worte gegen die „gedungnen Vaterlandsverräter, Höflinge und Aristokraten" herrühren — finden wir 1791 als französischen Staatsbürger Eduard Clauer in Straßburg wieder. Im September zeigt Schubarts Chronik an, daß dieser Edle, dem ein rühmlicher Platz im Catalogo testium veritatis deutscher Biedermänner gesichert sei, eine Übersetzung der soeben in Kraft tretenden französischen Konstitution in Angriff genommen habe. Namentlich aber wird er uns auch genannt als Verfasser des „Kreuzzugs gegen die Franken," der geschicktesten und wirksamsten unter den Schriften, die bei dem sichtlichen Herannahen des Kampfes zwischen Frankreich und den deutschen Mächten von Straßburg ausgingen, um das deutsche Volk gegen die kriegerischen Absichten dieser letztern aufzuregen. Wohl am wenigsten konnte von einer Neigung, sich durch Standesgefühl in seinem Eifer für

das französische Glück beirren zu lassen, bei einem der bekanntesten Aufklärer jener Tage, dem schon früher erwähnten Freiherrn von Knigge, die Rede sein. Um sich mit Befriedigung seines unruhigen Ehrgeizes durch die Welt zu schlagen, hatte er bisher in seiner Beteiligung an der Emporbringung des Illuminatenordens, in seiner Vielschreiberei auf verschiednen Gebieten, als literarischer Streber und Streiter eine Figur von nichts weniger als edelmännischem Gepräge abgegeben; daß er jetzt seine Freude daran fand, der französischen Revolution breite Lobpreisungen zu zollen und sich mit Widersachern derselben, mit Schirach und dem Ritter von Zimmermann, in platten Pamphlets und Injurienprozessen herumzuschlagen, entsprach nur seinen ältern Leistungen.

So mancher Edelmann halte sich bereit, für die Entschädigung des Stolzes viel aufgeopfert zu haben, den gegründetsten Vorrechten zu entsagen, so klagt in der Berliner Monatschrift ein Schriftsteller, der dem Adlichen das Recht zu solcher Entsagung bestreitet, wenn die Erhaltung des fraglichen Vorrechts für das gemeine Beste wünschenswert sei. Den besondern Respekt, den auch unter sehr demokratisch gesinnten Bürgerlichen der Adliche genieße, sobald er sich zu ihrer Farbe bekenne, bezeichnet Brandes als einen Kitzel für die Eitelkeit, der wohl sein Anlockendes habe. Ähnlich so manchen Erfahrungen in andern Ländern und Zeiten, wollte man auch in dem damaligen Deutschland die Bemerkung machen, daß „die eifrigsten Verfechter des Aristokratismus Roturiers, die hitzigsten Demokraten Edelleute seien.“ So manchen trieb auch wohl bloße Koquetterie, sich in Äußerlichkeiten einer recht auffälligen Verleugnung von Standessinn und Standesgefühl fähig zu zeigen. Traf man doch in den spätern neunziger Jahren in Potsdam Gardeoffiziere, die ihre Söhne nach Revolutionsgeschmack auf Namen aus der altrömischen Republik, Brutus oder Camillus, taufen ließen.

Und es hatte denn doch um derartiges jetzt eine andre Bewandnis als um das freie Gedankenspiel, das in Deutschland schon früher mit Republikanismus und ähnlichem getrieben worden war. Jetzt, wo in Frankreich die fraglichen Gedanken in so gewaltigen Auftritten Leben gewonnen hatten und die Meinungen darüber auch in Deutschland sich so scharf gegenübertraten, jetzt mußten jene Erscheinungen als ein Zeichen gelten, daß unter den ungeheuern Eindrücken der Gegenwart der Glaube an Haltbarkeit der bestehenden Verhältnisse auch bei vielen Privilegirten ins Wanken oder doch um den rechten Ernst gekommen war. Selbst in fürstlichen Kreisen fehlte es nicht an Gelegenheit zu eigentümlichen Beobachtungen. Als Beispiel diene, was wir von dem Hofe des achtungswerten, hochgebildeten Herzogs Ernst von Sachsen Gotha hören. Der Bruder des Herzogs, Prinz August, gebehrdete sich als lebhafter Anhänger der französischen Bewegung. Noch um die Zeit wo die Septembermorde (1792) Europa mit Schauder erfüllten, war er im Stande, dem

ihm befreundeten Herder aus der Ferne la salute della libertà zuzutrinken. In den Zimmern der Herzogin sah man, nach der Versicherung des herzoglichen Bibliothekars Ottokar Reichard, die Büsten der Männer einander ablösen, die nach einander in Frankreich als Helden der Revolution im Vordergrunde standen. Reichard, ein entschlossner Gegner der Revolution, gab zu ihrer Bekämpfung einen Revolutions-Almanach heraus. Der Titel täuschte neben manchen andern auch die Herzogin; eben deshalb, d. h. in der Erwartung, eine Schrift zu Gunsten der Revolution zu erhalten, bestellte sie zwölf Exemplare, die sie nach Erkenntnis ihres Irrtums sogleich zurücksandte. Auch der Herzog selbst, der übrigens mit Reichard auf bestem Fuße stand, verhehlte ihm doch keineswegs sein Mißbehagen an dieser revolutionsfeindlichen Schriftstellerei. Streitigkeiten abhold, durch die sich vielleicht Personen seines nächsten Umganges übel berührt fühlten, mochte er wohl dem Wunsche, sich Verdruß erspart zu sehn, Eifer und Sorge um seine fürstliche Würde nachsetzen. Anders dachte der Prinz (der nachmalige Herzog) Ludwig Eugen von Würtemberg, der an Friedrich Cotta die von diesem herausgegebene „Deutsche Staatsliteratur“ mit einem scharfen Schreiben ob der darin enthaltnen „höchst schädlichen und aufrührerischen Gesinnungen der gegenwärtig äußerst verdorbnen unglücklichen Franzosen“ zurückschickte und sich dadurch von dem Schriftsteller eine lange Zurechtweisung zuzog, die zugleich mit der Zuschrift des Prinzen im Journal von und für Deutschland zum Abdruck gebracht wurde.

Was endlich zu keiner Zeit einer revolutionären Sache fehlen wird, das sind die Sympathien schiffbrüchiger Existenzen jedes Ranges und Standes. Selbst der Fürstenstand war hierfür nicht ohne Beispiel. Hatte doch auch dieser im westlichen Deutschland damals so zahlreiche Stand eine Art von Proletariat, zu dem der eine oder andre seiner Angehörigen hinabsank. Auf einige solcher Persönlichkeiten war noch unter Josefs II. kaiserlicher Regierung durch ein paar aufsehenerregende Reichshofratserkenntnisse ein grelles Licht geworfen worden. Auch Friedrich III., Fürst von Salm-Kyrburg, Reichsfürst von Hornes und Overisque in den Niederlanden, des Heil. Römischen Reiches Erb-Ober-Jägermeister in Burgund, Grande von Spanien erster Klasse u. s. w., hatte schon früher in absonderlicher Weise von sich reden gemacht. Wie es in ältern Zeiten unter solchen kleinen Reichsständen so gewöhnlich gewesen war, hatte er sich einen Verdienst gesucht durch Anwerbung einer Truppe für eine größere, zahlungsfähige Regierung. Als zwischen Joseph II. und der Republik der Generalstaaten um die Scheldesperre ein Krieg drohte, und kurz nachher, als es innerhalb der Republik zwischen der sog. Patriotenpartei und dem oranischen Hause zum Zerwürfnis kam, war der Fürst damit beschäftigt gewesen, Streitkräfte für die Generalstaaten und dann für die Patriotenpartei innerhalb dieser auf die Beine zu bringen. Er hatte dabei weder sonderlichen Ruhm noch eine dauernde Aushilfe für seine Vermögensverhältnisse gewonnen. Ein verlorner Rechtshandel

wurde ihm verderblich; eine kaiserliche Kommission — Reichsständen dieser Art oft so lästig und so verhängnisvoll — erschien in der Residenz Kyrn zur Versteigerung des beweglichen Vermögens. Bald darauf wollte man wissen, der Fürst sei, als Geistlicher verkleidet, in Belgien bei einem Versuche ertappt worden, kaiserliche Soldaten in ihrer Treue wankend zu machen. Gegen Ausgang des Jahres 1792 ging er nach Paris und ward, seinem fürstlichen Stande entsagend, französischer Bürger. Sein auf dem linken Rheinufer gelegenes Ländchen war damals von der französischen Invasion mit betroffen, und der Fürst soll es nicht an Bemühungen haben fehlen lassen, die Bevölkerung für das zu ihnen gebrachte Heil zu gewinnen. Daß er tief in die Strudel der Revolution hineingerissen worden ist, bezeugt sein Ende: er starb durch die Guillotine in der großen Katastrophe des Thermidor 1794, in der Robespierre seinen Untergang fand.

(Schluß folgt)

Aus dem Leben des Kardinals Rauscher

Eine der bedeutendsten Gestalten der österreichischen Geschichte dieses Jahrhunderts ist unstreitig der 1875 verstorbene Erzbischof von Wien, Josef Othmar Rauscher. Selbst im protestantischen Deutschland, wo sein staatsmännisches und kirchliches Wirken wenig Sympathien erwerben konnte, ließ man ihm nach seinem Tode volle Gerechtigkeit widerfahren, und liberale Blätter konnten den damals mit ihrem Staat in voller Fehde lebenden preußischen Bischöfen den Wiener Metropoliten als das Vorbild eines loyalen Patrioten preisen, er sei — so meinten sie — ein viel zu guter Österreicher gewesen, als daß er jemals eine so staatsfeindliche Haltung hätte annehmen können wie sie.

Zum erstenmale liegt nun eine ausführliche Lebensbeschreibung dieses Kirchenfürsten vor uns.*) Sie ist gewissenhaft gearbeitet, bringt aus handschriftlichen Aufzeichnungen und Briefen viel Unbekanntes und eine reiche Auslese aus schon gedruckten Reden und Hirtenbriefen, auch ist sie lesbar geschrieben. Dessen ungeachtet wollen wir hoffen, daß sie nicht die letzte bleibe.

*) Josef Othmar Kardinal Rauscher, Fürsterzbischof von Wien. Sein Leben und sein Wirken. Von Dr. Cölestin Wolfsgruber, Benedictiner zu den Schotten in Wien. Freiburg i. B. 1888. Herdersche Verlagshandlung.

Denn sie ist doch gar zu sehr Apologie und zwar nicht eine kräftig begeisterte, von evangelischem Feuer erfüllte, fortreißende und erhebende, sondern eine salbungsvolle und rührselige, die nur in einem Auditorium von Landgeistlichen oder in katholischen Brüderschaften und Gesellenvereinen wirken könnte. Vergebens suchen wir eine tiefere Charakteristik des merkwürdigen Menschen, der Rauscher doch war, wir sehen immer nur den frommen Priester und Bischof; vergebens suchen wir auch den Staatsmann altösterreichischer Schule, nur die Umstände seiner äußern Wirksamkeit als solcher sind uns vorgeführt, nicht sein eigentliches Wesen, sein Wachsen und Werden, sein Zusammenhang mit den geistigen und politischen Strömungen des Zeitalters. Immerhin aber hat der würdige Schottenmönch, der der Verfasser dieser Lebensbeschreibung ist, dem künftigen wirklichen Biographen des Kardinals wacker vorgearbeitet und ihm viele Steine zu seinem Bau geliefert.

Fast zu derselben Zeit wie dieses Buch ist der Band der Allgemeinen Deutschen Biographie erschienen, der den Artikel Rauscher enthält; er stammt aus der Feder Schultes, der zu der Zeit, wo er noch in Prag Professor des Kirchenrechts war, öfters Gelegenheit hatte, mit Rauscher zu verkehren. Namentlich über die Periode 1859—1870 enthält sein Aufsatz, der sich natürlich in engen Grenzen halten mußte, wertvolle Mitteilungen über die Ansichten und die Thätigkeit des Kardinals; seine Würdigung desselben ist im ganzen viel freier und unbefangener als die des P. Wolfsgruber. Immerhin ist es zu bedauern, daß Schulte von den Aufschlüssen, die dieser über die Jugend und über die rein geistliche Wirksamkeit Rauschers giebt, für seinen Artikel keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Josef Othmar von Rauscher gehörte einer guten Wiener Familie an, Großvater und Vater waren höhere kaiserliche Beamte gewesen, der Vater infolge seiner Verdienste in den Adels- und Ritterstand erhoben worden. Auch der Sohn sollte sich dem Staatsdienst widmen und bezog 1816 die Universität seiner Vaterstadt. An der juristischen Fakultät herrschten damals noch im ganzen die josefinischen Einrichtungen; vor allem wurde auf Einzelkenntnis des österreichischen Rechtes gesehen, wie es sich hauptsächlich in den kaiserlichen Verordnungen darstellte; daneben auf die Aneignung der naturwissenschaftlichen Prinzipien. Von der geschichtlichen Entwicklung des Rechtes sah man völlig ab, der Umschwung, den in Deutschland Savigny und die rechtshistorische Schule in den juristischen Studien bewirkt hatten, wirkte nach Österreich nicht herüber. So war denn die Jurisprudenz hier zum Teil eine abstrakte philosophische Disziplin, zum Teil ein trockenes Gedächtniswissen. Rauscher fand, obwohl sehr gewissenhaft in der Erfüllung seiner Studentenpflicht, bald keine Befriedigung darin. Zuerst suchte er diese in der Poesie: mit Erstaunen hören wir von seinem Biographen, daß er in seiner Jugend ein eifriger Dichter gewesen ist, und — nach den mitgeteilten Proben zu schließen — kein unbegabter.

Mit metrischen Übersetzungen aus Ovid begann er, dann versuchte er sich in romantischen Epen, teils mit antiken, teils mit vaterländischen Stoffen. „Arbo von Österreich," „Hämon und Antigone," „Wiens Gefahr und Rettung" sind die Titel dieser Versuche. Wohl die Dramen des Mathäus Collin, später vielleicht die Bekanntschaft mit Grillparzer regten ihn dann auch zu dramatischen Dichtungen an, sechzehnjährig schrieb er ein Trauerspiel „Catilina," vier Jahre später die „Braut des Sultans," dann eine „Zaire" und eine „Alzire" nach Voltaire und andres. Ein geschichtliches Stück, „Konradin," schließt wieder die Reihe. Rauscher trug sich nach 1825, als er längst Priester und „Cooperator" in Hüttelsdorf bei Wien war, mit dem Gedanken, diese „Spielereien" seiner entschlummerten Muse drucken zu lassen, ja er dachte sogar an eine Aufführung in Frankfurt. Im Jahre 1829 äußerte er sich über seine dichterische Periode, die er nun als „weit hinter sich liegend" bezeichnet, folgendermaßen: „Durch mancherlei mehr innere als äußere Verhältnisse wurde die Bildnerei der Dichtkunst schon in einem Alter, wo keine Geisteskraft zu irgend einer Reife kann gediehen sein, das vorzüglichste, ich möchte sagen das ausschließende Interesse meines Lebens. Ich hatte in diesem einseitigen Streben durch eine Reihe von Jahren fortgerungen, als meine Geistesrichtung eine Umänderung erfuhr, welche sich der ganzen Bestimmung (?) meiner Thätigkeit mitteilte und meinem Leben eine neue Gestaltung gab. Ich vergaß jene früheren Versuche und bestimmte sie der Vergessenheit. Aber nach einiger Zeit erwachte die bittere Empfindung, so viele Zeit und Kraft verloren zu geben, Bestrebungen, an welche sich durch (!) Jahre lang (!) mein ganzes Dasein geknüpft hatte, spurlos untergehen zu lassen; mit ihr vereinigte sich die Vorliebe für die Gebilde der eignen Phantasie; ja ich begann zu erwägen, ob es denn auch recht gethan sei, diese Arbeiten unbenützt zu lassen und nicht zu versuchen, ob sie nicht nach ihrer Weise ein Samenkorn des Guten ausstreuen könnten."

Jene seelische Umänderung, von der Rauscher hier spricht, trat zwischen 1817 und 1819 ein und wurde zunächst von schweren körperlichen Leiden bewirkt, die den Jüngling beinah des Augenlichtes beraubten und ihn zu vielen müßigen Stunden zwangen. Wie oft ist es nicht geschehen, daß solches Unglück zu einer religiösen Vertiefung, zu einer „innerlichen Erleuchtung" geführt hat! Hierzu kamen aber bei Rauscher noch starke äußere Einflüsse. Durch den spätern Olmützer Domherrn Unkrechtsberg ward er mit dem nun selig gesprochenen Redemptoristen P. Klemens Maria Hofbauer bekannt, der inmitten des würdigen, aber josephinisch-nüchternen Wiener Klerus eine schwunghaftere, ja schwärmerisch-asketische Richtung vertrat: zu seinen Verehrern zählte u. a. Adam Müller, der Verfasser der „Elemente der Staatskunst," der Freund Gentzens, einer von denen, die schon in der napoleonischen Zeit das Heil Europas in einer katholisch-romantischen Restauration erblickt hatten. Auch Hofbauer war wohl ein Kind der religiösen Romantik, die an der Wende des

Jahrhunderts als Gegenwirkung gegen den Rationalismus der vorhergehenden Periode und die Glaubensfeindlichkeit der Revolution emporgekommen war. Als eifriger „Seelenfänger“ wußte er den Kranken, den langsam genesenden, der heiligen Sache zu gewinnen, bald finden wir den jungen Rauscher von tiefer Frömmigkeit erfüllt, täglich viele Stunden in Gebet und Andachtsübungen zubringend. Aber auch diese neue Gemütsstimmung drängte ihn zu dichterischen Ergüssen. „Aufmunterung im Trübsinn“ ist ein Gedicht überschrieben, das aus diesen Jahren stammt; es spricht sich darin der Entschluß aus, nicht in mönchisch-düsterer Frömmigkeit dem Herrn zu dienen, sondern in milder, liebevoller Heiterkeit. Ein andres Gedicht, „Die irdische Hoffnung,“ spiegelt das Streben des Jünglings, sich von allen Interessen und Sorgen dieser Welt völlig loszureißen. Schulte meint, Rauscher sei eine nüchterne Natur gewesen, bar alles höheren Schwunges; möglich, daß er im höheren Alter so erschien, die poetischen Versuche seiner Jugend, die Schulte nicht kannte, zeigen, daß seine Religiosität doch in seinem gemütlichen Bedürfnis ihren Ursprung hatte und der Wärme und Begeisterung keineswegs entbehrte.

Die Eltern waren jedoch mit dem Sinneswandel ihres Sohnes nicht einverstanden, und als dieser den Entschluß aussprach, sich dem geistlichen Stande zu widmen, versagten sie zuerst ihre Erlaubnis. Wir hören aus Briefen, die die Mutter darüber ihrem in Salzburg weilenden Gatten schrieb, daß sie sogar Audienz bei Kaiser Franz nachsuchte, um von ihm Rat und Hilfe in dieser Familienangelegenheit zu erbitten. Sehr bezeichnend für das damalige Regierungssystem des Monarchen ist es, daß er der Mutter versprach, die Sache „durch die Polizei untersuchen“ zu lassen. Denn insofern sich in dem Entschlusse Josef Othmars eine enthusiastische Überschwänglichkeit kundgab, erschien darin bereits etwas Staatsgefährliches. Es war die josephinische Nüchternheit bis zur Karrikatur verzerrt, die das Staatsleben Österreichs etwa von 1817—1848 kennzeichnete, auch die Religion sollte sich innerhalb derselben halten, freie Bewegung war auch ihr nicht gegönnt.

Zuletzt erlangte Rauscher doch die Einwilligung der Eltern zum Übertritt in die theologische Fakultät, nur mußte er sich dem Vater verpflichten, erst die juristischen Studien zu vollenden. Dies that er auch und legte, schon als Theologe, 1821 die juristischen Staatsprüfungen ab.

Die theologischen Studien in Österreich waren damals von einer Blüteperiode weit entfernt. Auch auf diesem Gebiete galt seit Joseph II. die Regel, daß nur das der öffentlichen Pflege wert sei, was dem Staate unmittelbaren, greifbaren Nutzen bringe. Brauchbare Geistliche für die Pfarreien heranzubilden, solche, die Messe zu lesen, leidlich zu predigen, in der Beichte moralische Ratschläge zu geben und vor allem dem Staat in allen Dingen gefügig zu sein verstünden, das war die Aufgabe der theologischen Fakultäten. An eine wissenschaftliche Vertiefung der katholischen Lehre, an ein eindringliches Studium der

heiligen Schrift und der Kirchenväter durfte man nicht denken, so hohe Ziele waren als unpraktisch völlig ausgeschlossen. Die Lehrbücher, nach denen die Professoren vorzutragen verpflichtet waren, waren vom Staat vorgeschrieben und ganz im josephinischen Geiste gehalten, noch 1837 bezeichnete es ein Studienhofkommissionsdekret als unstatthaft, daß Lehrer sich Abweichungen von ihnen gestatteten.

Daß also Rauscher, der dreißig Jahre später das theologische Studium auf neue, immerhin fruchtbarere Bahnen leiten sollte, dazu auf der Universität angeregt worden wäre, ist kaum anzunehmen, wenn es auch wahr sein mag, was sein Biograph sagt, daß er einige Lehrer hatte, die ihn trotz aller staatlichen Bevormundung über den Kreis der Brotwissenschaft hinaus führten. Eigene Studien müssen dazu das Meiste beigetragen haben, unmöglich konnte sich die hochgestimmte Sinnesart des jungen Mannes an der geistigen Kost, die die Fakultät ihm reichte, genügen lassen. Mit eifrigen theologischen, insbesondere kirchengeschichtlichen Studien finden wir ihn auch beschäftigt, als er bereits in die Seelsorge getreten war: nachdem er im August 1823 die Priesterweihe empfangen hatte, wurde er „Cooperator“ in dem kleinen Hütteldorf bei Wien, 1825 konnte er es wagen, sich um das erledigte Lehramt der Kirchengeschichte an der Universität Prag zu bewerben; er wurde zwar abgewiesen, aber die „Concurs“-Arbeit, die er vorgelegt hatte, machte auf ihn aufmerksam, und ohne sein Zuthun wurde er bald darauf zum Professor des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte am Lyceum zu Salzburg ernannt. Dort weilte er bis 1832. Außerordentliches Aufsehen erregte es, als dann der junge — fünfunddreißig Jahre alte — Professor an Hammer-Purgstalls Stelle zum Direktor der Orientalischen Akademie ernannt wurde. Aber es galt, die an dieser Anstalt unter der Leitung jenes großen Gelehrten stark gelockerte Zucht wiederherzustellen, und dazu war Rauscher sehr geeignet. Die Akademie stand damals, wie heute noch, unter dem Ministerium des Auswärtigen, und so kam Rauscher von nun an öfter in persönliche Berührung mit dem Staatskanzler Fürsten Metternich. Dieser erkannte bald die hohen weltlichen Talente des Priesters und zog ihn zu kirchenpolitischen Geschäften heran. Aus den Gutachten, die er da abzugeben in die Lage kam, bringt sein Biograph einige sehr anziehende Proben. Überall zeigt er sich in erster Linie als Anwalt der katholischen Kirche, nirgends als Staatskirchenmann, aber die Forderungen der Eiferer nach einer völligen Rückkehr zur Theokratie des Mittelalters wies er doch ruhig und entschieden zurück. In Verhandlungen mit dem Jesuitenorden wußte er auch dem Staate das Seine zu wahren, von den Vorschlägen des überklerikalen Appellationsrates Beidtel, in Österreich wieder Kirchen- und Staatsgesetz in Harmonie zu bringen, sagt er, es fehle ihnen Mäßigung und richtiger Takt. Zwar seien nicht die Glaubens- und Sittenlehren allein, sondern auch die wesentlichen Punkte der Disziplin und Hierarchie

in der katholischen Kirche unwandelbar festgestellt. Dennoch bleibe auf diesem Gebiete noch ein weiter Spielraum für Veränderungen übrig, die entweder die wandelnde Gestalt der Verhältnisse notwendig mache, oder auch die Gewalt der Umstände gebieterisch aufdringen könne, ohne daß die Lebensbedingungen der katholischen Kirche dadurch berührt würden. So sei die mittelbare Gewalt der Päpste über die Fürsten der Erde nicht sowohl aus der Natur des Christentums, als vielmehr aus den ganz eigentümlichen Verhältnissen des Mittelalters zu erklären, unter deren Obwalten sie allerdings viel des Bösen verhinderten und viel des Guten aufrecht erhielten; in der gegenwärtigen Ausbildung des bürgerlichen Lebens könne diese Gewalt aber unmöglich geltend gemacht werden. Er will wohl die Kirche in die volle Übung ihrer Rechte — die sie in Österreich, wie er meint, entbehre — wieder eingesetzt wissen, aber diese Übung soll in „zeitgemäße Formen" gebracht werden.

In solchen Ausführungen kündigt sich der Bischof, der das Konkordat abschließen sollte, schon an. So ganz nach dem Willen der Kurie war er nicht; es war, als wenn auch in ihm noch ein Tropfen josephinischen Blutes flösse, der es ihm verbot, die Interessen des Staates, dessen Bürger er war, ganz zu vergessen.

1844 erhielt Rauscher von Kaiserin Karolina Augusta den Auftrag, den Erzherzog Franz Joseph in das Studium der Philosophie einzuführen. Er äußerte sich darüber an den Kardinal Fürsten Schwarzenberg, der in Salzburg sein Schüler gewesen war: „Man hat mir den Unterricht in der Philosophie bei dem ältesten Sohn des Erzherzogs Franz Karl übertragen, und dies ließ sich natürlich nicht ablehnen. Nun habe ich zwar wöchentlich nur drei Stunden zu geben; indessen wird es im Sommer, da ich nach Schönbrunn fahren muß, mich doch drei Vormittage kosten, und was die Hauptsache ist, ich weiß kein Lehrbuch anzuempfehlen. Die deutsche Philosophie befindet sich in einer verworrenen Übergangsperiode; sie ringt nach einer klärenden Krise, welche jedoch noch keineswegs eingetreten ist. Kants Mängel und Verstöße sind hinlänglich nachgewiesen, aber alle Versuche, über ihn hinauszukommen, sind zum Teil ohne alles für die Wissenschaft wichtige Ergebnis geblieben, zum Teil haben sie zu weit schlimmern Irrtümern geführt. Ich sehe mich also genötigt, zum Behuf meiner Vorträge einen Abriß der Philosophie zu verfassen, und ich brauche Ew. Eminenz nicht zu sagen, daß dies keine kleine Arbeit ist, umsomehr, da alles nach den Bedürfnissen eines Prinzen, welcher zwar viele Talente besitzt, aber erst im fünfzehnten Jahre ist, berechnet sein muß."

Auch die jüngern Brüder Franz Josephs, die Erzherzoge Ferdinand Max, der spätere Kaiser von Mexiko, und Karl Ludwig, wurden, als sie in den sogenannten philosophischen Kurs, der dem Fakultätsstudium vorausging, eintraten, der Leitung Rauschers anvertraut. So trat er um die Mitte der vierziger Jahre in mannichfache Beziehungen zum Kaiserhause.

Die Revolution von 1848 traf ihn noch in der orientalischen Akademie, unmittelbar nach der Thronbesteigung Franz Josephs I. wurde er aber zum Fürstbischof von Seckau ernannt. In dieser Stellung verblieb er bis zum Sommer 1853. Seine erste Aufgabe erblickte er dort in der Bekämpfung des Deutschkatholizismus, der Anhänger Ronges, die in der Steiermark sehr zahlreich waren. Auch die Nationalitätenfrage beschäftigte ihn bald, da ja sein Sprengel auch slovenische Gebiete umfaßte: man legte ihm die Besorgnis nahe, daß ein blos deutscher Hirtenbrief die „Wenden" — so nannte man damals noch die Slovenen — unangenehm berühren könnte. Dennoch wendete er sich an die Geistlichen der Diözese nur in deutscher Sprache. „Eine wendische Übersetzung beizufügen," schrieb er an den Kapitularvikar, „hätte ich mich in keinem Fall entschlossen. Im Notfalle hätte ich eine lateinische Übersetzung, so gut es gehen wollte, verfaßt. Ich höre, daß zwar die Wenden des Marburger Kreises der sehr großen Mehrzahl nach gegen das Deutsche nicht feindselig gestimmt sind und sogar die Beibehaltung der deutschen Schulen wünschen, daß aber einige Sprachfanatiker, die zugleich Sendlinge der Revolution sind, alles mögliche thun, um sie aufzuwiegeln."

Von Graz aus, wo der Sitz des Fürstbischofs von Seckau ist, wurde Rauscher wiederholt nach Wien berufen, um an den Verhandlungen über ein mit Rom abzuschließendes Konkordat teilzunehmen. Mitten in den Wirren des Sturmjahres hatte der österreichische Episkopat bereits daran gedacht, auch „für die Verkündigung der ewigen Wahrheit einen Anteil an den Segnungen der Freiheit" zu erlangen. War doch von dem Frankfurter Parlament „Kirchenfreiheit" als eins der Grundrechte verkündet worden. Der Erzbischof von Salzburg, Kardinal Schwarzenberg, hatte dann am 14. September 1848 im Namen des Klerus seiner Kirchenprovinz eine Adresse an den damals noch in Wien tagenden Reichstag gerichtet, die mit den Worten begann: „Eine neue Ära hat für Österreichs Völker begonnen; ihr Losungswort ist die Freiheit, ihr Schild — soll sie eine Zukunft haben — muß Gerechtigkeit sein. Die neue Ordnung der Dinge begrüßen Millionen österreichischer Staatsbürger nicht bloß, weil sie ihnen erhöhte politische Freiheit verheißt, sondern auch weil sie der katholischen Kirche, deren treue Söhne und Bekenner sie sind, dieselben Regungen der Freiheit in Aussicht stellt. Wohl hatte sich diese als Staatskirche unter dem gefallenen System mehrerer Begünstigungen zu erfreuen gehabt; aber man glaube ja nicht, als ob dieselben annoch Gegenstand sehnsüchtigen Verlangens seien, da sich kein Verständiger darüber täuscht, wie sehr sie nur glänzende Hüllen waren, den erniedrigenden bureaukratischen Druck zu bemänteln, mit dem eine alle alles umstrickende politische Gesetzgebung jede selbständige Regung des kirchlichen Lebens so viel als möglich darniederhielt." Aber weder der Reichstag zu Wien, dessen Tage gezählt waren, noch der von Kremsier ging auf die Wünsche des Episkopates ein. Auf eine Entschließung

der Krone ist es zurückzuführen, wenn im Frühjahr 1849 das Ministerium des Innern eine Bischofskonferenz nach Wien berief, um über die durch die neue Ordnung der Dinge aufgeworfenen kirchlichen Fragen zu beratschlagen. Der jüngste unter den Bischöfen, die sich am 30. April in der Hauptstadt versammelten, war der von Seckau. Bald aber zeigte sich, daß er die erste Arbeitskraft der Konferenz war. Von den sieben Denkschriften an das Ministerium, die das Ergebnis bildeten, hat Rauscher fünf verfaßt, und in ihnen liegt der Keim des Konkordates: sie handeln von der Ehe, von dem Unterricht, von der kirchlichen Verwaltung, von dem Klosterwesen und von der geistlichen Gerichtsbarkeit.

Wir müssen es uns versagen, auf die Unterhandlungen, die schließlich zum Abschluß des Konkordates führten, hier näher einzugehen. Bemerken wollen wir nur die Schwierigkeiten, die Rauscher als Abgesandter der österreichischen Regierung in Rom fand. Zunächst traten ihm die ungarischen Bischöfe entgegen, in Rom durch den Erzbischof Scitowsky von Gran vertreten; durch ein für die ganze Habsburger Monarchie in gleicher Weise bindendes Abkommen mit der Kurie fürchteten sie um den letzten Rest ungarischer Kirchenfreiheit betrogen zu werden. Dann fanden die römischen Ultras, daß Rauscher immer noch zu sehr auf dem Standpunkte der josephinischen Staatskirche stehe und der weltlichen Gewalt zu viel einräumen wolle. Wenn er u. a. den Grundsatz aufstellte, die Kirche solle in allen kirchlichen Anstellungen frei sein und nur die Verpflichtung auf sich nehmen, keine Persönlichkeiten, die das Vertrauen der Regierung nicht mit Unrecht entbehrten, anzustellen, so strich die päpstliche Kommission diese Klausel mit der Bemerkung: Josephinismum sapit. Was aber das Merkwürdigste ist, in Österreich selbst gab es angesehene Geistliche, die in ihrem „unklugen Eifer“ diese Anmaßungen des Vatikans unterstützten, insbesondere das Domkapitel von Olmütz, darunter der Jugendfreund Rauschers, Unkrechtsberg. Doch siegte der Wiener Erzbischof insofern, als er einen „geheimen Artikel“ durchsetzte, worin der kaiserlichen Regierung das Recht gewahrt wurde, wenn sie dafür halte, daß ein Bischof sich des Hochverrats oder der Majestätsbeleidigung schuldig gemacht habe, wider ihn einzuschreiten. Und während das Konzil von Trient verordnete, daß über Pflichtverletzungen von Geistlichen, die die Absetzung nach sich zögen, der Papst allein zu erkennen habe, und falls die Untersuchung außerhalb Roms geführt würde, diese nur den Metropoliten oder Bischöfen anzuvertrauen sei, behielt sich der Kaiser vor, noch bevor er mit dem heiligen Stuhl wegen des gerichtlichen Einschreitens Rücksprache genommen hätte, vorläufig das zu verfügen, was erforderlich wäre, um den Bestand und die Ruhe des Staates sicherzustellen.

Die kaiserlichen Verordnungen vom April 1850, die das Konkordat ankündigten, bezeichnete Rauscher in einem Hirtenbrief als „Verzicht auf die trügerische Lehre von der Staatsallmacht, welche die Vorläuferin der Revolu-

tionen ist." Solche Worte erinnern fast an Johannes von Müller, den Protestanten, der in den Jahren 1782 bis 1787 die josephinische Kirchenpolitik gleichfalls mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit einer geistigen, von dem Staat im Wesen unabhängigen Macht so glänzend bekämpft hatte.

Das Konkordat kam bekanntlich in den Jahren, die dem unglücklichen Krieg von 1866 folgten, stückweise zu Falle. Über die Stellung Rauschers in dieser Periode bringt Schulte manche anziehende Mitteilung. Es wird erinnerlich sein, daß damals, als man sich in der Wiener Hofburg entschloß, die „Regeneration" des Reiches durch Befriedigung der Ungarn, durch liberale Zugeständnisse und durch Begünstigung der Deutschen in der westlichen Reichshälfte zu unternehmen, sich alsbald eine klerikal-föderalistische Opposition erhob. Rauscher, mit seinen ausgeprägt altösterreichisch-zentralistischen Ansichten, stand ihr fern. Als ihm aber im September 1867 von Schulte in einer vertraulichen Unterredung in dem Lustschloß St. Veit nahegelegt wurde, wie der Kaiser sich — was der Kardinal durchaus nicht glauben wollte — sich doch bestimmt fühlen könnte, den Zeitumständen durch die Aufhebung des Konkordats ein Opfer zu bringen, brach er in die Worte aus: „Wenn man so weit geht, trete ich der Opposition bei; hier auf demselben Sessel, worauf Sie sitzen, hat mir . . . das Angebot gemacht . . ., wenn ich meine Politik aufgebe; ich habe den Staat gerettet!" Dies war ein in der Aufregung gesprochenes Wort, dem keine Thaten folgten; er blieb, der er war, der Zentralist, der in den Deutschen Österreichs das staatserhaltende und völkerverbindende Element der Monarchie sah, und nie ist er in den Beratungen und Abstimmungen des Herrenhauses von dieser Überzeugung abgewichen. Er wurde darum auch bald die Zielscheibe starker und wenig edler Angriffe der föderalistischen Klerikalen, deren Organ das „Vaterland" damals schon war. Mit Mäßigung, aber entschieden wies er sie in seinem „Volksfreund" zurück. So wurde er — in den funfziger Jahren in Wien einer der bestgehaßten Männer — am Abend seines Lebens unter den Deutschen Österreichs populär.

Sehr bedeutend ist Kardinal Rauscher auf dem vatikanischen Konzil von 1870—1871 hervorgetreten. Die Ansicht Schultes, er habe sich da, „vor die Entscheidung gestellt: soll die Überzeugung oder der Glaube durchdringen oder auf Kosten beider die einheitliche Macht der Hierarchie gerettet werden, sich für das letztere entschieden," vermögen wir nicht zu teilen, sondern schließen uns der Ansicht seines Verteidigers an, Rauscher habe gegen den Glaubenssatz der Unfehlbarkeit des Papstes kein Bedenken des Glaubens gehabt, sondern nur das des Staatsmanns: er fand die feierliche Verkündigung dieses Satzes bei der damaligen Lage der katholischen Kirche unzweckmäßig, und darum stimmte er zuerst dagegen; als aber die Mehrheit des Konzils sich dafür entschied, schien es ihm schon aus Gründen der kirchlichen Disziplin selbstverständlich, sich diesem Spruche zu unterwerfen. Wenn er dann in seiner

Diözese verlauten ließ, es möge über diesen Glaubenssatz auf den Kanzeln nicht gepredigt werden, wenn er selbst — wie Schulte uns mitteilt — die Priester, die dagegen schrieben, nicht behelligte, obwohl er ihre Namen kannte,*) so entsprang dies, unsrer Meinung nach, nicht der Überzeugung von der Unhaltbarkeit des Satzes, sondern der Einsicht, daß man über die Sache so wenig Aufhebens als möglich machen müsse, um nicht den Gegnern des katholischen Kirchentums neue Waffen zu liefern und insbesondere um dem Altkatholizismus nicht zu einer größern Verbreitung zu verhelfen.

Dem neuen deutschen Reiche brachte Rauscher keine Sympathie entgegen: einmal, weil er als Altösterreicher sich mit dem Gedanken, daß Österreich in Deutschland nichts mehr bedeuten sollte, nicht versöhnen konnte, dann aber wegen des „Kulturkampfes.“ Wäre es ihm vergönnt gewesen, dessen Ende zu erleben, vielleicht hätte er sich doch noch — wie so viele andre Männer des älteren Geschlechts — umzudenken vermocht, seinem politischen Scharfblick wäre es kaum entgangen, daß das deutsch-österreichische Bündnis nicht nur die europäische Stellung des Donaustaates weit mehr befestigt, als dessen äußerliche Vorherrschaft in dem alten deutschen Bund es vermochte, sondern daß es auch ein Hort des Konservatismus inmitten der radikalen und chauvinistischen Strömungen unsrer Tage ist.

Manzoni und Goethe

Von Otto Speyer

Seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war die schöne Litteratur Italiens von Stufe zu Stufe gesunken. Nicht mehr aus der Tiefe der Empfindung, nicht mehr aus der Begeisterung für ein hohes Ideal ihren Inhalt schöpfend, war sie zu einem bloßen Mittel der Ergötzung und Unterhaltung oder schlimmer: der Schmeichelei entartet. Hatten schon die Dichter des sechzehnten Jahrhunderts ihre Stoffe nur selten aus der Tiefe der Volksseele und dem innersten Leben der Nation geschöpft, so wurde auch die Volks- und Dialektpoesie, die in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts einen gewissen

*) Am merkwürdigsten ist wohl, daß im April 1875 das bischöfliche Ordinariat von Wien einem Priester, der um seine Entlassung gebeten hatte, da er eine altkatholische Seelsorgerstelle anzunehmen gedenke, „Segen für seine künftige Wirksamkeit“ wünschen durfte.

Aufschwung genommen hatte, rasch wieder von der Hofdichtung, der poesia auligiana, überwuchert und verdrängt, die, indem sie sich an die großen Vorbilder der Vergangenheit zu lehnen vermeinte oder doch vorgab, ihnen doch nicht einmal in der Form, geschweige denn dem Inhalte nach gerecht zu werden vermochte. In der Lyrik kam man nicht über eine geistlose Nachahmung horazischer Oden oder petrarkischer Sonette und Canzonen hinaus; im Epos bemühte man sich vergeblich, auf Ariosts Spuren zu wandeln. Nur im Opernlibretto und im Melodram leisteten Zeno und Metastasio verhältnismäßig bedeutendes; und wenn es uns lächerlich erscheint, daß seine Landsleute Goldoni den italienischen Molière nannten, so finden wir bei ihm doch wenigstens das Talent, durch eine gewisse Menschenkenntnis, durch derben Witz und die bühnengewandte Darstellung alltäglicher Situationen und Konflikte sein Publikum zu unterhalten, wie wir Gozzi dasselbe durch seine phantastischen dramatisirten Märchen erreichen sehen. Hohe, allgemein menschliche oder vaterländische Stoffe zu behandeln, besaßen die kleinen Dichter dieser kleinen Zeit weder Mut noch Verständnis; ja sie verwarfen und verhöhnten jeden derartigen Versuch als Geschmacklosigkeit oder lächerliche Überhebung. So sank die Dichtkunst, wie ihre Jünger, auch in der Achtung der Nation tiefer und tiefer; ja die Fürsten selbst, die man nicht müde wurde anzuräuchern und zu vergöttern, waren sehr geneigt, den Dichter mit dem Hofnarren zu verwechseln oder beide in einer Person zu vereinigen. Überblicken wir die Flut von Dramen, Epen, lyrischen und den in solch armer Zeit ja immer besonders beliebten didaktischen Produkten jener Zeit, so erstaunen wir ebenso über die klägliche Gedankenarmut wie über die widerwärtige Unnatur, die darin herrschen. Nirgends wirkliche Menschen von Fleisch und Blut, vom Kampfe der Leidenschaften oder von hohen Ideen bewegt, nur Engel und Teufel in den grellsten, übertriebensten Farben gemalt, oder hölzerne Gliederpuppen, die der Dichter zu ihren seltsamen Verrenkungen am Faden zieht und Grimassen schneiden läßt. Und wie der Inhalt, so die Form. Einen Gegenstand oder eine Handlung bei ihrem wahren Namen zu nennen, galt als unpoetisch oder bäurisch; die gesuchtesten und geschnörkelsten concetti erschienen als die Quintessenz des feinen Geschmackes. Das Korn war kein Korn mehr, sondern il biondo onor dei campi, der Bart il folto onor del mento. Es kam so weit, daß nicht mehr Geist und Empfindung, sondern das Ohr über den Wert der Dichtung entschied; die Poesie löste sich gleichsam in Klang und Ton auf und wurde zur Dienerin der Musik.

Wenn Alfieri in seinen Dramen gegen diese Richtung nach allen Seiten hin Front machte und dadurch ungeheure Erfolge errang, so begeht doch dieser freiheitglühende Stockaristokrat, wie ihn Goethe nennt, kaum geringere Sünden gegen den echten Geist der Dichtkunst. Das Verständnis für die wahre Poesie fehlt ihm so gut wie seinen Gegnern; auch seine Personen sind keine lebendigen Menschen; seinen Stücken mangelt alle natürliche, aus innerer Notwendigkeit

hervorgehende Entwicklung der Handlung; die Tendenz steht ihnen allen in Riesenlettern auf die Stirn geschrieben; die Sprache ist trocken und unpoetisch. Sein Erfolg erklärt sich einerseits durch die natürliche Reaktion gegen das süßliche Hof-, Schäfer- und Liebesgeschwätz, anderseits daraus, daß, wenn blutdürstige Tyrannen und stolze Märtyrer der Freiheit immer und überall bei „den Gründlingen im Parterre“ zünden, sie besonders in dem geknechteten Italien jener Zeit ein Publikum fanden, das dankbar war, seine Sehnsucht nach Freiheit und nationaler Größe wenigstens durch Händeklatschen und Bravorufen bekunden zu können.

Als die französische Revolution die europäische Menschheit mit neuen Ideen erfüllte, als der Wellenschlag der gewaltigen Umwälzung sich auch bis an die Gestade der apenninischen Halbinsel fortpflanzte, als seine Wirkungen und Folgen hier mit den alten Fürstengeschlechtern und Höfen auch die Hofpoesie wegfegten und dem Leben der Völker einen neuen, ernsten Inhalt gaben, machte sich alsbald auch in der Litteratur das Wehen eines neuen, frischen Geistes bemerkbar. Der edle Parini in Mailand hielt in seinem berühmten von warmer Begeisterung für das Gute beseelten Lehrgedichte in einfach natürlicher Form, wie man sie lange nicht mehr gekannt hatte, dem entarteten Adel seiner Zeit einen blanken Spiegel vor; Ugo Foscolo gab in seinem Jacopo Ortis, dem italienischen Werther, dem modernen Weltschmerz, in seinen Sepolcri der patriotischen Klage über Italiens verlorne Größe einen hochpoetischen Ausdruck, und Vincenzo Monti, den nur seine Charakterlosigkeit hinderte, ein wirklich großer Dichter zu sein, belebte in seinen wohlklingenden, von dem hergebrachten Bombast freien Versen die klassischen Formen des vierzehnten Jahrhunderts wieder, die er doch in der Theorie ebenso wohl bekämpfte wie die Romantik. Allein bei diesen Männern wie bei ihren weniger bedeutenden dichtenden Zeitgenossen herrscht noch die bloße Verneinung des Bestehenden und der Individualismus vor; sie vertreten keine gemeinsame Geistesrichtung, noch weniger bilden sie eine Schule; sie spiegeln gleichsam die Verworrenheit der Ideen wie den fortwährenden Wechsel der Zustände ab, die das Vierteljahrhundert von 1789—1815 bezeichnen. Wir können ihnen noch einen vierten hinzufügen, der zwar der Zeit nach dem folgenden Geschlecht angehört, aber durch sein Alleinstehen, seinen Skeptizismus und seine pessimistische Weltanschauung den Dichtern der napoleonischen Zeit, die er freilich alle um Hauptеslänge überragt, näher steht als seine Zeitgenossen von der romantischen Schule, Giacomo Leopardi, auf den man die Goethischen Verse anwenden möchte:

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward,
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?

Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Wert
In ungenügender Selbstsucht.

Mit dem Zusammenbruche der politischen und nationalen Hoffnungen durch die Restauration von 1814—1815 in Verbindung mit der natürlichen Reaktion des religiösen Geistes gegen den Skeptizismus und Atheismus, die das letztvergangene halbe Jahrhundert beherrschten, mit den sich wieder geltend machenden Bedürfnissen des Gemüts und der Phantasie gegen die trocken verstandesmäßige Auffassung der Aufklärungsperiode und mit dem Überdruß an dem leeren Formenkram und der geistlosen Nachbeterei, die sich noch immer als Klassizismus breit machten, begann eine neue Periode dichterischer Auffassung und Thätigkeit zunächst im Norden der Halbinsel. Wie bei uns in Deutschland, hatte das großartige Geschichtsdrama, das sich vor den Augen der Zeitgenossen abgespielt hatte, zugleich erschütternd, erhebend und befreiend auf die Gemüter gewirkt. Wo sich so ungeheures in den Geschicken der Völker vollzog, mußte auch die Poesie aus ihren engen Schranken hervortreten und in Inhalt und Form „der Menschheit großen Gegenständen" gerecht zu werden, der großen Zeit zu entsprechen suchen. Dazu kam die allmählich in weitere Kreise dringende Bekanntschaft mit den nordischen Litteraturen, namentlich der deutschen und englischen. Die Kenntnis der erstern ward den Italienern damals hauptsächlich durch Frau von Staëls Buch De l'Allemagne vermittelt. Aber auch unmittelbar hat die geistvolle Frau einen großen Einfluß auf die neue italienische Dichterschule geübt. Ihr Ausspruch in dem Werke: De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales, daß, nachdem die Revolution und die darauf gesetzten Hoffnungen gescheitert seien, die Aufgabe nunmehr darin bestehe, in Philosophie und Litteratur die Zukunft ahnend aufbauen zu helfen, bis es einer gereiftern Weisheit möglich sein werde, sie auch in den Einrichtungen zu begründen, wurde gewissermaßen das Feldgeschrei der jungen Dichter. Wer sein Vaterland liebte und offne Augen für das Erreichbare hatte, mußte anerkennen, daß der Kampf um die nationalen und freiheitlichen Güter zunächst nur mit geistigen Waffen gefochten werden, und daß die verweichlichte und entsittlichte Nation erst durch eine neue geistige und sittliche Erziehung wiedergeboren, zur Freiheit und Selbständigkeit befähigt werden mußte. Zugleich erkannte man, daß die Stoffe der Dichterwerke möglichst der Gegenwart oder doch der nationalen Vergangenheit, so weit sie noch im Volke lebte, entnommen werden mußten, daß die ganze Anschauungs- und Behandlungsweise der eignen Volkstümlichkeit entsprechen, daß man, wie Goethe sich ausdrückt, jeden zum Zeitgenossen seiner selbst machen und ihn dadurch in ein behagliches Element versetzen müsse. Das waren die Grundgedanken, aus denen die neue romantische Schule hervorging.

L. Mariotti sagt: Unter Romantizismus verstehen die Italiener die Harmonie der Litteratur mit ihrer Zeit und ihrem Vaterlande, ihren Einfluß auf die Gefühle, die Bedürfnisse, den Glauben, die Erinnerungen und die höchste Bestimmung des Menschen in den verschiednen Stadien der Gesellschaft, kurz die Übereinstimmung mit dem ganzen geistigen Inhalt der Zeit, in der der Dichter lebt.*) Schon aus diesen Worten geht hervor, daß die italienische Romantik sich nicht ganz mit der deutschen deckt. Beide gemeinsam ist die Durchdringung mit religiösen Motiven, das katholisirende Element, der Kampf gegen die Verweltlichung, den Skeptizismus und Materialismus wie gegen den unbedingten Kultus der Antike, die Anlehnung an das eigne Volkstum, die liebevolle Versenkung in seine Geschichte. Aber während bei uns nach Goethes Worten diese Richtung durch „trübe nordische Heldensagen" begünstigt und bestärkt wurde, das weit überschätzte und arg mißverstandene Mittelalter in kirchlicher wie in patriotischer Beziehung als ideales Vorbild erschien, und sich dazu vielfach der Kultus orientalischer und südlich romanischer Anschauungs- und Dichtungsformen gesellte, tritt in Italien einerseits der in Deutschland längst ausgefochtene Kampf gegen den sogenannten Klassizismus in der Wahl der Stoffe und zumal in den Formen der Dichtung, anderseits die Idee des Vaterlandes, das Streben nach seiner Wiedergeburt in geistiger Hoheit wie in materieller Macht immer mehr in den Vordergrund. Nur gering ist die Zahl derer, bei denen die treibenden Mächte: Religiosität, Patriotismus und Freiheitsliebe dauernd vereint bleiben, sich allmählich zu dem sogenannten Neuguelfentum verdichtend, das später, auf die poetische Probe gestellt, an der Unvereinbarkeit des Papsttums mit den Ideen der Freiheit und Nationalität notwendig Schiffbruch leiden mußte. Bei der Mehrzahl der italienischen Romantiker trat die religiös-kirchliche Seite bald in den Hintergrund, während die Wiedergeburt des Vaterlandes und deren Förderung durch eine neue, aus dem Kerne des italienischen Volkstums geborne Litteratur mehr und mehr herrschend wurde. So entstand ein innerer Zwiespalt zwischen den Vertretern der neuen Richtung, und während der litterarische Kampf mit den Anhängern des überlebten Klassizismus siegreich durchgeführt ward, so daß sogar die Gegner der Romantik, wie z. B. Giovambattista Niccolini, in dieser Beziehung allmählich gleichsam wider Willen in ihre Kreise hineingezogen wurden, war doch die Blütezeit der neuen Schule selbst nur kurz: sie erwies sich nur als ein allerdings notwendiger und wesentlicher Durchgangspunkt zu einer neuen Zeit.

Die jungen Dichter hatten in Mailand, das damals als Metropole des napoleonischen Königreichs Italien einen mächtigen Aufschwung genommen hatte,

---

*) Nach Lang, Alessandro Manzoni und die italienische Romantik. Preußische Jahrbücher 1874, Heft 1.

ein Organ für ihre Bestrebungen gegründet, dessen Name Il Conciliatore zwar auf eine vermittelnde Stellung zwischen der neuen Romantik und dem alten Klassizismus zu deuten scheint, das aber doch wesentlich die Bestrebungen der neuen Schule vertrat. Silvio Pellico leitete das Blatt, das bald einen vielverheißenden Aufschwung nahm, aber von der argwöhnischen österreichischen Polizei, die freiheitliche patriotische Tendenzen witterte, schon nach Jahresfrist unterdrückt wurde. Der Kantianer Hermes Visconti, der, mit deutscher Philosophie und Litteratur vertraut, die litterarische Theorie der Romantik glänzend verfocht, und von dem seine Freunde wie auch selbst Goethe mehr erwarteten, als er als Dichter geleistet hat, Giovanni Torti, der die Leidensgeschichte Christi im Geiste der Schule poetisch verwertete, Giovanni Berchet, der begeisterte Patriot, dessen formenschöne Gedichte voll glühender Vaterlandsliebe, voll schwärmerischer Melancholie die Zeitgenossen entzückten, waren die hauptsächlichsten Mitarbeiter. Ihnen allen innig befreundet, hielt dagegen Alessandro Manzoni sich gänzlich außerhalb des Kampfes. In ihm kommen die drei Grundideen der neuen Richtung, die Religion, die Vaterlandsliebe und die litterarische Reform, zur vollsten harmonischsten Entfaltung, und zwar so, daß nichts gemacht, nichts tendenziös, sondern alles aus dem innersten Wesen des poetischen Gemütes naturgemäß geboren erscheint. Seine Dichtung geht aus wahrer und echter Empfindung hervor; sie ist freimütig und ernst, zart und tief, zugleich voller warm pulsirenden Lebens und erhabener Gedanken, einfach und doch kunstvoll. Die Biederkeit des Charakters, die Reinheit des Gemütes unterstützen bei ihm in wunderbarer Weise die Kraft und Würde des Genius. Das Schöne ist ihm untrennbar vom Guten. Die lebendige Wärme der Empfindung thut der durchsichtigen Klarheit, der reinen Jungfräulichkeit, der ruhigen Würde seiner Poesie keinen Eintrag.

Im Jahre 1785 geboren, ein frühreifer Knabe, hatte Manzoni in seinen ersten litterarischen Versuchen bald Alfieri, bald Parini und Monti zu Vorbildern. Als nach dem Tode des Vaters die hochbegabte Mutter Julia, eine Tochter des berühmten Nationalökonomen und Menschenfreundes Beccaria ihn in Paris in den Kreis der dortigen Ideologen, wie sie Napoleon nannte, der Volney, Destutt de Tracy, Cabanis und namentlich Fauriels, mit dem er später einen innigen Freundschaftsbund schloß, einführte, nahm sein Geist einen höhern Schwung, und in den schönen Versen auf den Tod des Freundes seiner Mutter und seines Pflegevaters, Carlo Imbonati, ließ er sich von dessen Geiste die Lehren geben, die die Richtschnur seines Lebens und Denkens werden sollten:

Sentir . . . e meditar; di poco
Esser contento; de la meta mai
Non torcer gli occhi; conservar la mano
Pura e la mente; de le umane cose
Tanto sperimentar, quanto ti basti

Per non curarle; non ti far mai servo,
Non far tregua coi vili; il santo Vero
Mai non tradir; nè proferir mai verbo
Che plauda al vizio, o la virtù derida.*)

Mehr als in dieser Erstlingsode tritt noch in dem zwei Jahre später erschienenen kleinen Lehrgedicht Urania, in dem er den von Corinna besiegten Pindar durch die Muse belehren und trösten läßt, die Anlehnung an die alte mythologisirende Dichtweise hervor. Um so wunderbarer berühren uns seine kurze Zeit nachher (1809) erschienenen heiligen Hymnen (Inni sacri), in denen religiöse Gegenstände, die Geburt Christi (Il Natale), die Passion, die Auferstehung, das Pfingstfest und der Name Mariä in volltönenden, begeisterten Rhythmen voll glühender Glaubensinnigkeit in kühnem, bilderreichem Odenschwung in damals unerhörter Weise zum Gegenstande der dichterischen Auffassung und des poetischen Ausdruckes gemacht sind.

Von den Eltern in den Überlieferungen der Aufklärungsperiode erzogen, war Manzoni in seiner Jugend gelehrt worden, in Montesquieu, Voltaire und den Encyklopädisten seine Vorbilder zu erblicken. Aber seine Seele war nicht darnach angelegt, um durch den rationalistischen Deismus, den kühlen Skeptizismus oder offnen Materialismus, die das französische Schrifttum des achtzehnten Jahrhunderts durchwehen, auf die Dauer befriedigt zu werden. Als er im Jahre 1808, erst dreiundzwanzigjährig, eine fromme Protestantin, die Genferin Luise Blondel, geheiratet hatte, die ihm zu Liebe zum Katholizismus übergetreten war, sprengte sein glaubensbedürftiges Herz gewaltsam die Eisrinde. Schon von früher Jugend an war es, wie er selbst es in der Urania ausspricht, sein heißer Herzenswunsch gewesen, „dereinst zu dem auserwählten Fähnlein italienischer Dichter gezählt zu werden"; jetzt empfand er, wohinaus sein dichterischer Beruf liege. Er erkannte oder glaubte zu erkennen, daß sein leidenschaftlich geliebtes Volk nur durch eine religiöse Wiedergeburt aus sittlicher und politischer Versumpfung gerettet werden könne. In den Inni sacri finden wir keine ästhetische Auffassung der Religion, die mit der religiösen Wahrheit spielte, wie der Kolorist mit der Farbe, wie in den Martyrs und dem Génie du christianisme, sondern eine ebenso tief wahrhaftige, wie naive Begeisterung für das orthodoxe Bekenntnis der römisch-katholischen Kirche, dabei aber ohne jede Spur von Unduldsamkeit oder Verketzerung Andersgläubiger. „Der Verfasser," sagt Goethe mit Recht, „erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte." Schon lag

*) Fühlen . . . und denken; mit Wenigem dich begnügen; von dem Ziele nie die Augen abwenden; rein die Hand bewahren und rein den Geist; von den menschlichen Dingen so viel erproben, daß es dir genüge, dich nicht um sie zu kümmern; nie dich zum Sklaven machen; keinen Frieden mit den Schlechten schließen; die heilge Wahrheit niemals verraten; nie ein Wort aussprechen zum Lobe des Lasters oder zur Verhöhnung der Tugend.

zugleich, wenn auch dem Dichter selbst noch unbewußt, in diesen unschuldigen Hymnen der früheste Keim jenes politischen Programms, das die Wiedergeburt Italiens durch die Kirche zu erreichen strebte und hoffte, und in diesem Sinne hat man die Inni sacri nicht ohne Grund als das Vorwort der romantischen Schule bezeichnet. Wenn wir aber in ihnen gleichsam die Morgenröte einer neuen poetischen Zeit erblicken und wenn wir Manzonis spätere Werke als den vollkommensten Ausdruck der neuen Richtung bezeichnen dürfen, weil er am entschiedensten mit dem sogenannten Klassizismus brach und sich von dem Zwange engherziger, veralteter Vorschriften am gründlichsten losmachte, weil er am meisten dazu beitrug, die Fesseln zu brechen, die die italienische Litteratur der letzten Jahrhunderte an ausländische, besonders französische Vorbilder ketteten, weil er in seinen Dichtungen vor allem statt des bloßen Wortgeklingels und statt der Gedanken, Ereignisse und Empfindungen des Alltagslebens die höchsten Gemeingüter der Menschheit, Religion, Vaterlands- und allgemeine Menschenliebe, wieder in den Vordergrund rückte, so müssen wir doch anderseits hervorheben, daß er nie daran dachte, Schule zu machen, daß er nicht mit andern nach einem gemeinsamen Programm arbeitete, sondern die ihm vorschwebenden Ideale in einsamem Streben, Denken und Dichten zu verwirklichen suchte. Manzoni war kein Dichter für den großen Haufen, dazu waren seine Ideen und Gefühle ebenso wie ihr Ausdruck zu hochfliegend; erst und allein durch seinen Roman ist er ein populärer Schriftsteller im gewöhnlichen Sinne des Wortes geworden. Wenn er dagegen früh die Edelsten und Besten seiner Nation für sich gewann, und wenn ihre Begeisterung sich an seinen Werken entzündete, wenn er durch sie — vor allem freilich wieder durch die „Verlobten“ — der einzige italienische Dichter unter seinen Zeitgenossen ward, der der Weltlitteratur angehört, wenn er der erklärte Liebling unsers größten Dichters wurde, Goethes, der vielleicht mit keinem der jüngern unter den Mitlebenden, selbst mit Byron nicht, so vollständig übereinstimmte wie mit Manzoni, so war es, weil er durch den Schleier der äußern Thatsachen stets in das innere Wesen der Menschen und Dinge einzudringen trachtete und es mit dichterischem Geiste erkannte, weil die neuen Töne, die er anschlug und in die italienische Litteratur einführte, dem Ewigmenschlichen entsprossen, weil seinem reinen und hohen Geiste alles Niedrige und Gemeine fern, blieb und uns in allen seinen Dichtungen ein Adel der Gesinnung entgegentritt, der auf uns selbst reinigend und erhebend wirkt, endlich, weil Form und Inhalt bei ihnen sich stets harmonisch decken. So erscheint Manzoni zwar als Romantiker, aber als ein Romantiker, an dem, wie Goethe sagt, nicht die geringste der Unarten des Romantizismus haftete.

Manzoni war kein Universalgenie, selbst nicht in der Dichtkunst. Er selbst erkannte deutlich die Grenzen seiner Begabung, ja er dachte sogar allzu bescheiden davon. „Manzoni,“ sagte Goethe zu Eckermann, „fehlt nichts, als

daß er selbst nicht weiß, welch guter Poet er ist, und welche Rechte ihm als solchem zustehen." So hat er nach den bereits erwähnten Jugendarbeiten nur noch wenige, aber lauter klassische Werke geschaffen, die wir nun im einzelnen etwas eingehender besprechen wollen, mit besondrer Berücksichtigung des Anteils, den Goethe an ihnen genommen und des Urteils, das er über sie gefällt hat.

Die Reihe derselben beginnt mit jenem Trauerspiel „Der Graf von Carmagnola," das Goethe, der damals eben begonnen hatte, sich eingehender mit der zeitgenössischen Litteratur des Auslandes zu beschäftigen, zuerst auf den italienischen Dichter aufmerksam machte. Eine Reise Karl Augusts nach Mailand bot ihm Gelegenheit, zu den dortigen Schriftstellern in ein näheres Verhältnis zu treten. In einem schon 1818 verfaßten, aber erst 1820 in der Zeitschrift „Über Kunst und Altertum" erschienenen Aufsatze „Über den in Italien entbrannten Kampf zwischen Klassizisten und Romantikern" erwähnt er den „Grafen von Carmagnola" als die noch ungedruckte Tragödie eines Verfassers, der sich durch seine „Heiligen Hymnen" einen guten Ruf erworben habe. In einer Nachschrift geht er näher auf diese Hymnen ein, in denen er die Schöpfung eines echten Dichtergeistes erkennt. Bald nach dem Erscheinen der Manzonischen Tragödie heißt es in den Tages- und Jahresheften von 1820: „Von fremder Litteratur beschäftigte mich besonders Graf Carmagnola, das Werk eines wahrhaft liebenswürdigen Verfassers, eines gebornen Dichters." An einer andern Stelle der Hefte im folgenden Jahre nennt er Manzoni „einen wahrhaften, klar auffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden, gemütlichen Dichter."

Wie hoch er ihn schätzte, geht am klarsten aus der eingehenden und liebevollen Beurteilung hervor, die er im dritten Hefte des zweiten Bandes von „Kunst und Altertum" veröffentlichte.

Nachdem er die Forderung des Dichters in seiner Vorrede, daß man keinen fremden Maßstab an sein Werk lege, vollkommen gebilligt hat, da ein echtes Kunstwerk wie ein gesundes Naturprodukt nur aus sich selbst beurteilt werden dürfe, und dann Manzonis Polemik gegen den damals in Italien wie in Frankreich noch allgemein anerkannten Grundsatz der Einheit des Ortes und der Zeit im Drama zugestimmt hat, weist er in Anlehnung an die geschichtliche Einleitung, die der Dichter seinem Stücke vorausgeschickt hatte, nach, wie trefflich er den zur tragischen Behandlung ausgezeichnet geeigneten Stoff verwertet habe. „Zwei entgegengesetzte Denkweisen, wie sie Harnisch und Toga geziemen, sehen wir in vielen Individuen musterhaft und mannigfaltig gegenübergestellt, und zwar so, wie sie allein in der angenommenen Form darzustellen gewesen, wodurch diese völlig legitimirt und vor jedem Widerspruche gesichert wird." Der Inhaltsangabe des Stückes Akt für Akt, Szene für Szene folgt eine Charakteristik der einzelnen Personen, bei denen Goethe nur die von

Manzoni beliebte Einteilung in geschichtliche und ideale oder erdichtete Persönlichkeiten zu tadeln findet. „Für den Dichter ist keine Person historisch; es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zwecke gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihre Namen seinen Geschöpfen zu leihen, und Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhme anrechnen, daß seine Figuren alle aus einem Gusse sind, eine so ideell wie die andre.“ Schließlich wünscht der Kritiker dem Verfasser Glück, daß er, von alten Regeln sich lossagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig fortgeschritten sei, daß man nach seinem Werke gar wohl neue Regeln bilden könne, giebt ihm das Zeugnis, daß er im einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren sei und daß männlicher Ernst und Klarheit bei ihm stets zusammen walteten, so daß man sein Stück wohl ein klassisches nennen könne. Auch die Form, der elfsilbige reimlose Vers (Goethe nennt ihn etwas uneigentlich den elfsilbigen Jambus) mit dem häufigen Übergreifen des Sinnes von Vers zu Vers (enjambement) findet sein uneingeschränktes Lob.

Manzoni, ebenso überrascht wie erfreut über Goethes Urteil, sprach ihm in warmer und würdiger Weise seinen Dank dafür in einem Briefe vom 21. Januar 1821 aus. Während andre Kritiker ihn um unbedeutender Dinge willen gelobt und gerade das, worauf er selbst den höchsten Wert lege, unbeachtet gelassen oder getadelt hätten, habe er in Goethes „reinen und glänzenden“ Worten den ursprünglichen Sinn seiner Bestrebungen (la formola primitiva delle sue intenzioni) gefunden. Den Ausdruck hoher Bewunderung und Verehrung für den großen Kritiker läßt die deutsche Übersetzung (Über Kunst und Altertum IV, 98 ff.) aus begreiflichen Gründen bei Seite.

Von dieser Zeit an ließ Goethe „seinen Liebling“ nicht wieder aus den Augen. Als dessen nächstes poetisches Produkt, die großartige Ode auf den Tod Napoleons (Il cinque Maggio) in seine Hände kam, war er so entzückt davon, daß er der Versuchung nicht widerstehen konnte, sie selbst allen seinen Landsleuten zugänglich zu machen: in „Kunst und Altertum“ (IV, S. 182) erschien eine Übersetzung aus seiner Feder. So klar und sicher aber der deutsche Dichter den Sinn und Geist des Originals im ganzen erfaßt, so schön und treffend er einzelne Stellen in ihrem knappen, gedankenreichen und schwungvollen Ausdruck wiedergegeben hat, so kann doch der unbefangene Beurteiler die Arbeit nur für sehr teilweise gelungen erklären. Vielleicht ist eine nach Inhalt und Form völlig befriedigende Übersetzung, wenigstens eine solche, die sich dem Urtext so genau anzuschließen bemüht ist wie die Goethische, überhaupt unmöglich: wenigstens sind Goethes Nachfolger darin nicht glücklicher gewesen als er. Der wunderbare Wohlklang der Verse des Originals ist mit dem spröderen Material unsrer Sprache nicht wieder hervorzubringen. Um sich seine Aufgabe einigermaßen zu erleichtern, hat Goethe auf den Reim verzichtet, der doch hier kaum zu entbehren war, um den leisen Rhythmus der kurzen,

gleichsam abgebrochenen Verse zu unterstützen. In dem Streben, es dem italienischen Dichter an Kühnheit, Schwung und Knappheit des Ausdrucks gleichzuthun, ist er oft hart, ja dunkel geworden und hat sich zu Wortbildungen verleiten lassen, die selbst in einer Ode unzulässig erscheinen dürften, wie letzter Hauchesseufzer (mortal sospiro) Fußtapfen Menschenfußes (orma di piè mortale), der entatmete (anelo) Busen, letztester, triumphend u. a. m. Schlimmer sind sind die nicht wenigen Mißverständnisse des Sinnes, von denen wir als Beispiel nur die Schlußstrophe anführen:

Und also von müder Asche denn
Entferne jedes widrige Wort;
Der Gott der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröstung auch,
Auf der verlassnen Lagerstatt
Ihm ja zur Seite sich fügte.

Goethe läßt also Gott sich dem toten Napoleon „zur Seite fügen“! Die wortgetreue Übersetzung lautet: „Du, halte jedes böse Wort von der müden Asche fern! Das setzte der Gott, der zu Boden wirft und wieder erweckt, der bekümmert und tröstet, auf die öde Decke ihm zur Seite.“ Goethe hat übrigens das Gedicht in achtzehn selbständige Strophen geteilt, wodurch eine der Hauptschönheiten des Originals, der enge Zusammenhang zwischen Strophe und Antistrophe, nicht nur der Form, sondern auch dem Inhalte nach, ganz verloren geht.

(Schluß folgt)

Zur Frauenfrage

Der Aufsatz „Der Freisinn und die Frauenfrage“ in Nr. 5 der Grenzboten hat unter dem weiblichen Geschlechte große Aufregung hervorgerufen. Und doch haben wir darin nur die Thatsache festgestellt, daß die ganze sogenannte Frauenfrage im Grunde nur eine Mädchen- oder Jungfernfrage ist, daß die preußische Regierung sich gegen die Petition, die Frauen zum Studium zuzulassen, mit Recht ablehnend verhalten hat, daß die deutschen Mädchen nicht in den Seziersaal und in das Studirzimmer, sondern in die Hauswirtschaft und in die Kinderstube gehören, daß die Sorge des Staates nur darin liegen kann, aus der weiblichen Jugend natürlich empfindende und verständig denkende Ehefrauen

und keine oberflächlichen verbildeten Salonratten zu erziehen, gesunde Mütter und keine bleichsüchtigen, vertrockneten Blaustrümpfe, sparsame Haushälterinnen und keine putzsüchtigen Modepuppen. Weshalb nun die Aufregung? Sind unsre Bedenken nicht gerechtfertigt?

Als jüngst einer promovirten Ärztin die Frage vorgelegt wurde, ob sie sich auch zur Heilung von Männerkrankheiten herbeilassen würde, sagte sie stolz im Vollgefühle ihrer Gelahrtheit: „Wir Frauen ziehen die Würde unsrer Wissenschaft der falschen Prüderie vor.“ So weit wären wir also; es hängt jetzt nur noch von dem lächerlichen Schamgefühl, der „falschen Prüderie“ der Männer ab, sich von einer Ärztin behandeln zu lassen. Die Frauen haben nichts dagegen einzuwenden, wenigstens nicht Fräulein Dr. Karoline Schultze. Schade, daß die Cyniker nicht mehr leben! Wir sind keine Mondscheinseelen — aber diese unerhörte Verschiebung aller guten Sitte, dieses leichtfertige Überspringen einer durch Jahrtausende geheiligten Scheidewand zwischen Mann und Weib, diese künstlich anstudirte Verständnislosigkeit für Regungen einer natürlichen Scham — wenn darin eines der erstrebenswerten Ziele unsrer Frauenbewegung liegt, dann sagen wir mit dem heiligen Hieronymus von den Weibern: Pejores omnes et a diabolo afflatae.

Glücklicherweise sind es nur wenige, die, durch halbverstandene amerikanische oder englische Zustände geblendet, von ungesundem Ehrgeiz ergriffen, ihren deutschen Mitschwestern neue Wege zum irdischen Glück durch Konkurrenz mit den Männern eröffnen wollen, und zwar gerade auf einem Gebiete, auf dem sie unter allen Umständen kläglich unterliegen müssen. Da offenbart sich wieder einmal der auffallende Mangel an logischem Denken, wenn die leitenden Stimmen in der Frauenfrage den Einfluß der Männer auf die Erziehung der weiblichen Jugend immer mehr beschränken, ja womöglich ganz beseitigen wollen und anderseits doch die Hauptaufgabe der Erziehung darin sehen, die Mädchen zum Wettstreit mit den Männern vorzubereiten. Wir wissen sehr wohl, daß unter der weiblichen Bevölkerung betrübende Mißstände herrschen; ja es wäre gewissenlos, wollte man das rastlose und oft sorgenvolle Streben der unverheirateten Frauen nach einem selbständigen Lebensberuf von oben herab belächeln. Aber die Vorkämpfer fangen die Sache falsch an; sie greifen in ihren Forderungen zu hoch.

Wenn sie Fachschulen verlangten für Gärtnerei und Landwirtschaft, für Droguerie und Photographie, für Uhrmacherei und Goldschmiedekunst, für Konditorei und Bäckerei u. s. w., dann ließe sich mit ihnen reden; aber gerade die dem Weibe am fernsten liegende Thätigkeit, das wissenschaftliche Studium, als nächstes Ziel erstreben — das heißt denn doch mit dem Lasso nach dem Monde werfen. Sie stellen nicht nur unüberlegte Forderungen an den Staat, sondern gehen auch in ihren Begründungen von falschen Annahmen aus und machen die Schulen für Übelstände verantwortlich, die durch tausendfältige Strömungen

in unserm Kulturleben entstanden sind. Sie klagen die Männer an, daß sie unsere weibliche Jugend nicht zu erziehen verstünden, weil der Mann überhaupt nicht im Stande sei, das „große Rätsel der Frauenseele“ zu begreifen und die geistige Eigenart des Weibes zu entwickeln. Diese poetische Lüge von dem „ungelösten Rätsel der Frauenseele“ richtet in den Köpfen vieler Mädchen, besonders der altgewordenen, eine heillose Verwirrung an. Die Frauen mögen doch ehrlich sein und Mephisto an der Stelle Recht geben, wo er von dem „tausendfachen Weh und Ach“ redet. Unsere Töchter sollen keine ungelösten Rätsel sein; ja der Gedanke, daß sie es sein könnten, darf ihnen überhaupt gar nicht beigebracht werden. Wir wollen keine ungelösten Rätsel zu Ehefrauen haben, sondern praktische und natürliche Wesen, die sich in der Wirklichkeit zurecht finden; aber wir bezweifeln stark, daß unsre unverheirateten Lehrerinnen, die nicht wissen, welche ungeheuern Anforderungen Ehe und Mutterschaft an ein Weib stellen, die überdies dem praktischen Leben ziemlich fern stehen, die einzig berufenen Erzieher für unsre Mädchen seien. Es ist sehr unpolitisch von ihnen, gegen die jetzige höhere Mädchenschule, in der die Frauen doch noch einen großen Einfluß haben, Sturm zu laufen.

Wir sind weit davon entfernt, die vielfachen Mängel dieses buntscheckigen Wesens zu verkennen; aber man muß auch gerecht sein. Die höhere Mädchenschule in Preußen steht, soweit wir es (aus Nöldekes Schrift: „Von Weimar bis Berlin“) überschauen können, mit allen ihren gewiß redlichen Bestebungen mutterseelenallein da, und wenn sich die Tagespresse ausnahmsweise mit ihr beschäftigt, so können wir, wenigstens bei den Freisinnigen, sicher sein, daß es in ziemlich unwürdiger und hämischer Weise geschieht. Ja selbst im Abgeordnetenhause pflegt, sobald der Titel „höhere Mädchenschule“ verhandelt wird, bei den meisten Volksvertretern diejenige schmunzelnde Stimmung einzukehren, die man auf „Knospenbällen“ bei älteren Herren wahrzunehmen Gelegenheit hat. Durch bloßes Witzeln und Kopfschütteln werden aber keine Übelstände in wichtigen Einrichtungen beseitigt. „Eine Nation,“ sagt Heinrich von Sybel in seinen Vorträgen und Aufsätzen, „kann nicht wirksamer für ihr Gesamtgedeihen sorgen, als wenn sie die rechte Entwicklung des weiblichen Geschlechtes befördert, sie kann nicht schlimmer den Grund ihres Daseins vergiften, als wenn sie die Frauen ihrem hohen natürlichen Berufe entfremdet. Wer von der Zukunft Früchte begehrt, muß die Blüten der Gegenwart pflegen; die besten Blüten eines Volkes aber sind seine Frauen.“ Es ist notwendig, daß unsre ganze Mädchenerziehung einmal staatlich geordnet werde; die Notwendigkeit ist auch schon längst erkannt worden, nur muß die ganze Frage durch gründliche Untersuchung und offnen Meinungsaustausch vorher geklärt werden. Daher kann man auch Eduard von Hartmanns Versuche nur willkommen heißen, eine Umgestaltung in der Erziehung unsrer weiblichen Jugend anzubahnen. Hartmann beschäftigt sich in seinem Buche „Moderne Probleme“

(2. Aufl., Leipzig, 1888) wiederholt und ziemlich eingehend mit unsrer Frauenbildung, besonders in den Abhandlungen, die die „Gleichstellung beider Geschlechter“ und die „Lebensfrage der Familie“ zum Gegenstand haben. Hartmann reizt auch die Unparteiischen oft zum Widerspruch, aber er regt zum Nachdenken an und giebt Vorschläge, die doch der Beachtung wert sind.

Die Auffassungen des Philosophen über die moderne Frauenbildung und unsre höhere Mädchenschule schließen sich an die Ergebnisse an, die er in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“ gefunden hat, besonders dort, wo er das wirtschaftliche Emanzipationsstreben des weiblichen Geschlechtes im Lichte der Kulturentwicklung betrachtet und auf die wirkliche ethische Kulturmission des weiblichen Geschlechtes zu sprechen kommt (S. 672—703). Hartmann ist der Meinung, daß unsre Jugend in ihrer großen Masse zu den schwersten Bedenken Anlaß gebe, daß sich der größte Teil durch nichts mehr auszeichne, als durch unverkennbaren Mangel an idealem Streben, durch Armut an eigenen Gedanken, durch offenbaren Widerwillen — Hartmann nennt es geradezu „dauerhaften Ekel“ — vor aller Geistesarbeit, durch Sucht und Jagd nach materiellem Genuß und mühelosem Dasein, daß vor allem unsre Jugend aufgehört habe, vor irgend einer Autorität, am wenigsten vor ihren eigenen Erziehern, irgendwelchen Respekt zu empfinden. Alle diese betrübenden Erscheinungen findet Hartmann in demselben Maße bei der weiblichen, wie bei der männlichen Jugend; ja gerade bei den Mädchen höherer Stände zeigten sie sich in einer stetig wachsenden Naturentfremdung, in körperlicher und geistiger Berufsuntüchtigkeit, in Arbeitsscheu, Verwöhnung und Selbstsucht. Hartmann belegt seine Beobachtungen besonders aus dem gesellschaftlichen Leben der Großstadt, und wir können nicht umhin, ihm in seinen Behauptungen beizustimmen; allein wir weichen von seiner Ansicht völlig ab, wenn er alle bestehenden Mißverhältnisse, Schäden und Gebrechen in unsrer Frauenwelt dem Einfluß der höheren Mädchenschule zuschreibt. Es ist doch mindestens sehr einseitig geurteilt, wenn er zu dem Ausspruche gelangt: „Man kann sagen, daß der letzte handgreifliche Grund unsrer verschrobenen Weiber in dem höheren Töchterschulwesen liegt, das sich erst in dem letzten halben Jahrhundert entwickelt hat. Könnten wir diese Entwicklung mit einem Striche rückgängig machen und unsre Töchter auf das Niveau der Volksschulbildung, mit dem unsre Großmütter sich begnügen mußten, zurückschrauben, so würden sie ebensowenig, wie diese es thaten, sich für zu vornehm und zu gebildet zur Erfüllung ihrer natürlichen und sozialen Pflichten, zur Kinderpflege und Hausarbeit halten“ (Moderne Probleme S. 83.) Aber seine Anklage geht noch weiter; in seiner „Phänomenologie“ behauptet er geradezu, daß die höhere Mädchenschulbildung jede feiner angelegte und ungewöhnliche weibliche Individualität ihres originellen Duftes beraube, indem sie sie in die Schablone der Mittelmäßigkeit einzwänge. Seitdem die höheren Töchterschulen bestünden,

gebe es keine bedeutenden Frauen mehr, sondern nur noch verschrobene Blaustrümpfe (Phänomenologie S. 704). Diese Ansicht ist nicht allein übertrieben, sie ist geschichtlich geradezu falsch, denn es hat in Deutschland auch schon vor Gründung der höheren Mädchenschule pretiöse und emanzipirte Weiber gegeben. Hartmann hätte sich erinnern sollen, daß Schopenhauer seine giftigen Angriffe gegen die Frauen schrieb, noch ehe ihm Sprößlinge der modernen Erziehung vor Augen standen. Um so ungerechter ist es, wenn Hartmann sein Verdammungsurteil ohne Ausnahme auf alle höheren Mädchenschulen ausdehnt.

Es ist richtig, das bunte Durcheinander der verschiedenartigsten Lehrgegenstände, der verwirrende Einfluß einseitiger Fachgelehrten im Lehrkörper der höheren Mädchenschulen, mannigfache sich oft bekämpfende Lehrmethoden, eine den Knabenschulen nachgeäffte Dressur, alle diese den einheitlichen Unterricht an einer höheren Mädchenschule vernichtenden Übelstände müssen eine Halbbildung zur Folge haben, die unserm ganzen Kulturleben nicht zum Segen gereicht. Allein Hartmann durfte seine Verurteilung nicht auf alle höheren Mädchenschulen ausdehnen. Er hätte zum mindesten einen Unterschied machen müssen zwischen den um ihre Existenz krampfhaft ringenden Privatschulen mit allen möglichen Zugeständnissen an das Publikum, mit einem zusammengewürfelten Lehrkörper, der die verschiedenartigsten Lehrmethoden aus den Knabenschulen hinüberschleppt, der größtenteils den Mädchenunterricht als eine zwar untergeordnete, aber doch einträgliche Nebenbeschäftigung betreibt, und anderseits der öffentlichen, vom Staat oder einer Gemeinde gehaltenen Anstalt, wo unter fachmännischer Leitung ein einheitlich zusammengesetztes Kollegium arbeitet.

Aber für Hartmann sind alle Mädchenschulen, wo französisch und englische Vokabeln gelernt werden, „höhere Töchterschulen," und so wird denn auch durch eine kühne Verallgemeinerung über unsre gesamte Mädchenerziehung, wie sie die Schule bietet, der Stab gebrochen. Wir behaupten geradezu, daß nicht die Schule für „die egoistische Bequemlichkeit, Leistungsscheu und Genußsucht" der Mädchen höherer Stände verantwortlich zu machen ist, sondern lediglich die Familien, die Gesellschaft, vor allem die lieben Mütter. Die Erziehung soll allerdings auf der gleichzeitigen Wirkung von Familie und Schule beruhen. Aber das moderne Familienleben der höheren Gesellschaft mit seiner Oberflächlichkeit, Zerfahrenheit und Ruhelosigkeit bietet schon längst nicht mehr eine Stätte für echte Jugenderziehung. Die nervöse Unruhe unsers Jahrhunderts ist auch in das häusliche Leben gedrungen und hat die stille Beschaulichkeit und Selbstgenügsamkeit, die zur erfolgreichen Kindererziehung notwendige Verinnerlichung verdrängt. Die meisten Eltern und gerade die Mütter können und wollen sich gar nicht mehr mit einer systematischen Erziehung ihrer Töchter beschäftigen; sie schieben die ganze Arbeit der Schule zu und verlangen von dieser, daß sie in den vier oder fünf täglichen Lehrstunden

einzig und allein dafür sorge, aus den Kindern verständige und brauchbare Menschen heranzubilden. Daher stammen denn auch gerade aus diesen Kreisen, die an ihren Töchtern am meisten sündigen, die heftigsten Angriffe auf die Schule, die Lehrer und die Unterrichtsmethode.

Hartmann hätte also nicht die höhere Mädchenschule, sondern das verrottete Familienleben für die unerfreulichen Erscheinungen in unsrer weiblichen Jugend verantwortlich machen sollen, damit würde ihm auch eine viel festere Grundlage für seine Behauptung geboten worden sein, daß unsre weibliche Jugend in das jeden Kulturfortschritt aufhebende sozialeudämonistische Moralprinzip hineingeraten sei, daß die bis dahin geübte Gefühls- und Geschmacksmoral nicht mehr genüge, daß man auch die weibliche Erziehung immer mehr auf die Vernunftmoral, auf den kategorischen Imperativ des Pflichtgefühls gründen müsse. Alle Sittlichkeit ist nach Hartmann Kulturkampf, d. h. heißes Kämpfen und Ringen um die Erhaltung und Steigerung der Kultur. Den Mädchen kann daher nicht früh genug klar gemacht werden, daß sie ebensowenig wie die Männer auf der Welt seien, um zu genießen, individuelle Glückseligkeit zu erstreben, sondern um zu dienen, nicht den Männern, wie man meint, sondern ihrem natürlichen und einzigen Berufe, und daß ihr Beruf darin bestehe, dem Vaterlande so viel wie möglich tüchtige und wohlerzogne Bürger zuzuführen, um es im Kampf ums Dasein der Nationen konkurrenzfähig und siegreich zu erhalten. (Moderne Probleme S. 58.)

Die sittliche Aufgabe des Weibes besteht nach Hartmann nur darin, unmittelbar an dem Kulturfortschritte mitzuarbeiten. Je mehr sich ein Krieg in die Länge zieht, desto wichtiger und notwendiger ist die Ausbildung der Reserven. Der langwierigste Krieg bleibt aber der Kulturkampf der Menschheit. Hierzu hat das Weib die Reservetruppen zu liefern. „Während der Kampfplatz des Mannes das Schlachtfeld und die Werkstatt der Hand und des Gedankens ist, schlägt das Weib die Schlachten des Lebens im Wochenbett und in der Kinderstube, und man kann nicht sagen, daß ihm dabei der leichtere Anteil zugefallen sei."

Die ganze Frauenfrage ist nach Hartmann nicht dadurch zu lösen, daß man die Mädchen zu selbständigen Berufsarten erzieht, sondern daß man die Gründe für die wachsende Ehelosigkeit und Heiratsverspätung beseitigt, daß man einerseits den materiellen Egoismus der Junggesellen auf alle Weise brandmarkt und anderseits die Mädchen wieder zu praktischen Wesen erzieht, die sich nicht für zu gut halten, alle Verrichtungen im Hauswesen und Familienleben selbst auszuführen. Früher ruhte der Opfermut der Frauen auf den Geduldsmotiven, auf dem religiösen Glauben, auf optimistischen Illusionen; diese Motive schwinden durch den Einfluß der modernen Weltanschauung immer mehr dahin. Deshalb tritt an die Gegenwart die pädagogische Aufgabe, den Mädchen das klare und sittliche Bewußtsein von ihrer hohen Kulturaufgabe

beizubringen, sie eben so fern zu halten von mystisch-romantischer Verschwommenheit wie von überspannten Emanzipationsgelüsten und in ihre Seelen immer tiefer das eherne Sittengesetz des Pflichtgefühls zu pflanzen. „Die Mädchen sollen lernen, daß die Ehe kein Paradies und die Mutterschaft kein Zuckerlecken ist, sie sollen lernen, daß, gerade weil dem so ist, des Weibes Verdienst und sittliche Hoheit darin liegt, opferwillig und opferfreudig den Beruf seines Geschlechts zu erfüllen.“

Allein wir sind mit unsrer Altjungfernerziehung nach Hartmann so weit gekommen, daß der natürliche Frauenberuf gar nicht mehr als fashionable gilt, daß den Mädchen die höchste ihrer sittlichen Aufgaben in ein bedenkliches Licht gerückt wird, daß sie z. B. die Nase darüber rümpfen, wenn ihre verheiratete Schulfreundin pünktlich nach neun Monaten ein Kind bekommt, daß sie sich mit spöttisch verzognen Mundwinkeln mitteilen, wenn eine Andre „schon wieder einmal“ guter Hoffnung ist. Hartmann bezeichnet diese künstlich anerzogne Mißachtung des Frauenberufs als das kulturgefährlichste Gift, das in unsre gebildeten Kreise gedrungen ist und unzweifelhaft zu einer sittlichen Auflösung führen muß. Er klagt die moderne Mädchenerziehung an, daß sie gleich dem Strauß den Kopf unter den Flügel stecke, um nur nicht die Aufgaben des normalen Geschlechtslebens zu sehen, um nur nicht den lieben unschuldigen Mädchen zu sagen, daß in der Ehe und Mutterschaft gerade die höchste Sittlichkeit, die ethische Vollendung des Weibes liege. Bei einem weiblichen Wesen, das seine natürliche Bestimmung nicht erreicht hat, ist nun allerdings die Gefahr nahe, daß es zur eignen Beruhigung die wahre und einzige Bedeutung des Weibes verkennt, absichtlich heruntersetzt und so bei der Erziehung von Mädchen diskreditirend auf die Wertschätzung und Würdigung des natürlichen Frauenberufs einwirkt. Demnach muß Hartmann unverheiratete Lehrerinnen von dem Unterricht und der Erziehung ältrer Mädchen gänzlich ausschließen. Aber noch aus einem andern Grunde sind die Frauen wenig zu einer Erziehung befähigt, die durch eine fortschreitende Kulturentwicklung der Menschheit vorgeschrieben ist. Die Frauen verharren nach Hartmann infolge ihrer geistigen und physiologischen Eigentümlichkeiten in einem sozial-eudämonistischen Moralprinzip, das nichts mit einem abstrakten Gemeinwohl zu thun haben will, sondern sich nur auf das Wohl der den Frauen nahestehenden konkreten Individuen bezieht. Um die Zukunft der ganzen Menschheit, um den Entwicklungsprozeß der Kultur, um den Sieg ihrer Rasse im Kampf ums Dasein kümmern sich die Weiber in echtem Spießbürgersinn nicht im mindesten. Daher vermißt Hartmann gerade in der deutschen Frauenwelt einen gesunden und auf klarer Überzeugung ruhenden Patriotismus, ein warmes und stolzes Nationalgefühl; gerade der geschichtliche Sinn, eine freie geschichtliche Weltanschauung, eine bleibende Begeisterung für das Kulturprinzip der Entwicklung fehlt noch den deutschen Frauen und muß daher vor allem unsrer weiblichen Jugend

beigebracht werden. Zu diesem Zwecke verlangt er, daß die Kulturgeschichte zur Grundlage des ganzen Mädchenunterrichts in den höhern Klassen gemacht werde, und zwar in der dem weiblichen Gemüte am meisten zusagenden Gestalt, d. h. als ästhetische Kulturgeschichte oder Entwicklungsgeschichte der Ideale der Menschheit.

Die mechanistische Weltanschauung, der kurzsichtige Materialismus, die Frucht einer einseitigen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, eines übertriebenen Kultus der brutalen Thatsache, muß durch die Pflege der menschlichen Ideale, die sich in der Kulturgeschichte, der Litteratur und der Kunst offenbaren, wieder beseitigt werden. Wir wissen nicht, ob irgendwo an höhern Mädchenschulen eine Überwucherung der naturwissenschaftlichen Fächer zum Schaden der wichtigern vorhanden ist: in diesem Falle würden wir uns entschieden an Hartmanns Ansicht anschließen, da wir mit Goethe meinen: „Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedichte erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert." Der naturwissenschaftliche Unterricht an Mädchenschulen soll nach unsrer Ansicht in der Gesundheitslehre gipfeln, wovon leider jetzt gar keine Rede ist; geht er zum toten Formelkram über, verläßt er die Grenzen der Anschauung, um auch noch das Gedächtnis der Schülerin in Anspruch zu nehmen, so hört seine Berechtigung für den Mädchenunterricht auf. „Wenn schon die Jungen über den vielen Lernstoff sich dumm lernen, wie viel mehr muß das erst bei Mädchen geschehen, denn wo der Mann nur pedantisch erscheint, ist das Weib schon verschroben."

Daher gründliche Beschränkung aller Nebenfächer, die eine unverhältnismäßige Belastung des Gedächtnisses mit sich bringen, eine nachteilige Zersplitterung des Wissens, eine verwirrende Ablenkung des jugendlichen Geistes von den Hauptfächern, die ihn vertraut machen sollen mit der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Ideale. Auch die Überbürdungsfrage berührt Hartmann: er verwirft alle häuslichen Schularbeiten als im höchsten Grade unpädagogisch. Die Schule ist dazu da, sagt er, um der Jugend die nötige allgemeine Bildung einzupflanzen, und wenn sie sich dazu unfähig erklärt ohne Zuhilfenahme des Hauses, so beweist sie damit nur, daß entweder in ihrer Organisation ein Fehler steckt, oder daß die Lehrer die ihnen obliegende Aufgabe teilweise auf das Haus abzuwälzen für bequemer finden. Diese Forderung ist nicht neu und wird schon von vielen Pädagogen angestrebt; daß wir aber den gewünschten Zustand noch nicht erreicht haben, ist wohl nicht Schuld der Schulen, sondern liegt, besonders beim Mädchenunterricht, wesentlich an dem Widerstande der Familien. Unsre lieben Mütter verlangen ausdrücklich, daß die Schule auch noch für die häusliche Beschäftigung der Kinder sorge, ja sie berechnen geradezu die Leistungsfähigkeit einer Schule nach der Summe und Schwere der häuslichen Arbeiten; das ist eine lächerliche Auffassung, aber wer hätte sie noch nicht erlebt?

Hartmann hegt einen tiefen Groll gegen unsere moderne Frauenbildung und mittelbar gegen unsre höhere Mädchenschule; allein er erkennt trotz seiner pessimistischen Auffassung doch „berechtigte und der Pflege werte Elemente" an und so hofft er durch folgende Forderungen wenigstens erträgliche Zustände zu schaffen: 1. Der Unterricht darf bis zum vierzehnten Jahre nur vier Stunden täglich umfassen. 2. Vom vierzehnten Jahre ab soll er nur drei Stunden täglich betragen (mit Ausschluß von Rechnen und Gesang). 3. Es ist nur eine einzige fremde Sprache zu betreiben. 4. Für häusliche Schularbeiten darf nicht mehr als eine Stunde in Anspruch genommen werden. 5. Ein elftes und zwölftes Schuljahr ist erwünscht mit zwei Unterrichtsstunden täglich. 6. In den beiden letzten Jahren erst soll der Schule Gelegenheit gegeben werden, Fächer wie Kunstgeschichte zu pflegen.

Hartmann steht mit dieser ausgesprochnen Richtung auf Vereinfachung und Vertiefung des Unterrichts ganz auf dem Boden der neueren Bestrebungen. Er erkennt auch von seinem philosophischen Standpunkte die hohe Bedeutung an, die eine richtige Mädchenerziehung für die Volkskraft und das Staatswohl unzweifelhaft haben muß. Besonders gefällt uns sein Vorschlag, die Mädchen bis zu ihrem achtzehnten Jahre mit zwei Unterrichtsstunden in den Grenzen einer geordneten geistigen Thätigkeit zu halten; durch diese Einrichtung würde dem wachsenden Unwesen vorgebeugt werden, unsre Mädchen nach beendigter Schulzeit in Pensionate zu schicken, die oft Brutstätten unzähliger Verirrungen sind, oder sie schon von dem sechzehnten Jahre an unbeschäftigt allem gesellschaftlichen Firlefanz preiszugeben.

Es wird gegenwärtig auf dem Gebiete der Frauenbildung für die gesunde Entwickelung des höheren Mädchenschulwesens viel und gründlich gearbeitet; die Regierung wird wohl nicht umhin können, diese Schulen endlich aus ihrer Zwitterstellung zwischen höherer Schule und Volksschule herauszuheben, sie an der Hand eines Normallehrplans unter eigne Aufsicht zu nehmen, die Lehrerinnenseminare von Grund aus umzubilden und etwa durch Gründung von Mädchenmittelschulen und Fachschulen auch für die Ausbildung der Mädchen zu gewerblicher Thätigkeit Sorge zu tragen. Wenn der Staat diese Forderungen erfüllt, hat er alles gethan, was er zur Beseitigung des Notstandes unter der weiblichen Bevölkerung thun kann. Frauenuniversitäten gründen und die Mädchen zum wissenschaftlichen Studium vorbereiten, hieße aber den festen Boden verlassen, um einen Seiltanz auszuführen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Jubiläumsjagd. Eine sehr richtige Bemerkung haben die Grenzboten in ihrem vorletzten Hefte über die jetzige Jubiläumsjagd unsrer Zeitungen gemacht. Es muß Leute geben, die sich förmlich darauf legen, Jubiläen aufzustöbern. Freilich ist das kein großes Kunststück mehr, seit unsre Abreißkalender zugleich Küchenzettel, Kochbuch, Stammbuch und — Geschichtskalender geworden sind. Aber herzlich langweilig ist es doch — und das sollten sich die Herausgeber von Zeitschriften und Zeitungen endlich selber einmal sagen —, wenn man Mitglied eines Lesekreises ist — „Journal—ist—ic—um“ nennt mans in Leipzig! —, und es naht nun wieder eine solche Jubiläumswoche, was ja jetzt mindestens jeden Monat einmal geschieht, und man findet in allen Zeitschriften, die man aufschlägt, dasselbe ebenso seichte wie stolze Jubiläumsgerede. „Die Jasminlaube“ Nr. 34: Zum hundertjährigen Geburtstage Friedrich Wilhelm August Schulzes. „Am heimischen Herd“ Nr. 34: Ein Wohlthäter der Menschheit (Friedrich Wilhelm August Schulze). „Illustrirtes Universum“ Nr. 34: Friedrich Wilhelm August Schulze. Zu seinem hundertsten Geburtstage. Mit einem Porträt und einer Abbildung seines Geburtshauses, gezeichnet von unserm „Spezialartisten“ Isidor Kumpler. „Das Magazin für das Wissen und Können der Jetztzeit“*) Nr. 34: Vor hundert Jahren. Zum Gedächtnis Friedrich Wilhelm August Schulzes. „Vom Belt bis zur Adria“ Nr. 34: Aus dem Leben eines mit Unrecht vergessenen (Friedrich Wilhelm August Schulze). U. s. w. u. s. w. Eine wahre Erquickung ist es, wenn man endlich eine Zeitschrift in die Hand bekommt, deren Herausgeber offenbar nicht im Besitz eines Abreißkalenders und eines Konversationslexikons und folglich auch nicht in der Lage gewesen ist, einen Jubiläumsartikel über Friedrich Wilhelm August Schulze zu liefern.

Fürst Bismarcks Leipziger Verwandtschaft. Fürst Bismarck hat bei verschiednen Gelegenheiten selbst erwähnt und hervorgehoben, wie lieb ihm die Stadt Leipzig sei als gut reichstreue Stadt und — wie wir wohl hinzufügen dürfen — als eine Stadt, die für den Gedanken eines einigen und mächtigen deutschen Reiches unter Preußens Führung schon Empfindung und Verständnis hatte, als anderwärts in Sachsen und Deutschland vielfach noch andre Meinungen und Gesinnungen herrschten, namentlich vor und nach 1866. Er hat auch bei wiederholten Anlässen darauf hingewiesen, wie eng er sich mit Leipzig verbunden fühle durch seine Herkunft, insofern er von mütterlicher Seite aus einer Leipziger Gelehrtenfamilie, der Familie Mencke, stamme. Was über dieses letztere Verhältnis aber bisher in der Presse hier und da mitgeteilt worden ist, ist so dürftig und ungenau, daß unsre Leser es uns gewiß Dank wissen werden, wenn wir ihnen auf Grund sorgfältiger Forschungen darlegen, wie die Familienbeziehungen unsers Reichskanzlers zu Leipzig in Wahrheit gestaltet sind.

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wirkten an der Leipziger Universität

---

*) Scheint eine aus dem Griechischen übersetzte Zeitung zu sein: *Ἡ ἀποθήκη πρὸ τοῦ εἰδέναι καὶ τοῦ δύνασθαι τοῦ νῦν χρόνου.*

zwei Professoren Namens Mencke: Otto Mencke und Lüder Mencke.*) Otto Mencke gehörte der philosophischen Fakultät an und ist namentlich berühmt geworden als Begründer der ersten kritischen Zeitschrift Deutschlands, der Acta Eruditorum, die zuerst 1682 erschienen. Lüder Mencke war ein hervorragender Jurist seiner Zeit, in Leipzig insbesondere Lehrer des römischen und des sächsischen Rechts. Diese beiden Professoren waren Vettern. Sie waren beide die Söhne von Oldenburger Kaufleuten, die Brüder gewesen waren. Otto Mencke war am 22. März 1644 in Oldenburg geboren, hatte in Leipzig und Jena studirt und sich dann in Leipzig habilitirt; Lüder Mencke war am 14. Dezember 1658 in Oldenburg geboren und hatte dann eine ähnliche Laufbahn durchgemacht. Otto Mencke starb in Leipzig am 18. Januar 1707, Lüder Mencke am 29. Juni 1726 in Leipzig oder wahrscheinlicher in Gohlis bei Leipzig; er war nämlich nach dem Tode seines zweiten Schwiegervaters, des Professors der Medizin und chursächsischen Leibarztes Dr. Horn, auch Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von Gohlis geworden. Im Leipziger Leichenbuche fehlt die Angabe seines Todes; in dem Kirchenbuche von Eutritzsch, wo Gohlis damals eingepfarrt war, fehlen die betreffenden Blätter.

Verfolgen wir nun die beiden Linien einzeln weiter. Otto Mencke hatte einen Sohn, der wieder Professor in Leipzig war, und der der berühmteste des ganzen Geschlechts geworden ist: Johann Burkhard Mencke. Dieser war am 8. April 1674 in Leipzig geboren, war Schüler der Nikolaischule, studirte in Leipzig, machte dann große Reisen und wurde 1699 in Leipzig Professor der Geschichte, 1708 kurfürstlich sächsischer Historiograph. Er ist der Herausgeber des wichtigen und noch heute unentbehrlichen geschichtlichen Quellenwerkes: Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum, der Fortsetzer der Acta Eruditorum, der Begründer der „Neuen Zeitschrift von gelehrten Sachen" (seit 1715) und der Verfasser zahlreicher kleiner Schriften, unter denen wohl die berühmteste die Schrift De Charlataneria Eruditorum geworden ist. Auch Gedichte gab er heraus unter dem Namen Philander von der Linde. Verheiratet war er mit Katharine Margarethe Gleditsch, einer Tochter des Leipziger Buchhändlers Gleditsch. Gestorben ist er am 1. April 1732. Ein Sohn dieses berühmten Johann Burkhard Mencke war Friedrich Otto Mencke, geboren am 3. August 1708 in Leipzig, gestorben am 14. März 1754. Dieser war Jurist, Ratsherr in Leipzig und ebenfalls Fortsetzer der Acta Eruditorum.

Aus dieser Linie aber stammt Fürst Bismarcks Mutter nicht ab, sondern aus der Linie Lüder Menckes. Dieser hatte einen Sohn, Gottfried Ludwig Mencke, geboren den 28. Juli 1683, der Professor der Jurisprudenz in Wittenberg war und 1744 dort starb. Der Enkel Lüder Menckes, der ebenfalls Gottfried Ludwig hieß, war am 17. Mai 1712 in Leipzig geboren, wurde 1748 Professor der Jurisprudenz in Leipzig, folgte aber 1749 einem Rufe an die Universität in Helmstädt und starb dort am 24. Oktober 1762. Dessen Sohn wiederum war Anastasius Ludwig Mencke, geboren am 2. August 1752 in Helmstädt. Dieser studirte in Leipzig Jurisprudenz und betrat dann die diplomatische Laufbahn; er wurde unter Friedrich dem Großen Kabinetssekretär und starb am 5. August 1801

---

*) Mencke ist die richtige Form des Namens, nicht Mencken, wie man oft liest. Die Form Mencken ist nur dadurch entstanden, daß man im Dativ sagte: Das Buch ist von Mencken geschrieben (wie von Franken, von Meißnern, von Schwarzen, von Christen, während die Namen natürlich Franke, Meißner, Schwarze, Christ heißen), und daß die Mencke selbst ihre Namen in das ihnen wohl schöner klingende Menckenius anstatt in Menckius latinisirt hatten.

als Kabinetsrat in Potsdam. Seine Tochter, Luise Wilhelmine Mencke, war Fürst Bismarcks Mutter. Sie war am 24. Februar 1790 geboren und vermählte sich am 7. Juli 1806 mit dem Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck.

Die Leipziger Mencke führten übrigens, obwohl sie eine bürgerliche Familie waren, ein Wappen. Man findet es bisweilen auf ihren in Kupfer gestochenen Bildnissen aus dem vorigen Jahrhundert. Ein feingeschnittenes, kluges und dabei etwas sinnliches Gesicht zeigt das von dem kurfürstlich sächsischen Hofmaler Hausmann gemalte Bildnis Johann Burkhard Menckes. Es ist zweimal gestochen worden, meisterhaft von dem Leipziger Kupferstecher Rosbach 1728, nicht ganz so gut von Bernigeroth. Der Stich Bernigeroths aber hat das Wappen, das bei Rosbach fehlt. Der Schild zeigt in der Mitte einen vollbelaubten Baum, offenbar eine Linde (Philander von der Linde!), umgeben von zwei aufrechtstehenden Rehen, die mit den Vorderläuften gegen den Stamm anspringen.

Zur leichtern Uebersicht stellen wir das verwandtschaftliche Verhältnis des Fürsten Bismarck mit der Leipziger Gelehrtenfamilie Mencke in einem kleinen Stammbaum dar.

Otto Mencke,
Kaufmann in Oldenburg.

Johann Mencke, Kaufmann in Oldenburg.	Helmerich Mencke, Kaufmann in Oldenburg.
Otto Mencke, Professor in Leipzig, geb. d. 22. März 1644 in Oldenburg, gest. d. 18. Jan. 1707 in Leipzig.	Lüder Mencke, Professor in Leipzig, geb. d. 14. Dez. 1658 in Oldenburg, gest. d. 29. Juni 1726 in Leipzig.
Johann Burkhard Mencke, Professor in Leipzig, geb. d. 8. April 1674 in Leipzig, gest. d. 1. April 1732 in Leipzig.	Gottfried Ludwig Mencke, Professor in Wittenberg, geb. d. 28. Juli 1683 in Leipzig, gest. 1744 in Wittenberg.
Friedrich Otto Mencke, Ratsherr in Leipzig, geb. d. 3. Aug. 1708 in Leipzig, gest. d. 14. März 1754 in Leipzig.	Gottfried Ludwig Mencke, Professor in Leipzig, später in Helmstädt, geb. d. 17. Mai 1712 in Leipzig, gest. d. 24. Okt. 1762 in Helmstädt.
	Anastasius Ludwig Mencke, Kabinetsrat in Berlin, geb. d. 2. Aug. 1752 in Helmstädt, gest. d. 5. Aug. 1801 in Potsdam.
	Luise Wilhelmine Mencke (Fürst Bismarcks Mutter.)

Übrigens stammte auch einer der hervorragendsten Amtsvorgänger des Fürsten Bismarck, der große brandenburgische Kanzler Lamprecht Distelmaier (geb. 1522, gest. 1588), aus Leipzig, und zwar in noch viel unmittelbarerer Weise als Fürst Bismarck: er war der Sohn eines Leipziger Schneiders.

Zur Ueberfüllung der höhern Berufsarten. In den diesjährigen Verhandlungen des Preußischen Landtages ist wieder wie alljährlich über den übermäßigen Andrang zum Universitätsstudium und zur Anstellung im höhern Beamtendienst geklagt worden. Im folgenden sollen die Ursachen der im Volke so allgemein herrschenden irrtümlichen Anschauungen über den Wert und die Beurteilung der sogenannten höhern Berufsarten kurz behandelt werden.

Daß bei dem Zudrange zu denjenigen Studien und praktischen Uebungen, die ausschließlich oder doch hauptsächlich nur zur Verwendung im höhern Staatsdienste oder Gemeindedienste führen können, auch staatsrechtliche Ursachen mitwirken, läßt sich schon von vornherein annehmen; auf diese soll hier zunächst eingegangen werden, weil bei ihnen eine unmittelbare Abhilfe durch Gesetz oder Verwaltungsvorschrift der Behörden am ehesten möglich, wenn auch vielleicht nicht sogleich ausführbar ist, und weil gerade hier die Mißstände am größten sind. Diese staatsrechtlichen Ursachen sind, so unwahrscheinlich es klingen mag, die überlange und übergründliche Vorbereitung, die vor der Anstellung durchzumachen ist. Durch Verschärfung der Prüfungsvorschriften und Verlängerung der Vorbereitungszeiten wehrt man dem Andrange nicht, sondern macht im Gegenteil die Uebelstände immer unerträglicher; erreichen wird man nur damit, daß die geistige Kraft vieler tüchtiger Mitglieder des Volkes in noch viel stärkerm Maße verschwendet wird, als es schon jetzt geschieht.

Gerade die große Länge der Vorbereitungszeiten und die bedeutende Menge der in ihnen zu bewältigenden Kenntnisse und praktischen Fertigkeiten ist geeignet, die Anschauung zu erwecken, als ob der, der diese Schwierigkeiten überwunden hat, bereits etwas geleistet, sich bereits ein Verdienst und ein Anrecht auf Belohnung erworben hätte. Diese Anschauung muß ja in denen entstehen, die nicht unmittelbar in diesen Verhältnissen selbst leben, die sich von geringerer Lebenslage zu höherm Wohlstande heraufgearbeitet haben, und die nun wünschen, daß ihre Söhne sich dem mit Recht angeseheneren Staatsdienste widmen. Daß ein tüchtiger Wohlstand, wie es heutzutage in Deutschland geschieht, in weitere Kreise dringt, darin ist gewiß nichts Beklagenswertes; und ebensowenig kann man es verhindern wollen, daß der Wunsch, dem Staate nützlich zu sein, gerade in diesen Kreisen lebendig ist und anwächst. Denn es ist ja die schönste Pflicht des Wohlhabenden, dem allgemeinen Besten zu dienen. Aber das ist der große Irrtum, der in solchen Fällen so häufig angetroffen wird, daß der Staatsdienst des höhern Beamten ein Erwerbszweig oder doch ein Versorgungszweig sei wie jeder andre, und daß es ja erheblich angesehener sei, durch Beamtendienst sein Brot zu erwerben, als durch eine andre Thätigkeit, und mithin dies bessere Los den Söhnen zugewendet werden müsse. Der höhere öffentliche Dienst im Staate und in der Gemeinde ist kein Erwerbszweig Gehalt wird nur gezahlt wegen der höhern mit dem öffentlichen Dienste verbundenen gesellschaftlichen Pflichten, und damit der Beamte zur Not leben könne, wenn er einmal ausnahmsweise nichts andres hat. So sollte der öffentliche Dienst aufgefaßt werden! Daß dies ganz allgemein heutzutage nicht geschieht, daran tragen die bestehenden Vorschriften über den Vorbereitungsdienst nicht zum geringsten Teile die Schuld. Es würde das beklagenswert und nur dieses, aber nicht zugleich verbesserungsbedürftig sein, wenn es für eine gute Ausübung des Dienstes wirklich unerläßlich wäre, sich so lange und so umfassend vorzubereiten, um zum Beispiel Aemter in der Rechtsprechung, in der Verwaltung, im Forstfache und im Lehrfache zu versehen. Es ist das aber nicht unerläßlich, und es muß das harte Wort ausgesprochen werden, daß der größte Teil der Arbeit, die in den erwähnten und

auch noch in andern Vorbereitungsdiensten geleistet wird, aus Kunststücken und ganz nutzlosem Blendwerk besteht. Neben der Erlernung wirklich nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten wird der größte Teil der Vorbereitungszeit verwendet, um künstliche Hindernisse aufzubauen. Je mehr sich herandrängen, um diese geistigen Kunststücke zu verrichten, um so zahlreichere Hindernisse werden aufgestellt, um so „höhere Anforderungen" glaubt man den Anwärtern und Prüflingen auferlegen zu müssen. Sicherlich in dem besten Glauben, daß man nun auch immer bessere Beamte erhalten werde; das trifft aber in keiner Weise zu. Die Zuschauer aber, die diesen Schaustellungen zusehen, denken, daß wunder was geschehen sei, und daß diese jungen Leute bereits ein schöneres Teil der Arbeit ihres Lebens verrichtet hätten; und flugs richten sie auch ihre Söhne zu so schwieriger und angesehener Fertigkeit ab.

In Wahrheit haben diese Anwärter und Prüflinge noch gar nichts geleistet; es scheint dies nur so, weil sich jene Vorbereitungsdienste zu einer halb selbständigen Lebensaufgabe der besten Jahre der Jugend ausgebildet haben, während sie doch nur eine Nebensache, ein Mittel zum Zweck hätten bleiben sollen. Daß sie diese Eigenschaft zur Zeit wenigstens teilweise abgestreift haben, das lehrt die selbst bei den prüfenden Behörden nicht selten begegnende Meinung, daß das Gebahren und die Leistungen des Anwärters und Prüflings doch nur zum sehr geringen Teile erkennen lassen, was er später wirklich vollbringen werde. Das soll und kann auch kein Vorbereitungsdienst thun. Dieser sowie die Prüfung kann nur eine ganz allgemeine Anschauung von den Fähigkeiten des Anwärters gewähren; er kann nur die ganz unfähigen aussondern; er kann aber daneben in dem Anwärter selbst ein Urteil bilden darüber, ob er sich zu seinem Amte eigne oder ob er lieber davon ablassen solle. Dies ist nicht möglich, oder ist doch wenigstens nicht mehr von thatsächlicher Bedeutung, wenn die Vorbearbeitungszeit so lange währt, daß nach ihrem Ablauf die Wahl eines andern Berufes so gut wie ausgeschlossen ist. Der öffentliche Dienst und der junge Beamte müssen einander unbefangener gegenüber stehen; der junge Beamte sollte nicht glauben, daß er nach Ablegung der Prüfungen gleichsam ein Anrecht auf Anstellung erworben habe; und der öffentliche Dienst sollte nicht in die gemeinschädliche Notlage versetzt werden, den geprüften Anwärter auf irgend eine Weise zu seiner Versorgung unterzubringen. Auch deswegen, damit diese Anschauung Leben gewinnen könne, muß der Vorbereitungsdienst zeitlich und sachlich wesentlich abgekürzt werden; er muß die eigentlich ganz selbstverständliche Beschränkung erfahren, daß nur das verlangt wird, was zur Vorbereitung durchaus notwendig ist. Zu welchen Abstrichen dies bei den einzelnen Amtsarten führen würde, soll später einmal erörtert werden; um nur ein Beispiel herauszugreifen, mag auf die Thatsache hingewiesen werden, daß so häufig darüber auch im Abgeordnetenhause geklagt wird, es arbeiteten die Rechtsbeflissenen von den ihnen vorgeschriebenen sechs Studiensemestern meistens nur die zwei letzten oder gar nur eines oder noch weniger. Nun wohl, gerade diese Zeit von zwei Semestern genügt also zur Vorbereitung; warum wird sie nicht als genügend anerkannt? Wenigstens bis zu dem augenblicklich nicht erreichbaren noch besseren Zustande, wo eine bestimmte Zeit überhaupt nicht vorgeschrieben wird. Ganz ebenso kann die praktische Vorbereitung der Referendarien in viel kürzerer Zeit erfolgen, als es jetzt vorgeschrieben ist, und einschließlich der erstern vielleicht nur zwei oder höchstens drei Jahre in Anspruch nehmen. Die so zum Dienst tauglich befundenen brauchen aber in keiner Weise gleich in den wirklichen Dienst zu treten. Ja es ist sogar durchaus wünschenswert, daß sie zunächst ganz

nach ihrem Belieben sich beschäftigen und Reisen machen, unbeschadet derer, die wegen geringern Wohlstandes oder andrer Gründe etwa dennoch gleich in den praktischen Dienst treten wollen. Wer keine besonders ausgesprochene Befähigung für den betreffenden Dienstzweig hat, für den ist es besser, wenn er erst in reiferem Alter ein Amt erhält; wer eine ganz besondre und hervorragende Tüchtigkeit hat, mag gleich eintreten. Wenn man so das Gebahren nach dem Erwerbe der Anstellungsfähigkeit durchaus dem freien Belieben des Prüflings überläßt — denn die Verwendung der Zeit nach der letzten Prüfung kann selbstverständlich weder inhaltlich noch zeitlich vorgeschrieben werden, weil dies auf Umwegen und durch eine Hinterthür doch wieder eine Erweiterung des Vorbereitungsdienstes wäre —, so ist daraus keineswegs ein übermäßiger Andrang zu befürchten, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. Denn es werden sich viele der Fertigen andern Berufsarten zuwenden und das Erlernte auch hierin, wenn auch nicht unmittelbar, verwenden können, oder aber sich von neuem auf die Universitäten oder auf Reisen begeben. Hierdurch wird aber nicht nur die Zahl derer auf den Universitäten abnehmen, die sich gar nicht beschäftigen, sondern auch derer, und das ist viel wünschenswerter, die auf einen bestimmten Broterwerb hin lernen.

Um aber eine etwa dennoch mögliche plötzliche Ueberfüllung abzuwehren, kann folgendes, auch jetzt schon nutzbringende Verfahren sehr wohl Anwendung finden. Die Zahl der bereits ausgebildeten Anwärter ist den Behörden bekannt, ebenso wie die Zahl der durchschnittlich im Jahre oder voraussichtlich in nächster Zeit zur Besetzung gelangenden Stellen. Zusammenstellungen hiervon können sehr leicht denen, die es angeht, zugänglich gemacht werden, etwa durch Anschlag in den Universitätsgebäuden oder noch besser durch Mitteilung an die Schuldirektoren. Aus diesen Zusammenstellungen kann man wenigstens ungefähr entnehmen, wie lange Zeit eine Anstellung wohl hinausgeschoben sein würde, während sich jetzt hierüber nur ganz unbestimmte Gerüchte zu verbreiten pflegen. Es ist endlich auch nicht zu befürchten, daß durch diese Einrichtungen Begünstigungs- und Protektionswesen gefördert werden könne; allerdings ist diesem vornehmlich Raum gegeben, wenn entweder ein übermäßiger Andrang stattfindet, oder aber zeitweise gar zu wenige sich anbieten und daher unter sonst geeigneten eine Auswahl getroffen werden muß; aber es wird in beiden Fällen trotzdem nicht statthaben, wenn die Staatsgesinnung der anstellenden Behörde eine tüchtige ist; daß dies aber durchaus im preußischen und deutschen Staate der Fall sei, darüber sind ja wohl alle einig. Es ist die vom Herrscherhause dem Volke anerzogene Tugend, die nicht nur die Grundlage dieser, sondern überhaupt aller Einrichtungen unsers Staates ist.

Sollte aber zu Zeiten einmal durch die Abkürzung der Vorbereitungszeiten ein geringerer Stamm ausgebildeter junger Beamten da sein, so muß für diese Ausnahmefälle auch den anstellenden Behörden ausnahmsweise die Befugnis zustehen, aus andern, als den gesetzlich vorbereiteten, ihre Beamten zu wählen; auch in andern Berufsarten kann sich Staatsgesinnung, die dem höhern Beamten innewohnen muß, ausbilden, vornehmlich nachdem durch Schaffung der Selbstverwaltungsämter oder mindestens durch das allgemeine Wahlrecht und die Wehrpflicht jedem Gelegenheit geboten worden ist, eine etwa in ihm schlummernde Fähigkeit hierzu zu erkennen und wachsen zu lassen. Gerade dieser Gesichtspunkt zeigt, daß jene Bestimmungen über die Dienstvorbereitungen deswegen jetzt nicht mehr geeignet sind, weil sie in ihren Grundsätzen durchaus aus einer Zeit übernommen

sind, wo eine lebendige Teilnahme aller Staatsangehörigen an den Staatsgeschäften nicht stattfand, und wo der Dienst des Beamten und zwar jeder einzelnen Art von ihnen etwas abgeschlossenes für sich war und daher gleichsam wie eine Zunft eine gesicherte Erwerbsmöglichkeit darbot.

Litteratur

Trutz- und Schutzbüchlein der Deutschen in Oesterreich. Zeitgedichte, gesammelt und herausgegeben von Gustav Pawikowski und Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig, Liebeskind, 1888

Die Deutschen Oesterreichs sind doch nicht so widerstandslos und träge, wie sie sich Eduard von Hartmann in seinem Artikel über sie vorgestellt hat. Es wäre auch — trotz des großen Ethikers des Unbewußten — eine Nichtswürdigkeit, wenn sie sich von der slawischen Hochflut wehrlos wegschlemmen ließen. In den letzten Jahren hat die nationale Bewegung in Oesterreich eine früher ungeahnte Macht und Tiefe erreicht; sogar die Wiener offiziösen Zeitungen müssen sich deutschnational gebärden, um nicht in der Oeffentlichkeit Anstoß zu erregen. Gerade die slawische Herrschaft hat das deutsche Nationalgefühl in Oesterreich gestärkt; in der Not wurde sich der Träumer Michel seiner selbst bewußt. Ein Spiegel dieses Umschwungs ist das „Trutz- und Schutzbüchlein,“ dessen Gedichte zum überwiegenden Teile von österreichischen Dichtern stammen, die von den Ufern des Bodensees bis zu den Wäldern der Ostkarpathen zerstreut wohnen. Jede Zeit erzeugt ihre eigne Poesie; das politische Lied gilt nicht mehr in tyrannos; Volk und Herrscher stehen sich nicht mehr als Gegner gegenüber, sondern als gemeinsame Arbeiter an derselben Aufgabe. Aber die Nationen stehen sich vielfach geharnischt gegenüber, und so entsteht eine nationale Poesie. Müller-Guttenbrunn und Pawikowski haben sich in der Wahl der Gedichte übrigens sehr kritisch bewiesen; einzelne Gedichte sind in Wahrheit merkwürdige geschichtliche Denkblätter, wie z. B. Constantin von Wurzbachs Gedicht „An Fürst Bismarck“ (6. Februar 1888), das in dem eignen Geständnis der Umwandlung des altösterreichischen Hasses in Liebe zum eisernen Kanzler nur ausführt, was tausende seiner Landsleute erfahren haben. Das Buch mit seiner prächtigen Vorrede aus Müllers kräftiger Feder sei bestens empfohlen.

Druckfehlerberichtigung.

Auf Seite 63 dieses Heftes, Zeile 10 von unten muß es heißen naturrechtlichen statt naturwissenschaftlichen; auf Seite 64, Zeile 10 von oben Hütteldorf statt Hüttelsdorf.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg-Gotha

1

Wenn schon der erste Band des herzoglichen Werkes, namentlich wo es Erzählung und ganz besonders wo es Mitteilung nach eignen Erlebnissen und Beobachtungen war, für den Politiker wie für den Historiker mancherlei wertvolles bot, so hat der zweite Band noch weit mehr Anspruch auf unser Interesse; auch können wir hier bei den meisten Ereignissen, Zuständen und Personen, die uns der Verfasser vorführt, mehr mit der Beleuchtung einverstanden sein, die sie von seinem Standpunkte aus erhalten. Die Zeit freilich, in die er uns zurückversetzt, ist so wenig erfreulich wie die, von der der erste Band handelte. Beide Zeitabschnitte aber mögen, wenn wir sie so von wohlunterrichteter Seite mit neuen Einzelnheiten dargestellt mit der Gegenwart vergleichen, uns diese erst recht würdigen lehren, den ungeheuern Fortschritt, den die Nation seitdem gemacht hat, deutlicher erkennen lassen, und die dankbare Empfindung steigern, daß endlich in Deutschland eine Zeit kam, wo die Ohnmacht und Unfähigkeit der Regierenden wie der Regierten, der nationalen Idee zu lebensfähiger Verwirklichung zu verhelfen, dem Erscheinen genialer und charakterstarker Geister Raum machte, die wußten, wie das Erlösungswerk zu beginnen und zu vollenden sei, und teils mit rücksichtsloser Energie, teils mit kluger Billigkeit alle Hindernisse hinwegräumten, vor denen die Entwicklung bisher gestockt hatte und im Sande verlaufen war. Namentlich das erste Kapitel des Bandes, das über die Dresdener Konferenzen berichtet, und gewisse Abschnitte des achten

Digitized by Google

und neunten Buches, die unter die Rubrik der damals in die Mode gekommenen und noch jetzt von manchen Leuten gerühmten „Volkspolitik“ fallen, eignen sich für einen solchen Vergleich, und so werden wir die Auszüge, mit denen wir die Arbeit des Herzogs am besten zu empfehlen glauben, diesen Abschnitten entnehmen. Zunächst aber machen wir auf den übrigen Inhalt in einem kurzen Überblick mit Hervorhebung besonders interessanter Stücke aufmerksam.

Das sechste Buch, mit dem der neue Band anfängt, betitelt sich „Die Jahre des Rückschritts“ und erzählt uns nach den Dresdener Kläglichkeiten das Treiben des in alter Jämmerlichkeit wieder auferstandenen Bundestags, worauf es die allgemeine Lage zu Anfang der fünfziger Jahre schildert und sich schließlich mit thüringischen, speziell mit Koburg-Gothaischen Fragen damaliger Zeit beschäftigt. Interessante Porträtskizzen sind hier u. a. der „Flottenfischer,“ General Radowitz, von dem wir hören, daß er den Herzog zur Abfassung des gegenwärtigen Geschichtswerkes veranlaßt und ihm zugleich in dem Schleswig-Holsteiner Sammer einen Gehilfen dazu verschafft hat, der Großherzog Leopold von Baden und der Großherzog Karl Friedrich von Weimar, den viele wohl nicht so günstig beurteilt haben werden, wie es hier geschieht. Im nächsten Buche hat es der Verfasser mit den orientalischen Wirren, die zum Krimkriege führten, mit diesem Kriege selbst und mit dem Kongreß zu thun, der den darauf folgenden Frieden schloß. Von Wert finden wir hier namentlich die Berichte des Herzogs über seinen Besuch in Paris, seine vertraulichen Gespräche mit dem Kaiser Napoleon, Prinz Alberts Äußerungen über die Lage, das Verhältnis Friedrich Wilhelms zu dem Prinzen von Preußen in diesen Tagen und die Beobachtungen, die der Herzog während seines damaligen Aufenthalts in Wien zu machen Gelegenheit hatte. Im achten Buche verdienen die Kapitel über den Ausgang König Friedrich Wilhelms und über die allgemeine Lage nach dem Krimkriege Beachtung, und zwar in diesem Kapitel vorzüglich die Stellen über die damals in Berlin viel erörterte Frage, ob Stellvertretung oder Regentschaft, und die über den Verkehr des Herzogs mit dem Fürsten Anton von Hohenzollern zu Ende des Jahres 1858, in dem andern die sehr lebendige Beschreibung des Attentats an der großen Oper in Paris, bei dem der Verfasser Augenzeuge war. Das neunte und letzte Buch endlich behandelt Preußen und Deutschland angesichts der Vorbereitungen auf den österreichischen Krieg mit Sardinien und Frankreich, während und nach dem Kriege, wobei wieder mancherlei wertvolle Beiträge zum Verständnis dieser Vorgänge geliefert werden. Das Schlußkapitel über die Gründung des Nationalvereins werden wir, wie angedeutet, in Verbindung mit einem andern, seinem hauptsächlichen Inhalte nach wiedergeben. Vorher lassen wir den Herzog und einige andre Berichterstatter die Dresdner Konferenzen charakterisiren.

Am 23. Dezember 1850 fand im Brühlschen Palais die erste Sitzung der Konferenz statt, deren leitender Gedanke die Überzeugung sein sollte, daß

die Interessen der Gesamtheit der Staaten des unauflöslichen deutschen Bundes sowohl im Innern wie nach außen einer starken Vertretung bedürften. Der Akt begann mit einer Rede des österreichischen Ministers Fürsten Schwarzenberg, die sich wie ein Gentzsches Schriftstück aus dem Jahre 1819 anhörte, indem sie lebhaft die Vorzüge der alten Bundesverfassung schilderte, dann aber wegen einiger Mängel eine Abänderung für nötig erklärte, die besonders den Bund befähigen sollte, Revolutionen fernzuhalten. Darauf sprach der Minister von Beust, alsdann erst Manteuffel und zuletzt, als Vertreter der dritten Großmacht, der Baier v. d. Pfordten, der wenigstens andeutete, die Aufgabe der Versammlung werde auch darin bestehen, der deutschen Nation den ihrer Bildungsstufe entsprechenden Grad bürgerlicher Freiheit zu gewähren, während der zweite und der dritte Redner nur allgemeine Phrasen vorbrachten. Weder Preußen noch Österreich bezeichneten auch nur die Hauptgesichtspunkte für die weiteren Verhandlungen, denn man war darüber noch nicht einig. In der zweiten Sitzung zeigte Fürst Schwarzenberg an, daß er sich mit dem preußischen Minister über die Bildung von Sektionen und deren Arbeitsprogramm verständigt habe, und teilte das Ergebnis zur einfachen Annahme mit. Die österreichische Präsidialmacht war allerdings noch nicht wieder anerkannt, aber Schwarzenberg ordnete kurz und bündig alles so an, als ob die übrigen Bevollmächtigten seine Beamten wären. Es wurden fünf Sektionen oder Kommissionen gebildet. Die erste und wichtigste, die sich mit der Organisation der obersten Bundesbehörde und des Bundesgebiets beschäftigen und dabei Artikel 1, 4, 5, 6, 7, 8 und 9 der Bundesakte, sowie Artikel 6 bis 10 der Schlußakte revidiren sollte, hatte den Vertreter von Österreich zum Vorsitzenden und die von Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Württemberg, den beiden Hessen, Weimar und Frankfurt zu einfachen Mitgliedern. Der Vertreter Preußens, von Alvensleben, konnte hier kaum auf eine einzige Stimme zur Unterstützung zählen, wenn er das preußisch-deutsche Interesse geltend machen wollte. Noch ungünstiger stand es für Preußen in der zweiten Kommission, wo es zwar den Vorsitz führte, aber neben Österreich und den Königreichen nur Baden, die beiden Mecklenburg, Holstein und Anhalt vertreten waren. Da hier die entscheidende Frage über die Rechte der Einzelstaaten gegenüber dem Bunde beraten werden sollte, und demzufolge auch die preußische Idee des engeren Bundesstaates hier durchzufechten war, so ließ sich bei der geschlossenen Stellung der mit Österreich verbündeten Königreiche eine Einigung nicht erwarten. Die übrigen Kommissionen interessiren uns hier wenig, und so können sie unberücksichtigt bleiben. Ende Dezember schlugen Preußen und Österreich gemeinschaftlich die Bildung einer Exekutive vor, aber nur in den allgemeinsten Fragen war ein Einvernehmen zwischen ihnen erzielt worden. So z. B. waren beide Mächte in ihrer Abneigung gegen jede Vertretung der Nation bei der obersten Bundesbehörde einig, aber beide Mächte hatten dabei sehr verschiedene Gründe.

Österreich war dagegen, weil es überhaupt dem konstitutionellen System abhold war, dann weil durch eine aus dem gesamten Bundesgebiete zu berufende ständische Vertretung die Schwierigkeiten erhöht wurden, die sich der von ihm ersehnten Aufnahme seiner außerdeutschen Provinzen in den Bund entgegenstellen mußten. Preußen dagegen wollte ein Parlament neben der obersten Bundesbehörde deshalb nicht, weil es nach einem freien Unirungsrechte innerhalb des weiteren Bundes trachtete und die ständische Vertretung dem zu bildenden engeren Bunde vorbehalten wollte, um durch Befriedigung dieses Bedürfnisses zum Eintritt in den Bund zu reizen. Doch hielt es diesen Gedanken jetzt geheim. Nie trat er während der Dresdener Konferenzen hervor. Vielmehr war es hier möglich, daß Baiern bezüglich der Bundesexekutive seinem Lieblingsplane der Bildung einer „Trias" noch Ausdruck gab. Alle Zweideutigkeiten lösten sich endlich am 2. Januar, wo Österreich und Preußen in der ersten Kommission hinsichtlich der Bildung des Zentralorganes des Bundes gemeinsam vorschlugen, das bisherige Plenum der Bundesversammlung solle mit den durch die Zeit gebotenen Änderungen des Stimmenverhältnisses fortbestehen, an die Stelle des engeren Rates aber, der nie zu der erwünschten Thatkraft gelangt sei, eine neue Vollzugsbehörde aus wenigen Mitgliedern geschaffen werden. Sieben Mitglieder mit neun Stimmen, von denen Preußen und Österreich je zwei besitzen sollten, waren dazu bestimmt. Über das Prinzip und die Verteilung der übrigen Stimmen wünschten die beiden Großmächte die Ansicht ihrer Mitverbündeten zu hören. Baiern erklärte sich mit dem Vorschlag einverstanden, beanspruchte aber für sich eine volle Stimme. In gleicher Weise sprachen sich die drei andern kleinen Königreiche und die beiden Hessen aus. Somit waren schon sämtliche Stimmen von den früheren Abstimmenden in Anspruch genommen, als die Reihe des Abstimmens an Weimar und Frankfurt kam. Diese erkannten zwar an, daß die Exekutivbehörde kräftiger und handlungsfähiger sein werde, wenn sie aus weniger Mitgliedern als bisher bestehe, meinten aber, es müsse, wenn nicht Rechte gekränkt werden sollten, das Stimmenverhältnis so geregelt werden, daß kein Glied des Bundes von der Beteiligung an jener Behörde gänzlich ausgeschlossen sei. Infolge dieser Opposition, der sich die Bevollmächtigten andrer Kleinstaaten anschlossen, und die zu stürmischen Sitzungen in der ersten Kommission führten, kam das Projekt der Exekutivbehörde in veränderter Gestalt, in der es elf Stimmen und neun Mitglieder hatte, ins Plenum. In Berlin gefiel der Gedanke dieser neuen Bundesbehörde, die im Grunde doch nur die Geschäfte der mittelstaatlichen Politik besorgt hätte, wenig, der Prinz von Preußen, der noch keinen Augenblick von den Wegen der Unionspolitik gewichen war, äußerte sich entschieden dagegen, und Manteuffel fing an zu wünschen, die kleinen Staaten möchten den von ihm selbst mit Österreich eingebrachten Vorschlag zu Falle bringen.

War so die erste Kommission der Konferenz mit ihren Absichten auf Neugestaltung des Bundes auf einen Irrweg geraten, so fanden die Anträge Österreichs in Bezug auf das Bundesgebiet sowohl in der ersten als in der zweiten Kommission nicht weniger berechtigten Widerspruch. Sie zielten auf eine Aufnahme aller Länderteile des Kaiserstaates in den deutschen Bund. Preußen unterstützte diese Zumutung in der Erwartung, daß es dann leichter mit seiner engern Bundesverfassung durchdringen würde. Die Mittelstaaten dagegen, die die Volksvertretung beim Bunde nicht aufgeben wollten, betrachteten das großösterreichische Projekt mit Mißtrauen, und Hannover machte förmliche Einwendungen. Als dann aber Österreich genötigt wurde, in der Frage über das Bundesparlament Farbe zu bekennen, und sich nunmehr dagegen aussprach, erklärte Preußen sofort, dann müsse man die Einrichtung für abgelehnt ansehen. War nun schon im Schoße der Konferenz der Zwiespalt der Meinungen fast unausgleichbar geworden, so wurde die Frage über den Eintritt ganz Österreichs in den Bund alsbald noch dadurch verwickelt, daß die Westmächte den Schritt als Bruch der Verträge auffaßten und Frankreich förmlich dagegen Verwahrung einlegte. Der Antrag überschritt daher nur ganz schüchtern die Schwelle des Kommissionszimmers, indem im Plenum erklärt wurde, der Gegenstand scheine noch nicht reif für eine Beschlußfassung zu sein. Man begnügte sich in dem Berichte, mit dem die erste Kommission vor die gesamte Konferenz trat, alles Gewicht auf die Organisation der Bundesbehörden zu legen. Das Stimmenverhältnis im Plenum des Bundestags und in dessen Vollziehungsausschuß sollte reformirt werden, und es wurde die Aufstellung einer ständigen Exekutionsarmee von 125000 Mann ins Auge gefaßt. Die Zusammensetzung eines Ausschusses beruhte auf der Annahme von 9 Kurien, von denen Preußen und Österreich je 2, die vier kleinen Königreiche je eine, Baden mit den beiden Hessen ebenfalls eine und die übrigen Staaten zusammen 2 Stimmen führen sollten. Was die Aufnahme sämtlicher Provinzen Österreichs und Preußens in den Bund betraf, so zeigte der Bericht die Zustimmung der Kommissionsmitglieder, fügte dann aber kleinlaut hinzu, gegen die Verwirklichung dieses Vorhabens sei wohl kein Einspruch von auswärts zu gewärtigen, und übrigens „dürfte gegen einen solchen vorkommendenfalls Deutschland mit Würde aufzutreten nicht anstehen." Auch die zweite Kommission war inzwischen mit ihrem Elaborat über den Wirkungskreis der obersten Bundesbehörde und der Einzelstaaten in ihrem Verhältnisse zu einander wenigstens in Bezug auf den ersten Teil der Aufgabe zu Ende gelangt. Die Ermittlung der Kompetenzverhältnisse war in einer Anzahl von Fällen der Gesetzgebung und in Betreff der Kriegseinrichtung sowie in Bezug auf die Erhaltung der Ruhe im Innern erfolgt. Man erörterte die Befugnis des Plenums der Bundesversammlung und die des vollziehenden Ausschusses. Man unterschied nach der neuen Ordnung sorgfältiger als nach dem alten Bundesrechte die

Angelegenheiten, die durch Stimmeneinhelligkeit, solche, die durch Zweidrittel-, und solche, die durch einfache Mehrheit zu entscheiden sein würden; völlig neu und seltsam aber war die Aufnahme einer Dreiviertel-Mehrheit für den Fall, daß es sich um die Einrichtung einer Bundesmarine oder um den Bau eines Bundeskriegshafens handeln sollte. Am 23. Februar wurde über die Berichte in der vierten Plenarsitzung abgestimmt, nachdem die kleinen Staaten von dem ihnen von Preußen vorbehaltenen Rechte, sich über die Beschränkung ihrer bisherigen Stellung in dem engern Bundesrate offen auszusprechen, umfangreichen Gebrauch gemacht hatten. Dies führte zum Schluß noch zu einem heftigen Kampfe zwischen Dalwigk, Beust und Pforten. Der Hesse hatte etwas voreilig verlauten lassen, das beste wäre einfache Rückkehr zur alten Bundesverfassung. Der Sachse und der Baier gerieten darob in heiße sittliche Entrüstung und erklärten mit geschwellter Brust und erhobener Stimme, daß ihre Regierungen nicht darein einwilligen würden, wenn es beantragt würde. Als Dalwigk nachher aber behauptete, mißverstanden worden zu sein, da er denn doch die alte Bundesverfassung als zu Recht bestehend betrachte, also keinen Antrag, sie wieder zur Geltung zu bringen, für gestattet ansehen könne, löste sich alles wieder in Wohlgefallen auf. Das Ergebnis der vierten Sitzung des Plenums der Konferenz war, daß man den sogenannten Elferentwurf als gefallen ansehen durfte, und am 12. März 1851 vernahm man aus Berlin, daß Manteuffel sich geäußert habe, Preußen habe das Projekt der elfstimmigen Neunerkommission endgiltig aufgegeben und in Wien erklären lassen, daß es darauf nicht zurückkommen werde. Dagegen hatte es dort einen neuen Vorschlag machen lassen, über den Alvensleben in Dresden folgendes mitteilte. Der engere Rat sollte 17 Mitglieder mit 70 Stimmen haben, von denen jede Großmacht 10, Baiern 5, die andern Königreiche je 4 und die übrigen 11 Mitglieder je 3 führen sollten. Der Vollzugsausschuß solle aus 5 Mitgliedern bestehen, von denen Österreich und Preußen 2 ständig ernennen, die 3 andern aber durch allgemeine Wahlen im engern Rate oder dergestalt bestellt werden sollten, daß die 4 königlichen Regierungen das erste, die übrigen Virilstimmen das zweite und die Kurialstimmen das dritte zu wählen hätten. Wolle Österreich darauf nicht eingehen, so sei Preußen der Meinung, daß das alte Bundesverhältnis unverändert wiederhergestellt werden müsse. Auch Österreich hatte jetzt bemerkt, daß es mit seinem Plane zu einer Reform des alten Bundes bei einer Krisis angelangt sei, und wandte sich an die einzelnen Regierungen mit Vorstellungen, „die teils belehrten, teils drohten und deshalb nicht den mindesten Eindruck machten." Man las aus allen Depeschen und Rundschreiben der beiden Großmächte heraus, daß sie im vollen Rückzuge hinter der Linie von 1815 begriffen waren, wo sie noch immer Gelegenheit hatten, sich über ihre Wünsche getrennt von den übrigen Bundesgenossen zu verständigen. So verlautete Mitte März, daß sie über folgende Punkte einig geworden seien: 1. Österreich behält den

Vorsitz in der Bundesbehörde als ein Ehrenrecht, Preußen dagegen teilt künftig mit ihm abwechselnd das Recht des Vortrags und der Eröffnung der Eingänge. 2. Österreich tritt mit seinen sämtlichen Kronländern, ausgenommen einzig die italienischen, in den Bund. Das frühere Stimmenverhältnis im engern Bundesrate wird nur insofern abgeändert, daß jede der beiden Großmächte künftig 3 statt bloß eine Stimme hat. Natürlich waren die Königshöfe von München, Dresden, Stuttgart und Hannover damit nicht entfernt zufrieden, und so wurde dem Herzog Ernst am 21. März, also nach dreimonatlichen Verhandlungen eines Rats ohne Rat, versichert, das Wahrscheinlichste sei vorläufige Rückkehr zum alten Bundestage.

Der Herzog war inzwischen selbst in Dresden gewesen, und sein Bericht über die eigentümliche Welt, die er hier versammelt fand, ist von besonderm Interesse. Am Hofe „schien man es ganz aufgegeben zu haben, sich eine bestimmte Überzeugung oder ein wie immer geartetes Programm über die als unlösbar betrachteten deutschen Verhältnisse zu bilden; die einfache Negation gegen alles, was in den letzten Zeiten geschehen oder versucht worden war, beherrschte die Stimmung im allgemeinen. Die trefflichsten Repräsentanten der vormärzlichen Verhältnisse schienen kaum begreifen zu können, daß man die staatlichen Dinge nicht bloß nach Familienempfindung und Tradition, sondern auch aus dem Gesichtspunkte der Notwendigkeiten behandeln müsse.“ König Friedrich August z. B. sagte zu seinem herzoglichen Gaste: „Ich habe Sie immer so lieb gehabt, und so hat es mir doppelt weh gethan, daß Sie sich von der sächsischen Familientradition zu diesen unfruchtbaren deutschen Unionsbestrebungen abgewandt haben.“ „Er dankte Gott, wenn er nicht politisiren mußte, und bat darum, nur nicht über Politik mit ihm zu sprechen.“

Um so reicher an Projekten für die Zukunft Deutschlands war Beust. „Er träumte von einem großen mitteleuropäischen Staatenbunde mit Österreich, welcher das Stabilitätsprinzip sichern und den Westen und Osten Europas beherrschen würde, zeigte sich den österreichischen Ideen eines mitteleuropäischen Handels- und Zollsystems geneigt und prophezeite den baldigen Untergang des peußischen Zollvereins als letzter Schranke des großdeutschen Gedankens.“ In diesem Universalreiche fand er Platz für einige Vergrößerung der Mittelstaaten, namentlich Sachsens. Der Kriegsminister Rabenhorst wünschte und befürwortete militärische Einigung der thüringischen Staaten mit Sachsen und Gruppirung andrer Kleinstaaten um die Königreiche, natürlich mit Ausnahme Preußens. Während die Baiern „unumwunden aussprachen, daß es das Bestreben Österreichs und der nichtdeutschen Großmächte sein müsse, aus ihnen einen Preußen gewachsenen Staat zu machen, während sie deshalb für die Mediatisirung benachbarter Kleinstaaten waren und sich in die Trias hineinträumten, wollte die Dresdner Regierung das Königreich Sachsen nicht gerade zur Großmacht erweitert wissen; aber der Dresdner Patriotismus forderte die an Preußen

gefallnen Landesteile zurück. Man glaubte sich hier und da berufen, einen mitteldeutschen Zentralstaat zu bilden, der unter Österreichs unmittelbarer Gönner- und Schutzherrschaft dereinst Anwartschaft auf Vergrößerung nach Norden gewinnen könnte." „Auf eine Frage," erzählt der Herzog, „wie denn Sachsen jetzt, da der Krieg fern läge, solche Ziele erreichen könne, wurde mir eine Menge der fabelhaftesten Projekte vorgetragen, von denen ich nur eins erwähnen will. Ein Krieg mit Frankreich sei, sagte man, unvermeidlich, und dann müsse man die Bourbons mit Waffengewalt wieder in ihre Rechte einsetzen, zugleich aber Frankreich schwächen, indem man das alte Lothringen zu Deutschland schlüge und es zu drei Vierteilen Baiern und zu einem Viertel Preußen gäbe, welches dafür die Provinz Sachsen wieder abgeben müßte. In Dresden wird förmlich zum Kreuzzuge gegen alles Deutsche als solches und gegen den Fortschritt gepredigt. Minister von Beust beantragte den Verkauf der deutschen Flotte mittelst Auktion."

Über die damaligen Ansichten und Pläne der Österreicher schrieb der Herzog an seinen Bruder in London: „Unbegreiflicherweise trug die Diplomatie (im Januar 1851) eine Siegesgewißheit zur Schau, welche wahrhaftig sehr gegen das abstach, was wirklich geleistet worden war. Vor allem glaubten die Österreicher durch stetes Pochen auf ihre Erfolge imponiren zu können. Ich lernte damals den Fürsten Schwarzenberg kennen. Als ich ihm ernsthaft bemerkte, daß man in Wien die Bedürfnisse und das Gewicht der Forderungen Deutschlands nicht zu kennen scheine, antwortete er mir ganz in dem Stile, in welchem Metternich von Italien zu sprechen pflegte: »Reden wir doch nicht von Deutschland; es existirt nicht. Ich bin als Soldat und Diplomat immer auswärts gewesen und habe stets gefunden, daß es niemand kennt.« Äußerungen solcher Art gehörten jetzt zum guten Ton der Gesellschaft, in allen hohen Kreisen glaubte man sich geistreich zu zeigen und angenehm zu machen, wenn man die in den letzten Jahren aufgekommenen Ideen ins Lächerliche zu ziehen suchte. Da Schwarzenberg nach der sogenannten neuen Art Politik treibt, so ist es ganz natürlich, daß alle geheimen Hoffnungen und Pläne, die in Wien gehegt werden, nur zum geringsten Teile auf die Kenntnis des deutschen Volkes basirt sind und nur die Vergrößerung der Macht des Hauses Habsburg nach außen hin und die Möglichkeit einer weniger drückenden Herrschaft im Innern zum Zwecke haben. Augenblicklich geht das direkte Bemühen des Kabinets dahin, den russischen Einfluß endlich abzuschütteln. Indirekt aber werden alle Vorbereitungen getroffen, bei passender Gelegenheit vielleicht einmal die deutsche Kaiserkrone für Österreich zu erwerben. Das dritte Motiv endlich, welches die Österreicher in Dresden in Bewegung erhält, ist der feste Vorsatz, Preußen sowohl politisch als materiell zu drücken, und hierbei helfen die Baiern und Sachsen wacker mit. Man will nun auch den Zollverein brechen und uns die beglückenden österreichischen Finanzzustände angedeihen lassen. Man spricht von

Preußens überspannter Wehrkraft und hofft auch darin Veränderung hervorbringen zu können."

Mittlerweile waren in Dresden die Hauptverhandlungen über die Organisation der Bundesbehörden zu einer Art von Stillstand gekommen, da die Verständigung zwischen Preußen und Österreich über sie erst durch persönlichen Meinungsaustausch zwischen Schwarzenberg und Manteuffel, die jetzt abwesend waren, herbeigeführt werden sollte. In der dritten und vierten Kommission hatte man zwar fleißig über Zoll- und Handelsfragen und über Errichtung eines Bundesgerichts beraten und viel schätzbares Material aufgehäuft; da aber die Hauptfrage, die Organisation der obersten Vollzugsbehörde sich fortwährend mehr verdunkelte und verwirrte, so begann die Meinung um sich zu greifen, daß der Schluß der Konferenzen vor der Thür sei. Manteuffel hatte jetzt entdeckt, daß die Fortdauer im Grunde nicht hindern werde, den Bundestag in alter Gestalt wieder zu eröffnen, und ließ diese Entdeckung als Vorschlag nach Wien gehen. Schwarzenberg hoffte in Dresden nichts erhebliches mehr erreichen zu können und ließ seinen dortigen Vertreter Graf Buol wochenlang ohne Weisungen, sodaß die Leitung der Verhandlungen stockte, und man sich in den Sitzungen mit kleinen Zwischenfällen behelfen und sich über eine indiskrete Veröffentlichung der Protokolle und über den Urheber einer „abscheulichen" Flugschrift über die Konferenzen erbosen mußte, als der uns jetzt Karl Samwer genannt wird. In der fünften, sechsten und siebenten Plenarsitzung gab es nur akademische Betrachtungen über ein Bundesgericht und die Handelssachen und eine Beratung über das Honorar für den österreichischen Protokollführer und die sächsischen Kanzelisten, die die Ratlosigkeit der Staatsmänner im Palais auf der Augustusstraße bei ihren müßigen Debatten bedient hatten. Der Abgrund der Nichtigkeiten that sich langsam auf, um die Konferenz aufzunehmen. Ursprünglich wollte man sie am 1. Mai klanglos hinabsinken lassen. Da kam plötzlich die Nachricht, daß Schwarzenberg und Manteuffel bei der Sache mitwirken wollten und den Wunsch hegten, die dirigirenden Minister der Bundesgenossen die Feierlichkeit durch ihre Gegenwart verherrlichen zu sehen. Der 15. Mai wurde jetzt zu einer Plenarsitzung anberaumt, in der die Vertreter der beiden Großmächte der Idee der deutschen Einheit ihre Leichenreden zu halten beabsichtigten. Die für den 15. angesetzte Sitzung begann früh 10 Uhr. Nach einer kurzen Ansprache Schwarzenbergs wurde über die Anträge der verschiedenen Kommissionen abgestimmt. Von Österreich wurden sie mit Ausnahme des von der vierten Kommission gemachten Vorschlags im wesentlichen angenommen, wobei Schwarzenberg erklärte, Österreich wolle keine Volksvertretung im Bunde, betrachte sie jedoch als offne Frage. Gegen ein Bundesgericht finde es an sich nichts zu erinnern, halte aber den Vorschlag schon deshalb zu sofortiger Annahme für nicht geeignet, weil er einen wichtigen Punkt der Zusammensetzung des Gerichts unerledigt lasse. Die Erklärung Preußens hatte nur gegen den Bericht der

ersten Kommission nichts hauptsächliches einzuwenden, sonst war sie im allgemeinen ablehnend. Die übrigen Bevollmächtigten waren mit jenem Bericht bis auf einen, der ohne Instruktion war, gleichfalls einverstanden. Ebenso stimmten die meisten Mitglieder der Versammlung dem gemeinschaftlichen Vorschlage der ersten und zweiten Kommission zu, wogegen der Bericht der zweiten mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt wurde. Einzig und allein das Elaborat der ersten war so glücklich gewesen, von allen Seiten gebilligt und angenommen zu werden. Herr v. d. Pfordten bezeichnete diesen Ausgang als ein höchst unerfreuliches Ergebnis und beantragte, man wolle sich mindestens noch über einen Gesamtbeschluß einigen, der beweisen würde, daß die Bestrebungen aller Bundesregierungen im Hauptzweck auf denselben Zielpunkt gerichtet seien. Dieser Beschluß wurde denn auch formulirt und angenommen. Dann Aufhebung der Sitzung und Anberaumung des Schlusses der Konferenzen auf 4 Uhr des Nachmittags. Dabei hielt Schwarzenberg seinen Leichensermon, eine längere Rede, in der er nicht ohne scharfe Seitenhiebe auf Preußen besonders hervorhob, daß Österreich nicht die Schuld treffe, wenn die Verhandlungen der Konferenz kein erfreulicheres Ergebnis hätten. Als das wichtigste, wenngleich sehr negative Ergebnis der Zusammenkunft bezeichnete er die nunmehr zum Entschluß aller gewordene Wiederbeschickung des Bundestages, dessen Aufgabe es jetzt sein werde, die noch offnen wichtigen Fragen, zu denen auch die Feststellung des künftigen Umfangs des Bundesgebietes gehöre, zu erledigen. Manteuffel sprach nur wenige Worte. Damit hatte die Tragikomödie ausgespielt. Eine längere Tragikomödie folgte ihr in Frankfurt im Theater auf der Eschenheimer Gasse. Erst mit einem neuen Könige und einem großen Minister Preußens wurde es ernst auf der politischen Bühne Deutschlands. Doch das ist ja in aller Gedächtnis und die Freude aller Verständigen und Rechtschaffnen im Lande.

Zur Bekämpfung der Trunksucht

Von Otto Gerland

Daß, wie in vielen andern Ländern, so auch in Deutschland den geistigen Getränken mehr als nötig zugesprochen wird, ist offenkundig, und es hat sich seit Jahrzehnten dagegen ein Kampf entsponnen. Ob jetzt mehr oder weniger getrunken wird als früher, kann uns gleichgiltig sein, es genügt, daß zu viel getrunken, und namentlich, wie dies auch z. B. aus allen Jahrgängen der Berichte der Fabrikinspektoren hervorgeht, den Spirituosen zu stark zugesprochen

wird. Man hat deshalb diesem Übermaß auf verschiedne Weise zu steuern versucht, durch Vereinsthätigkeit, durch Polizeiverordnungen, ja sogar auf dem Wege der Reichsgesetzgebung. So hat die Reichsregierung am 23. März 1881 dem Reichstage den Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Bestrafung der Trunkenheit vorgelegt, der für die nicht unverschuldete, öffentliche, ärgerniserregende Trunkenheit Strafe androhte, jeden, der in einem nicht unverschuldeten Zustande von Trunkenheit eine Strafthat begeht, mit einer der auf diese im nüchternen Zustande verübte That gesetzten Strafe entsprechend abgemessnen Strafe belegte, auch für die Strafen wegen Trunkenheit Schärfung durch Fasten und für die wegen Trunkenheit bestraften Personen Einsperrung in ein Korrektionshaus einführen wollten. Dieser Entwurf wurde in einer Kommission begraben. Neu angeregt wurde die Sache durch zahlreiche Petitionen, die der Vorstand des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, die Kreissynode Friedland in Ostpreußen, der Vorstand des schleswig-holsteinischen Provinzialvereins zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke, der Zentralverband der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeitsgesellschaften in Deutschland zur Bekämpfung der Trunksucht u. a. dem Reichstag überreichten, und über die der Abgeordnete Struckmann im Namen der Petitionskommission am 3. März 1885 ausführlich berichtete, ohne daß die Sache im Plenum des Reichstags zur Verhandlung gelangt wäre. Doch hat die Reichsregierung die Anträge der Petitionskommission in Erwägung genommen.

Wenn ich im nachfolgenden die von den verschiednen Seiten gemachten Versuche oder Vorschläge einer eingehenden Prüfung unterziehe, so schließe ich vor allen Dingen die Bestrebungen der Mäßigkeitsvereine aus den 1840er Jahren von meiner Betrachtung aus, da diese Vereine mit ihrem Verlangen vollständiger Enthaltsamkeit von allen geistigen oder doch von allen alkoholhaltigen Getränken entschieden zu weit gehen. Nach maßgebender ärztlicher Ansicht ist der Genuß gegohrener Getränke ein allgemeines Bedürfnis der heute lebenden Menschen. Anderseits lehne ich auch vollständig den Standpunkt derer ab, die es als eins der Hauptgrundrechte eines guten Deutschen ansehn, sich recht gründlich zu betrinken, und die Störung in der Ausübung dieses Rechts als etwas höchst lächerliches oder als eine Handlung der äußersten Reaktion bezeichnen, wie dies in den Reichstagsverhandlungen über den Entwurf von 1881 zum Teil in wenig gewählter Weise an den Tag gelegt wurde. Ich lasse es auch unberücksichtigt, was man in andern Ländern gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zu thun für nötig hielt, andre Länder haben andre Sitten und andre Bedürfnisse, und wenn deshalb in Nordamerika die Temperenzgesetze, in England die Heilsarmee segensreich wirken können, so werden zwar unsre praktischen Vettern jenseits des Wassers schon selbst am besten wissen, was ihnen frommt, wir wollen aber unsre Angelegenheiten nach unsern eignen Bedürfnissen ordnen. Auch die auf dem hiernach noch übrig

gelassnen Gebiete gemachten Vorschläge sind nicht alle zu billigen, da auch unter ihnen einzelne zu weit gehen, andre erweitert werden müssen.

Ehe wir uns aber diesen Vorschlägen im einzelnen zuwenden, müssen wir vor allem feststellen, daß die gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gerichteten Bestrebungen nicht nur gegen den übermäßigen Genuß von Branntwein im engern Sinne (Schnaps), sondern von allen spirituosen Getränken (Rum, Kognak, Grog, Liköre u. dgl.), ja überhaupt gegen den Mißbrauch aller berauschenden Getränke, also auch von Bier und Wein gerichtet sein müssen, wenn nicht der von mancher Seite den auf die Bekämpfung der Trunksucht gerichteten Bestrebungen gemachte Vorwurf begründet erscheinen soll, daß man nur den armen Mann fassen, den reichen aber ungestört lassen wolle, während doch die Trunkenheit bei jedem Stande häßlich, bei den gebildeten Ständen aber mit Rücksicht auf deren Bildung doppelt häßlich erscheine.

Was nun die zur Bekämpfung der Trunksucht gemachten Vorschläge im einzelnen anlangt, so kann man sie in zwei Gruppen einteilen: erstens in solche, welche die Trunksucht unter Strafe stellen, und zweitens in solche, die dem übermäßigen Trinken vorbeugen wollen.

Bei Besprechung der ersten Gruppe stehen wir auf dem Gebiete des Gesetzentwurfs von 1881, und es drängen sich dabei die zwei Fragen auf, ob Trunkenheit allein an und für sich strafbar sei, und wie die in der Trunkenheit begangenen Gesetzesübertretungen geahndet werden sollen.

Strafbar kann natürlich die Trunkenheit nur dann sein, wenn sie in die Öffentlichkeit tritt; daß die Trunksucht, der man im geheimen fröhnt, an sich ebenso unsittlich ist, als die öffentlich erscheinende, unterliegt ja keinem Zweifel, wir können aber nicht alles unsittliche strafen, sondern müssen uns auf die Bestrafung dessen beschränken, was dadurch, daß es in die Öffentlichkeit dringt, das allgemeine Interesse erregt. Die öffentlich wahrgenommene Trunkenheit muß aber auch Ärgernis erregen, um strafbar zu sein, und damit stellte sich die von vielen Gegnern des Gesetzentwurfs von 1881 als unbestimmbar bezeichnete Grenze zwischen strafbarer Trunkenheit und nicht strafbarer Angetrunkenheit (dem, wenn ich diesen Ausdruck hier brauchen darf, Angeheitertsein) von selbst her. Wer es auch sein mag, hoch oder niedrig, der von einem vaterländischen Feste, von einer Hochzeit oder Kindtaufe, von einer fröhlichen Mahlzeit oder sonst irgend einem durch einen Trunk gewürzten Zusammensein heiter nach Hause kehrt, erregt kein Ärgernis, sondern heitres Mitgefühl; Ärgernis erregt der, der nicht durch Wein (oder ein andres Getränk) sein Herz erfreut, sondern sich durch unmäßiges Trinken mehr oder weniger der Herrschaft über seinen Geist oder Körper oder beide zugleich beraubt hat. Mag im einzelnen Fall einmal die Grenze nicht leicht festzustellen sein, im großen und ganzen wird man nach diesen Unterscheidungsmerkmalen die Grenzen der ärgerniserregenden Trunkenheit feststellen können. Dies Ärgernis brauchen

natürlich nicht eine größre Menge Menschen genommen zu haben, es genügt, daß ein einzelner Mensch, z. B. ein Schutzmann oder ein Nachtwächter, der den Betrunknen in der Gosse findet, Ärgernis genommen hat, sofern nur die Möglichkeit gegeben war, daß eine beliebig große Zahl von Menschen die Thatsache hätte bemerken und daran Ärgernis nehmen können, wie dies den Entscheidungen des Reichsgerichts bezüglich des öffentlichen Ärgernisses bei unzüchtigen Handlungen entspricht. Endlich aber muß auch der Zustand der Trunkenheit ein unverschuldeter sein, wenn er straflos bleiben soll: der Trunkne kann nicht verantwortlich gemacht werden, wenn er ohne seine Schuld durch andre betrunken gemacht wird, er kann in einem solchen Falle nur bemitleidet werden. Aber es bedarf eines sehr genauen Nachweises über die Schuldlosigkeit des Trunknen an seinem Zustande; ein Mangel an Widerstandskraft gegen Neckereien oder gegen Zutrinken würde mir nicht als eine genügende Entschuldigung dienen. Ob es nun notwendig sei, für die ein öffentliches Ärgernis erregende Trunkenheit eine ausdrückliche Strafbestimmung zu erlassen, darüber läßt sich streiten; die von mir wegen derartiger Trunkenheit als eines groben Unfugs auf Grund des § 360 Satz 11 des Strafgesetzbuchs erlassenen Strafverfügungen sind stets von den Gerichten aufrecht erhalten worden. Ist dies anderwärts nicht geschehen, dann dürfte allerdings der Erlaß einer besondern Strafbestimmung am Platze sein. Der Entwurf von 1881 wollte Geldstrafe bis zu 100 Mark oder Haft bis zu zwei Wochen androhen; man könnte fragen, ob es nicht besser wäre, sich einfach dem § 360 des Strafgesetzbuches anzuschließen, der eine Geldstrafe bis zu 150 Mark oder Haft ohne Festsetzung eines höchsten Betrags androht, wobei es dem Richter, ohne daß es einer besondern Bestimmung bedürfte, frei stünde, geeignetenfalls alsbald auf Haft zu erkennen. Der Gedanke des genannten Entwurfs, gegenüber Gewohnheitstrinkern eine Strafschärfung durch Fasten oder Überweisung an die Landespolizeibehörde zur Einsperrung in ein Arbeitshaus einzuführen, beruht auf durchaus richtigen Grundlagen.

Bedenklicher ist die Frage, wie es zu halten sei, wenn jemand im Zustande der Trunkenheit eine Strafthat verübt hat, d. h. ob man in einem solchen Falle auf die Trunkenheit Rücksicht zu nehmen habe oder nicht. Nicht nur die Begründung des Gesetzesentwurfs, sondern die tägliche Erfahrung belehrt uns, daß eine Reihe von Gesetzesübertretungen, wie Tötung, Körperverletzung, thätlicher Angriff gegen Beamte und sonstige Gewaltthätigkeiten, wesentlich auf Trunkenheit zurückzuführen sind, daß aber die wegen solcher Übelthaten angeklagten Personen sich mit ganz besondrer Vorliebe der Einrede der Trunkenheit bedienen, und daß die Gerichte diese Schutzbehauptung oft mehr als erwünscht berücksichtigen, vielleicht nach dem Strafgesetzbuche berücksichtigen müssen. Nun wird man sicherlich den alten Rechtssatz „Trunken gesündigt, nüchtern gebüßt“ nicht mehr als vollständig zutreffend anerkennen wollen, man wird

unzweifelhaft in denjenigen Fällen die Strafbarkeit ausschließen müssen, wo der Thäter wirklich sinnlos betrunken oder unverschuldet in den Zustand der Trunkenheit geraten war. Der erste Fall kommt übrigens glücklicherweise nicht so häufig vor, als er von den Angeklagten vorgeschützt wird, und über die Beschränkung der letztern habe ich mich schon ausgesprochen. Man kann auch gern zugeben, daß es seine Bedenken habe, mit dem Entwurf von 1881 nach fremden Vorbildern aus dem Begehen einer Strafthat im trunkenen Zustand ein eignes selbständiges Vergehen zu bilden, wie dies in den über den gedachten Entwurf gepflogenen Reichstagsverhandlungen der verstorbene Generalstaatsanwalt Schwarze zu Dresden überzeugend hervorhob. Aber man kann in vollster Übereinstimmung mit der heutigen Strafrechtswissenschaft annehmen, daß der fahrlässig gehandelt hat, der sich nicht vor einem Zustande hütete, von dem er sich sagen mußte, daß er dann nicht ganz Herr seiner Entschließungen sein würde, und kann deshalb die That als mit Fahrlässigkeit begangen bestrafen, wobei man die aus der Fahrlässigkeit folgende Minderung der Strafbarkeit nicht zu weit auszudehnen brauchte. In dieser Richtung würde es also vielleicht nur einer Einwirkung auf unsre Gerichtsbehörden, gegenüber der Staatsanwaltschaft durch die Justizverwaltung, gegenüber den Gerichten durch die höchsten Gerichtshöfe bedürfen. Daß aber auch die Fahrlässigkeit auszuschließen sein dürfte, wenn sich jemand absichtlich betrunken hat, um die Strafthat zu begehen, sich absichtlich „Mut“ angetrunken hat, bedarf wohl keiner Bemerkung. Sollten nun auch für die im trunkenen Zustande vollbrachten Thaten die im Entwurf von 1881 vorgesehenen Strafschärfungen eingeführt werden, dann würde es einer Ergänzung des Strafgesetzbuchs bedürfen. Würde derartiges beliebt, dann könnte man freilich vielleicht die Frage aufwerfen, ob nicht die Strafschärfung durch Fasten auch auf andre Strafthaten, insbesondre auf die mit besonderer Roheit verübten, auszudehnen wäre.

Gehen wir nun zu den Mitteln über, die dem übermäßigen Trinken vorbeugen sollen. Auch diese zerfallen wieder in zwei Gruppen, in solche, die vorzugsweise die Verkaufsstellen von Getränken im Auge haben, und in solche, die sich in erster Linie gegen den Trinker richten. In beiden Richtungen hat die Petitionskommission des Reichstags 1885 Wünsche ausgesprochen, und es sind zahlreiche Polizeiverordnungen ergangen, wie auch die Gesetzgebung nicht ganz unthätig war.

Bei der ersten Gruppe müssen wir vor allen der Gewerbeordnung gedenken, die die Landesregierungen zu der Bestimmung ermächtigt, daß die Erlaubnis zum Ausschenken von Spirituosen oder zum Kleinhandel damit allerorten und die Erlaubnis zum Betriebe der Gastwirtschaft oder zum Ausschenken von geistigen Getränken außer den Spirituosen in Städten mit einer Einwohnerzahl bis zu 5000 Köpfen überhaupt und in größeren Städten, falls es für diese durch Ortsstatut festgesetzt worden ist, vom Nachweis eines

vorhandenen Bedürfnisses abhängig gemacht werde. Die Frage, ob ein Bedürfnis vorhanden sei, läßt sich nur nach den örtlichen Verhältnissen beantworten; nichts wäre unzweckmäßiger, als, wie es jetzt vielfach verlangt wird, schablonenhaft zu bestimmen, daß nur auf eine gewisse Anzahl Einwohner je eine Schenke kommen dürfe, da oft kleinere Orte mit viel Fremdenverkehr mehr Gasthäuser brauchen als gleich große oder selbst größere Orte ohne Verkehr. Auch wird man die Bedürfnisfrage nicht so streng stellen wollen, daß sie nur bejaht werden dürfe, wenn die Reisenden oder sonstigen Gäste in den vorhandenen Gastwirtschaften und Schenken überhaupt kein Unterkommen mehr finden könnten; ein gewisser Spielraum muß den entscheidenden Behörden gestattet sein. Die Forderung, für den Branntweinschank eine besondre Genehmigung neben der für den Wirtschaftsbetrieb zu verlangen, erscheint mir gegenüber den Bestimmungen der Reichsgewerbeordnung überflüssig, da es die entscheidenden Behörden ja in der Hand haben, die Genehmigung für unbeschränkte Schankwirtschaft oder für eine solche ohne Branntwein zu geben. Das vielfach ausgesprochene Verlangen, daß Spirituosen nur in besondern, hierfür bestimmten Räumen ausgeschenkt werden sollen, geht zu weit; man müßte dann, wenn man Rum zum Thee oder nach einer langen, kalten Schlittenfahrt einen Grog oder nach Ersteigung eines hohen Berges einen Knickebein trinken will, sich in die Schnapsstube setzen, was doch bei ernsthafter Betrachtung der Angelegenheit niemand verlangen wird. Diese Getränke stehen aber mit dem Branntwein auf einer Stufe, nur mit dem Unterschied, daß der Branntwein meist von weniger vermögenden, diese Getränke aber von vermögenderen Leuten genossen werden. Dies Verlangen auf Errichtung einer Schnapsstube gemahnt lebhaft an die Zeit vor dreißig bis vierzig Jahren, wo man in gewissen feineren Wirtschaften, wenn man Bier trinken wollte, in die Kutscherstube gehen mußte. Das Bier hat doch gesiegt, und so würde es mit dem Branntwein und dessen Verwandten auch werden, wenn man keine andern Mittel hätte, als die, die Spirituosen trinken wollen, in besondre Räume zu verweisen. Zweckmäßig aber ist der Vorschlag, daß ein Ausschank von Spirituosen oder ein Kleinhandel damit nicht mit einem andern Kleinhandel verbunden sein solle; denn erfahrungsmäßig sind die Kleinhandlungen, wo neben Kolonialwaren, Zigarren und dgl. Spirituosen in beliebigen kleineren Mengen abgegeben werden, die gefährlichsten Kneipen, da der verschämte Trinker unter dem Vorwand, eine Zigarre oder sonst eine Kleinigkeit zu kaufen, da hineingeht. Diese Geschäfte sind um so bedenklicher, als sich die Rechtsprechung dahin entschieden hat, daß es nach Lage der Gesetzgebung den Besitzern freistehe, zu dulden, daß die Käufer die gekauften Spirituosen auf der Stelle trinken. Man kann daher in jeder Stadt, ja auf manchem Dorf einen oder mehrere Läden bezeichnen, die als geheime Schnapskneipen dienen. Ich würde aber in dieser Richtung noch weiter gehen und verlangen, daß Spirituosen anders als in fest

verschlossenen Flaschen von mindestens einem oder doch einem halben Liter, also mit andern Worten Spirituosen zum sofortigen Genuß nur in Gast- oder Schankwirtschaften abgegeben werden dürfen. Damit werden diese, nicht bloß Leuten aus niedern, sondern oft noch viel mehr solchen aus höhern Ständen so sehr gefährlichen Winkelschenken beseitigt, und dem noch nicht ganz dem Laster verfallenen Trinker wäre eine Handhabe zur Rettung geboten, da er sich häufig vor dem regelmäßigen Besuch des Wirtshauses noch scheut. Mit der Verweisung des Kleinhandels mit Spirituosen in die Wirtschaften wird auch der Wunsch, daß jeder, der Spirituosen zum sofortigen Genuß abgiebt, auch Speisen und andre Getränke vorrätig halten müsse, erfüllt, da dies in einer Wirtschaft immer der Fall sein wird. Daß infolge dessen die Zahl der bestehenden Schenken vermehrt zu werden brauche, glaube ich nicht; sollten aber auch einige mehr gestattet werden müssen, so würde das reichlich durch die Beseitigung der Winkelschenken aufgewogen werden. Das räume ich ein, daß eine Anzahl Kolonial- und ähnliche Geschäfte eingehen müßten, wenn sie keine Spirituosen mehr führen dürften, da ihre ganze Bedeutung bisweilen nur im Spirituosenhandel liegt. Abgesehen davon, daß ich nun keine Veranlassung finden würde, solche Geschäfte, denen keine innere Nötigung beiwohnt, durch das Privileg des Spirituosenhandels zu schützen, so ließen sich Übergangsbestimmungen dahin treffen, daß z. B. die bereits bestehenden Geschäfte auf die Dauer der einmal erteilten Konzessionen, oder wenigstens doch auf eine Reihe von Jahren ihre bisherigen Rechte behielten; ich für meine Person würde die Aufrechterhaltung der Konzessionen für das dem Recht am meisten entsprechende halten. Eine andre Verschärfung gegenüber den Vorschlägen bezüglich der Konzession würde ich aber noch bezüglich der Flaschenbierhandlungen für nötig halten. Bezüglich der Spirituosen bedarf der Kleinhandel und der Ausschank der Genehmigung, bezüglich des Bieres nur der Ausschank. Die Flaschenbierhandlungen haben aber inzwischen einen geradezu bedenklichen Umfang angenommen, was umsomehr zu berücksichtigen ist, als sie einerseits den Konsumenten den Biergenuß höchst bequem machen, indem sie ihnen das Bier, bisweilen sogar ohne Bestellung ins Haus schaffen, anderseits aber auch für sie die Richtung der Rechtsprechung, daß der Käufer einer Flasche Bier diese alsbald im Verkaufslokal austrinken darf, maßgebend ist. Hierdurch ist der Biergenuß in einer bisher unbekannten Weise gefördert worden. Es dienen aber nicht Spirituosen allein zur Beförderung von Trunksucht. Ich halte es daher für notwendig, daß auch die Flaschenbierhandlungen gleich den Wirtschaften von einer Genehmigung, und zwar auf Grund eines festgestellten Bedürfnisses, abhängig gemacht werden. Wenn ich für Weinhandlungen, soweit damit nicht ein Spirituosenhandel verbunden ist, diese Konzessionspflicht nicht fordre, so geschieht dies nicht, weil der Wein das Getränk der Reichen ist, sondern weil mit Rücksicht auf den höhern Preis des Weines der Weingenuß sich von selbst beschränkt und damit

die Beschränkung der Weinhandlungen auf das Bedürfnis von selbst gegeben ist. Sollten in den Gegenden des Weinbaus anderweitige Bedürfnisse hervorgetreten sein, so würde man ja diesen auch Rechnung tragen können und müssen.

Weitere Vorschläge beziehen sich auf den Betrieb der Schenken. Hierzu gehören die fast aller Orten festgesetzten Feierabendstunden; in manchen Gegenden ist auch eine Morgenstunde bestimmt, vor deren Ablauf die Schenken überhaupt nicht oder wenigstens nicht für Einheimische geöffnet sein sollen; diese Bestimmungen bedürfen keiner weitern Erörterung. Die Forderung, daß nur gereinigter, der Gesundheit unschädlicher Branntwein verkauft werde, versteht sich gleichfalls von selbst, wenn freilich auch die Ansichten, was man unter gereinigtem Branntwein zu verstehen habe, aus einander gehen; das einzig maßgebende kann hier die Frage der Gesundheitsschädlichkeit sein. Den Betrieb des Kleinhandels oder Ausschanks von Spirituosen einer höhern Gewerbesteuer oder einer Abgabe an die Gemeinde zu unterwerfen, möchte ich als nicht ausreichend bezeichnen, weil damit nur ein Teil des Spirituosengenusses getroffen wird. Ich möchte empfehlen, nicht nur auf Spirituosen, sondern auf alle Getränke, mögen sie im großen oder kleinen an den Konsumenten abgesetzt werden, eine Verbrauchsabgabe zu legen, sei es zu Gunsten des Reiches oder Staates, sei es zu Gunsten der Gemeinden oder beider zusammen. Diejenigen Gemeinden, die sich solche Verbrauchsabgaben gerettet haben, beziehen schöne, von niemand drückend empfundene Einnahmen daraus; damit aber wird nicht nur das „Getränk des armen Mannes," sondern jegliches Getränk besteuert. Dann soll verboten werden, den Käufern, die andre Waren entnehmen, einen „Schluck" als ein zum Wiederkommen anreizendes Geschenk zu geben. Dies Verbot wäre ganz schön, ist aber nicht durchzuführen, da man doch nicht jede Gefälligkeit oder Freundschaftsbezeugung untersagen kann, selbst wenn sie in einem Schnäpschen oder dergleichen besteht, auch würde sich die Aufrechthaltung dieses Verbotes sehr schwer beaufsichtigen lassen. Würde der gleichzeitige Betrieb eines Spirituosenhandels und andern Kleinhandels untersagt, so würde das Verbot schon weniger leicht zu umgehen sein, da der Händler dann den Branntwein nur zu diesem Zwecke halten müßte. Aber aufrechterhalten läßt es sich doch nicht; denn so gut die Botenfrau ihre Tasse Kaffee erhält, wird der Botenfuhrmann nach wie vor sein Schnäpschen erhalten, und nicht verraten, daß er es erhalten hat. Hiergegen läßt sich nur durch Belehrung wirken. Mehr empfiehlt sich eine Erweiterung der für die Gewerbetreibenden gegenüber ihren Arbeitern im Paragraph 115 der Reichsgewerbeordnung erlassenen Bestimmung, wonach diese ihren Arbeitern keinerlei Waaren außer Lebensmitteln und regelmäßiger Beköstigung an Zahlungsstatt geben dürfen, dahin, daß Spirituosen überhaupt nicht, also z. B. auch nicht von Privaten an ihre Gartenarbeiter, an Zahlungsstatt gegeben werden dürfen. Vor allem muß es als zweckmäßig bezeichnet werden, daß Trinkschulden überhaupt,

mindestens aber Schulden für genossene Spirituosen nicht einklagbar sind. Überhaupt verbieten zu wollen, Spirituosen oder sonstige Getränke auf Kredit zu geben, geht doch zu weit; denn wenn einmal ein ganz nüchterner, zahlungsfähiger Mann seinen Geldbeutel vergessen oder verloren hat, so braucht er doch deshalb nicht den Wirten gegenüber in Acht und Bann erklärt zu werden. Weiß aber der Wirt, daß er wegen der eingegangenen Trinkschuld nicht klagen kann, so wird er sich seinen Mann ansehen und genau überlegen, ob er auf freiwillige Zahlung rechnen darf oder nicht, und im letztern Falle würde er keinen Kredit gewähren; dies muß aber selbstverständlich nicht für Branntweinschulden allein, sondern überhaupt für Trinkschulden festgesetzt werden. Ob die Getränke sofort im Verkaufslokal genossen oder zum Genuß mitgenommen worden sind, würde man für gleichgiltig halten können; das aber muß stets im Auge behalten werden, daß es sich bei solchen Bestimmungen nur um Schulden für Getränke handeln darf, die zum baldigen Trinken im einzelnen entnommen worden sind, nicht um Schulden für Getränke überhaupt, wie z. B. ein Kistchen Rum, ein Faß Bier, eine Sendung Wein, die man sich zum allmählichen Verbrauch ins Haus nimmt. Anderseits wird man das Verbot der Klagbarkeit nicht bloß auf die einfache Trinkschuld, sondern auch auf eine durch Abrechnung oder Vertrag in ein anderweitiges Schuldverhältnis umgewandelte Forderung für borgweise verabfolgte Getränke beziehen müssen.

Die Frage der Konzessionsentziehung wegen Beförderung der Trunksucht ist in der Reichsgewerbeordnung zur Genüge geregelt.

Ein andres noch hierher zu rechnendes Mittel zur Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke ist die Errichtung von sogenannten Kaffeeschenken nach norwegischem Muster, d. h. von Schenken, in denen alles außer alkoholhaltigen Getränken verabfolgt wird. In Norwegen hat man mit dieser Einrichtung gute Erfahrungen gemacht, bei uns bewähren sie sich nur, wenn, wie bei den Herbergen zur Heimat, ein besondrer Reiz durch die billige Beherbergung geboten wird, oder wenn die Schenke durch besonders günstige Lage inmitten eines auf sie angewiesenen Publikums, z. B. an einem Marktplatz während der Marktstunden, als Kantine innerhalb einer Fabrik auf das beteiligte Publikum Einfluß ausüben kann. Man darf sich daher von solchen Kaffeeschenken, deren Errichtung ja an sich ganz löblich ist, nicht zu viel versprechen, wenn nicht besondre andre Umstände zu ihrer Hebung mitwirken.

Manche Polizeiverordnungen verlangen das Schließen der Wirtschaften und Spirituosengeschäfte bei Bränden und andern ähnlichen öffentlichen Unglücksfällen innerhalb eines gewissen Umkreises vom Brandplatze oder vom Platze des sonstigen Unglücksfalles. Es ist ja richtig, daß bei solchen Gelegenheiten oft mehr getrunken wird, als nötig ist, und hierdurch Störungen bei der Bekämpfung der entfesselten Elemente eintreten. Man wird aber in solchen Fällen dem Trunk besser steuern durch Beschaffung einer gut disziplinirten Feuerwehr

und dadurch, daß man z. B. bei Bränden die Nachbarschaft, zu deren Gunsten die Feuerwehr ja vorzugsweise kämpft, zum Kochen und Verabreichen von Kaffee anhält, während das Schließen der Wirtschaften, wenn es überhaupt mit Rücksicht auf die Tageszeit angeht, unter Umständen auch sein Bedenken hat; doch räume ich ein, daß es auf dem Lande zweckmäßig sein kann. Das Verbot, bei Versteigerungen Spirituosen zu verabreichen, ist ganz gut, gehört aber nicht hierher.

Unter den Maßregeln, die sich in erster Linie gegen die Trinker wenden sollen, gehört vor allem das Verbot, gewisse Personen in Wirtschaften zuzulassen oder ihnen Getränke, namentlich geistige Getränke zu verabfolgen. Hierunter ist vor allem das Verbot zu rechnen, Schüler ohne Begleitung Erwachsener in Wirtschaften als Gäste zu dulden und Kinder zu öffentlichen Tanzbelustigungen zuzulassen. Wichtiger aber sind noch weitere Bestimmungen, die in dieser Richtung verlangt werden und auch teilweise schon ausgeführt sind, nämlich, daß Angetrunkenen, Personen, welche den Wirten oder Spirituosenhändlern von der Ortspolizeibehörde als Trunkenbolde bezeichnet worden sind, Personen, die ihrer Sinne nicht mächtig sind, Minderjährigen und endlich Personen, die in einem Armenhaus untergebracht sind, sowie den Familiengliedern dieser letztern, Branntwein weder in einem Wirtshause, noch in einer Spirituosenhandlung und zwar weder vom Wirt oder dessen Geschäftsgehilfen, noch von dritten dort anwesenden Personen, sei es zum sofortigen Genuß, sei es zum Mitnehmen, abgegeben werden darf. Daß derartige Bestimmungen, auch die betreffs der Ächtung der Trunkenbolde, gesetzlich zulässig sind, ist von den Gerichten in allen Instanzen entschieden, hierauf können also derartige Bestimmungen nicht angefochten werden, und es fragt sich nur, ob sie als praktisch zu bezeichnen sind. Da möchte ich sie aber teils als zu weitgehend, teils als zu eng bezeichnen. Zu eng erscheint es mir, wenn diese Bestimmungen nur auf Branntwein beschränkt werden; ich halte es für nötig, sie auf geistige Getränke aller Art, jedenfalls aber auf alle Spirituosen auszudehnen. Es wird niemand bestreiten, daß ein Angetrunkener auch durch Genuß von Bier oder Wein den Zustand seiner Trunkenheit erhöhen kann. Ein Trunkenbold wird, wenn er keine Spirituosen erhalten kann, zu andern Getränken greifen, um sein Bedürfnis nach Berauschung wenigstens in etwas befriedigen zu können. Will man die Jugend aber überhaupt vor der Angewöhnung des Trinkens behüten, dann verbiete man, entsprechend dem Verbot des Wirtshausbesuchs der Schüler, die Abgabe aller Getränke an sie, soweit sie nicht in Begleitung von Erwachsenen erscheinen. Zu weit wieder gehen diese Bestimmungen, wenn man allen Minderjährigen und Armenhäuslern gegenüber derartiges verordnen will. Die Minderjährigkeit dauert bis zum vollendeten einundzwanzigsten Jahre; soll nun bei einem Leutnant, einem Studenten, einem Handlungsreisenden oder einem auf der Wanderschaft befindlichen Handwerksgesellen der Wirt erst das Alter

feststellen, ehe er ihm Getränk, und sei es nur Branntwein, abgeben darf? Kann er solchen Personen gegenüber überhaupt die Abgabe von Getränken oder auch nur von Branntwein verweigern? Ich glaube, diese Beispiele allein genügen, um die Unhaltbarkeit so weit gehender Maßnahmen darzuthun. Die Praxis hat daher derartige Verbote auf ein geringeres Alter beschränkt, und es empfiehlt sich, als Grenze das Alter von sechzehn Jahren festzusetzen, das auch z. B. als Grenze beim Verbot des Verkaufs von Sprengstoffen an jugendliche Personen bestimmt ist; achtzehn Jahre scheint mir schon zu hoch gegriffen, wenn auch verschiedentlich dies Alter als Grenze beliebt worden ist. Das Verbot der Abgabe von Getränken an Armenhäusler oder deren Angehörige erscheint, wenigstens für alle nicht gerade ganz kleinen Orte, undurchführbar, da diese Personen zu wenig bekannt sein werden; selbst für ländliche Bezirke scheint es mir zu weit zu gehen, da sich solche Personen nur in eine benachbarte Gemeinde zu begeben brauchen, um dort nicht als Armenhäusler oder gar als Angehörige eines solchen zu gelten. Man kann gegen die hier vertretene Ansicht das Bedenken erheben, es werde dem Wirt zu viel zugemutet, wenn er auch für die Abgabe von Getränken durch dritte Personen (nicht durch seinen Geschäftsgehilfen, für den er selbstverständlich einstehen muß) verantwortlich gemacht werden solle: dies Bedenken ist aber unbegründet, da man den Wirt selbstverständlich nur dann für strafbar erklären kann, wenn er sich an der Abgabe von Getränken an Personen, an die solche nicht abgegeben werden dürfen, irgendwie beteiligt hat, indem er z. B. eine dritte Person anstiftete, das Getränk an eine solche Person abzugeben, oder indem er das Getränk verabfolgte, obgleich er wußte, daß es für eine solche Person bestimmt war; im übrigen wird ihn bezüglich der Handlungen dritter niemand für haftbar betrachten wollen. Man kann auch einwenden, es sei ein zu großer Eingriff in die persönliche Freiheit, wenn Eltern nunmehr ihre Kinder nicht mehr in einen Laden schicken könnten, um Bier oder Schnaps zu holen. Ich räume gern ein, daß dadurch manche Bequemlichkeit gestört wird, aber diese Störung steht in keinem Verhältnis zu dem Vorteil. Trinken die Eltern weniger, weil ihnen die Beschaffung der Getränke schwieriger wird, so sehe ich darin keinen Nachteil. Aber es wird auch mancher Mann (und, wohl kann ich dies sagen, auch manche Frau) abgehalten, zu trinken, die sich noch schämen, ins Wirtshaus zu gehen oder selbst das Getränk zu holen, aber kein Bedenken tragen, durch ihre Kinder das Getränk holen zu lassen, und dann zu Haus in der Stille sich dem Trunke ergeben. Sodann aber ist für unsre Jugend schlecht gesorgt, wenn sie zwar in einer Wirtschaft nicht bedient werden darf, zum Trunk außerhalb der Wirtschaft sich aber alles holen kann.

Als ein weiteres Mittel gegen Trunkenbolde wird die Einführung einer Vormundschaft wegen Trunksucht und das Recht, Gewohnheitstrinker in eine Heilanstalt für Trinker zu bringen, vorgeschlagen. Gegen beides dürfte ernstlich

nichts vorzubringen sein. Der Gewohnheitstrinker ist als bis zu einem gewissen Grade geisteskrank zu betrachten und mag daher, sofern nur die nötigen Grenzen inne gehalten werden, gleich einem Irren entmündigt und in eine Heilanstalt geschafft werden.

Das sind die Mittel, die man gegen das Laster der Trunksucht anwenden kann. Daß man die Trunksucht damit aus der Welt schaffen könne, wird wohl nur ein unpraktischer Optimist behaupten wollen; sie bleibt, wie auch das Laster des Spieles bleibt, trotz aller gegen das Spielen erlassenen Gesetze. Aber soweit die menschlichen Kräfte reichen, soll man gegen alle Laster ankämpfen, und deshalb empfiehlt es sich auch, mit den erörterten Mitteln gegen die Trunksucht vorzugehen.

Manzoni und Goethe

Von Otto Speyer

(Schluß)

Im Jahre 1822 erschien Manzonis zweite Tragödie, Adelchi (Adelgis), „ganz im Geiste des Grafen von Carmagnola, nur noch reicher an Charakteren und Motiven," wie Goethe mit Recht bemerkt. Daß er die Absicht hatte, das Stück ebenso eingehend zu beurteilen wie das erste, geht aus einem Briefe an Schultz vom 9. Dezember 1822, dem das obige Citat entnommen ist, hervor. Nach einem Schreiben an den bekannten französischen Schriftsteller Fauriel vom 28. April 1825 hat er in der That einen Auszug aus dem Trauerspiel angefertigt. Aber diese Arbeit ist nie zu Tage gekommen. Alles, was wir von Goethe in Bezug auf „Adelchi" besitzen, beschränkt sich auf seine Äußerungen in der Vorrede zu der 1827 bei Fromman in Jena erschienenen Ausgabe der poetischen Werke Manzonis.*) Er bezieht sich darin auf die Analyse, die Fauriel seiner französischen Übersetzung des „Adelchi" beigefügt hat, und begnügt sich in Beziehung auf das Stück selbst mit einzelnen Bemerkungen. Nachdem er das „schöne poetische Talent Manzonis, das auf reinem, humanem Gefühle beruht," hervorgehoben hat, beschäftigt ihn zunächst wieder lebhaft der Unterschied zwischen seiner und Manzonis Auffassung

*) Opere poetiche di Alessandro Manzoni, con una prefazione di Goethe. pag. XI.—L.

in Bezug auf das geschichtliche Element der Tragödie, indem der letztere noch immer daran festhält, daß seine Personen nicht nur, worauf es nach Goethe allein ankommt, innere Wahrheit haben, sondern, so weit es sich um geschichtliche Persönlichkeiten handelt, auch bis ins einzelnste der geschichtlichen Wahrheit entsprechen sollen. Goethe verzichtet schließlich auf den Streit. „Hätte Manzoni sich früher von diesem unveräußerlichen Rechte des Dichters, die Mythologie nach Belieben umzubilden, die Geschichte in Mythologie zu verwandeln, überzeugt gehabt, so hätte er sich die große Mühe nicht gegeben, wodurch er seiner Dichtung unwidersprechliche historische Denkmale bis ins einzelne unterzulegen getrachtet hat. Da er aber dies zu thun durch seinen eignen Geist und sein bestimmtes Naturell geführt und genötigt worden, so entspringt daraus eine Dichtart, in der er wohl einzig genannt werden kann; es entstehen Werke, die ihm niemand nachmachen wird." Diese genaue historische Vergegenwärtigung, heißt es weiter, komme dem Dichter besonders in den lyrischen Stellen, „seinem eigentlichen Erbteil" zu gute, denn die höchste Lyrik (mit einer Hinweisung auf Pindar) sei entschieden historisch. Goethe scheint mit diesen Worten die beiden Chöre, die im „Adelchi" den Gang der Handlung unterbrechen und von denen er den zweiten, der den Tod Ermingardas zum Gegenstande hat, genau analysirt, rechtfertigen zu wollen. Wenn er auch ausdrücklich betont, daß „das Geschäft der dramatischen Poesie von dem der epischen und lyrischen völlig verschieden" sei, so deutet doch eine Stelle in seiner Abhandlung über die Naturformen der Dichtkunst*) an, daß er epische und lyrische Stellen auch im Drama für statthaft hält. Jedenfalls wünschte er dem Leser Glück zum Genusse dieser Chöre wie der ganzen Dichtung; „denn hier tritt der seltene Fall ein, wo sittliche und ästhetische Bildung in gleichem Maße gefördert wird."

In seinem Bericht über den „Grafen von Carmagnola" erwähnt Goethe, daß er den Versuch gemacht habe, einiges aus diesem Stück als Probe für den deutschen Leser zu übersetzen, aber unzufrieden mit dem Ergebnis, ihn aufgegeben habe. Aus dem „Adelchi" hat er dagegen die Übertragung eines kurzen Abschnittes veröffentlicht, den Monolog Svartos, worin dieser tapfere und ehrgeizige Plebejer seiner Unzufriedenheit mit seinem Lose und seinem Verhältnisse zu den langobardischen Edeln, die sein Haus zu einer Verschwörung gegen ihre Fürsten auserwählt haben, Luft macht.**) Die Handschrift jenes gescheiterten Versuches einer Übersetzung aus dem „Grafen von Carmagnola" hat sich in seinen Papieren gefunden, und Loeper teilt uns eine Probe davon mit.***) Wir

*) Zum bessern Verständnis des Westöstlichen Divans. Werke, Hempelsche Ausgabe IV, 292.

**) Goethes Werke III, 387 f.; aus der oben erwähnten Vorrede zu der Manzoni-Ausgabe von 1827.

***) Ebenda, S. 388.

können nicht finden, daß die Übersetzung weniger gelungen sei als die veröffentlichte des Monologs aus dem „Adelchi." Beide geben den Geist des Originals getreu wieder; beide leiden auch an jenen sprachlichen Härten, jener gezwungenen Ausdrucksweise, die uns in der Ode „Der fünfte Mai" entgegentraten, und sind auch wie diese nicht ganz frei von Ungenauigkeiten in der Übertragung einzelner Stellen.

Goethe stellte den „Adelchi" über alle zeitgenössische deutschen Dramen. In dem erwähnten Briefe an Schultz sagt er: „Es wird mir ein angenehmes Geschäft sein, auch diese Arbeit zu entwickeln. Ach, warum kann man denn nicht einem deutschen Zeitgenossen den gleichen Liebesdienst erweisen?"

Bei der Besprechung des „Carmagnola" erwähnt Goethe, daß er, wenn er noch in der Lage dazu wäre, das Stück gern auf die deutsche Bühne bringen würde und ihm dort einen dauernden Platz zu verschaffen hoffe, wenn er auch zugiebt, daß die Tragödie Manzonis nie ein populäres Zug- und Kassenstück werden würde. Betreffs des „Adelchi" findet sich keine ähnliche Äußerung. In der That würden beide Dramen höchst wahrscheinlich auf dem deutschen Theater ebensowenig Fuß gefaßt haben, wie dies auf dem italienischen der Fall gewesen ist. Der „Graf von Carmagnola" errang in Florenz und Mailand kaum einen Achtungserfolg, „Adelchi" fiel in Turin vollständig durch, allerdings wohl nicht ohne Mitschuld der Regie und der Schauspieler. In der That sind beide Stücke nicht nur Caviar fürs Volk der gewöhnlichen Theaterbesucher; die langen Reden ohne lebendiges Wechselgespräch, der Mangel einer stetig und lebendig fortschreitenden, der Katastrophe zudrängenden Handlung und einer dadurch sich fortwährend steigernden Spannung des Zuschauers, infolge der allzuzahlreichen retardirenden Momente und episodischen Szenen, der Umstand, daß, wie Wilhelm Lang mit Recht hervorhebt,*) der Konflikt, der in die Seele des Helden gelegt ist, nicht genügend zur äußern Erscheinung kommt, stehen der Bühnenwirkung namentlich des „Adelchi" auch bei dem urteilsfähigen Publikum hindernd entgegen.

Allerdings ist „Adelchi" in weit höherem Sinne ein historisches Trauerspiel als der „Graf von Carmagnola," insofern er ein für Italiens Zukunft auf Jahrhunderte hinaus entscheidendes Ereignis, den Sturz der Langobardenherrschaft auf der Halbinsel durch die Franken unter Karl dem Großen, zum Gegenstande hat; er ist es dagegen weit weniger als die erste Tragödie, insofern der Held eine nur aus der Phantasie des Dichters hervorgegangene Gestalt und noch dazu eine solche ist, die weder in den Rahmen der Zeit noch des Stückes selbst paßt. Eine Art langobardischer Hamlet ist der tapfere, hochsinnige, aber von der Liebe und Treue gegen seinen Vater und sein Volk einerseits, der Verehrung der Kirche und des Papstes anderseits, der der Langobardenherrschaft

---

*) Alessandro Manzoni und die italienische Romantik. Preußische Jahrbücher 1874. Heft 1.

feindlich gegenübersteht und in dem er doch das einzige Heil für die Zukunft Italiens erblickt, hin und hergezogene und dadurch mit sich selbst uneinige Adelchi kein tragischer Held. Ebenso unbefriedigend erscheint die Katastrophe mit der thatlosen Ergebung des Helden in den Schluß des Schicksals und dem leidigen Troste, daß man in dieser wilden Zeit nicht König sein könne, ohne selbst wild und grausam zu sein. Im einzelnen dagegen enthält das Trauerspiel noch größere Schönheiten als der „Graf von Carmagnola“; namentlich gehören die beiden Chöre, so wenig sie mit dem ganzen Geist und Inhalt des Stückes übereinstimmen, nach Form und Inhalt zu dem Schönsten, was die italienische Lyrik der Neuzeit geschaffen hat.

Als Eckermann am 15. Juli 1827 zu Goethe kam, zeigte ihm dieser voller Freude die drei Bände von Manzonis eben erschienenem Roman I Promessi sposi, die ihm der Dichter selbst mit einer Widmung zugesandt hatte. Drei Tage nachher empfing er den jungen Freund mit den Worten: „Manzonis Roman übersteigt alles, was wir in dieser Art kennen.“ Die Lektüre fesselte ihn so, daß er das Buch fast in einem Zuge durchlas. Und noch lange beschäftigte es seinen Geist. Es erschien ihm „als ein echt menschliches und doch wieder echt italienisches Werk.“ Die Verwickelung wie die Lösung des romantischen Geflechtes sagte ihm außerordentlich zu. Die Angst, die die Tragödie nach der aristotelischen Theorie erregen und von der sie doch auch wieder befreien soll (eine Theorie, die nach Goethe ebenso gut für die epische Poesie und den Roman Geltung hat), erblickt er in den „Verlobten“ in hohem Grade erregt, dann in Rührung aufgelöst und durch diese zur Bewunderung führend. Vier Dinge, meint er, hätten Manzoni besonders in den Stand gesetzt, etwas so Vollkommenes zu leisten: die katholische Religion, die revolutionären Reibungen, durch die er in der Person seiner Freunde gelitten habe, seine genaue Bekanntschaft mit dem Boden, auf dem die Erzählung spielt (der Umgebung des Comersees), endlich daß er ein ausgezeichneter Geschichtsforscher sei. Als er aber weiter las, fand er, daß der Geschichtsschreiber dem Dichter einen bösen Streich gespielt habe. „Manzoni zieht den Rock des Poeten aus und steht eine ganze Weile als nackter Historiker da, beschreibt Krieg, Hungersnot und Pestilenz.“ Was ihm aber als ein Fehler an dem sonst so gepriesenen Kunstwerk erscheint, sucht er zu erklären und zu entschuldigen. „Unsre Zeit ist so schlecht, daß dem Dichter im umgebenden Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet. Um sich aufzuerbauen, griff Schiller zur Philosophie und Geschichte, Manzoni zur Geschichte allein. Aber wie im Wallenstein Philosophie und Geschichte dem Werke an verschiednen Stellen im Wege sind, so leidet Manzoni durch ein Übergewicht der Geschichte.“

Daß die allerdings bis ins einzelnste sorgfältig ausgeführten geschichtlichen Gemälde des Romans, in wie innige Verbindung sie auch der Dichter mit seiner erfundenen Erzählung zu setzen versteht, dem Verfasser des „Wilhelm

Meister" und der „Wahlverwandtschaften" nicht zusagten, ist natürlich. Ihm war der Roman ein Kunstwerk, das philosophische Probleme dichterisch lösen oder die Ausbildung und Erziehung eines Charakters durch das Leben bis zur vollen Reife darstellen soll. Die äußern Ereignisse erscheinen da nur als Beiwerk, als Mittel zum Zweck. Ganz anders faßt Manzoni seine Aufgabe auf. Ihm war es vor allen Dingen darum zu thun, seinem Volke dessen eigne Vergangenheit wieder lebendig zu machen. Der historische Roman in Walter Scotts Sinn erschien ihm als die seiner eignen Persönlichkeit, in der sich der Dichter mit dem Geschichtsforscher vereinte, kongenialste und zugleich die geeignetste Form, um seinen Landsleuten das Stück Kulturgeschichte, das er ihnen vorzuführen gedachte, mitsamt den Lehren, die es nach seiner Ansicht enthielt, schmackhaft zu machen.

Wenn aber somit in Manzonis Sinne das geschichtliche Element im Vordergrunde steht, so ist darum die Fabel nicht minder folgerichtig durchdacht, nicht minder sorgfältig durchgeführt, und die nur der Phantasie des Dichters entsprungenen Hauptfiguren des Romans mit nicht minderer Liebe und Aufmerksamkeit behandelt als die geschichtlichen Personen. Sind die zahlreichen Einzelgestalten, die in dem bunten Gewebe nach einander und mit einander an unsern Augen vorüberziehen, vielleicht alle mehr oder weniger typisch gedacht, so tragen sie doch recht individuelle Züge und sind in so lebendigen Farben ausgeführt, daß wir sie leibhaftig vor uns sehen. Von dem ländlichen Liebespaar, dessen dornen- und thränenreicher Brautstand den Mittelpunkt der Erzählung bildet, und von dem Landpfarrer und seiner Haushälterin, zwei köstlichen Menschenkindern, die niemand wieder vergessen wird, der sie einmal kennen gelernt hat, bis zu dem geheimnisvollen Ungenannten und der „Signora" mit ihrer wilden, mühsam unterdrückten Leidenschaft, sind es lauter Gestalten von Fleisch und Blut, mit echter Orts- und Zeitfarbe, mit genauester Kenntnis der Volkssitte wie der Standesbesonderheiten und Vorurteile gemalt. Wir fühlen uns in ihren Zauberkreis gebannt, wir können nicht umhin, den lebendigsten Anteil an ihrem Thun und Lassen wie an ihren Schicksalen zu nehmen. Auch scheint uns der dem Werke öfters gemachte Vorwurf, daß es an der psychologischen Entwicklung der einzelnen Charaktere fehle, wenigstens nicht durchgehend gerechtfertigt. Die Heldin Lucia selbst ist ein Beweis des Gegenteils. Allerdings tritt in der Art und Weise der Charakterentwickelung ein Mangel und eine Einseitigkeit zu Tage, die in der religiösen Richtung und Weltauffassung des Dichters selbst begründet sind. Manzoni war ein gläubiger, orthodoxer Katholik, ein treuer Anhänger der römischen Kirche. So mußte ihm der Ungehorsam gegen die Vorschriften und Organe der Kirche als das Böse, die unbedingte Unterwerfung unter ihre Ordnungen als das Gute erscheinen. Die notwendige Folge ist der Mangel an freier Selbstbestimmung in den handelnden Personen und eine gewisse Ein-

förmigkeit in den psychischen Vorgängen, hervorgerufen durch die Anlegung eines gleichartigen objektiven Maßstabes an alle die verschiednen Persönlichkeiten. Die Frage: entspricht die Gesinnung, die einzelne Handlung den Lehren des Christentums, wie sie die Kirche verkündet, oder nicht? ist die einzig entscheidende. Die Kirche spielt die Rolle der Vorsehung; sie leitet die Gewissen und die Menschen vom Beichtstuhl aus an unsichtbaren Fäden. Gewiß war der Verfasser berechtigt, ihr eine führende Rolle in jener Zeit — dem siebzehnten Jahrhundert — zuzuschreiben und ihren wohlthätigen, sänftigenden und ausgleichenden Einfluß dem barbarischen und gewissenlosen Treiben der großen und kleinen weltlichen Machthaber gegenüber hervorzuheben; aber es tritt allzu deutlich hervor, daß der Dichter selbst noch auf dem für unsre Zeit und Auffassung nicht mehr genügenden Standpunkte steht, wo der Streit des Göttlichen und des Ungöttlichen in der Menschenbrust nicht innerlich durch eigne Kraft und aus dem eignen Wesen heraus ausgefochten, sondern nur mit Hilfe der kirchlichen Organe gewissermaßen äußerlich beigelegt wird.

Diesem Mangel aber, der infolge der großen Zahl lebensvoller Gestalten wie der Mannigfaltigkeit ihrer Eigenart und ihrer ursprünglichen Motive dem gewöhnlichen Leser kaum zum Bewußtsein kommt, steht eine Reihe von Vorzügen gegenüber, die geeignet sind, ihn fast übersehen zu lassen. Die wunderbare Kunst der Erzählung, die lebendige Anschaulichkeit der Darstellung, entzückte Goethe so, daß er ihre Klarheit mit der des italienischen Himmels verglich. Ein lebenvolles, farbenhelles Bild folgt dem andern. Und dazu der wundervolle Aufbau! Vom Kleinsten ausgehend erweitert sich die Erzählung gleichsam in konzentrischen Kreisen; wie wir aus den ländlichen Umgebungen des Comersees in die große lombardische Hauptstadt versetzt werden, so erhebt sich die einfache Dorfgeschichte allmählich zu einem bedeutenden und farbenreichen Gemälde der sozialen Zustände des damaligen Oberitaliens, um schließlich, nachdem so großartig schauerliche Gemälde, wie die Schilderung der Pest in Mailand, so mächtige, einflußreiche und eindrucksvolle Persönlichkeiten, wie der Innominato und der heilige Borromäus, an uns vorübergegangen sind, gleichsam in sich zurücklaufend, als ländliche Idylle wieder zu enden.

Die Kritik, die italienische zumal, hat bei aller Anerkennung seiner vielen Vorzüge, dem Roman zahlreiche starke, oft leidenschaftliche und zum Teil geradezu entgegengesetzte Vorwürfe gemacht. Die einen erblickten darin einen katholisch-reaktionären Tendenzroman, bestimmt, den unbedingten leidenden Gehorsam gegen die Organe der römischen Kirche zu verherrlichen; die andern warfen ihn zu den Todten, weil es kein Tendenzroman sei, weil er — was sie für die erste Pflicht eines jeden patriotischen Schriftstellers erachteten — nicht die Liebe zum einigen und freien Vaterlande, nicht den Haß gegen die geistlichen wie die weltlichen Unterdrücker und vor allem gegen die Fremdherrschaft predige. Thatsächlich sind Manzoni und sein Buch über den einen wie den

andern Vorwurf erhaben. Der Roman ist keine Tendenzschrift, wenn man es nicht eine Tendenz nennen will, in einem vollendeten Kunstwerk, an dem sich noch die Söhne und Enkel der Zeitgenossen des Dichters erfreuen und erheben werden, der Nation einen Spiegel ihrer Vergangenheit vorzuhalten, sie die treibenden Mächte derselben in ihrer wahren Gestalt erkennen und dadurch den Volksgeist sich gleichsam auf sich selbst besinnen zu lassen, zugleich aber die ewige Wahrheit des endlichen geistigen Sieges des Guten über das Böse zu veranschaulichen und zu zeigen, daß festes gläubiges Gottvertrauen durch die schwersten Prüfungen und Irrungen hindurch schließlich zum Siege führe.

Als die „Verlobten“ erschienen, stand Manzoni, damals zweiundvierzigjährig, auf der Höhe des Lebens. Sechsundvierzig Jahre hat er seitdem noch unter den Lebenden geweilt, ohne auch nur das kleinste poetische Erzeugnis wieder zu veröffentlichen; auch aus seinem Nachlaß ist nichts von irgendwelcher Bedeutung zu Tage gekommen. War die dichterische Ader in ihm schon ausgetrocknet? oder schwieg er, was uns wahrscheinlicher dünkt, weil er glaubte, den Ideen, die ihn erfüllten und die seine Dichtwerke beseelen, hinlänglichen Ausdruck gegeben und damit seine poetische Sendung erfüllt zu haben? oder weil er sich nicht im Stande fühlte, größeres zu schaffen, als er bereits hervorgebracht hatte, und vielleicht fürchtete, unter sich selbst herabzusinken? Sein Freund, der florentinische Dichter Giusti, meint, er habe geschwiegen, weil er, je weiter er in der Erkenntnis seiner Kunst fortschritt, um so zaghafter geworden sei. „Die Natur hat den Geistern, denen sie sich sonderlich gnädig erwiesen hat, zugleich ein lästiges Ungeziefer mitgeben wollen, nämlich die Krankheit, nichts auf sich selbst zu halten, während sie den vielen, die sie weniger mütterlich ausgestattet hat, gleichsam als reichen Entgelt ein glückliches Selbstvertrauen spendete und die fröhliche Lust, beständig vor dem Publikum die eigne Ohnmacht glänzen zu lassen.“ *)

Die prosaischen Schriften Manzonis, deren Wert und Bedeutung nicht entfernt an die seiner Dichterwerke hinanreicht, können wir hier nur kurz berühren. Der Tragödie „Adelchi“ hatte er, gleichsam zu seiner eignen und seines Helden Rechtfertigung, eine Abhandlung angehängt „Über einige Punkte der langobardischen Geschichte,“ worin er, freilich nicht sehr glücklich und erfolgreich, nachzuweisen versuchte, daß das Papsttum dadurch, daß es im Bunde mit den Fremden die Macht der Langobarden brach, Italien vor dem vollständigen Zurücksinken in die Barbarei gerettet habe, wie denn im Mittelalter überhaupt das Papsttum der einzige Halt- und Stützpunkt für die nationale Sache gewesen sei. Die Abhandlung entflammte den alten Streit über die Bedeutung der Langobardenherrschaft für Italien aufs neue, der nun aber von dem wissenschaftlichen auch auf das politische Gebiet hinübergetragen wurde. Die Gegner

*) Fr. Lang, a. a. O. S. 110.

behaupteten jetzt, wie einst Macchiavelli und nach ihm Muratori, daß das Reich des Desiderius sicher allmählich zu einem einheitlichen nationalen Königreiche geworden wäre, da die Langobarden damals bereits fast vollständig italianisirt gewesen seien. Die Theorie Manzonis, die durchblicken ließ, daß er auch jetzt noch das Heil des Vaterlandes von Rom her erwarte, von Rosmini auf dem philosophischen, von Le Maistre auf dem politischen Gebiete begründet, wurde zum Grundstein des Programms der neuguelfischen Partei und gewann in ganz Italien, als mit Pius IX. wirklich ein nationalgesinnter und liberaler Papst den Stuhl Petri bestiegen zu haben schien, einen ungeheuern Anhang. Wir wissen, wie rasch die Thatsachen diese uns Nordländern und Protestanten schwer begreifliche Illusion endgiltig zu nichte machten.

Manzoni war ein entschiedener Feind litterarischer Erörterungen. „Es ist bei mir ein alter Vorsatz, mich außerhalb derselben zu halten und zu schweigen," pflegte er zu sagen. Als aber der Historiker Sismondi*) die Moral der römisch-katholischen Kirche angriff, suchte er sie in einer einen ganzen Band füllenden Abhandlung zu verteidigen (1819)**). Er erwies sich darin aber nur allzusehr, wie er sich selbst nennt, als einen „aufrichtigen, aber schwachen Apologeten." Klar geht daraus hervor, wie fest er selbst von der Erhabenheit der Kirche, von der Richtigkeit und Unumstößlichkeit ihrer Prinzipien überzeugt war; aber seine Darlegung vermag keinen unbefangenen Leser zu überzeugen.

Seit 1827 nahmen gründliche Studien über die italienische Sprache seine Zeit und sein Interesse hauptsächlich in Anspruch. Er hatte allmählich die Überzeugung gewonnen, daß die italienische Nationalsprache aus dem Florentiner Volksidiom gleichsam wiedergeboren werden müsse. Er studirte dieses aufs gründlichste und besserte in diesem Sinne unablässig mit ängstlichster Sorgfalt an seinen Werken, zumal an den „Verlobten," aus denen er die anfangs ziemlich häufigen Anklänge an den lombardischen Dialekt auszumerzen bemüht war. Sein großes Werk über die italienische Sprache ist nie fertig geworden. Als Referent der im Jahre 1867 von dem Unterrichtsminister niedergesetzten Kommission, die untersuchen sollte, durch welche Mittel sich die Kenntnis und der Gebrauch der reinen italienischen Sprache im Volke verbreiten ließe, gab er ein Gutachten heraus, worin er den oben bezeichneten Satz zu begründen suchte. Er fand aber im ganzen wenig Anklang; die bedeutendsten Sprachkundigen und Litteraten wie Tommaseo, Bonghi, Lambruschini u. a. traten ihm entgegen. Wie vorauszusehen war, führte der Streit, der unendlich viel Staub aufgewirbelt hatte, weder zu einer theoretischen Entscheidung noch zu einem praktischen Ergebnis; es blieb beim alten.

Als sich Manzonis Ideal, die Wiedergeburt des Vaterlandes durch einen

*) Im 127. Kapitel seiner Geschichte der italienischen Republiken des Mittelalters.

**) Sulla morale cattolica. Osservazioni di Alessandro Manzoni.

Bund zwischen Papsttum und Volk seit 1848 als ein unerreichbares Phantasiegebilde erwiesen hatte, schloß er sich, wenn auch nicht mit leichtem Herzen und wohl nach Überwindung schwerer innern Kämpfe, aber mit voller Entschiedenheit dem trotz der Kirche und des Papsttums geeinten und befreiten Italien an. Viktor Emanuel berief ihn, der freudigen Zustimmung der ganzen Nation sicher, 1861 in den ersten Senat des neuen Königreichs. Auch hier bewährte sich die Bescheidenheit des Hochgefeierten in rührender Weise. Als er Arm in Arm mit Camillo Cavour nach der Eröffnungssitzung aus dem Saale trat, der größte Staatsmann und der größte Dichter Italiens, wurde das Paar von einem rauschenden, endlosen Beifallssturm der dichtgedrängten Volksmenge empfangen. „Dieser Beifall gilt Ihnen!" rief Cavour. Da ließ Manzoni seinen Arm los, klatschte in die Hände, und enthusiastisch folgte das Volk seinem Beispiel. „Sehen Sie jetzt, Herr Graf, wem der Beifall gilt?" *) Nur einmal noch nahm der damals neunundsiebzigjährige Greis seinen Sitz im Senate ein, um für die Konvention mit Frankreich vom September 1864 zu stimmen, von der er zum letztenmal eine Versöhnung mit dem Papsttum hoffte. Als auch diese Hoffnung sich eitel erwies, hat Manzoni, der das höchste Ziel menschlichen Lebens erreichte (er starb erst 1873) auch die Annexion des Kirchenstaates und seiner Hauptstadt gutgeheißen.

Sollen wir zum Schlusse noch ein Wort über Manzonis Wesenheit, wie sie uns aus seinem Leben wie aus seinen Werken entgegentritt, hinzufügen, so müssen wir in ihm einen der edelsten Charaktere anerkennen, die je den Weg der Dichtkunst gewandelt sind. Voll wahrhaftiger Begeisterung für alles Gute, Große und Schöne, hat er, frei von allem selbstsüchtigen ehrgeizigen Streben und aller Eitelkeit, die Poesie stets als ein ihm anvertrautes Priestertum betrachtet und verwaltet. Treu und unerschütterlich in seiner Überzeugung, hat er den hohen Idealen, die ihn erfüllten, Ausdruck zu geben und Anerkennung zu verschaffen gesucht ohne Furcht der Menschen und ohne andern Lohn dafür zu erwarten, als die innere Befriedigung und das Bewußtsein, nach besten Kräften das Seine zum Siege des Guten, zum Heile der Menschheit und des heißgeliebten Vaterlandes beigetragen zu haben. In allen weltlichen Dingen von einem starken Unabhängigkeitsgefühl erfüllt, hat er äußere Ehren, die ihm angeboten wurden, meist verschmäht. Nur mit großer Schwierigkeit gelang es Alexander von Humboldt, der König Friedrich Wilhelm IV. vermocht hatte, ihm den Orden pour le mérite zu verleihen, ihn zur Annahme desselben zu bewegen. Dem hohen lombardischen Adel angehörig, verschmähte er es, davon Gebrauch zu machen, als die österreichische Regierung verlangte, daß man ihr die Adelsbriefe zur Bestätigung vorlege, und hat auch später seinen bürgerlichen Namen stets beibehalten. Ohne alle Spur von Fanatismus, mit

*) O. Speyer, Graf Camillo Cavour (Neuer Plutarch II, 349 f.)

einer gewissen Scheu, nach außen hervorzutreten und ins praktische Leben einzugreifen, ein Feind jedes gewaltsamen Beginnens, wo keine unbedingte Notwendigkeit dazu vorlag, hat er sich von allen revolutionären Bewegungen ferngehalten und auch nach 1859, so nahe es ihm gelegt wurde, keine politische Rolle gespielt, sich aber nie gescheut, wo es galt, frei und offen mit seinem stets achtungsvoll angehörten Worte für die gute Sache und die Freunde einzutreten. So lebte und starb er, der nicht eine einzige äußere That für die politische Wiedergeburt Italiens zu verzeichnen hatte, doch hoch verehrt, von seiner Nation als einer der Vorläufer und Begründer einer neuen und bessern Zeit, von der ganzen gebildeten Welt als einer der edelsten Vertreter echter Poesie und reinen Menschentums.

Amalie von Helwig

Von Adolf Stern

Die Bibliothek der Schriften über die großen Jahrzehnte von Weimar und alles, was mehr oder minder mit dieser Zeit zusammenhängt, ist zwar schon bis zur Unübersehbarkeit angeschwollen, aber sie wächst noch immer fort, und der Reichtum jener Zeit an Menschen, Schöpfungen und Beziehungen bildet eine schier unerschöpfliche Fundgrube für Biographen und Verfasser von Denkwürdigkeiten, für Kommentatoren und Sammelwürmer. So oft man auch meint mit allem vertraut zu sein, was dieser Litteraturperiode angehört, so oft tauchen neue oder vielmehr vergessene Gesichter, Gestalten und Bestrebungen auf, die eine Erinnerung wohl verdienen und uns die Fülle der Wirkungen vergegenwärtigen, die von den großen und maßgebenden Naturen auf bescheidene Talente ausgeübt wurden. In diesem Sinne ist ein biographisches Denkmal, wie es soeben in dem Buche Amalie von Helwig von Henriette von Bissing*) errichtet ward, wohlberechtigt und hochwillkommen. Ein eigentümliches weibliches Lebensschicksal führte die Verfasserin der „Schwestern von Lesbos," die Schülerin Goethes und Schillers, nach Schweden, sie ward durch ihre Übertragung der Tegnérschen „Frithjofssage" eine der ersten Vermittlerinnen zwischen deutscher und schwedischer

*) Das Leben der Dichterin Amalie von Helwig, geb. Freiin von Imhoff, von Henriette von Bissing. Mit einem Bilde. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz, 1889.

Digitized by Google

Litteratur, ihre Verdeutschung der Dichtung des schwedischen Romantikers und die Stellen im Goethe-Schillerschen Briefwechsel, die sich auf Amalie von Imhoff beziehen, erhielten den Namen der Dichterin, und das vollständige Lebensbild, welches jetzt vorliegt, veranlaßt vielleicht einen und den andern Litteraturfreund einen Rückblick auf Amaliens Gedichte im „Musenalmanach," an denen Schillers Hand und einen andern auf die „Schwestern von Lesbos" zu werfen, an denen Goethes Hand gebessert hat. Auf alle Fälle aber hat das Frauendasein, das uns in dem Bissingschen Buche geschildert wird, seinen besondern Reiz und erregt um so frischern Anteil, als es uns durch Briefe und Tagebuchblätter unmittelbar in Sitte, Stimmung und Ausdrucksweise einer vergangenen Zeit hineinversetzt.

Die Dichterin Amalie von Imhoff, am 16. August 1776 zu Weimar geboren, war die erste Tochter des Freiherrn Karl von Imhoff auf Mörlach bei Nürnberg aus dessen zweiter Ehe mit Luise von Schardt, der jüngsten jener drei Schwestern von Schardt, von denen die älteste, Charlotte von Stein, als Goethes Freundin, unsterblich geworden ist. Auf dem Leben und dem Andenken des Barons Imhoff ruhte ein dunkler Schatten, den auch Henriette von Bissing nicht hinweggenommen hat. Sie nennt Amaliens Vater „eine unruhige, aber bedeutend angelegte Natur, vielfach verkannt und verleumdet bei außergewöhnlichen Schicksalen," und hat dabei jene Episode seines frühern Lebens im Auge, die in den englischen Biographien des großen Generalgouverneurs von Bengalen, Warren Hastings, einen so breiten Raum einnimmt. Imhoff war Offizier in württembergischen Diensten gewesen, hatte sich als solcher mit einer jungen, sehr schönen Französin, Marianne Chapusset, vermählt und war mit dieser im Jahre 1769 nach Ostindien gegangen, um dort in einer oder der andern Weise sein Glück zu machen. Auf der Überfahrt nach Madras traf das Imhoffsche Ehepaar mit dem eben zum Gouverneur von Bengalen erhobenen Warren Hastings zusammen. Zwischen dem geistig bedeutenden und leidenschaftlichen Engländer und der jungen Frau von Imhoff entspann sich eine Neigung und ein Verhältnis, für das es tausend Entschuldigungen geben mochte, das aber den Gatten der schönen Marianne unter allen Umständen verpflichtet hätte, sein Geschick auf der Stelle von dem Mariannes und Warren Hastings zu trennen. Statt dessen blieb er mit ihnen zusammen, duldete Warren Hastings als Hausfreund und strengte von Kalkutta aus, nach Verabredung mit den Liebenden, eine Scheidungsklage bei den fränkischen Gerichten an, die mit dem beabsichtigten Erfolg gekrönt wurde. Imhoff kehrte dann nach Deutschland mit reichlichen Mitteln zurück, die er in Indien erworben hatte, kaufte das obengenannte Rittergut an und vermählte sich, während seine frühere Frau nunmehr als Mrs. Hastings im Gouvernementspalast zu Kalkutta thronte, mit dem Fräulein von Schardt. Der Familie seiner zweiten Frau und seinen deutschen Freunden stellte er die Vorgänge,

die zur Scheidung von der ersten Gattin geführt hatten, natürlich in einem für ihn viel günstigeren Lichte dar, der Generalgouverneur von britisch Ostindien erschien darnach als der treulose Hausfreund, dessem Schutze Marianne von Imhoff anvertraut gewesen sei und der sie dem vertrauenden Gemahl geraubt habe. Immerhin hätte es auffallen müssen, daß der heimgekehrte Abenteurer einen in Indien gebornen Sohn in den Händen des Hastings'schen Ehepaars gelassen hatte, doch war es in jener Zeit und bei der damaligen Art des Verkehrs sehr schwierig, wenn nicht schlechterdings unmöglich, über die Vorgänge im fernen Osten Genaueres und Wahreres zu erfahren, als Imhoff zu erzählen für gut fand.

Indem die Biographin Amalie von Helwigs, der Tochter Imhoffs, sich einfach die Überlieferung zu eigen macht, welche in den deutschen Umgangskreisen des Barons galt, indem sie die Miene annimmt, die entgegenstehende Erzählung nicht zu kennen, begeht sie in jedem Falle ein Unrecht, entweder an der geschichtlichen Wahrheit oder an dem Andenken eines „verleumdeten" Mannes. Die Annahme, daß Imhoff seine erste Frau an Warren Hastings überlassen, gleichsam verkauft, daß er in der ganzen Angelegenheit eine unwürdige Rolle gespielt habe, geht durch ganze Reihen englischer Werke über den berühmten Nachfolger Imhoffs hindurch, sie hat durch Macaulays glänzenden Essai, der in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, in alle europäischen Sprachen übersetzt ist, eine gewaltige Geltung gewonnen. Wer dem dort gegebenen Bericht über die Fahrt Imhoffs nach Madras, sein Verhältnis zu Warren Hastings und die getroffenen häuslichen Verabredungen widersprechen, den Vater der Dichterin rechtfertigen will, müßte (wenn er es kann) der in der englischen Geschichtschreibung eingebürgerten Auffassung deutlich, bestimmt, entrüstet gegenübertreten, müßte die Gegenbeweise (wenn er deren hat) klar vorlegen, er wäre es dem Gedächtnis Imhoffs schuldig, nicht mit ein paar hingeworfenen Bemerkungen, die mehr auf die Unkenntnis der deutschen Leser, als auf die Widerlegung tausendfach wiederholter Anschuldigungen berechnet scheinen, gleichsam am Kern der Frage vorbeizuhuschen. Daß Briefe von Marianne Imhoff vorhanden gewesen seien, in denen sie ihr „strafbares Gefühl" eingesteht, ist leicht zu glauben, denn etwas derart mußte den fränkischen Gerichten vorgelegt werden, um die Scheidung überhaupt zu erwirken. Ein paar solcher Schriftstücke beweisen nichts gegenüber den ausführlichen Berichten der englischen Biographen des Warren Hastings, gegenüber den Jahrzahlen und gegenüber der Adoption des jungen Charles Imhoff von Daylesford durch Hastings. War es eben nicht möglich, eine gründliche Verteidigung des Freiherrn Karl von Imhoff zu unternehmen, so hätte die Verfasserin der Biographie seiner Tochter die geschichtliche Wahrheit mindestens durch Schweigen ehren sollen. Dies würde um so eher möglich gewesen sein, als in Wahrheit Amalie von Imhoff, um die es sich hier handelt, sehr wenig

von den frühern Lebensverhältnissen ihres Vaters berührt worden ist. Sie war elf Jahre alt, als ihre Familie 1787 nach Weimar übersiedelte, sie verlor im zwölften Lebensjahre ihren Vater durch den Tod. Auf ihre Entwicklung und Bildung übte offenbar die Familie ihrer Mutter einen weit größeren Einfluß aus, als der abenteuerliche Vater. Sie ward in die Weimarischen Lebenskreise gleichsam hineingeboren. In den Tagen, die ihrer Geburt unmittelbar vorangegangen waren, schrieb ihr Vater, recht wie ein gebranntes Kind, das das Feuer scheut, seiner jungen Frau: „Hüte dich vor den Herren und Frauen mit großen Geistern, sie möchten dafür sorgen, daß du nicht zu viel Anteil an mir nimmst," schalt Goethe einen „Götzen in Menschengestalt" und fand das von Goethe gezeichnete Bild seiner Frau so schön, daß er „jaloux ward." Und Goethe spendete freilich Luise von Imhoff Rosen und küßte ihr die Hand, aber doch nur, weil es die Hand der Schwester Charlottens war. Er rang eben damals umsonst, die leidenschaftliche Neigung zu Frau von Stein zu überwinden. Sonnabend den 10. August 1776 rief er ihr zu: „Adieu Engel, ich mag dir nichts weiter sagen, du hast alles, was ich gethan habe, von dir los zu kommen, wieder zu Grunde gerichtet." Und dabei blieb es denn auch — die heranwachsende Amalie von Imhoff erblickte neben ihrer Tante Charlotte deren großen Freund, und das „höchst schöne Kind" zog Goethe nach seinem eignen Zeugnis lebhaft an. Er bewahrte dem jungen Mädchen auch nach dem verhängnißvollen Bruche mit Charlotte von Stein im Sommer 1789 seine Teilnahme und freute sich, daß sie in frühen Jahren doppelte Talente entwickelte. Der Sinn, die Lust und die Fähigkeit zum Zeichnen und Malen, die Amalie schon zu Eingang der neunziger Jahre an den Tag legte, waren von ihrem Vater ererbt, der sich vielfach als Porträtmaler versucht hatte, und wurden durch Goethes künstlerischen Freund, den Schweizer Heinrich Meyer (den „Kunscht-Meyer") weiter entwickelt. Meyer förderte die Studien des jungen Mädchens mit seiner gewohnten Sorgsamkeit, verliebte sich nebenbei ein wenig in seine Schülerin und sah es mit Eifersucht, daß die reizende Gestalt mit den schönen Augen und dem braunlockigen Haar auch andern eine wärmere Empfindung erregte. Ihres keimenden poetischen Talentes nahm sich zuerst Knebel an, der überall poetische Begabung witterte und jede Art davon aufrichtig bewunderte, dann zeigte Schiller an den noch unreifen poetischen Versuchen Amaliens einen freundlich ermunternden Anteil, schließlich erwärmte sich auch Goethe für die lyrischen Gedichte des liebenswürdigen Hoffräuleins. Denn zur Hofdame der Prinzessin Karoline war gegen den Ausgang des Jahrhunderts Amalie von Imhoff ernannt worden. Dies war ungefähr um die gleiche Zeit geschehen, wo sie mit ihrem ersten und besten größern Gedicht: „Die Schwestern von Lesbos" (in Schillers Musenalmanach für 1800) an die Öffentlichkeit trat. Das Andenken an die ernsten Prüfungen eines jungen Selbstvertrauens, die der Dichterin bei dieser Gelegenheit nicht

erspart blieben, an die Schwierigkeiten, einen in seiner ersten Anlage dilettantischen Versuch zum Kunstwerke auszugestalten, hat der Briefwechsel Goethes mit Schiller getreulich bewahrt. Als Schiller am 19. März an Goethe meldete: „Dieser Tage hat mir die Imhoff die zwei letzten Gesänge ihres Gedichts geschickt, die mir sehr große Freude gemacht haben. Es ist überaus zart und rein entwickelt, mit einfachen Mitteln und ungemeiner Anmutigkeit," erwiderte Goethe freundlich, doch leise zweifelnd: „Von dem Imhoffischen Gedicht hat mir Meyer viel gutes gesagt. Es soll mir recht lieb sein, wenn unsre Frauenzimmer, die so ein hübsches Talent haben, auch wirklich avanciren." Und als dann gegen Ende Mai Goethe der Sache ernsthaft nahe trat, bekannte er mit einem gewaltigen Stoßseufzer: „Den ersten Gesang des Gedichtes habe ich von unsrer Freundin erhalten, gegen den aber leider alle Gravamina, die ich Ihnen schon vorerzählt, gewaltig gelten. Es fehlt alle epische Retardation, dadurch drängt sich alles auf und über einander, und dem Gedicht fehlt, wenn man es liest, durchaus Ruhe und Klarheit. In dem ganzen Gesange ist kein einziger Abschnitt angegeben, und wirklich sind die Abschnitte schwer zu bezeichnen. Die sehr langen Perioden verwickeln die Sache mehr, als daß sie durch eine gewisse Vollendung dem Vortrag eine Anmut geben. Es entstehen viel dunkle Parenthesen und Beziehungen, die Worte sind oft ohne epischen Zweck umgestellt und der Gebrauch der Partizipien nicht immer glücklich. Ich will sehen, das Möglichste zu thun, um so mehr, als ich meine hiesigen Stunden nicht hoch anrechne." Freilich hatte er unmittelbar darauf zu rühmen, daß sich weder die Dichterin noch deren Freundin, Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, „vor seinen rigoristischen Forderungen entsetzten," und daß insbesondere Amalie (von Goethe erst über das Gesetz der Hexameter belehrt) sich zu tiefgehenden Änderungen und Neubearbeitungen entschlossen habe. Am 14. August nahm Goethe, nachdem die beiden ersten Gesänge druckfähig befunden worden, den dritten Gesang vor, gelobte, sein Mögliches daran zu thun, setzte aber hinzu: „Da ich selbst gegenwärtig an einer strengen Revision meiner eigenen Arbeiten bin, so erscheinen mir die Frauenzimmerlichkeiten unsrer lieben kleinen Freundin noch etwas loser und lockerer als vorher, und wir wollen sehen, wie wir uns eben durchhelfen." Die von Zeit zu Zeit gehaltenen Konferenzen verminderten bald, bald belebten sie die Hoffnung auf eine glückliche Ausgestaltung des Gedichts, als Endurteil sprach auch Goethe aus, daß das Gedicht „viel Anlage und viel Gutes" habe, fürchtete aber, daß es „nicht in die Breite" (des Publikums) wirken werde. „Die barbarische Sitte als Gegenstand, die zarten Gesinnungen als Stoff und das undulistische Wesen als Behandlung betrachtet, geben dem Ganzen einen eigenen Charakter und besondern Reiz, zu dem man gemacht sein oder sich erst machen muß" (an Schiller, 17. August 1799.)

„Undulistisch" — schwankend, wogend, nennt Goethe die Ausführung der

„Schwestern von Lesbos" und bezeichnet damit treffend wie immer den Eindruck, den Erfindung und Vortrag der Dichterin im Leser zurücklassen. Die Dichtung führt uns auf der Insel Lesbos, die sich vor allen wogenumrauschten Inseln lieblicher Weiber rühmt, ein Schwesterpaar, Simaitha und Likoris, vor, die, der Sitte des Eilands zum Trotz, durch tiefere Liebe mit einander verbunden sind. Denn auf Lesbos ist es hartes Gesetz, daß die Güter eines Ehepaars der ältesten Tochter zufallen, die Söhne vom Erbe ausgeschlossen bleiben, die jüngern Schwestern aber gar, zur Ehelosigkeit verdammt, als Dienerinnen im Hause der ältern begünstigten Schwester verweilen müssen. Die lesbischen Erbinnen haben auf diese Weise die Auswahl unter den schönsten, stattlichsten Jünglingen, und Simaitha hat sich dem gelbgelockten Diokles verlobt, dem sie am nächsten Tage vermählt werden soll, ihr steht es also wohl zu, die barbarische Sitte zu verteidigen: „Streng ist jedes Gesetz; doch giebt auch jedes der Milde, der beglückenden, Raum." Sie selbst hat freilich mit dieser Milde auf ihr hartes Schwesterrecht über Likoris verzichtet, diese wie eine Gleichberechtigte fröhlich neben sich aufwachsen lassen, und so hat es geschehen können, daß das jüngere liebliche und leidenschaftliche Mädchen heimlich eine glühende Liebe für den Verlobten Simaithas gefaßt und genährt hat. Erst am Vorabend ihrer Hochzeit erlangt Simaitha durch die Plaudereien der Gespielinnen, durch Likoris selbstverräterisches Verhalten und eine gewisse befangene Scheu ihres Bräutigams Kenntnis von der Wolke an ihrem Glückshimmel. Diokles, der zwischen den beiden Schwestern etwa steht, wie in Grillparzers „Sappho" der junge Phaon zwischen Sappho und Melitta, empfindet für seine Braut mehr staunende Bewunderung als verlangende Liebe und täuscht sich noch über die Stärke seiner bereits erwachten Neigung für Likoris. Durch alle Szenen des Gedichts hindurch wächst nun die schmerzliche Erkenntnis in der Seele Simaithas, die Leidenschaft in Likoris und Diokles, und beim Hochzeitsfeste, als der Vater Filemos der jüngern Schwester feierlich ernst „Hymens heilige Fackel, die heiter lodernd den Zug führt," reicht, da erträgt Likoris die innere Qual nicht länger, „es sank aus zuckender Hand die lodernde Fackel, es sanken Fackel und Mädchen zugleich," und Diokles wirft sich, alles vergessend, an der Pforte zu der heimlich Geliebten nieder, und als er seiner selbst wieder mächtig ist, gesteht er seine Liebe ein und will nun die Heimat fliehen. Simaitha aber hat schon zuvor ihren Entschluß gefaßt, sie durchbricht mit freiem Opfer die Schranke des harten Herkommens, erfleht des Vaters Einwilligung zur Verbindung der Liebenden, weiht am Altar sich der Hestia und fleht, ihr die Erinnerung des Leids zu tilgen: „und ich umwinde voll Dankes mir die erheiterte Stirn mit der Priesterin heiliger Binde."

Mannichfache Geister waren es, die in wunderlichem Reigen die „Schwestern von Lesbos" umschwebten. Eindrücke aus Goethes „Iphigenie," einzelne

Bilder aus „Alexis und Dora“ und dem „Neuen Pausias,“ fein nachempfundene Klänge aus Schillers antikisirenden Gedichten, Erinnerungen an Vossens „Homer,“ ein und der andre Nachhall aus Goethes „Hermann und Dorothea“ (wie denn Simaithas frühere Liebe und Verlobung an das gleiche Motiv bei Dorothea erinnert), ja aus Vossens „Luise,“ Sentenzen, die Herders sittlicher Grazie entsprungen scheinen, Züge und Farben jener „Griechheit,“ die die bildende Kunst der Zeit in den Blättern von Rafael Mengs, Angelika Kaufmann, Füßli und Füger bevorzugte und in die sich auch Fräulein von Imhoff hineingesehen hatte, verbanden sich mit einer feinen Empfindung, einem beobachtenden Natursinn, die in der Seele des jungen Mädchens lebten, mit einer stillen Hoheit des Sinnes, die sie in lebendigen und wirklichen Menschengestalten ihrer Umgebungen vor Augen hatte. Wenn das poetische Hoffräulein den Meistern von Weimar doch immer nur als eine Dilettantin höherer Art galt, wie selbständig und reif erscheint gleichwohl ihr Gedicht gegenüber zahllosen Versuchen der spätern poetischen „Liebhaberei“ männlichen wie weiblichen Geschlechts! Es geht in der That ein wohlthuender Hauch klaren und reinen Lebensgefühls, milder Menschlichkeit und stiller Freude am Schönen durch die „Schwestern von Lesbos“ hindurch, und es war kein Wunder, daß das Gedicht bei seinem Erscheinen bewundernden Anteil und, wo man wußte, daß die Verfasserin noch im ersten Vierteljahrhundert ihres Lebens stand, auch manche Hoffnung auf künftige Leistungen hervorrief.

Daß Amalie von Imhoff diese Hoffnungen teilte, war natürlich. In dem poetischen Anruf an Eros und die Musen, der den fünften Gesang ihres Gedichtes eröffnet, rühmt es die Dichterin, daß die „lieblich redenden Musen“ vor Eros und seinen Geschossen durch den Zauber des Gesanges geschützt seien, daß ihren Busen allein der liebliche Wohllaut bewege. Sie sollte bald erfahren, daß sie in diesem Sinne keine Muse, sondern ein irdisches Mädchen war. Zwar erwiederte sie die Leidenschaft nicht, die sie Friedrich Gentz, dem genial-geistvollen Wüstling, einflößte. Gentz, der eben auf dem Sprunge stand, sich aus dem königlich preußischen Kriegsrat in den Publizisten der Wiener Staatskanzlei zu verwandeln, kam aus seinem Berliner Genußleben, aus den Armen der bestrickenden Schauspielerin Christel Eigensatz und ähnlicher Schönheiten, in das stille Weimar und empfand den Einfluß der hier herrschenden andern Atmosphäre. Er war damals noch ideal und empfänglich genug, die Vorzüge der liebenswürdigen Amalie zu erkennen, er besaß Geist, Feinheit und Anziehungskraft genug, die junge Dame zu fesseln. „Er weiß,“ schrieb Amalie selbst an ihren spätern Verlobten, „daß ich lebhaften Anteil an seinem Schicksal nehme, er ist ein höchst interessanter, merkwürdiger Charakter, und gewiß ist es, daß er mein Wesen auf das richtigste durchschaut hat, mit einem Blick war er in mir zu Hause. Er gehört nicht zu denen, die nur ein augenblickliches Interesse erregen. Ich möchte sein Schicksal nicht aus den

Augen verlieren, denn ich bin davon überzeugt, daß sich außerordentliche Kräfte in ihm vereinigen, doch fehlt ihm eine harmonische Ausbildung und der tiefere sittliche Halt der Seele."

Wenig später als Gentz tauchte am Hofe und in der Gesellschaft von Weimar ein stattlicher schwedischer Artillerieoffizier Karl Helwig (ein geborner Stralsunder) auf, damals Oberstleutnant und kurze Zeit darauf Oberst in Diensten König Gustavs IV. Helwig war ein selbstgemachter Mann, der sich durch eigne Kraft auf die Höhe der Bildung und der gesellschaftlichen Stellung hinaufgearbeitet hatte, ein geistvoller, leidenschaftlich ehrgeiziger Soldat, ein Mensch von großer Willensstärke, ja Schroffheit, dabei doch weich und zart in seiner Sehnsucht nach Liebe und Veredlung und mit seinen mannigfachen Bildungsinteressen ein echter Sohn seiner Zeit. Die Neigung, die er für Amalie faßte, ward bald erwidert, einem unmittelbaren Bunde fürs Leben stellten sich aber mancherlei Hindernisse entgegen. Helwig reiste auf dem Kontinent in militärisch-politischen Aufträgen seines Königs, des fanatischen Hassers der französischen Revolution und Napoleons I., er hatte zur Vermählung die Bewilligung König Gustavs einzuholen. Amalie von Imhoff ward nicht nur durch die Rücksicht auf eine schwerkranke Mutter in Weimar gefesselt, sondern wollte ihrem Geliebten auch Zeit zur Besinnung, zur Überlegung, zur Festigung seines Entschlusses geben. Mit der Trennung der Liebenden im April 1802 begann ein lebhafter, wenngleich durch die Postverhältnisse der damaligen Zeit erschwerter Briefwechsel, der tiefe Einblicke in die Seelen der beiden trefflichen Menschen gewährt, aber in seinen Anfängen verrät, daß neben Eigenschaften und Lebensrichtungen, die beide zu einander zogen, in beiden Naturen Elemente vorhanden waren, die sich schwer zur Harmonie eines ganz glücklichen Ehebundes fügen. Amalie bemüht sich zunächst, einen Ton anzuschlagen, der ihrem Geliebten noch immer volle Freiheit lassen soll, aus ihren nebenhergehenden Tagebuchaufzeichnungen fühlen wir freilich heraus, daß ihr ganzes Herz schon an dem starken, trotzigen Manne hing. Helwig, der es kurz nachher durch die besondre Gunst König Gustavs IV. erreichte, an die Spitze der schwedischen Artillerie gestellt zu werden (er erhielt einige Jahre später Rang und Amt als Feldzeugmeister, ward auch geadelt), warb in immer entschiednerer Weise um die Hand seiner Geliebten. Im Sommer 1803 gab ihm sein König neuen Urlaub und die Erlaubnis, zu seiner Vermählung nach Deutschland zu gehen.

Als er Thüringen wieder erreichte, fand er Amalie von Imhoff nicht in Weimar, sondern in dem kleinen, in der Nähe Eisenachs gelegenen Bade Ruhla. Sie erklärte ihrem Bewerber, daß sie es nicht übers Herz bringen könne, die dahinsiechende Mutter zu verlassen, Helwig sah selbst, daß ihre augenblickliche Übersiedlung nach Schweden ein zu großes Opfer sei. Von einem Aufschub der Heirat wollte er aber nichts mehr wissen, und so erbat Amalie die Einwilligung ihrer Mutter zu einer stillen Hochzeit in Ruhla, die am 30. Juli

1803 stattfand. Helwig verlebte mit seiner jungen Frau ein paar beglückende Monate in Ruhla und darnach in Weimar. Im Oktober ging er dann, nachdem er während der Wochen in der Ilmstadt dem Weimarischen Umgangskreise seiner Gattin wieder näher getreten war, nach Schweden zurück. Es war ein schwerer Abschied, und schwere Tage folgten den Honigmonaten Amaliens. Im Dezember 1803 starb ihre Mutter, in denselben Tagen Herder, der immer zu ihren treuesten Freunden gehört und sich ihres neuen Glückes noch aufrichtig erfreut hatte. Sie fühlte mit der Mutter ihre eigne pflicht- und arbeitsvolle, aber doch so heitre Jugend scheiden. In den Trauermonaten, die nun folgten, sah Amalie der Geburt ihres ersten Kindes entgegen und schrieb ihrem Gatten nach Stockholm: „Ich war in Gefahr, die Welt zu lieb zu gewinnen, sie kam mir so schön vor, keine Furcht faßte mich an bei der Aussicht, dir einen Sohn, ihr einen Enkel zu schenken — es wäre des Glückes zu viel gewesen, Gott hat mit mir geteilt, jetzt werde ich nicht übermütig sein." Sie lebte mit ihren Schwestern einen einsamen Winter, gegen Goethe und Schiller verrät sie in ihren Briefen nach Stockholm eine gewisse Empfindlichkeit; ein Zusammentreffen mit Frau von Staël und Benjamin Constant, den gefeierten Gästen Weimars im Winter von 1803 auf 1804, bei Karoline von Wolzogen, verlief ziemlich unerquicklich. So kamen für sie erst wieder frohere Tage nach der glücklichen Entbindung von einer Tochter, deren Taufpate Schiller wurde. Im September 1804 schieden dann Frau von Helwig, ihr Gemahl und die beiden jüngern Schwestern Amaliens aus Karl Augusts Residenz, um die nach den damaligen Verbindungsmitteln und Begriffen weite und anstrengende Reise nach Schweden anzutreten. Die Familie ließ sich in Stockholm nieder, die junge Frau lebte sich rasch in die neuen Verhältnisse ein, sie gewann die freundschaftliche Teilnahme hervorragender und liebenswürdiger Männer und Frauen, der Rang und die besondre Stellung ihres Gemahls eröffneten ihr die besten Kreise der schwedischen Hauptstadt, ihre hohe Bildung und der Reiz ihrer Persönlichkeit wurden lebhaft empfunden. Sie selbst begann sich für Schweden zu erwärmen, wenn ihr auch die Hof- und Adelsgesellschaft zum Teil unheimlich blieb, in der das achtzehnte Jahrhundert, die Zeit der Adelsparteiungen, der Verschwörungen, der politischen Intriguen und Morde noch zahlreiche Typen und Spuren hinterlassen hatte. Daß unter den neuen schwedischen Freunden aufstrebende Dichter und Maler nicht fehlten, braucht kaum hervorgehoben zu werden; Amalie setzte die Ausübung der beiden Künste, in denen sie sich seit ihrer Kindheit versucht hatte, auch in den neuen Verhältnissen eifrig fort. Hatte sie doch als Braut ihrem Verlobten nicht verhehlt, daß ihre Gaben sie „immer in idealische Interessen ziehen" würden, daß sie nur den Mann glücklich machen könne, der liberal genug denke, ihr die künstlerische Weiterbildung auch durch „den ungehinderten Umgang mit Personen zu vergönnen, welche ihr dazu behilflich und anregend" sein würden. Immer aber

trat die junge Frau in diesen ersten Ehejahren aus der Öffentlichkeit so gut wie zurück. In wunderbar veränderter Umgebung mußte sie ihre Weimarischen Erinnerungen hegen, im Park des Edelsitzes Edsberg las sie im Juli 1805 mit ihrer schwedischen Freundin Malla von Montgomery Schillers Tell und beweinte den Tod des großen Freundes, der soeben auch in Schweden bekannt geworden war, erschüttert erfuhr sie im Herbst 1806 die Schicksale der Weimarischen Heimat nach der Schlacht bei Jena; beglückt war sie, als während des Winters von 1806 auf 1807 Ernst Moritz Arndt, vor Napoleons todbringendem Zorn aus Deutschland flüchtend, sich in Stockholm niederließ und alle deutschen Anschauungen und Beziehungen auffrischte. In elegisch freien Versen, die Schillers „Göttern Griechenlands" nachklangen, sprach sie im April 1808 ihre „Sehnsucht nach dem vaterländischen Frühling" aus, immerhin aber schien sie in Schweden heimisch zu werden. Zwei Söhne, Bror und Bernhard, wurden dem Helwigschen Paare geboren, Amaliens jüngste Schwester, Marianne, verlobte sich mit einem Schweden. Mitten in den Stürmen der Zeit entfaltete sich hier ein friedliches Glück, das nichts als Dauer bedurft hätte.

Die Katastrophe König Gustavs IV. im März 1809 brachte eine Erschütterung, deren Folgen nie ganz überwunden wurden, auch für das Helwigsche Haus. Der hochdenkende und männliche, aber wenig begabte und in seinem Trotz über die Machtmittel seines Reiches und die Opferwilligkeit seines Volkes ganz und gar verblendete König, ward durch einen Aufstand des Heeres und eine Verschwörung seiner nächsten Umgebung gestürzt, mit seiner Gemahlin und seinem Sohne in die Verbannung geschickt, sein intriganter Oheim, der Herzog von Södermannland auf den Thron Schwedens erhoben und — was freilich dringend notwendig und unvermeidlich war — Friede mit Rußland und Frankreich geschlossen. Helwig hatte zu den persönlichen Günstlingen Gustavs gehört, die Versuche, die er machte, sich Stellung und Zukunft zu retten, waren von vornherein ziemlich aussichtslos, waren es unbedingt von der Zeit an, wo im Juni 1810 die neue Thronfolgeordnung mit dem plötzlichen Tode des zum Nachfolger Karls XIII. bestimmten Prinzen von Schleswig-Holstein wieder ins Wanken geriet. Aus den Ränken und Kämpfen, die dem Tode des Kronprinzen folgten, ging der französische Marschall Bernadotte als künftiger Erbe der Krone Gustav Adolfs und Karls XII. hervor. Es ist begreiflich, daß Personen, die so hart und schwer von dem Umschwunge der Verhältnisse betroffen wurden, wie Karl und Amalie von Helwig, den Argwohn teilten, der ganz Stockholm erfüllte, daß der Prinz von Schleswig-Holstein von seinen höfischen Gegnern vergiftet worden sei, ein Argwohn, infolge dessen der Reichsmarschall Graf Fersen beim Leichenbegängnis des Prinzen der Volkswut zum blutigen Opfer fiel; aber es ist unstatthaft, daß die Biographie mit keinem Wort andeutet, daß der Verdacht keineswegs zur geschichtlichen

Wahrheit geworden ist. Wenige Wochen vor den letztbesprochenen Vorgängen hatte Amalie, deren tiefes Heimweh nach Deutschland in eine verzehrende Krankheit überzugehen drohte, Stockholm zu Schiff verlassen und war mit ihren Kindern und ihren Schwestern nach Deutschland gereist. Sie sollte Heilung und Erholung in der Heimat suchen, sie konnte beim Abschied von ihrem Manne nicht ahnen, daß es sich um eine Trennung auf eine Reihe von Jahren handeln würde.

Am 18. Juni 1810 meldete Schillers Wittwe an Goethe, der in Karlsbad verweilte, unter andern Weimarischen Neuigkeiten: „Vorgestern ist die Amalie Helwig mit zwei Schwestern und drei Kindern angekommen, sie ist sehr mager geworden, weil sie immer krank war, und ihr Äußeres ist sehr verändert, auch giebt ihr die Prinzeß Schuld, sie habe am meisten ihre Muttersprache verlernt; die Kinder sind allerliebst.“ Mit dem ersten Schritt auf deutschem Boden waren bei Amalie alle Empfindungen ihrer Jugend wieder aufgewacht, schon in Berlin lebt sie Weimarischen Erinnerungen, sucht Charlotte von Kalb, ihre Tochter Edda und Fichte auf, lernt daneben Achim von Arnim und Clemens Brentano (den also die Weimarische Hofdame während seiner Jenischen Genieperiode nicht zu Gesicht bekommen hatte), auch Karl Maria von Weber kennen, es drängt sie nach Weimar zurück, und sie ist glücklich, daß sie „in dem Goullonschen Hause an der Ackerwand“ Zimmer ermieten kann. „Ich schreibe dir in dem Zimmer,“ heißt es in einem Briefe an ihren Gatten, „wo die gute Mutter starb, wo unsre Lotte geboren ist, wo ich den herbsten Schmerz einer Tochter und die höchste Freude einer Mutter empfunden habe.“ Einige Wochen an der Ilm setzten die Heimgekehrte völlig in die alten Zeiten und Zustände zurück, zur Vermählung der Prinzessin Karoline mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin dichtete sie ein kleines Festspiel, das im Stern des Weimarischen Parkes, dem vielbeliebten Schauplatz solcher Festlichkeiten, dargestellt ward. Doch war ihres Bleibens in Weimar nicht, ihre Gesundheit erforderte den Besuch des Bades Schwalbach und die Niederlassung in milderer Luft, im Herbst 1810 ging sie mit ihren Kindern nach Heidelberg. Hier hatte sie das Unglück und den Schmerz, im folgenden Jahre ihr ältestes Kind, Lottchen, an der Halsbräune zu verlieren, und hierher erhielt sie auch immer trübere und besorgniserweckendere Nachrichten von ihrem Gemahl aus Schweden. Die zahlreichen Feinde, die sich Helwig durch seine Geradheit und wirkliche Überlegenheit, aber auch durch eine gewisse Schroffheit und die Besserwisserei des Autodidakten zugezogen hatte, waren nur allzu geschäftig, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Der kluge Gascogner, der jetzt Kronprinz von Schweden hieß, fand an Helwigs selbstherrlichem Wesen keinen Gefallen, und obwohl der Artilleriechef noch zu Anfang des Jahres 1812 zum Ritter des Schwertordens erster Klasse ernannt ward, so sah er sich doch täglich mehr in den Hintergrund gedrängt und vernachlässigt. Als Schweden 1813

zur Teilnahme am Koalitionskriege rüstete, ward Helwigs Nebenbuhler Cardell mit dem Befehl der Artillerie betraut. Zu den bittern Empfindungen, die diese Niederlage des soldatischen Ehrgeizes erweckte, Empfindungen, die Amalie in Briefen zu teilen hatte, gesellten sich äußere Sorgen der peinlichsten Art. Schwedische Gelder und Wechsel, die Helwig nach Heidelberg gesandt hatte, waren in Deutschland nicht zu verwerten, Amalie geriet in mancherlei Bedrängnis.

In dieser Lage geschah es, daß Frau von Helwig wieder an die Öffentlichkeit trat und froh war, sowohl ältere Manuskripte als mancherlei neues, das sie jetzt schrieb, gegen Honorar drucken lassen zu können. Das Festspiel, das sie in glücklicherer Zeit für das erste große Fest in ihrem Hause in Stockholm gedichtet hatte, „Die Schwestern auf Corcyra“ und die vier Idyllen „Die Jahreszeiten“ brachten ihr ein Honorar von hundert Friedrichsdor, und es hat etwas Rührendes, wenn sie ihrem Gemahl mitteilt, daß sie dafür Winterkleider für sich und die Schwester wie für ihre beiden Knaben bestellt habe, oder wenn sie schreibt: „Verleiht Gott mir ferner Gesundheit, so denke ich diesen Winter sehr fleißig zu sein und mein volles Jahreseinkommen für mich und die Kinder zu erwerben; ich schreibe dir dieses nur, damit du für die weit wichtigern Angelegenheiten der Familie, die bleibende Zukunftsexistenz freie Hand und frohen Mut behälst, trotz aller Kabalen der Jetztzeit.“ So schilderte Amalie von Helwig denn im Taschenbuch „Urania“ für 1813 schwedische und deutsche Natureindrücke („Der Sommertag im Norden“ und „Die Rheinreise“), gab mit Karoline de la Motte Fouqué, der Gattin des Romantikers, ein „Taschenbuch der Sagen und Legenden“ in zwei Jahrgängen heraus und bearbeitete selbständig die „Sage vom Wolfsbrunnen,“ zu der ihr der Aufenthalt in Heidelberg Lokalfarben gab. In allen diesen poetischen Versuchen der Dichterin ist ein Fortschritt über das hinaus, was sie schon zu Anfang des Jahrhunderts vermocht hatte, nicht zu erkennen, ersichtlich gesellen sich Einflüsse der herrschenden Romantik zu den poetischen Elementen, die bei der Schülerin Goethes und Schillers früher vorgewaltet hatten. Der Beifall, den diese Dichtungen fanden, blieb auf kleine Kreise beschränkt; es war eine bitterböse Zeit, und nur die Bildung und Sinnesart der damaligen Menschen konnte unter dem Druck der Weltlage und der beinahe allgemeinen Verarmung noch Teilnahme für litterarische Erzeugnisse aufbringen.

Im Frühling 1813 fand sich Helwig plötzlich bei den Seinen in Heidelberg ein — es bleibt unklar, ob bloß von dem Wunsche des Wiedersehens getrieben, oder ob mit Aufträgen des schwedischen Hofes. Die Franzosen, damals noch allmächtig in den Rheinbundstaaten, verhafteten den schwedischen Offizier als Spion und schickten ihn nach Mainz. Seine Gattin, die Beziehungen zum badischen Hofe hatte, wußte ihn durch das Fürwort der regierenden Großherzogin Stephanie (Beauharnais) zu befreien. Helwig ging unmittelbar darauf nach Prag, und es scheint darnach, daß sein Auftauchen in Heidelberg nicht so

ganz harmlos und der Verdacht der französischen Gewalthaber nicht völlig grundlos gewesen sei. Jedenfalls wünschte und versuchte er am Kriege gegen Frankreich teilzunehmen und fand sich im August 1813, leider ungerufen, bei dem schwedischen Heere ein. Damit gab er Neidern und Ohrenbläsern neuen Anlaß, ihm bei dem Kronprinzen Karl Johann zu schaden, er mußte auf Befehl des Kronprinzen in Berlin zurückbleiben, während die Schweden mit der Nordarmee der Entscheidungsschlacht bei Leipzig zuzogen und sich dann nordwärts zur Besiegung Dänemarks wandten. Daß der reizbare und tiefgekränkte Mann unter diesen Umständen, die auch seine äußere Lebenslage völlig zu zerrütten drohten, erbittert und ungerecht sogar gegen die treue Gefährtin seines Lebens ward, ist nur zu erklärlich. Er warf ihr Eigenmächtigkeit und Unweiblichkeit in ihrem Verkehr und Briefwechsel mit Schriftstellern, Malern und Verlegern vor, er vergaß, daß Amaliens Fürsorge und Arbeit während dieser schweren Jahre hauptsächlich die Familie erhalten hatte, er widersetzte sich der von ihr geplanten Rückkehr nach Schweden. Er hoffte auf Anstellung im preußischen oder russischen Dienst, während er noch nicht einmal seinen regelrechten Abschied aus schwedischem hatte. Er befand sich offenbar in einem Zustande hoher Erregung, der es der Frau zur Pflicht machte, für ihn zu handeln und eine Klärung der Verhältnisse herbeizuführen. Da Helwig sich unbedingt weigerte, nach Stockholm zurückzugehen, entschloß sich Amalie die Betreibung der Angelegenheiten dort, die Geltendmachung seiner berechtigten Forderungen und Pensionsansprüche, die Auflösung des schwedischen Haushalts, den Verkauf der Bibliothek und des wertvolleren Eigentums, in die Hand zu nehmen. Im Sommer 1814, bald nach dem ersten Pariser Frieden, finden wir sie wieder auf schwedischem Boden. Zwei Jahre verweilte sie in Stockholm und ordnete mit weiblicher Klugheit und gutem Takt die Verworrenheit, die der Gemahl bei seiner übereilten Abreise nach Deutschland hinter sich gelassen hatte. Sie hatte die Genugthuung, daß ihr aus allem, was zu ordnen und materiell zu opfern war, die Ehrenhaftigkeit und Uneigennützigkeit ihres Mannes entgegentrat. Gleichzeitig fand sich auch Helwig selbst wieder, er erkannte, daß er der treuen Gattin schwere Kränkung bereitet habe, er würdigte ihre Umsicht und Thätigkeit und schrieb ihr im September 1814: „Mein unerschütterlicher Glaube ist, daß du alles, was ich dir übergeben habe, vollkommen und besser ausrichten wirst, als ich es zu thun im Stande wäre, daß du mir stets nur die volle Wahrheit berichten wirst und nichts versäumen was zur Bewachung meiner Rechte nötig ist. Ich verspreche hingegen auf meine Ehre, daß ich mich weder mündlich noch schriftlich in allen diesen Angelegenheiten an eine andre Vermittlung in Schweden wenden werde, als nur an dich allein und mit jedem deiner Schritte einverstanden sein will.“

Helwigs Wunsch ging dahin, als geborner Pommer bei der Übergabe von schwedisch Pommern an Preußen in preußische Dienste zu treten. Trotz der

gewichtigen Fürsprache Blüchers und des Prinzen August ward ihm dieser Wunsch erst erfüllt, als nach dem siegreichen Feldzuge von 1815 Kaiser Alexander von Rußland nach Berlin kam und ihm durch seinen Gesandten Alopäus russische Dienste anbieten ließ. Da schrieb Helwig, der denn doch lieber seine Kinder auf deutschem Boden aufwachsen sehen wollte, an König Friedrich Wilhelm III. und erhielt alsbald zur Antwort, daß Se. Majestät ihm den Charakter als Generalmajor à la suite der Armee und bis zur wirklichen Verwendung einen Jahresgehalt von zweitausend Thalern gewähren wolle. Die Zukunft lichtete sich für das vielgeprüfte Paar, im Juli 1816 konnte Amalie mit ihrem allein noch lebenden Sohne Bror nach Berlin zu dem sehnlich nach ihr verlangenden Gatten heimkehren; im Februar 1818 wurde ihr noch ein Töchterchen, Dorothea, geschenkt, dessen Paten Gneisenau und die Prinzessin Wilhelm waren.

Während des letzten zweijährigen Aufenthalts in Schweden war die Dichterin dem Kreise der schwedischen Romantiker noch näher getreten, als früher. Sie als Deutsche brauchte auf den Unterschied, der zwischen den „Phosphoristen“ und der „gotischen Schule“ bestand, nicht sonderlich zu achten, sie war mit Atterbom, dem Herausgeber des „Phosphoros,“ wie mit dem Herausgeber der „Iduna,“ Erik Gustav Geijer (der in der Biographie immer Geyer heißt) aufrichtig befreundet. Aber ihrem innern Wesen und ihrer Kunstbildung standen natürlich die klareren und auf kräftigere Gestaltung gerichteten Gotiker (Tegnér, Geijer, Afzelius, Beskow) entschieden näher. Die lebhafte Teilnahme an der aufstrebenden schwedischen Poesie, das innerste Verständnis, das sie der Eigenart derselben entgegenbrachte, führten sie schließlich zu jener Übersetzung des Tegnerschen „Frithjof,“ die, noch immer neu gedruckt, ihren Namen in lebendigerem Andenken erhielt, als ihre eignen Gedichte.

Ihren Lebensabend verbrachte Amalie von Helwig mit ihrem Gemahl in Berlin, wo sie in anregendem und lebhaftem Verkehr mit dem fürstlich Radziwillschen Hause, mit Gneisenau, mit Achim und Bettina von Arnim, mit Hegel und seiner Frau und zahlreichen andern Männern und Frauen stand, die ihren Charakter, ihr Talent, ihre Bildung und ihre reichen Lebenseindrücke zu schätzen wußten. Der Hauptsache nach fiel dieser Lebensabend mit den stillen Jahren der Restauration zusammen. Größere und kleinere Reisen nach Weimar, Bayreuth und Nürnberg, nach Schlesien, wo ihre jüngere Schwester Luise (seit 1817 an einen Baron von Kloch verheiratet) lebte, nach Dresden, wo sie an einer Anzahl Bildern der Galerie ihre Kunst des Kopirens übte, unterbrachen den Aufenthalt in der damals noch sehr stillen preußischen Hauptstadt. Daß Amalie von Helwig bis zuletzt an den Eindrücken und der Begeisterung ihrer Jugend festhielt, zeigt die Widmung ihrer Übertragung der „Frithjofssage“ an Goethe. Wenige Monate vor dem Heimgange des Meisters starb die Schülerin am 17. Dezember 1831 zu Berlin.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Schulreform. Im letzten Studienjahre 1888—1889 haben auf den preußischen Universitäten 874 Doktorpromotionen stattgefunden; unter diesen gehören 6 der theologischen, 54 der juristischen, 426 der medizinischen, 383 der philosophischen Fakultät an. Auffallend ist hierbei die niedrige Zahl der juristischen und die hohe Zahl der philosophischen Promotionen. Es scheint gegenwärtig geradezu eine Notwendigkeit für jeden akademisch gebildeten Lehrer geworden zu sein, sich den Doktorgrad zu erwerben, eine Notwendigkeit, die aber in gewisser Hinsicht sehr bedauerlich ist. Denn die zwei oder drei Semester, die von den Philologen auf die Ausarbeitung der Dissertation und auf die Vorbereitung zum Rigorosum verwendet werden müssen, könnten sie zweckmäßiger und vorteilhafter zur praktischen Vorbereitung für ihren Lehrberuf ausnutzen. Man täuscht sich auch, wenn man glaubt, daß die meisten Philologen aus Liebe zur wissenschaftlichen Forschung ihre Dissertationen schrieben; die Wissenschaft ist hierbei oft gar nicht Zweck, sondern lediglich Mittel zum Zweck, d. h. zur Erlangung eines anständigen Titels. Die geistige Arbeitskraft aber für solche Zwecke zu verwerten, ist ein heilloser Unfug, gegen den von Seiten der Regierung unbedingt eingeschritten werden müßte. Die Regierung sollte den Philologen, welche die Oberlehrerprüfung bestanden haben, auch thatsächlich den Titel „Oberlehrer" verleihen; es würde dann sofort die fieberhafte Jagd nach dem Doktortitel aufhören und der Wissenschaft das traurige Schauspiel mit oftherausgequälten und geistlosen Arbeiten erspart bleiben.

Der Jurist besteht seine erste Prüfung und wird zum „Referendar" ernannt; er macht sein Staatsexamen und wird zum „Assessor" ernannt; der Philologe dagegen, der seine Oberlehrerprüfung bestanden hat, darf sich noch lange nicht — selbst nach seiner festen Anstellung — „Oberlehrer" nennen; ja es giebt akademisch gebildete Lehrer, die trotz ihres Oberlehrerzeugnisses zeitlebens „ordentliche Lehrer" bleiben, die also von den Philologen mit einem einfachen „Lehrerzeugnis" gar nicht unterschieden werden; das ist eine thatsächliche Ungerechtigkeit. Man mag über die Titelfrage denken, wie man will; wenn aber vom akademisch gebildeten Lehrer verlangt wird, daß er sich nicht in banausischer Einseitigkeit von aller Welt abschließe, sondern mitten im praktischen Leben bleibe und zu seinem und der Schule Vorteil an dem gesellschaftlichen und geistigen Leben der Gegenwart teilnehme, zu dem er die Jugend erziehen soll, so muß ihm der Staat auch äußerlich dieselben Auszeichnungen zukommen lassen, wie den andern höhern Beamtenklassen, d. h. die Ernennungen und Beförderungen der Philologen dürfen nicht vom bloßen Zufall abhängen, sondern müssen nach bestimmten Grundsätzen geordnet und nach persönlichen Verdiensten vorgenommen werden.

Derartige Forderungen und Wünsche sind vom Abgeordnetenhause immer mit lächelnder Miene abgelehnt worden, weil die meisten Abgeordneten sich den akademisch gebildeten Lehrer nur in der ziemlich zweifelhaften und unbedeutenden Rolle eines Hauslehrers vorstellen können und nicht wissen, daß sich in den letzten dreißig Jahren aus den akademisch gebildeten Lehrern im Staate ein Stand gebildet hat, der aus verschiednen Gründen eine sehr ernsthafte Berücksichtigung verdient.

Es ist z. B. eine unerhörte Willkür, wenn Lehrer zu Titular-Professoren ernannt werden, die auf diesen Titel weder durch ihre pädagogischen noch durch ihre wissenschaftlichen Leistungen den geringsten Anspruch erheben dürften, die diese Auszeichnung lediglich deshalb erhalten, weil sie durch irgendwelche Zufälligkeiten in die betreffenden Stellen hineinrücken. Das ist nicht konsequent. Entweder verleihe man den akademisch gebildeten Lehrern überhaupt keine Titel, oder aber, wenn es doch geschieht, so lasse man diese Auszeichnung nicht von dem blinden Zufall abhängen, der ihr allen Wert nimmt, sondern von den persönlichen Leistungen des Lehrers. Es ist eine traurige Thatsache, daß in keinem Berufe die persönliche Tüchtigkeit weniger belohnt wird als im Lehrerberufe. Der gediegenste Lehrer kann, wie es in kleinen Städten oft vorkommt, zwanzig Jahre lang mit einem Gehalte von 700 Thalern wie in einer Sackgasse festsitzen, ohne daß sich eine Behörde um ihn kümmert. Oft hängt die ganze Laufbahn eines akademisch gebildeten Lehrers von Gevatter Schneider nnd Handschuhmacher ab, in deren Händen ein wissenschaftliches Prüfungszeugnis geradezu den Charakter eines Steckbriefes annimmt. Was soll man aber dazu sagen, daß jüngst einem Rektoratsbewerber in Ostpreußen von seiner Behörde das Zeugnis ausgestellt worden ist, daß „er keine öffentlichen Gasthäuser besuche, von geistigen Getränken kein Freund sei, in Privatzirkeln aber sehr anregend wirke und eine Gesellschaft sehr angenehm unterhalten könne.“ (!)

Diese ungesunden Verhältnisse haben denn auch im höhern Lehrerstande nachgerade eine tiefgehende Unzufriedenheit und stetig wachsende Verstimmung hervorgerufen, die allerdings wohl mancher leitenden Persönlichkeit verborgen bleiben mag. Die Lehrer sind infolge der unzähligen Vorschriften, Bestimmungen und Lehrpläne zum größten Teile Schablonenmenschen geworden, Bureaubeamte, die ihre Stunden in der Schule mit mehr oder weniger mürrischer Laune zum Schrecken unsrer Jugend in ganz „objektiver Methode“ absitzen, d. h. so langweilig wie möglich. Wozu auch die Aufregung? Wie soll eine Berufsthätigkeit, die nicht einmal den kargen Unterhalt für eine kleine Familie gewährt, dem Lehrer auf die Dauer noch ein sicheres Interesse abgewinnen? Man rede doch nicht immer am grünen Tische von Idealismus; vor materiellen Sorgen flieht jeder Idealismus und jede Berufsfreudigkeit, ja ein Lehrer, der seine Existenz notgedrungen nur und allein durch die Jagd nach Pensionären und Privatstunden gesichert sieht, kann beim besten Willen kein Erzieher zu hohen Lebensidealen sein oder gar der Jugend als edles Vorbild dienen.

Unsre ganze Schulreform ist daher, was der Minister Goßler auch anerkannt hat, nur möglich, wenn ihr eine gründliche Lehrerreform vorausgeht, eine Reform nicht allein in der Ausbildung, sondern in der ganzen Thätigkeit und Laufbahn der Lehrer. Denn die Laufbahn eines begabten Lehrers darf im geordneten Staate nicht mehr vom blinden Zufall abhängen; der pädagogischen und wissenschaftlichen Begabung muß ein weiteres Feld eröffnet und jedem Lehrer die Erreichung eines bestimmten Gehalts gesichert werden, mit dem er ohne niederziehende Nebeneinnahme ein seiner Bildung und Stellung angemessenes Leben führen kann. So lange wir nicht aus unserm mürrischen und verdrossenen Schulmeister einen lebensfrischen und arbeitsfreudigen Jugenderzieher machen, so lange ist jede Schulreform ein nutzloses Experiment; denn bei aller Erziehung kommt es im Grunde nicht auf die Form an, in die man unsre Jugend hineinarbeitet, sondern auf den Geist, von dem sie durchdrungen und erfüllt wird, und den der Lehrer der Jugend übermittelt.

Man gebe, außer den erwähnten Forderungen, allen Lehrern, die das Oberlehrerzeugnis besitzen und angestellt sind, den Titel „Oberlehrer," wenn man durchaus an dieser seltsamen Wortbildung festhalten will. Der Doktorgrad oder Professortitel sollte aber nur als besondre Auszeichnung den Lehrern verliehen werden, die neben ihrer pädagogischen Tüchtigkeit wirklich hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft aufzuweisen haben.

Immer wieder. Es ist drollig, jedesmal wenn eine neue Zeitschrift litterarischer oder schöngeistiger Art erscheint — und fast jeden Monat fällt so ein Apfel vom Baume des Lebens —, so wiederholt sich das gleiche Schauspiel, das uns auch an andrer Stelle ein gewisses anheimelndes Behagen verschafft. Mein Barbier und mein Tapezier, beide brave Männer, die es mit ihrer Tagesarbeit ernst nehmen, haben das Bedürfnis nach Höherem, Edlerem, das sie für Stunden über das nüchterne Alltagsleben hinweghebt. Sie fröhnen in ihren Abendstunden der Kunst, Thalien und den andern Pierinnen, die über unsern Bühnen schweben. Der eine hat Säbel-, der andre X-Beine. Und so marschieren sie jeden Abend, der Anlaß zu Volks- oder Heeresversammlungen und Aufzügen giebt, als ehrenveste Degen mit Schwert und Helleparte oder als tänzelnde Schäfer über die Bretter, an der Spitze einer Schaar von andern alten, guten Bekannten, von Bekannten, die mir zum Teil schon in der Jugendzeit so vertraut waren, in allen Trachten aller Zeiten, alle mit ihren krummen und geraden Beinen, Buckeln und Bäuchen, lächelnden und finstern oder wutschnaubenden Gesichtern — sie brachten so schön zur Erscheinung, daß die Menschheit zu jeder Zeit dieselbe war. So ist es auch bei den neuen Zeitschriften. Mit allen ihren schönen oder mißlichen, ach so bekannten Eigenschaften, nur mehr oder weniger gut von der Redaktion durchkorrigirt und zurecht geputzt, marschiert da immer der nämliche Triumph- oder Trauerzug von Mitarbeitern auf, denn sie alle bilden den eisernen Bestand unsrer Litteraturbühne. Ob sie sie alle haben, weil diese ehrenvesten Degen und tänzelnden Lyrikschäfer nach jeder Gelegenheit spähen, sich in Höherem und Edlerem bethätigen zu können, wozu ihnen die rauhe Welt so wenig Gelegenheit bietet? Ach nein, sie ergreifen alle die sinnigen oder unsinnigen Gelegenheiten, die sich jeden Monat neu bieten, um auch diesen grüngoldnen Baum des Lebens so lange mit schütteln zu helfen, als ihm Verleger und wechselnde Laune des Publikums Dung zuführen. Man sehe sich den Zug an — auch du, auch du? Ach ja, ich kenne an euch allen das gemeinsame Gebrechen. Ihr wollt wohl Höheres und Edleres, aber alle drückt euch der Schuh an der gleichen Stelle, und deshalb seid ihr bei jedem Schuster, der den Laden aufthut, alle wieder beisammen. Aufgefordert? Ja, aufgefordert werdet ihr schon sein; aber wo soll auch so eine blutjunge Redaktion ihre Mitarbeiter finden, wenn sie sich nicht die Unterschriften aus allen andern Zeitschriften sammelt?

Geschmacklosigkeit. Unsre Buchausstattung ist in der letzten Zeit in mancher Beziehung (in mancher, nicht in jeder!) geschmackvoller geworden als früher. Namentlich hat man auch angefangen, auf die Bücher, die neben den Schulbüchern der Kinder, dem Kalender und irgend einer Familienzeitung oft den einzigen literarischen Hausrat der Familie bilden, auf Bibel und Gesangbuch, etwas mehr Geschmack zu verwenden als früher. Der Druck der sächsischen Landesgesangbücher (sie werden bei Teubner in Leipzig gedruckt) sieht jetzt so hübsch aus, wie er bei der häßlichen Anordnung der Liederstrophen, die in unsern Gesangbüchern der leidigen Raumersparnis wegen üblich ist, nur aussehen kann, und die Leipziger

Buchbinderei hat sich auch aufgerafft, die Geschmacksverbesserung, die bei ihr in den letzten zwei Jahrzehnten stattgefunden hat, auch der Bibel und dem Gesangbuch zu gute kommen zu lassen. Namentlich die Buchbinderei von G. Fritzsche in Leipzig verfertigte eine Zeit lang sehr schöne Gesangbucheinbände, die mit dem alten Schlendrian gründlich gebrochen hatten, hat es aber leider, wohl weil sie bei der großen Masse zu wenig Verständnis dafür fand, neuerdings wieder aufgegeben und das Feld andern überlassen, die den Neigungen der großen Masse mehr entgegenkommen. Wodurch aber nun leider jedes Gesangbuch, wenigstens jedes sächsische Landesgesangbuch (wie's anderwärts aussieht, wissen wir nicht) entstellt, ja geradezu verhunzt wird, das ist der große, blaue, dabei stets verwischte Stempel des ev.-luth. Landeskonsistoriums, der auf jedes Gesangbuchstitelblatt aufgedruckt wird. Das Titelblatt ist derjenige Teil eines Buches, auf dessen typographische Herstellung jeder Herausgeber, jeder Verleger, jeder Drucker die größte Liebe und Sorgfalt verwendet. In öffentlichen Bibliotheken gilt es längst als eine Barbarei, das Titelblatt der Bücher durch Stempel zu verunstalten. Die Bücher werden auf der Rückseite des Titels gestempelt, und zwar schwarz. Alle die modernen Stempelfarben, rot, blau, violett — der Kaufmann mag sie verwenden, wenn er eine Quittung abstempelt, aber ein Buch, ein schön gedrucktes Buch wird dadurch in der gräulichsten Weise verunstaltet. Und wie nachlässig sind diese Stempel aufgedruckt! Die meisten sind verschmiert und verklezt. Und welche plumpe Geschmacklosigkeit ist es, in alle Formate, gleichviel ob derbes Groß- oder zierlichstes Kleinoktav, denselben großflatschigen Stempel hineinzuquetschen! Man muß sich ja schämen und möchte sich jedesmal entschuldigen, wenn man jemand — etwa einem Paten zur Konfirmation — ein so verunstaltetes Buch schenkt. Wenn die Gesangbücher durchaus abgestempelt werden müssen, dann schaffe man für jedes Format einen besondern Stempel an, stempele die Bücher schwarz und stempele sie vorsichtig auf der Rückseite des Titels.

Wozu aber überhaupt der garstige Stempel? Man sagt uns, zur Kontrolle der Druckerei. Verhält sich das wirklich so? Muß eine Druckerei wie die Teubnersche sich das gefallen lassen?

Zum Fremdwörterunfug. Wie die Fremdwörter benutzt werden, Unklarheit zu erzeugen, einfache Dinge aufzubauschen und mit einem geheimnisvollen Glanze zu umgeben, zeigt die Reklamesprache unsrer Geschäftsleute in jeder Zeitung tausendfach. Hier ein Beispiel statt vieler. In der letzten Nummer der „Illustrirten Zeitung" ist eine Reklame für ein „Musterinstitut" — so steht gleich in der Ueberschrift! — für eine „physikalisch-diätetische Kuranstalt" in Blasewitz bei Dresden abgedruckt. Zunächst wird es da als eine „glückliche Idee" bezeichnet, „dort, wo einst der deutsche Dichterfürst seinen Fuß gesetzt (sic!), auf dem Boden, der durch seinen Aufenthalt historisch geworden, eine Kuranstalt im großen Stile (!) zu errichten"; als ob Schiller Luft- und Wasserdoktor gewesen wäre oder sein Leben lang Luft- und Wasserkuren gebraucht hätte. Dann heißt es weiter: „Die ökonomische und administrative Verwaltung (sic!) liegt in den Händen des Eigentümers der Anstalt selbst, unter dessen strenger Aegide ein wohlgeschultes, verläßliches Dienstpersonal steht." Administratitive Verwaltung — das ist das neueste Seitenstück zur reitenden Kavallerie, zum dekorativen Schmuck und zum öffentlichen Publikum. Und noch schöner ist die „strenge Aegide." S' ist nur gut, daß der Verfasser auch einmal etwas von der „Aegide" hat lauten hören, lauten, aber nicht zusammenschlagen. Er hätte auch sagen können „unter den strengen Auspizien" — das wäre noch

schöner gewesen. Das Beste kommt aber noch. „Was die Kurmethoden betrifft, so kommen die vier physikalisch-diätetischen Heilfaktoren (!) in Anwendung: Wasser in allen Formen und Graden, manuelle (!) Massage- und Heilgymnastik als ergänzendes Element (!) für die Wasserkur, ein nicht zu unterschätzender Heilfaktor, Licht und Luft in Gestalt von Luft- und Sonnenbädern, endlig — the last, not the least (lange nicht gelesen!) eine Diät, die sich genau den zu behandelnden Krankheiten anpaßt und unter deren Formen namentlich die Regenerationsdiät eine Spezialität (!) der Anstalt ist." Na, wenn das nicht zieht! hat der Verfertiger dieser Reklame zum Besitzer des Hospitales gesagt, als er fertig war, dann mach die Bude zu, dann zieht überhaupt nichts. In vernünftiges Deutsch übersetzt heißt das Ganze weiter nichts, als: In meiner Heilanstalt wende ich vier Mittel an: Wasser, Kneten oder Turnen, Faullenzen und Vorsicht im Essen und Trinken. Das sind aber vier so gewöhnliche Dinge, daß kein Mensch darauf anbeißen würde. Also müssens die Fremdwörter thun.

Dahin müssen wir unser Volk bringen, daß es den Fremdwörterunfug, der auf die Unmündigen berechnet ist, durchschaut. Der eine nennt es „physiatrisches Sanatorium," der andre „physikalisch-diätetische Kuranstalt" — Wasserdoktorei ist beides, und etwas „Massage" könnte ihnen beiden selbst nichts schaden, aber nicht „manuelle," sondern „pedale," zur Belohnung für ihre schnöde Fremdwörterei.

Litteratur

Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie der germanischen Schwestersprachen. Herausgegeben von Hermann Welcker, Professor an der Universität Halle. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage von „Die (!) deutschen Mundarten im Liede." Leipzig, Brockhaus, 1889.

Schade, daß das Titelblatt dieser schönen Sammlung lebendigen Sprachgutes von dem trefflichen Hallischen Ethnologen (als der sich der Herausgeber nunmehr entpuppt) durch die häßliche „papierene" Wortfügung verunstaltet wird, die wir uns oben anzukreiden verpflichtet fühlten. Eine Empfehlung des Buches ist nicht mehr nötig. Es würde sich nicht eingebürgert haben, wenn es nicht allen und jedem in den deutschen Gauen etwas Liebes gebracht hätte. Auch die angehängte Auswahl aus der alten Dichtung tadeln wir nicht. In den Dialekten pulsirt das Zusammengehörigkeitsgefühl der Sprache am allermächtigsten. Das gilt für Zeit und für Raum; denn auch den außerdeutschen germanischen Sprachstimmen ist hier ihr Plätzchen am deutschen Herde eingeräumt.

Druckfehlerberichtigung.

In einem Teile der Auflage dieses Heftes ist falsch stehen geblieben auf Seite 109, Z. 16 v. o. „von einer" statt: von mir; S. 110, Z. 2 v. u. 5000 statt 15000; S. 112, Z. 22 v. u. „die einmal erteilten" statt: der einmal erteilten.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der alte Bismarck

Von einem Deutschen im Auslande

Aus Friedrichsruh ist auf dem glaubwürdigsten Wege eine bisher unbekannt gebliebene Äußerung des Fürsten Bismarck ins Ausland gelangt. Sie stammt aus der Zeit, wo der Kanzler, wie er an seinen italienischen Freund, den Ministerpräsidenten Crispi telegraphirte, sich als ein einsamer Einsiedler in die stillen norddeutschen Wälder zurückgezogen hatte, während der junge Kaiser mit seines Kanzlers zukunftsreichem Sohne die glanzvolle Friedensfahrt durch das halbe Europa unternahm. Damals in dem lautlosen Frieden einer ernsten Landeinsamkeit mochten in des Fürsten Brust, während er die Sterne einer jüngern Welt aufgehen sah, längstverstummte Erinnerungen an die bewegten Tage seines eigenen Lebens wieder wach geworden sein. Damals auch war es ihm erst vergönnt, in voller Ruhe des Gemütes den Empfindungen, die ihn beim Tode Kaiser Wilhelms bestürmt hatten, pietätvoll nachzuhängen, sie zu beschwichtigen und in sich zu ordnen. Denn noch stand des kaiserlichen Freundes Sarg über der Erde, als der Kanzler sich von neuem in einen verwirrenden Kreis wichtiger und schwerer Entschließungen gedrängt sah. „Mir sind schwere Tage beschieden gewesen," äußerte er sich da in einer stillen Abendstunde, „ich hatte oft hartnäckiger zu kämpfen und größere Schwierigkeiten zu überwinden, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, um durchzusetzen, was ich für gut hielt; nur das wenigste von dem, was wir erreicht haben, ist sozusagen glatt durchgegangen. Aber das schwerste Stück blieb mir bis in mein hohes Alter aufgespart, die Tage unter dem letzten Kaiser waren doch die schwersten von allen."

Aber wie kraftvoll hat er die Fügungen dieser ernsten Tage überstanden! Noch zitterte der erste Schmerz des Abschiedes von dem toten kaiserlichen Herrn

Digitized by Google

in seinem Herzen, als er sich durch Schnee und Wintersturm aufmachte, um einem sterbenden Kaiser von neuem seine ganze Kraft zu widmen. Doch bald sah er in der Seele seines neuen Herrn sich ein politisches Gebilde entgegenstehen, das mit einem fieberhaften Übereifer, mit einer unberechenbaren Hast verwirklicht werden sollte, die nur zu verstehen war aus der kurzen Spanne Zeit, die dem siechen Kaiser zum Handeln vergönnt schien. Das politische und soziale Fundament seiner fünfundzwanzigjährigen Ministerthätigkeit erwies sich bald in allen seinen Grundvesten erschüttert. Rußland, dessen Freundschaft und Vertrauen mit so außerordentlichen Mühen lange Jahre hindurch erstrebt worden war, sollte plötzlich fallen gelassen und durch England ersetzt werden; Frankreich, mit dem ein offener und fröhlicher Diplomatenkrieg geführt worden war, kehrte in der Hoffnung auf die Rückgabe Lothringens gegen Deutschland schmeichlerische Kaisersympathien heraus, die um so gefährlicher waren, als nach dem Zusammenbruch der sentimentalen Täuschungen Frankreich sich wutschnaubend an die empörte Russenbrust zu werfen drohte; in Dänemark sprach man von der baldigen Zurückgabe Nordschleswigs, und in Gmunden sah man hoffnungsvoll ein neues diademgeschmücktes Welfentum im Herzen Deutschlands wiedererstehen. Wenn das alles auch meist nur sanguinische Erwartungen waren, der deutschen Politik machte jedenfalls die Bekämpfung dieser Stimmungen und Täuschungen viel zu schaffen. Aber nicht nur die auswärtigen Angelegenheiten, auch die innern politischen Gewohnheiten sollten mit einem plötzlichen Ruck geändert werden. Durch die sperrweit geöffneten Thore des Parlaments drängte die politisch undisziplinirte Masse des bürgerlichen Volkes, nicht geschult in den arbeitsvollen Ueberlieferungen des preußischen Beamtentums, in hellen Haufen an die Stufen des Thrones und dicht an die Schwellen verantwortungsvoller Staatsämter. Ja selbst in den Privatgemächern des königlichen Schlosses begegnete man plötzlich einer andern Gesellschaft; dort wo sonst die Voß, die Schwerin, die Radziwill, die Lehndorff, die Dönhoff ihrer Frauenämter im Geist erbangesessener Landesfamilien walteten, schalteten nun „die Schradern und die Helmholtzen," und nicht weit von der Thür warteten zudringliche Kommerzienratsfrauen, bis man auch ihnen auf ihre Mitgliedskarte irgend eines Vereins den Eintritt zu den kaiserlichen Zirkeln gewähren würde. Ja selbst in der Armee zeigte sich bei den lauten Abrüstungsrufen und den antimilitärischen Bürgersympathien eine leise Lockerungsbewegung, die mir ein höherer Stabsoffizier, der kürzlich einen längeren Urlaub im Auslande verbrachte, mit wenigen Worten treffend charakterisirte, indem er sagte: „Als Kaiser Friedrich den Thron bestieg, ging es durch die ganze Armee wie das Kommando: Rührt euch! und erst als der junge Kaiser das Szepter ergriff, erklang der Ruf: Stillgestanden! und die Armee stand wieder stramm und still, wie unter des toten Soldatenkaisers Herrschaft."

Aber wenn auch die Welt zu wanken schien, der Kanzler wankte nicht.

Unverbrüchlich hielt er fest an dem deutschen Gedanken, wie er sich in seiner großen Seele einmal gestaltet und durch die langen Jahre seines Wirkens sich bis zur Unerschütterlichkeit gefestigt hatte. Aber es kostete ihn doch unsägliche Mühe, in Treue auszuharren. Nie hat er mehr gearbeitet, als in diesen Tagen. Er redete unter dem Aufhorchen der ganzen Welt im Parlament, er entwarf eigenhändig Aktenstücke und Denkschriften von riesenhaftem Umfang und von einer Bedeutung, bei der fast jedes Wort für die nächsten Geschicke Deutschlands und Europas maßgebend war; er schrieb zahlreiche offizielle Kundgebungen, die der Thronwechsel erforderlich machte und die in Form und Inhalt alle einen gewaltigen Aufwand von staatsrechtlichem Wissen verlangten; er konferirte stundenlang mit dem neuen Kaiserpaar über die verwickelten Fragen des Kronfiskus; der diplomatische Dienst nach Petersburg und London erforderte unmenschliche Anstrengungen. Aber nirgends versagte unter dem Druck dieser außergewöhnlichen Arbeiten der Dienst der gewohnheitsmäßig von ihm geleiteten Staatsmaschinen. Und inmitten dieses bergehoch getürmten Wustes von Geschäften sah er sich mehr als einmal plötzlich durch jähe Maßregeln aufgeschreckt, die, ohne sein Vorwissen unternommen, die Zirkel seiner mühseligen Arbeit zu zerstören drohten. Und während er so unter den peinlichsten Verhältnissen gegen den drohenden Zusammensturz seines politischen Gebäudes kämpfte und, selbst weichen Herzens, zarte Liebesregungen niederkämpfen mußte, fühlte er wie dicht hinter ihm die losgelassene Meute seiner innerpolitischen Feinde ihn meuchlings zu vernichten drohte!

Wie viele wären an seiner Stelle unter dieser aufreibenden und aufregenden Arbeit zusammengebrochen! Wie viele andre hätten sich bequem gefügt und wären mit sanft gebeugtem Rücken unter das caudinische Joch der „veränderten Verhältnisse“ geschlüpft! Der Kanzler aber hat sich auch hier wieder als ein Mann von Eisen erwiesen. Klar und bestimmt, wie Stücke aus einem Guß, sind auch in dieser schweren Zeit alle seine Arbeiten und Handlungen aus der Werkstatt seines Geistes emporgestiegen. Und diese Schaffenskraft in ihm hielt Stand bis zum letzten Augenblick und darüber hinaus. Auf den letzten verzweifelten und tückischen Angriff des abziehenden Feindes, auf die Veröffentlichung des Tagebuches, erwiderte er mit einer so gewaltig geschleuderten Waffe, daß wir alle im Auslande über dies hünenhafte Kraftstück erstaunten. Denn mag man auch über den Zweck und den Erfolg des Immediatberichtes denken, wie man will, eins ist unbestreitbar, daß die Art, wie er geplant, und allein schon der kernige Stil, in dem er geschrieben war, als ein lautredendes Zeugnis eher gesteigerter, als geminderter Geisteskräfte angesehen werden muß. In einer Zeit, wo die schlechtgeschriebenen Zeitungen mit ihren stereotypen Preßphrasen unsre deutsche Sprache bis zur Zeugungsunfähigkeit entkräftet und entnervt haben, ist es ein doppelter Genuß, das mannhafte und eigen gewachsene Deutsch des Berichtes aufmerksam zu lesen.

Jeder Satz wirkt wie ein wuchtiger Schlag mit einem armstarken, mit Blei und Eisen schwer beschlagenen Eichenstock. Und ist von seinen Hieben der Intrigantenhaufe, zu dem sich gewisse Männer von höchst zweifelhafter Befähigung um Friedrichs Thron zusammengeschart hatten, nicht bis über die Grenzen unsres Vaterlandes, „bis in die freie Schweiz hinein“, jämmerlich zersprengt worden?

Wunderbar genug begann man in der deutschen Presse gerade zu der Zeit dieser erstaunlichen Kraftleistung von dem „schnell alternden Kanzler“ zu reden. „Er wird unsicher“ — „er hat kein Glück mehr“ — „er macht krampfhafte und höchst unglückliche Anstrengungen, sich zu behaupten“ — „dem greisen Löwen fallen die Zähne aus“ — „er wird altersschwach, und sein System wird über ihm zusammenbrechen“ — das waren die liebenswürdigen Äußerungen der deutschen Presse, die wir Deutschen im Auslande Tag für Tag mit schmerzlicher Empfindung lesen mußten. Wäre es nicht umgekehrt bei dem Tode Kaiser Wilhelms an der Zeit gewesen, nachdrücklich auf die augenfällige Kraft hinzuweisen, in der sein getreuer Kanzler ihn überdauerte? Wäre es in diesem Augenblick für die deutsche Presse nicht eine dankbare Aufgabe gewesen, einmal Rückschau zu halten auf die große Reihe von bedeutenden Männern, die die Lebensbahn des gewaltigen Kanzlers gekreuzt haben, die in Freundschaft oder Feindschaft von seinem Geiste gezehrt haben und die lebendige Teile seiner ungeheuern Kraft gewissermaßen mit sich ins Grab nahmen, um daran zu ermessen, ob man das Recht habe, einen solchen Organismus mit mutwilligem Belieben ohne allen zwingenden Anlaß für verbraucht zu erklären? Unter dem Zeichen seines Geistes haben einst gestanden: zwei deutsche Kaiser, ein gewaltthätiger Papst, zwei russische Zaren, ein französischer Kaiser, zwei französische Präsidenten, zwei Sultane, sechs amerikanische Präsidenten, je ein König von Hannover, von Sachsen und von Baiern, ein König von Italien, ein König und eine Königin von Spanien, Staatsmänner wie Beust, Antonelli, Hall, Thiers, Gambetta, Favre, Beaconsfield, Skobeleff, Gortschakoff, Ignatiew, Schuwaloff, Cavour, Haymerle und Midhat Pascha, Parlamentarier wie Twesten, v. Vincke, Hoverbeck, Lasker, Löwe und Mallincrodt, persönliche und theoretische Antipoden wie Arnim und Lassalle, dazu noch die augenblicklich kaltgestellten Gladstone und Andrassy, und um schließlich aus der langen Liste der Mundtoten nur die letzten zu nennen, die Herren Sonnemann und — Geffcken! Wer endlich nennt die Namen, die jetzt noch Tag für Tag durch seine Gedanken schwirren und die alljährlich um eine Reihe neuer Gestalten wie Boulanger und Churchill, vermehrt werden!

Aber anstatt aus diesem einfachen Rückblick so viel wenigstens des Vertrauens auf des Kanzlers zähe Lebenskraft zu schöpfen, um bescheiden den Augenblick abwarten zu lernen, wo er selbst ein zunehmendes Ermüden seines Geistes fühlen würde, gab ihm eine vorlaute Preßstimme schulmeisternd zu

verstehen, daß es endlich an der Zeit sei, zu Bett zu gehen. Schmeichelnd und drohend verlangte man seinen Abzug. Mit antikem Ruhm würde er sich beladen, wenn er, ein moderner Cincinnatus, zum Pflug auf seinen Äckern greifen wollte, dagegen das Werk seines Lebens und die Geschicke Deutschlands gefährden, wenn er nicht still und zurückgezogen eine Zukunft ohne Bismarck vorbereiten helfen würde. Dann aber plötzlich spürten sie, als er von neuem wieder frisch und munter wie in jungen Jahren im Parlament seine Klinge schlug, daß die ausgestreuten Gerüchte von einem körperlichen Altern beim Volke nicht verfingen. Und da war es denn Herr Bamberger selbst, der urbi et orbi verkündete, daß der Reckenleib des Kanzlers noch ungeahnte Kräfte berge, und an die müde Sterbestunde noch nicht so bald zu denken sei; „denn," so meinte er in der geschmacklosen und unlogischen Bildersprache seiner Väter, „solch gewaltigen Männern scheint die Natur selbst zehn Points vorzugeben." (Seit wann, Herr Bamberger, gibt man beim Spiel dem — Starken etwas vor?) Aber nachdem die Freisinnigen einmal selbst gespürt hatten, daß in der deutschen Kanzlereiche noch frische Lebenssäfte fließen, legten sie die Axt des Todes, die sie vor dem beunruhigten Volke drohend geschwungen hatten, zur Seite und gedachten nun den alten, herrlichen Baum mit feinen Giftdämpfen in den Augen des Volkes abwelkend verfallen zu lassen. Großmütig gaben sie ihm noch zehn oder zwanzig Jahre; daran sei ja nichts gelegen, wie lange seine körperliche Hülle sich erhalte, aber — und nun kommen die feinen Giftdämpfe! — sein „System" sei innerlich schon längst im Absterben begriffen, vom großen kritischen Standpunkt der Weltentwicklung aus betrachtet, sei das Bismarcktum zwar noch ein lebender Körper, aber mit faulenden und absterbenden Gliedern. Wenn es einmal ganz erloschen sein werde, und Platz geschafft werden solle für „die Nachfolge Bismarcks," dann werde sich zeigen, daß der tote Körper, um ihn hinwegräumen zu können, viel zu schwer und massig sei; dann werde es sich zeigen, so kalkuliren sie mit unkörperlichen Zukunftsbegriffen, und fürchterlich rächen, daß man ihn über alle menschlichen Maße eigenwillig habe hinauswachsen lassen, und Deutschland werde unter dem lastenden Druck dieses ganz entwicklungswidrig ausgewachsenen Körpers in einen allgemeinen Marasmus niedergedrückt werden.

Woher kommt nun, so fragen wir uns im Auslande ratlos, dieser unerschütterliche Glaube der „Freisinnigen" an den unabweisbaren Eintritt einer bedeutungsschweren, ja verhängnisvollen Krisis nach Bismarcks Tode? woher der hastige Eifer, mit dem sie ihm erst als einen „schnell alternden Greis" erkannten und dann sein „System," seine ganze Art, Politik zu treiben als haltlos und notwendiger Weise in sich selbst zusammensinkend darstellten? woher das wollüstige Behagen, ihn selbst einem Morier und einem Mackenzie zu Liebe verkleinernd herabzusetzen, ihm „Blamagen" anzudichten und ihn zum frühzeitigen Abschied zu drängen? woher endlich die seltsame Erscheinung, daß

man diese Verkleinerungssucht bereits auch auf seine — Söhne überträgt? Auch des Grafen Herbert Verdienste und aufstrebende Erfolge werden mit unverständlichem Behagen erst ganz bezweifelt, dann mißgestimmt, um die Hälfte „kritisch" herabgeschmälert. Hätte der herrliche deutsche Mann keine Kinder, so würde gewiß ganz Deutschland bedauern, daß er einsam wieder dahingehen müsse, ohne die Kraft seines markigen Geschlechtes erneuert zu haben; nun aber, wo ihm die Freude geworden, zwei tüchtige Söhne an seiner Seite zu sehen, da kommen die deutschen Philister, die sich in der Politik die „Freisinnigen" nennen, und ziehen neidversauerte Mienen darüber, daß der Kanzler seine Söhne zu seinen politischen Werkzeugen heranziehe und sie nicht lieber ein ehrsames Handwerk habe lernen lassen! Woher all dieser Haß und Neid? Im Auslande, aus dessen deutschfeindlicher Presse alles, was in Deutschland gegen den Kanzler gesagt und geschrieben wird, mit zehnfach verstärkter Schallwirkung an unser Ohr schlägt, hat vielleicht mancher Landsmann, gleich mir schmerzlich bewegt über die beschämende Undankbarkeit der Deutschen und den Spott der Ausländer, der Lösung dieser trostlosen Frage nachgegrübelt.

Ich erkenne zwei große Quellen, aus dem alle diese pessimistischen und verletzenden Erörterungen fließen.

Die eine entspringt genau dort, wo sich die Wasserscheide zwischen der realistisch-nationalen Lebensanschauung Bismarcks und der theoretisch-universalen Weltanschauung des Liberalismus erhebt. Sie kommt also aus einem philosophischen Urgrund und wird nicht so leicht verschüttet werden können, wie die andere, die sich aus den Tiefen persönlichen Ehrgeizes speist.

In ihrer „universalen" Weltanschauung sehen die Liberalen nach dem politischen Broschürenevangelium des Herrn Bamberger in der Erscheinung des Fürsten Bismarck lediglich eine übermächtige, aus dem geistigen Zusammenhang des Weltlaufes herausgerissene Einzelgestalt, die gewissermaßen wie ein erratischer Block auf die große Weltstraße der „freiheitlichen Entwickelung" gerollt ist und ihren natürlichen Ausbau verschließt. Mit Ameisenfleiß suchen sie ein Sandkorn nach dem andren unter ihm fortzutragen, um endlich über ihm hinweg die Straße der „Freiheit" wieder zu gewinnen. Das Ziel eines internationalen Weltbürgertums im Auge, gilt ihnen Bismarck als ein nationaler Widerstandspunkt, der mit christlichen, royalistischen und schutzzöllnerischen Bollwerken über und über verschanzt ist. Sein „zusammenhanglos" von Fall zu Fall beschließender Realismus erscheint ihrer sentimentalen Weitherzigkeit, ihrer theoretisirenden Universalität zu spröde, zu brutal, zu „hart und herzlos," wie Dr. Theodor Barth, der freisinnige Humanitätsapostel, in einer Berliner Wahlrede unsere Bismarck-Zeit einmal wörtlich genannt hat. Kurz, sie sehen etwas kultur- und freiheithemmendes in ihm, eine rohe Kraftentfaltung, die in ihrem nationalen Egoismus die idealen, ewiggiltigen Menschheitsgedanken, die endlich doch zum Durchbruch kommen müssen, verletzt. Und diese

national-egoistische Brutalität in der politischen Wirksamkeit des Fürsten im Gegensatz zu der menschenfreundlichen Weichherzigkeit des weltbürgerlichen Liberalismus ist es, die auch die Ausländer mit der Hoffnung erfüllt, daß das „System Bismarcks" trotz seiner ungeheuren Kraftentfaltung dereinst vor den Forderungen eines höheren und edleren Menschheitsprinzips in sich zusammenbrechen müsse. Zumal in den deutschen Grenzländern, im Elsaß, in Nordschleswig, in Polen, wo Bismarcks nationales Schwergewicht unsäglich schmerzlich empfunden wird, giebt es Hunderte und Tausende, die mit dem Haß gegen den deutschen Kanzler in ihrer tiefsten Brust die Hoffnung vereinigen, daß eines Tages von ihrem angestammten, natürlichen Heimatsgefühl der unnatürliche Nationaldruck Bismarcks werde genommen werden. Ja eines Tages sagte mir ein Finnländer mit thränendem Auge, daß durch Bismarck auch sein Land zu Grund gehe; denn es sei sein verderblicher Geist und seine menschheitswidrigen Prinzipien, die Rußland dazu angetrieben hätten, in Finnland und in den Ostseeprovinzen ebenso rücksichtslos zu russifiziren, wie Deutschland im Elsaß, in Schleswig und in Polen germanisire. Mit Thränen in den Augen prophezeite er das Untergehen der finnischen Volkstümlichkeit, „aber," schloß er mit schwärmerischer Hoffnung, „Gott wird es vielleicht doch nicht zulassen!"

Man sieht, daß der Glaube an den notwendigen Zusammenbruch des „Systems Bismarck" nicht nur in einer flachen deutsch-freisinnigen Männerbrust wurzelt. Er wird aber aus spekulativen Allgemeingründen auch von litterarischen Persönlichkeiten geteilt. Ich nenne nur Spielhagen und Ibsen, die beide in demselben Irrtum befangen sind. Sie sind beide unglücklich darüber, daß von dem elektrisch-grellen Licht, das von der Realität Bismarcks ausstrahlt, die Poesie aus ihrem phantasie-befruchtenden Dämmerdunkel aufgescheucht worden ist. Spielhagen fühlt mißvergnügt seine dichterischen Halbgestalten, ich erinnere nur an seine Lassalle-Kopie, in der scharfen Beleuchtung unsrer politischen Krafttage verbleichen und verblassen; ohne die Kraft, in diese Beleuchtung plastisch und lebendig wirkende Gestalten zu rücken, läßt auch er, gleich den liberalen Politikern, kritisch selbsterzeugte Dämpfe und rosige Weltbeglückungs-Lichteffekte aufsteigen, in dem die Umrisse seiner schwächlichen Helden bequem zerfließen können. Ähnlich Ibsen, der sich mit dem Brimborienschleier des „Wunderbaren" umgiebt, das uns alle in der „dritten Periode," die da noch kommen soll, „frei machen" wird, und der in diesem dilettantenhaften Ahnungsgefühl über Bismarck einmal eine geradezu wahnsinnige Äußerung gethan hat. Ich wiederhole sie nicht. Aber auch sie atmet die krankhafte Ungeduld dessen, der nicht abwarten kann, bis der helle, klare Bismarckische Weltgeschichtstag zur Rüste geht und seine gespenster- und schemenhaften „Freiheits"-Gestalten erscheinen können.

Aus derselben weitschweifigen Weltanschauung, aus der der Liberalismus

in nationaler und freiheitlicher Hinsicht seine Zweifel an die Haltbarkeit der Schöpfungen Bismarcks herleitet, stammt auch die unverbrüchliche Zuversicht an die endliche Verrottung seiner Schutzzollpolitik. In einer seiner 50-Pfennigs-broschüren sagt der immer geistreichelnde Bamberger naseweis: „Heißt es nicht einen Anachronismus begehen, wenn man in einer Zeit, wo das Dampfroß die fernsten Länder einander näher rückt, trennende Schutzzolldämme errichtet?"

Das kecke Paradoxon ist blendend genug, um von vielen weiter getragen zu werden. Aber diese innere Kausalverknüpfung von rein körperlichen Dingen mit geistigen Prinzipien ist mir stets als ein unverkennbares Merkzeichen dilettantenhaft-spintisirenden Denkens erschienen. Die Dampfmaschine hat mit den Prinzipien des Schutzzolls genau so viel zu thun, wie der Hahn einer Wasserleitung mit dem Wogenprall des Ozeans, oder genau so viel, wie das Schiff der Wüste mit den subventionirten Reichspostdampfern des Bremer Lloyd. Ist nicht gerade umgekehrt der durch den Eisenbahnbau erleichterte Austausch der natürlichen Güter ein dringender Grund für die vorsichtige Regulirung der einzelnen Landesbedürfnisse?

Uns Deutschen im Auslande, die wir Tag für Tag die Dinge im Vaterlande mit erhöhter Spannung verfolgen, erscheint es unfaßbar, daß man Herrn Bamberger noch nicht gründlich die Lust verdorben hat, aller vier Wochen mit seinem verderblichen „Geist" zu Stuhle zu kommen, mit sinnverwirrenden Paradoxen, mit ehrenrührigen Beleidigungen der Mittelparteimänner. Es ist schmerzlich für uns und widerlich zugleich zu sehen, wie er in seinen Broschüren und seinen Reichstagsreden mit geilen, zudringlichen Händen an dem keuschen Reckenleib des Kanzlers herumfingert, wie er mit Vergleichen und Bildern, mit französischen und lateinischen Floskeln den parlamentarischen Stil Bismarcks zu kopiren versucht, wie er sich als eine mehr „systematisch-philosophische Natur" prophezeiend und besser wissend über ihn erhebt und mit welcher frechen Gewaltthätigkeit er sich die mächtige Natur Bismarcks für sein theoretisches Prokrustesbett zurechtzusägen sucht. Wir können es auch nicht verstehen, wie die Kölnische Zeitung, die wir wegen ihres frischen, vorwärtsstrebenden Nationalsinnes von allen ins Ausland gelangenden deutschen Zeitungen am liebsten zur Hand nehmen, bei jeder Gelegenheit, wo sie mit Herrn Bamberger abzurechnen sucht, seinen „Geist, seine hohe Begabung, seine ehrenhafte Überzeugungstreue" schmeichlerisch hervorheben kann. Seiner Verdienste um die Goldwährung willen braucht die Kölnische Zeitung Herrn Bamberger gewiß nicht zu schonen, wenn es gilt, unerhörte Angriffe auf die besten deutschen Männer abzuwehren und mißvergnügte Anschauungen zu bekämpfen, die alles deutsche Wesen im Auslande zu kompromittiren geeignet sind. Wer nicht mit Herrn Bamberger ist, der ist entweder ein selbstsüchtiger Agrarier, oder ein freikonservativer Landratsstreber, oder ein nationalliberaler-charakterloser Schleppenträger; die Journalisten, die aus eigner Überzeugung für die Regierungspolitik schreiben und vielleicht

nicht den dritten Teil von dem verdienen, was Herr Mosse seinen Mitarbeitern bezahlt, werden bezahlte Subjekte, Reptile, offiziöse Lumpen genannt. Der deutsche „Mann" fängt erst bei Herrn Bamberger an. Aber es mag ihm offen gesagt sein, was wir im Auslande, wo man bekanntlich deutsche Dinge doppelt scharf sieht, von seiner „Männlichkeit" halten. In dem zimperlichen Sträuben, mit dem er alles von sich und seinem „Selbständigkeitsgefühl" fern hält, was immer auch aus dem schöpferischen Schoße der Regierung aufsteigen mag, in der krankhaften Sucht, sich aller vier Wochen dem deutschen Publikum als ein vir immaculatus vorzustellen, halten wir ihn weniger für einen gesund organisirten deutschen Mann, als vielmehr für eine alte, hysterische Jungfer, die sich um keinen Preis von den schöpferischen Ideen Bismarcks befruchten lassen will.

Und doch bei all seiner theoretischen Konsequenz, wie inkonsequent erscheint seine freihändlerische Weltanschauung, übersetzt in die Praxis! In der Zeit des länderverbindenden Dampfrosses Schutzzoll-Schranken zu errichten, heißt nichts andres, als einen lächerlichen Anachronismus begehen; der Getreidezoll wird sogar als eine modern-mittelalterliche Foltersteuer, als ein „Blutzoll" dargestellt und verschrieen! Alles ist einem reaktionären Dunkeltum verfallen, was nicht mithilft, die trennenden Schranken niederzureißen, „frei" soll der Handel und Wandel seine Wege gehen, „frei" soll die Natur mit ihren Gütern schalten und walten. Das ist modern, das ist frei, das ist groß und aufgeklärt gedacht. Aber eine lebendige Menschenkraft einschränken, dem Reichskanzler die kraftgeschwellten Adern unterbinden, in seinem Haupt die schöpferischen Gedanken, die die „freie Natur" in ihm wirken läßt, mit Parlamentsfäusten zu ersticken, seine rüstige Lebensfreude vorzeitig zu brechen, ihn an Haupt und Gliedern zu knebeln, um ihn abseits in irgend einen Landwinkel zu schleppen, ihn zu einem mundtoten Mann zu machen, während noch so vieles sich in seinem Herzen zur That gestaltet — das alles, Herr Bamberger, ist in Ihren Augen kein widernatürliches Werk, das ist kein Blutfrevel an dem lebendigen Wirken der Natur? Mit ihren Getreidesäcken darf die große Schöpfung von Rußland, Ungarn und von Indien her frei über Deutschland auf- und niedergehen und unser geduldiges Vaterland bis zum Ersticken mit ihren „natürlichen Gaben" überschütten; mit den lebendigen Gedanken eines Staatsmannes aber muß bei Zeiten eine „kulturelle" Beschneidung vorgenommen werden! So vertauscht Herr Bamberger den weitbauschigen Kaftan des freisinnigen „Weltphilosophen" mit der grünen Jacke des Grenzkontrolleurs und stellt ganz nach seiner persönlichen Einsicht geistige Gewerbescheine auf 10, 12 oder 15 Jahre aus!

Gewiß kann es eines Tages geschehen, daß sich der Fürst zurückzuziehen wünscht; denn so lange wir die Geschichte dieser Erde kennen, hätte niemand ein besseres Anrecht auf die glückselige Ruhe eines beschaulichen Abends, als

der arbeitsame Kanzler. Ob und in welchem Augenblick aber das Bedürfnis der Ruhe in ihm siegen soll, das kann lediglich Sache der allerintimsten Selbstbeurteilung sein. Wenn es geschehen sollte, so werden wir mit tiefem Anteil empfinden, daß nun auch die gewaltigen Räder seines Feuergeistes ihren weltbewegenden Schwung zu den letzten Umläufen allmählich verlangsamen, dem Kanzler aber, dem verdienstvollsten deutschen Manne seit der Reformation, öffentlich anzuraten, zurückzutreten, ihn wie einen Friedrichsruher Cincinnatus hinter einen Pflug zu stellen, oder ihn sogar, falls er nicht zurücktreten wolle, drohend für eine unausbleibliche Katastrophe post mortem verantwortlich zu machen, das zeugt von einer Gesinnung, von der wir im Auslande nicht wissen, ob sie mehr ihrer Dummheit wegen zu bemitleiden, oder ihrer Gemütsroheit wegen zu verabscheuen ist.

Der Hauptgrund aber, aus dem sie mit einem so radikalen, bei Bismarcks Verdiensten ganz unverständlichen Haß gegen ihn bis zur Beseitigung ankämpfen, das ist und bleibt die Überzeugung, daß der Kanzler eine individuelle Abnormität sei, eine allzu überkräftig geratene Persönlichkeit, im Gegensatz zu der sie sich als die freisinnig verklärten Apostel ewig giltiger und zu größern Zielen führender Entwicklungsgesetze fühlen. Sie glauben, daß des Kanzlers überlebensgroße Einzelfigur mit ihrer unnatürlichen nationalen Kraftentwicklung für die beglückenden Welttheorien, die sie hegen, verderblich wirken müsse. Aber wie der Kanzler trotz seiner preußisch gearteten Natur nicht verderblich eingewirkt hat auf die nationalen Theorien der 48er Volkseiniger, so wird er nun auch durch sein deutsches Reichsgepräge nicht verderblich einwirken auf die freiheitliche Entwicklung des Weltglückes.

Ist es nicht mehr als merkwürdig, daß gerade diejenigen, die mit dem Schlüssel einer philosophisch-liberalen Weltanschauung den geistigen Grund und den materiellen Zusammenhang aller irdischen Dinge zu erschließen verstehen, die mit ihrem Liebling Taine psychologische Weltgeschichte treiben, die aus dem Fortschritt der Erfindungen, aus der ingeniösen Zusammensetzung von Eisen- und Stahlschrauben Rückschlüsse auf den geistigen Gang der Menschheit machen, die verbrecherische Ungeheuerlichkeiten aus darwinistischen Erbmängeln zu erklären wissen, kurz — ist es nicht merkwürdig, daß gerade diese Menschen, die das Gras der „Entwicklung“ auf die weitesten Entfernungen hinaus wachsen hören, schlankweg annehmen, daß die Natur die Riesenkräfte, die sie in der Person Bismarcks aufgespeichert hat, leichtsinniger Weise nicht für den allgemeinen Weltfortschritt ökonomisch berechnet habe? Überall, in jeder einzelnen Erscheinung der Kultur verstehen sie mit scharf geistigen Augen den sinnvollen Zweck des rastlos sich fortentwickelnden „freiheitlichen Weltgeistes“ zu erkennen, in Bismarck allein soll dieser Geist mit seinen natürlichen Kräften einen unnützen Seitensprung in die Luft gemacht haben oder gar eine bei der Unsumme der aufgewandten Kraft gänzlich unbegreifliche Rückbewegung! Wer begreift das?

Nun, damit beweisen sie nicht, daß Bismarck thatsächlich eine aus dem Zusammenhang des allgemeinen Fortschritts gerissene oder rückwärts strebende Einzelerscheinung sei, sie beweisen nur, daß der Gegenstand ihrer Betrachtung zu groß und zu unfaßlich für ihre kleinen Prinzipienfinger ist, als daß sie ihn in den großen Gedanken des Weltfortschritts einordnen könnten.

Und doch ist es nicht schwer zu erkennen, daß auch Bismarck trotz seiner Riesengröße nur ein fortschreitendes Glied in jener Entwicklung ist, die jedes idealgestimmte Gemüt von dem Laufe der irdischen Dinge hofft. Einen solchen Koloß brütet die Natur nicht ohne großen Zweck aus. Er ist mehr als ein Prachtexemplar der preußisch-nationalen Spielart. Auf sein Wesen und Wirken kann man die Worte verändert anwenden, die Goethe seinen Wilhelm Meister über Shakespeare sagen läßt: „Seine Werke sind keine Diplomatenstückchen. Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuern Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und mit Gewalt rasch hin und wider blättert." Ja, es weht und braust durch ihn der Geist der Ewigkeit. Mag man ihn nennen, wie man will, den Geist Gottes oder den Geist der Geschichte, Name ist Rauch und Schall — eins aber ist sicher, daß eine geniale und in ihrem innersten Wesen ursprüngliche Kraft in ihm wirkt. Eine Kraft, die aus dem tiefsten Grunde alles Daseins entspringt und die, wenn wir Leopold von Rankes weltumspannenden Geist verstehen, in den großen Männern und durch sie in ihren Völkern persönlich lebendig und dauernd wirksam wird. Das ist überhaupt das Wesen des Genies, daß es eine ursprünglich freie, unbegrenzte Kraft in sich fühlt, die für die Zwecke dieses Lebens zu groß erscheint. Sie kennt keine Schranken und will keinen persönlichen Lohn. Sieht sie sich aber einmal eingespannt in die Lösung einer begrenzten Aufgabe, so erscheint sie in jedem gegebenen Augenblick bis zur Kleinlichkeit eindringlich wirksam, sie wählt unerschrocken die kühnsten Mittel und bricht lieber in den Sielen zusammen, als daß sie auch nur einen einzigen Schritt auf dem Wege, den es sie innerlich vorwärts drängt, ungethan ließe. Wenn Bismarck an seinen Freund Motley schreibt, daß er fühle, wie er sich in der Politik immer mehr einlebe, und wie er ernstlich fürchte, daß es ihm auf die Dauer in dem politischen Handwerk gefallen werde, bekennt er da nicht selbst, daß er seine universale, ursprünglich freie und unbegrenzte Kraft eingeschirrt sieht in die Enge eines bestimmten Zweckdaseins? In welch wunderbarer Symbolik erscheint uns nun der junge Politiker, wie er im schwärmerischen Gefühl seiner genialen, gottverliehenen Kraft den Kahn, der ihn zu Metternich bringen soll, frei und ruhig den Rhein hinuntertreiben läßt, vorbei an dem Johannisberg des in selbstsüchtigen Zwecken bestimmten Österreichers! Wie ein poetischer Rückschlag in die unbegrenzten Weiten seiner ewigen Natur erscheinen uns nun die melancholischen Briefe an seine Schwester, wie ein tiefschmerzliches Sehnen nach seiner geistigen Heimat mit ihren freien Stimmungsflügen! Und

dieses Gefühl innerer Größe, Selbständigkeit und Freiheit taucht immer und immer wieder in ihm auf; nie gehört er einer Partei, einem Verein, einer Loge an; das wäre für ihn ebenso lästig, als wenn er enge Manschetten oder enge Halskragen tragen sollte; wo es nur angeht, zieht er sich aus dem Etikettenkreis der Hoffeste zurück, während die Schranzen tanzen, wandert er im weiten Regenrock über die Friedrichsruher Felder oder sitzt daheim breit und behaglich auf dem mächtigen Sofa, aus der geliebten Pfeife genußvolle Rauchwolken ziehend. Er kennt nicht Furcht noch Zagen, weder vor den alten Weibern, die ihn mit Besenstielen totgeschlagen hätten, noch vor den gewandten Redekünsten der Parlamentarier; er kennt weder Ruhe noch Lohn; nie hat er stillgestanden, um wohlgefällig auf den zurückgelegten Weg zurückzuschauen oder die goldenen Früchte am Wege zu pflücken; er „hat immer bar gelebt," d. h. Stück für Stück die Werke seines Lebens mit der Kraft seines Leibes bezahlend. Nie aber auch ist ein Angriff auf ihn unerwidert geblieben; keiner kann sich rühmen, einen Speer auf ihn geworfen zu haben, der nicht wohlgezielt auf ihn zurückgeflogen wäre, unbekümmert um Mühe und Arbeit hat er auch den geringsten seiner Gegner schonungslos verfolgt, wenn er es gewagt hatte, das Werk seines Lebens anzutasten.

(Schluß folgt)

Aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg-Gotha

2

Im vorigen Abschnitte haben wir uns vom Herzog Ernst berichten lassen, wie 1851 in Dresden die Politik der deutschen Höfe in der nationalen Frage Fiasko machte. Im jetzigen und im nächsten mag er uns erzählen, was die Politik der Volksvereine, die er aufbringen half und unter seinen Schutz nahm, sich in dieser Frage vorsetzte und zu leisten versuchte, wobei wir Leuten, die ein Gedächtnis haben, nicht zu sagen brauchen, daß der Erfolg zuletzt auch hier gleich Null war; nur erinnerte der Gang der Dinge hier noch etwas mehr als dort an das Sprichwort: Viel Geschrei und wenig Wolle. Das erste Kapitel des achten Buches beschäftigt sich mit einem litterarisch-politischen Vereine, den der

Herzog in Gemeinschaft mit Gustav Freytag im Jahre 1853 gründete, und von dem wir schon damals einige Kenntnis hatten, aber erst jetzt genaueres erfahren. Dem Herzog kam in jener Zeit, „wo die Verwickelungen in der orientalischen Frage die Aussicht eröffneten, die politischen Interessen des Vaterlandes neu zu beleben,“ der Gedanke, „die zersplitterten und in ihrer Vereinzelung fast wirkungslosen guten Kräfte zu einer Verbindung zusammenzufassen und mit ihrer Hilfe dem politischen Geiste eine freiheitlich-gemäßigte und praktische Richtung anzuweisen. Er verfaßte zu diesem Zwecke eine Denkschrift über die Notwendigkeit, die Zwecke und die Organisation eines solchen Vereins, die den Beitritt zu ihm für „staatsbürgerliche Pflicht“ erklärte und im Hinblick auf die vorhandenen großen Parteien, die Demokraten, die mit ihren Sympathien und Hoffnungen zu Frankreich hinneigten, und die Reaktionäre, die Rußland als Verbündeten betrachteten, von dem Vereine erwartete, er werde „das einzige Mittel zur Bewahrung der Nation vor dem moralischen und vielleicht auch dem politischen Untergange“ werden, das in der „Bildung einer enggeschlossenen dritten Partei“ bestehe, „welche, indem sie die Interessen der Nation selbst vertritt, sich zwischen jene Extreme stellt und dieselben, wenn nicht vernichtet, doch unschädlich macht.“ Die Bildung einer derartigen Partei, hieß es weiter, sei möglich, „da sich ihr die Trümmer der alten Gothaer und viele Kammerpolitiker, namentlich in Preußen, die sowohl gegen die Reaktion als gegen die Revolution kämpften und nur noch nicht organisirt wären, anschließen würden, und da sie endlich sich auf die Zustimmung der großen Masse der Nation stützen würde, die sich nur für Augenblicke den extremen Richtungen hinzugeben pflege, weil sie führerlos sei.“ Zwecke des Vereins sollten nach der Denkschrift sein: 1. alle aufrichtig der deutschen Sache zugethanen, gesetzmäßig, verfassungstreu und „volksfreundlich“ herrschenden Regierungen durch direkten Einfluß in den Ständeversammlungen und durch indirekten im Volke zu unterstützen. 2. den Nationalgeist, das Gefühl der deutschen Ehre in allen Bundesstaaten zu heben, „im Gegensatze gegen die Bestrebungen, den Begriff eines ideellen Deutschland zu verwischen und an dessen Stelle partikulare Bildungen zu fördern.“ 3. sich der Belehrung, Aufklärung und „Versittlichung“ des Volkes in jeder Weise anzunehmen. 4. „die Parteigenossen nach sorgfältiger Prüfung für die ständische Vertretung der einzelnen Staaten zu designiren und ihnen durch erlaubte Wege bei den Wahlen Eingang zu verschaffen.“ 5. den Sinn für Konstitutionalismus zu heben. Zu verhüten sollte die Partei haben: 1. verfassungswidriges und ungesetzliches Regiment, 2. Irreleitung des Nationalgeistes durch die Presse und einzelne, 3. „die Möglichkeit, daß deutsche Fürsten und Stämme, eigennützigen Plänen folgend, sich mit dem Auslande verbinden,“ 4. Störung des konfessionellen Friedens, 5. Opposition in den Landtagen, die Regierungen bei „volksfreundlichen Zwecken die verfassungsmäßige Zustimmung verweigert.“ Die Mittel

der Partei sollten die Presse, Aussprache in den Kammern und indirektes Wirken auf die Regierungen und das Volk im gesellschaftlichen Leben sein. Eingeteilt sollte sie werden in einen Hauptverein mit einem Ausschusse für ganz Deutschland und in Zweigvereine. „Der Ausschuß," heißt es in der sehr ausführlichen Denkschrift Sr. Hoheit, „sei die Seele des Ganzen, das Direktorium. Von ihm allein gehen die Anordnungen in dem Hauptvereine und die Aussprachen gegen die Zweigvereine aus. Er führt die gesamte Korrespondenz und muß von allem in Kenntnis gesetzt sein, was von einzelnen Mitgliedern zum Besten des Ganzen ausgeht. Dagegen ist jedes Mitglied verpflichtet, nach Möglichkeit seinen Anordnungen sich zu fügen. Ihm allein steht wiederum das Recht zu, in der Generalversammlung neue Mitglieder vorzuschlagen. Er richte seine Aufmerksamkeit vorzüglich darauf: a. daß die Wahlen für die Volksvertretungen der einzelnen Länder den Zwecken der Partei entsprechend ausfallen, b. daß die Volksvertretungen nach einem übereinstimmenden Plane handeln, c. daß überall Preßorgane entstehen, welche die Grundsätze der Partei, einem einheitlichen Impulse folgend, vertreten, d. daß die Zweigvereine zur unmittelbaren (!) Lösung der so wichtigen sozialen Fragen angehalten und aufgemuntert werden [Pickwickier!], e. daß die Regierungen mehr wie sonst sich veranlaßt finden, sich den Wünschen der Nation, der politischen und sozialen, direkt anzunehmen, f. daß dieselben auf diesem Wege von faktiöser Opposition und schädlichem Parteiegoismus befreit werden. Die Mitglieder des Ausschusses seien nur dem Hauptvereine als solche bekannt, für die große Masse sei die Zusammensetzung des Ausschusses ein Geheimnis. Derselbe bestehe anfangs aus etwa zwanzig Personen, die sich später durch Selbstergänzung vermehren können. Zweck der Zweigvereine sei einerseits die Vorbereitung zum Übertritte in den Hauptverein für diejenigen Mitglieder, welche dazu befähigt erscheinen, für die große Menge der übrigen anderseits die Möglichkeit, in einem nähern Aneinanderschließen die Zwecke der Partei zu verfolgen, auf diese Weise das Terrain für den Hauptverein vorzubereiten und demselben als breitere Grundlage für seine Einwirkung auf das Volk zu dienen. Zweigvereine können sich überall bilden. Sie behalten stets einen lokalen Charakter."

Diese Anregung „fiel," wie der Verfasser berichtet, „sofort auf ein fruchtbares und wohlvorbereitetes Erdreich." Zwar entstanden nur wenige Zweigvereine, aber was die Denkschrift über den Hauptverein und den Ausschuß gesagt hatte, „verwirklichte sich alles rasch," eine Behauptung, die wohl nicht bloß uns unverständlich ist. Im Laufe der Zeit bildete sich unter den Mitgliedern des Vereins die Gewohnheit aus, den Herzog als Protektor zu bezeichnen, und jedenfalls war er der Leiter, da er die Versammlungen einberief, die Beschlüsse zu genehmigen hatte, die Rechnungen prüfte und ähnliche Geschäfte in die Hand nahm. Die eigentliche Gründung des Vereins fand am

29. Mai statt, wo der Herzog auf dem Schlößchen Callenberg bei Koburg die Schleswigholsteiner Francke (damals Regierungspräsident von Koburg) und Samwer (damals herzoglicher Bibliothekar), den Hofrat Becker aus Gotha, Gustav Freytag und einige andre Personen zu einer Besprechung darüber, wie die Denkschrift zu verwirklichen sei, um sich versammelt hatte. Dabei wurden Briefe von Max Duncker und Bethmann-Hollweg vorgelegt, die der Sache sehr günstig schienen. Die Genossen des „vaterländischen Vereins" machten sich darauf mit Eifer an die Werbung von Mitgliedern und begegneten dabei „reger Teilnahme," aber, wie es scheint, nicht gerade in dem Sinne, daß zahlreiche Beitritte erfolgt wären. Indes schlossen sich immerhin Leute an, wie Karl Mathy und Fürst Hermann Hatzfeldt, beide zu dieser Zeit in Gotha, und Duncker gewann in Halle und andern Orten Kräfte für die schriftstellerischen Aufgaben des Vereins; desgleichen ließen sich Buddeus und Gerstäcker [auch der ein Politiker? wir hielten ihn bisher für einen Reisenden und Romanfabrikanten, im übrigen ein braves, harmloses Menschenkind] bestimmen, nach Gotha zu kommen, „um Fühlung mit unserm Vereine zu nehmen". Hinderlich war die Bestimmung, wonach bei Aufnahme von Mitgliedern ein Revers auszustellen war, durch den sich diese mit ihrem Siegel und ihrer Namensunterschrift ausdrücklich zur Erfüllung der Aufgaben des Vereins verpflichteten. Man sah sich infolge der Bedenken, die das erweckte, gezwungen, selbst bei Teilnehmern des Hauptvereins von der Unterzeichnung des Reverses abzusehen, (Leute, die von einer Regierung abhängig waren, konnten dadurch ihre Stellungen einbüßen) was nicht eben zur Stärkung des Vereins beitrug." Am 16. August 1853 einigte man sich auf einer Hauptversammlung der Genossenschaft in Reinhardsbrunn über Statuten, die im wesentlichen nachstehendes festsetzten: 1. Der Verein besteht aus denjenigen Personen, welchen die Denkschrift mitgeteilt ist, und welche die daran geschlossene Verpflichtung unterzeichnet haben, wenn nicht in Ausnahmefällen besondre Zuverlässigkeit eine Dispensation rechtfertigt. 2. Die Zeichnung eines Geldbeitrags ist zur Mitgliedschaft erforderlich, doch kann die Verpflichtung zur Zahlung einer bestimmten Summe auf drei Jahre beschränkt werden. 3. Die Denkschrift wird nur solchen mitgeteilt werden, welche bei politischer und sittlicher Befähigung für die Zwecke des Vereins Geld oder Arbeit beitragen können. 4. Die Leitung des Vereins steht den in Koburg-Gotha ansässigen Mitgliedern zu, welche den vorläufigen Ausschuß desselben bilden. 5. Niemandem kann die Denkschrift vorgelegt werden, welcher dem hohen Protektor nicht vorher angezeigt und von dem leitenden Ausschusse einstimmig als zuverlässig bezeichnet ist. 6. Die Aufforderung zum Beitritt geschieht in der Regel durch persönliche Besprechung. 7. Die Geldbeiträge werden vom Hofrat Becker und Justizrat von Maibom eingezogen und verwaltet. 8 Es wird ein besondres Komitee für die Presse gebildet. 9. Die Mitglieder des Vereins werden jährlich zusammenberufen, wobei der Kassirer

und das Preßkomitee Rechenschaft von ihrer Geschäftsführung ablegen und die Übrigen schriftlich über die politische Stimmung in ihren Kreisen berichten. 10. „Jedes Mitglied des Vereins übernimmt die Verpflichtung, in weitern Kreisen Personen zu jährlichen Geldbeiträgen zu veranlassen. Diesen lediglich zahlenden Affiliirten sind nur der Name des Hofrats Becker und die Namen von Mitgliedern des Preßkomitees bekannt zu geben."

Die wichtigste Aufgabe fiel nach dieser Zusammenkunft dem Preßkomitee zu, das aus G. Freytag und M. Duncker gebildet wurde und „in kurzer Zeit sehr erhebliche Leistungen aufzuweisen hatte. Freytag konnte sich schon nach Verlauf eines Jahres rühmen, daß er mit manchem gutdotirten staatlichen Preßbureau den heimlichen Kampf mit Glück aufgenommen habe, und wenn ich," setzt der Selbstbiograph hinzu, „in Wien und Berlin, in London und Paris überall der Frage begegnete, aus welchen Quellen die stark national gefärbte und antirussische Strömung in der deutschen Presse hauptsächlich stamme, so konnte ich mit stiller Genugthuung unsers Preßkomitees Ruhm und Verdienst hierin erblicken."

Unter den Unternehmungen, die die politischen Freunde des Herzogs Ernst ins Leben riefen, war die Leipziger „Autographirte Korrespondenz" die wichtigste und glücklichste. Durch die Mitteilungen, die ihr „Protektor" über den Gang der öffentlichen Geschäfte zu machen in der Lage war, erfreute sie sich großen Ansehens bei Blättern aller Richtungen und wurde bald zu einer kleinen Macht. Sodann hatte man auch die Broschürenliteratur ins Auge gefaßt, und neben vielen andern Flugschriften verdankten Mathys „Vaterländische Blätter" der Anregung des Preßkomitees ihr wirkungsreiches Erscheinen. Als höchstes Ziel schwebte dem Verein die Gründung eines großen Blattes vor. In den preußischen Kammern konnte man zu diesem Zwecke an die Partei Bethmann-Hollwegs anknüpfen, der man „durch persönliche Beziehungen und sachliche Gesichtspunkte am nächsten stand." Ihre Tendenzen wurden durch das „Preußische Wochenblatt" vertreten, und durch eine Koalition hoffte man dessen Umwandlung in ein Tageblatt bewerkstelligen zu können. Dunker verhandelte darüber im September zu Frankfurt mit hervorragenden Herrn von jener Partei, und man näherte sich einander in dem Maße, daß eine Anzahl solcher preußischen Politiker, z. B. Usedom, Pourtales und v. d. Goltz mit den Koburg-Gothaischen Patrioten in dauernde Verbindung traten. Die Gründung eines großen Blattes scheiterte jedoch großenteils an der Schwierigkeit, durch Aktienzeichnung die erforderlichen Geldmittel aufzubringen.

„Dagegen fand ich," erzählt der Herzog weiter, „bald Gelegenheit, in London für ein deutsches westmächtlich gesinntes Journal Interesse zu erwecken, [westmächtlich gesinnt? wir meinten das große Blatt, das geschaffen werden sollte, wäre als patriotisch, als deutsch und nur deutsch gesinnt gedacht worden]

und Lord Clarendon wäre bereit gewesen, die nötige Unterstützung zu gewähren. [Ungefähr wie die englischen Manchesterleute den deutschen Freunden in der Presse Subventionen gewährten, die recht erheblich waren.] Es entspann sich eine umfangreiche Korrespondenz über diesen Gegenstand, der jedoch an dem Umstande scheitern sollte, daß einem großen Teile der Mitglieder des Vereins der Gedanke unbehaglich war, eine Subvention von Seiten Englands zu genießen. [Eine Unbehaglichkeit, die sich vermutlich in ein stärkeres Gefühl verwandelt hätte, wenn diese Patrioten erfahren hätten, daß der britische Minister ein Schreiben über diese Angelegenheit mit den Worten begonnen hatte: In advancing English funds for what I consider a great and legitimate English object.] Es mangelte nicht an gründlichster Erörterung der Frage, und die Liberalität, mitwelcher Lord Claren don erhebliche Mittel [nicht weniger als 12000 Pfund Sterling = 240000 Mark heutigen deutschen Geldes] bedingungslos in die Hände des Vereins zu legen sich bereit erklärt hatte, schien diesen Antrag selbst der strengsten deutschen Gewissenhaftigkeit immerhin beherzigenswert zu machen, aber trotz aller Anläufe und Bemühungen war die Gründung eines größeren Blattes nicht zu erreichen." Wenn es auch nicht durchaus an Mitteln gebrach, so stellten sich doch verschiedene Bedenken dem Plane entgegen, die sich schwer beseitigen ließen. Auch die Beziehungen zum „Preußischen Wochenblatt" und seinen Genossen wurden in manchen Kreisen der Partei des Herzogs ungern gesehen. Die in dem preußischen Abgeordnetenhause wirksame Fraktion war nach der damaligen Stimmung wegen ihrer Stellung zu den konfessionellen Dingen bei den Liberalen wenig populär, und manche Mitglieder des Vereins fürchteten durch Verbindung mit ihr die Aussicht zu verlieren, weitere Teilnehmer an ihrer Genossenschaft zu gewinnen. „Freytag berichtete, es seien ihm aus Sachsen und Schlesien viele Anworten zugegangen, welche besagten: wenn wir selbst eine Zeitung gründen wollten, so würden Tausende leichter zu erhalten sein als für die Bethmannsche Richtung Hunderte." Daß ein Kleinstaat den Mittelpunkt des Vereins bildete, und daß der „Protektor" darin so stark in den Vordergrund trat und so viel Einfluß hatte, daß argwöhnische Leute auf die Vermutung kommen konnten, die Gesellschaft sei eigentlich für ihn geworben, solle als Werkzeug für sein Interesse dienen, sein Ansehen bei der Nation heben und mehren, mag ebenfalls manchen abgehalten haben, bei der Sache mitzuthun. Der Verfasser unsrer Selbstbiographie klagt: „Es war nur zu deutlich geworden, daß die Wirksamkeit des Vereins immer nur Sache eines kleinen Kreises sein und bleiben werde. Eine Anzahl von Schriftstellern schrieb fleißig Berichte an den Ausschuß über Stimmungen und Verhältnisse in den verschiedensten Teilen Deutschlands, und auch die Korrespondenten zahlreicher Blätter waren von der Preßleitung des Vereins gewonnen worden, in der Richtung unsrer Denkschrift zu schreiben." Aber eine Partei wollte aus dem Verein durchaus nicht we rden

„In Bezug auf die eigentliche Vereinsthätigkeit mußte ich bald die Bemerkung machen, daß meine persönlichen Beziehungen weiter reichten als das Interesse, welches sich für den Verein als solchen äußerte. Ich besaß namentlich in der liberalen Partei Preußens viele Freunde und Anhänger, die gleichwohl eine engere Verbindung mit Parteigenossen in den Mittel- und Kleinstaaten nur wenig begünstigten. Ebenso hatte sich in den ziemlich regelmäßigen Versammlungen, welche bei mir abgehalten wurden und an welchen stets fünfzehn bis zwanzig Personen beteiligt waren, die Überzeugung festgestellt, daß eine Organisation von Zweigvereinen, durch die bekanntlich so viele Gesellschaften in Frankreich und Italien bedeutend geworden sind, in Deutschland damals undurchführbar war."

Beinahe hätte in dieser Zeit die Polizei einem der rührigsten Gehilfen des Herzogs zu einem kleinen Märtyrertum verholfen, das, geschickt benutzt, dem Ansehen und der Verbreitung des Vereins hätte dienlich sein können. Der Verein „war schon in der bescheidenen Form, in der er sich thätig zeigte, den Gegnern äußerst beschwerlich und unangenehm", und in Preußen gab Hinckeldey strenge Befehle zur Unterdrückung seiner Äußerungen. Von der Leipziger „Autographirten Korrespondenz" waren bereits mehrere Nummern auf Grund von Erkenntnissen preußischer Gerichte vernichtet worden, während die sächsischen sie unbehelligt gelassen hatten. Jetzt erging von Berlin aus der Befehl, Freytag, der Verfasser einiger von den anstößigen Aufsätzen, wenn er sich im preußischen Staate betreffen lasse, zum Zwecke der Bestrafung sofort zu verhaften. Vor diesem Schicksale war dieser nun zwar durch den Umstand geschützt, daß er, der abwechselnd bei Gotha und in Leipzig lebte, das Betreten preußischen Gebietes vermeiden konnte, nur mußte er sich hüten, von Gotha über Erfurt nach Leipzig zu reisen, und das war unbequem. So schien es das Beste, wenn er den Preußen auszog und sich in einen Gothaer verwandelte. Zwar waren ihm Bedenken aufgestiegen, als er am 11. September 1854 zu diesem Zwecke an seinen herzoglichen Gönner schrieb. „Ist es nicht vielleicht einfacher," fragte er sich, „daß ich geradezu nach Erfurt gehe und mir mein Recht hole. Ich habe Stunden, wo ich diesen Weg für den männlichsten halte." Wir sind der unmaßgeblichen Meinung, daß dies gute Stunden waren. Doch der Geschmack ist verschieden, und selbst ein ganz kleines Märtyrertum ist nicht jedermanns Sache, obwohl es auch seine Gloriole hat und infolge dessen begehrenswert erscheinen kann, und so entschloß sich Freytag, wie er das selbst in dem erwähnten Briefe mit einem nicht recht glücklichen Bilde ausdrückt, „den Saum des Herzogsmantels" des Protektors auf dem Grimmenstein „zu fassen und zu flehen, daß er sich über ihn breite," in Prosa: zu bitten, daß er ihm „durch huldvolle Erteilung eines kleinen Hofdienstes zugleich das Gothaer Staatsbürgerrecht verleihe." Dem Dichter, der zuweilen seinen Fink spielte, hier aber die Rolle seines Anton vorzog, wurde durch Verleihung des Hofratstitels sein Wunsch erfüllt und damit die in Thüringen ihm drohende Ge-

fahr beseitigt. Doch blieb eine zweite Angst zu beschwichtigen, die nur die Großmut sächsischer Staatsmänner oder ihre Neigung, die Preußen zu ärgern oder auch ihr Wunsch, besser als sie zu erscheinen, wegzuräumen vermochte. Es war möglich, daß der Hofrat Freytag in Leipzig, wenn er sich dort aufhielt, auf Requisition der preußischen Polizei ausgeliefert wurde, da zwischen Sachsen und Preußen Verträge bestanden, deren Wortlaut eine für Freytag bedenkliche Auslegung zuließ. Auch hier sprang der Herzog rettend ein, indem er sich mit der Bitte an Beust wandte, in seinem Bereiche nicht die Hand zur Auslieferung des Verfassers von politischen Artikeln zu liefern, gegen die die sächsischen Gerichte nichts eingewendet hätten. Ein gutes Wort findet eine gute Statt, und so nahm „wirklich der sächsische Minister, dessen russenfreundliche Gesinnung freilich nur wenig mit Freytags Thätigkeit übereinstimmte, die Gelegenheit gern wahr, Sachsens Regierungsgrundsätze gegen die von Preußen in helles Licht zu stellen."

Im Jahre 1854 trat der Schwabe Gustav Diezel, „ein sonderbares Gemisch von Heißsporn und Realpolitiker", Demokrat, Russenfeind, damals als Verfasser von Flugschriften viel genannt, zum Herzoge und dessen Verein in Beziehung, desgleichen näherten sich ihm Gerstäcker, Hederich, Meißner und später Fischel, auch ein fruchtbarer Publizist. „Es geschah vieles im Sinne und zur Verbreitung nationaler Grundsätze. Es erschienen noch manche Broschüren und Volksbücher, um sowohl der herrschenden Reaktion als auch den fortdauernden demokratischen Bewegungen entgegen zu treten. Ueberall war man von dem geheimen Einflusse des Coburger Vereins auf die politische Tagesliteratur überzeugt, ohne daß man die Möglichkeit sah, mit Erfolg dagegen einzuschreiten. Die einflußreiche Partei in Berlin entschloß sich, meine Person direkt anzugreifen, um den Kampf gegen den geheimen Verein nachher wirksamer betreiben zu können. So wurden mannichfaltige Anstrengungen gemacht, um meine Stellung und meine Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. zu untergraben. Ich war daher gar nicht überrascht, als ich erfuhr, daß dem Könige Briefe mitgeteilt worden waren, die angeblich von meiner Hand geschrieben waren, und in denen meine loyale und gerechte Opposition gegen das dort herrschende System in der That das erlaubte Maß weit überschritten hätte, wenn sie nicht den Fehler gehabt hätten, unecht zu sein." Der Herzog wußte den Fälscher ausfindig zu machen und brachte, nachdem dieser ihm seine Schuld gestanden hatte, seine Sache mit dem König ins Reine, wobei er übrigens fand, daß dieser von der Existenz des Vereins und dessen Thätigkeit durch eine Person, einen Advokaten oder städtischen Beamten [in Gotha ?] sehr wohl unterrichtet war. Einige Monate später fiel Manteuffel beim König in Ungnade, und zur Zeit des Pariser Kongresses rüstete sich die Bethmann-Hollwegsche Partei, das Erbe des Ministers anzutreten. Nicht ohne Grund aber bemerkt dieser, die Herren seien im Irrtume; denn wenn der König ihn entließe, würde er

ihn nicht durch sie, sondern durch Herrn v. Bismarck ersetzen. Und wirklich berichtete man dem Herzog schon nach wenig Tagen etwas verstimmt aus jenen Kreisen, daß alles beim alten bliebe; „denn the King has more than ever his own way with Manteuffel. Er weiß zu viel von ihm und hält ihn bei mehr als einem Stricke um den Hals. Manteuffel ist völlig âme damnée, mithin brauchbarer als eine âme non damnée, denn die âme damnée thut alles, während die andre doch mitunter bockt." „In der That war," wie der Verfasser unsrer Selbstbiographie mit Bezug hierauf weiter bemerkt, „für die Vertreter der liberalen Richtung in Preußen für den Augenblick kaum Aussicht vorhanden, emporzukommen, und viele der verehrten Männer, welche zu mir oder dem Koburg-Gothaischen Verein Beziehungen angeknüpft hatten, suchten diese mehr im Hinblick auf den Prinzen von Preußen, von dessen Nachfolge man erst einen Umschwung der politischen Lage erwartete. Ich besuchte öfters in Berlin die Versammlungen jener Kreise, in welchen auch allerlei Statuten, Pläne, Protokolle und Akten zu Tage gefördert wurden, ohne daß man hätte sagen können, es sei damit viel ernstliches gethan. Ich hatte immer den Eindruck, daß bei diesen Parteiorganisationen ebenso wie bei dem Verein in Koburg zu viel Freiwilligkeit und zu wenig innere Disziplin herrschten. Wie die Sachen in Deutschland standen, ließ sich eine Erwartung von solchen Vereinigungen patriotischer Männer hauptsächlich nur deshalb hegen, weil die einfache Existenz derselben schon geeignet war, das erkannte Bedürfnis einer Veränderung der deutschen Staatsverhältnisse nicht einschlummern und das Vertrauen auf die Zukunft nicht untergehen zu lassen."

Das mag wahr sein. Wenn dann aber von „Gefahren", von „unverdrossener Arbeit" jener Männer und „von ihrem guten Anteil an dem schließlichen Erfolge der Herstellung des Reiches" die Rede ist, so waren die Gefahren im Vergleiche mit denen, die die wirklichen Hersteller des Reichs bestanden, verschwindend klein, ihre Arbeit bestand darin, daß sie sich unverdrossen versammelten, unverdrossen Statuten entwarfen und Protokolle anfertigten, unverdrossen Papier verschrieben und verdruckten, die Polizei auf den Beinen erhielten und die Kreuzzeitungspartei ärgerten. Ihre positiven Leistungen waren kaum höher anzuschlagen als die der heutigen Freimaurer, mit denen sie auch die Einbildung gemein hatten, viel zu sein und zu wirken. Ihr Anteil am schließlichen Erfolge ist gleich Null, schon deshalb, weil sie diesen Erfolg gar nicht wollten. Den haben sie eher gehindert als gefördert, indem sie Geringeres, Unpraktischeres, ja zum Teil Nichtiges erstrebten. Das deutsche Reich kann sie bei allem guten Willen einiger von ihnen nicht zu seinen Vätern zählen, dazu waren sie zu kleine Geister, und dazu hatten sie nicht genug Eisen im Blute.

Zur Erklärung deutscher Revolutionssympathien 1790—1792

Von Woldemar Wenck

(Schluß)

Eine ganz hervorragende Aufmerksamkeit richtete sich überall, wo von Stellung und Parteinahme in dem obwaltenden Meinungsstreite die Rede war, auf die, neuerdings gewaltig angeschwollene Zahl von Deutschen, die unter den Begriff der „Gelehrten" oder „Studirten" fielen. Tausende von ihnen waren wohl, als richterliche oder Verwaltungsbeamte, so fest auf die bestehenden Staatsordnungen angewiesen und darin eingelebt, daß eine Abneigung gegen den Gedanken weitgehender Neuerungen oder gar völligen Umsturzes bei ihnen leicht vorauszusetzen war. Daß es aber auch in dem Beamtentum, und zwar bis in die höhern Stufen hinauf, nicht an Sympathien für die Revolution fehlte, trat uns schon aus manchen der frühern Anführungen und Bemerkungen entgegen. Auch von der Geistlichkeit der neuern Bildung konnte das gelten, von der katholischen vielleicht, der innersten Gesinnung nach, noch mehr als von der protestantischen, da bei ihr die besondern Einschränkungen ihrer Lage die Freiheitssehnsucht verschärften. „Soviel ich alte und jüngere Theologen nach modernem Schnitt habe kennen lernen, so viel Demokraten und Verteidiger der französischen Revolution habe ich kennen lernen," sagt ein schwarzsichtiger Revolutionsfeind in Reichardts Revolutionsalmanach. Der Ausdruck ist zweifellos übertrieben. Aber den Weiberhunger, durch den gewissenlose Priester und Mönche für das französische Wesen gewonnen würden, klagt auch Aloys Hofmann in seiner Wiener Zeitschrift bitterlich an, und auffällig ist der starke Prozentsatz von Geistlichen und Mönchen unter den Jünglingen und Männern, die 1792, bei Custines Einbruch in die Rheinlande, in den sofort errichteten Klubs Platz nahmen. Auch Professoren — an Universitäten oder sonstigen öffentlichen Lehranstalten — finden mir hier in ziemlicher Anzahl, und damals, wie in spätern Tagen wurde wohl die Weisheit der „Senatoren in der Republik der Wissenschaften" von Männern streng revolutionsfeindlicher Gesinnung als Quell manches Unheils bezeichnet. Studirte oder — in den weniger gebildeten Volksklassen — Halbstudirte dachte man sich bald hier, bald da als

die Verbreiter von Unzufriedenheit und gelegentliche Anstifter von Unruhe. Ein Magister spielt in Ifflands „Kokarden,“ ein Magister in Goethes „Aufgeregten,“ ein Barbier in des gleichen Dichters „Bürgergeneral“ die Wühlerrolle. Einen sehr ansehnlichen Beitrag stellten begreiflicherweise die Advokaten; von ihren Spekulationen, ihren Hetzereien u. s. w. ist oft die Rede. „Deutsche Advokaten“ (Bauernsachwalter ohne Universitätsbildung) figuriren in dem vielverbreiteten „Freiheits- und Gleichheitsbüchlein“ des „Kalendermannes“ (Steinbeck) als die Aufhetzer und Verbittrer des Landvolkes. Einem Advokaten schrieb man es zu, daß er hauptsächlich — und zwar um sich den Weg zu der damals so wichtigen Stellung eines Stadtsyndikus zu bahnen — die Unruhen in der Stadt Hildesheim angestiftet habe, demselben Advokaten Horstmann, der dann auch am Reichskammergerichte den Aufsehen erregenden Riesenprozeß der Bauern des Landes gegen die fürstbischöfliche Regierung führte. Nichts wäre leichter als die Zahl dieser Beispiele zu vermehren.

Häufiger als alles kam aber an den Gelehrten begreiflicherweise ihre schriftstellerische Thätigkeit zur Sprache, eine Thätigkeit, in der erst neuerdings neben ihnen auch Unstudirte sowie Frauen in etwas größerer Anzahl eine Bedeutung gewannen. Vorzüglich in dieser Thätigkeit äußerte sich auch der oft beklagte revolutionäre Sinn der sogenannten Schöngeister — in jenen Tagen eine Bezeichnung ziemlich für alle mit Litteratur beschäftigten, die in keinem bestimmten praktischen oder Lehrberuf standen. Man lernte die Menge von „privatisirenden Gelehrten“ als ein Element der Beunruhigung mit Sorge betrachten; man klagte, daß eine immer mehr zunehmende Anzahl von Studirenden aus Unabhängigkeitstrieb, aus Geniesucht, aus Unfügsamkeit, aus Scheu vor den Anstrengungen des Staatsdienstes, dessen Besoldungen neuerdings bei dem gesunkenen Geldwert oft nur knappen Unterhalt gewährten, außerhalb aller festen Stellungen blieben. Auf die „Freiheit der Gelehrten,“ namentlich die schriftstellerische, war schon von früher her mancher ernste oder unwillige Blick gefallen. Cette canaille de journalistes war ein Wort, das man schon um die Mitte der achtziger Jahre aus dem Munde eines Ministers gehört haben wollte. Anderseits hatte der bedachtsam freisinnige Joh. Georg Schlosser (Goethes Schwager, in badischen Diensten) den Schriftstellern zu bedenken gegeben, ob nicht die Freiheit, die ihnen mancher Mächtige einräume, mehr einer Geringschätzung ihres Einflusses, als einer Hochschätzung ihres Nutzens zu verdanken sei. Auch Brandes äußert sich rücksichtlich der frühern Zeit in ähnlichem Sinne; jetzt dagegen, nachdem an dem Ausbruche der Revolution die Macht des Schriftstellertums so furchtbar zu Tage getreten war, glaubt er an mancher Regierung eine Art von Erstarrung zu bemerken, in der sie dem Kampfe der Meinungen eingeschüchtert gegenüberstehe und auf jedes Eingreifen verzichte.

Brandes für seine Person gehörte nicht zu den Feinden eines freien Gedankenaustausches und auch nicht zu den eigentlichen Schwarzsehern. Im

Jahre 1790 stellte er das Vorhandensein einer republikanischen Schwärmerei unter den deutschen Schriftstellern in Abrede; noch zwei Jahre später bezeichnet er die ersten politischen Schriftsteller Deutschlands als frei von dem Vorwurfe, mit einer blinden Bewundrung für die französische Revolution behaftet zu sein. Aber freilich, wie wenige von den 7000 Schriftstellern, die man damals in Deutschland zu zählen glaubte, konnten denn überhaupt, zumal wenn man von einigen Staatsdienern oder einigen Universitätsprofessoren absah, als Männer von eigentlich politischen Studien und Erfahrungen in Betracht kommen! Wie groß war dagegen die Anzahl derer, die unter den jetzt gegebenen Anregungen ihre Thätigkeit auch politischen Dingen zuwendeten! Wie leicht mochten dann diese von der Zeitströmung sich fortreißen lassen und sie nun ihrerseits verstärken helfen! Schon das Bedürfnis des Erwerbs mußte begreiflicherweise bei vielen von jenen 7000 dringend genug sein, um sie dem Geschmack dienen zu lassen, der im lesenden Publikum die Mehrzahl für sich hatte. Dabei kam dann, wie schon vor der Revolutionszeit, die Zerstückelung des deutschen Bodens in eine Menge kleiner und kleinster Herrschaftsgebiete trefflich zu statten. „Wahrhafte Scharteken, die das Volk zum lauten Aufruhr auffordern — so wehklagt ein antirevolutionärer Eifrer —, finden wohl in manchem Lande keine Presse; aber in dem Lande des Nachbars dürfen sie gedruckt, rühmlich rezensiert, verkauft und ungehindert in alle deutschen Provinzen vertrödelt werden.“ Schlözer, der alte Freund der Preßfreiheit, ist doch entrüstet über die Pasquille, die von den verworfensten Menschen, ohne Nennung des Druckortes aus den infamsten Winkel- und Meucheldruckereien kleiner Herren ausgestreut wurden. Die Zensur selbst, so hören wir klagen, sei in mehreren deutschen Provinzen in den gefährlichsten Händen. Braunschweig und, Dank der Verbindung mit dem dänischen Staate, Holstein und Schleswig kannten gar keine Zensur; an andern Orten war sie wenigstens thatsächlich kaum zu spüren. So fanden sich denn scharfe Kritik der deutschen Zustände und überschwängliche Anpreisung der französischen Revolution doch keineswegs bloß auf Scharteken und Winkeldruckereien angewiesen, um zu Worte zu kommen. Nur daß etwa der Fürst, aus dessen Land oder Ländchen das kecke Wort in die Welt ausging, für die gewährte Freiheit von Zeit zu Zeit einen Tribut empfing in einem starken, ihm persönlich gewidmeten Weihrauch; höhnisch wiesen wohl die Gegner darauf hin, wie in so mancher beredten Schilderung ganz Deutschland und seine Regierungen als Sitze des Ärgernisses, immer aber ein Land als Stätte des Heils, ein Fürst und seine Regierung als Muster der Tugend gepriesen würden — Fürst und Regierung des Landes, wo Schriftsteller und Drucker ihre Thätigkeit ausübten. Wie viel des Süßen und Schmeichelhaften bekam nicht von Joachim Campe und dessen Mitarbeitern Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu hören, allerdings ein aufklärungsfreundlicher Herr, aber auch derselbe, dem es durch eine seltsame

Ironie des Schicksals bestimmt war, an der Spitze des Heeres zu stehn, durch das der große, mit so argem Verruf belegte Kampf des monarchischen Europa gegen das revolutionäre Frankreich eröffnet wurde.

Als Gegenstand eines eignen Interesses hebt sich aus der Schriftstellerwelt des damaligen Deutschlands derjenige Kreis hervor, der sich uns vergegenwärtigt, wenn wir von den großen Dichtern und Denkern dieser Tage reden hören. Ich meine jene Träger unsrer literarischen Herrlichkeit, deren Sinnen und Schaffen, ohne sich den staatlichen Verhältnissen durchaus zu entziehen, doch bisher ganz vorzüglich auf dem Felde der Kunst und der philosophischen Forschung sich bewegt hatte. Sehr nachdrücklich ist dabei zu bedenken, welch eine große Menge der Gebildeten in Deutschland damals aus dem Kreise dieser Männer ihre hauptsächliche Anregung für Beurteilung menschlicher Angelegenheiten überhaupt erhielt und ganz in ihre Anschauungsweisen einging.

Nun weiß man wohl, wie in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unter den deutschen Dichtern sich viele in einer freien, ja trotzigen Haltung gegenüber den bestehenden Verhältnissen und Gewalten, in lebhaften Kundgebungen des Gefühls für das Drückende und Vernunftwidrige in Staats- und Gesellschaftseinrichtungen gefallen hatten. Daß ein solcher Zug jetzt einen Bürger, einen Schubart u. a. leicht den Revolutionsenthusiasten zuführte, begreift sich gar wohl. Recht im Gegensatz hierzu war Goethe, nachdem er aus dem Sturm und Drang früherer Jahre die harmonische Ruhe seines geistigen Wesens davongetragen hatte, nicht in der inneren Verfassung, sich mit den Wirrsalen und Formlosigkeiten der gewaltigen politischen Bewegung zu befreunden. Ohne sich in einen leidenschaftlichen Eifer dagegen zu setzen und ohne sich gegen das zu verschließen, was er auch aus diesem furchtbaren Schauspiele sich zur Bereicherung seiner Einsicht in menschliche Dinge dienen lassen konnte, blieb er doch dem Charakter der Bewegung selbst entschieden abhold, und einige seiner kleineren Nebenarbeiten richteten ihre Spitzen ausdrücklich gegen das Treiben der Wühler und Revolutionsfreunde. Lebhafter war die Gegnerschaft bei einigen weichen, zart empfindlichen Gemütern. Angesichts der Schonungslosigkeit, mit der die Revolution über tausend individuelle Gestaltungen, über Pietätsverhältnisse und Poetisch-Ehrwürdiges hinwegging, mußte ein Claudius, ein Gleim, den schon seine altpreußische Gesinnung gegen den neuen Enthusiasmus absperrte, sich angewidert fühlen. Die größte Aufmerksamkeit zog Friedrich von Stolberg auf sich. Einst als ein poetischer Tyrannenhasser von vorzüglicher Kraft bekannt, begrüßte er auch die Anfänge der Revolution mit einem: Macte virtute nova! Bald aber fand er, daß man es da doch nur mit den alten Franzosen zu thun habe, und geriet nun, von Abscheu und Widerwillen weiter und weiter getrieben, in jene Sinneswandlung, die selbst das starke Freundschaftsband zwischen ihm und Voß zerriß und ihn schließlich der katholischen Kirche in die Arme führte.

Meist aber zeigte sich denn doch in dieser Klasse von Geistern eine andere Art, sich zu der französischen Revolution zu verhalten, als die vorherrschende. Indem sie jetzt, von dem Zuge der Zeit ergriffen, sich mit erhöhter Teilnahme auf Politisches einließen, traten für sie begreiflicherweise auch hier Ideale und allgemeine Prinzipien leicht in den Vordergrund. Mehr in diesen lebend, als mit politischer Fachbildung und Erfahrung ausgerüstet und beschäftigt, fanden sie in dem Unternehmen der Franzosen, aus der reinen Durchführung der obersten, durch die Weisheit der Zeit gegebenen Sätze ein Verfassungswerk für eine Nation von fünfundzwanzig Millionen hervorgehen zu lassen, an und für sich außerordentlich viel des Anziehenden und Imposanten. Gegen die Frevel und Übel der Revolution sich zu verblenden, waren sie weit entfernt; vor allem waren sie aber doch erfüllt von der Größe der hier zu lösenden Probleme. Blicken wir in die berühmten politischen Abhandlungen Kants, die von allem, was unsre großen Philosophen auf Veranlassung der französischen Revolution ans Licht gegeben, immer das stärkste Interesse erregt haben*). Sie bewegen sich, ohne irgend auf das Einzelne in den Vorgängen näheren Bezug zu nehmen, ganz in dem Gebiete allgemeiner Spekulation. Hier stellen sie nun über unantastbare Menschenrechte, über die Beziehungen, in denen eine Ungleichheit unter den Menschen unzulässig sei, über Selbstbestimmung des Volkes, über die Notwendigkeit einer Trennung zwischen ausführender und gesetzgebender Gewalt, Sätze auf von sehr weitreichender Art und sehr ähnlich gewissen obersten Sätzen, die in der französischen Revolution eine beträchtliche Rolle gespielt haben. In dieser Revolution selbst erblickt Kant eine Bürgschaft für den beständigen Fortschritt der Menschheit und drückt die Überzeugung aus, daß das Bestreben nach Herstellung einer den Vernunftprinzipien entsprechenden Verfassung, auch wenn es jetzt scheitere, doch nie ruhen und, auf Grund wiederholter Erfahrungen, zu irgend einer Zeit zu einem Ergebnis führen müsse, das die Bemühungen belohne. Wie aber doch Kant sich auf einem andern Boden bewegt als Viele, die ihn nach derartigen Aufstellungen für den Ihren hätten ansehn können, beweist vor Allem seine mit äußerster Schroffheit ausgesprochene Verwerfung jedes Insurrektionsrechtes. Diese Verwerfung ist für ihn die notwendige Konsequenz der selbständigen Macht und Gewalt, womit der Staat, sein Gesetz und sein Oberhaupt, zur Durchführung der ihnen und nur ihnen eigenen Bestimmung, in und über die

*) Allerdings rühren mehrere aus einer Zeit her, wo infolge der Schreckensherrschaft und der unerquicklichen weiteren Entwickelung der französischen Ereignisse die Teilnahme der Deutschen an diesen Ereignissen manches von ihrem früheren Charakter verloren hatte. Da aber der Inhalt der Abhandlungen in der Hauptsache sicherlich kein andrer sein würde, auch wenn sich Kant schon in den Jahren, mit denen wir uns hier beschäftigen, ausführlicher über die betreffenden Fragen ausgesprochen hätte, so glaube ich wohl auf sie für meinen Zweck Bezug nehmen zu dürfen.

menschlichen Dinge gestellt ist. So scharf und streng der Philosoph die Grenzen zu ziehen sucht, innerhalb deren sich die obrigkeitliche Gewalt, gegenüber dem Recht und der Freiheit des Einzelnen, zu halten hat, so ist ihm doch jede Aufwiegelung und jeder Aufstand, auch wenn die Obrigkeit diese Grenzen überschritten und den ursprünglichen Vertrag verletzt hat, das Unberechtigtste von allem und das strafbarste Verbrechen in dem gemeinen Wesen.

Was uns aber ferner als ein charakteristischer Zug an vielen unsrer damaligen Dichter und Denker und derer, die in ihrer Sphäre lebten, entgegentritt, das ist „jene hohe Achtung vor jedem Keime des Lebens im Kopfe und Herzen, die ihnen zum menschlichen Ideale gehörte," jenes „Bedürfnis einer weisen Schonung gegen Meinungen, Empfindungen und Einrichtungen, die einen Keim von Menschenwert enthielten, der der Entwickelung würdig wäre." (Chr. G. Körner.) Was daraus hervorging, war einesteils, daß man in nichts so einmütig zusammenstimmte als in dem Verlangen nach einer weitreichenden Freiheit für den Ausdruck jeder Meinung, sodann aber auch, daß viele aus einer Art unparteiischer Beobachterrolle herauszutreten sich scheuten. Man sah, nach einem Ausdruck Wielands, die französischen Verfassungskämpfe wie ein höchst interessantes Drama an sich vorübergehn, das die französische Nation auf ihre Kosten der Welt zum Besten gebe; indem man mit Spannung der Entwickelung entgegenharrte, hielt man mit dem Urteil über die grellen Erscheinungen zurück in einer Weise, die von Fernerstehenden leicht als eine schüchterne Billigung aufgefaßt werden konnte. Noch im Jahre 1793 führt eine Flugschrift diesen Gesichtspunkt den Anklägern der blutigen französischen Auftritte zu Gemüte. „Selbst der größte Künstler," sagt sie, „wird sein Kunstwerk nicht gerne eher beurteilen lassen, bis es vollendet ist, ja er kann dieses Zurückhalten des Urteils mit vollem Rechte von Jedem fordern, der die Miene eines billigen Beurteilers annimmt. Sollte nicht die französische Nation bei der Beurteilung eines so großen Kunstwerkes, wie die Begründung einer neuen Staatsverfassung ist, gleiche Billigkeit von uns Deutschen zu fordern berechtigt sein?"

Einer verwandten Sinnesweise begegnen wir bei einem Blick in den Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Körner empfand sichtlich einen sehr lebhaften Drang, sich in den politischen Meinungsstreit schriftstellerisch einzumischen. Dann aber glaubte er doch, „das Feuer, welches jetzt brenne, als das Werk einer höheren Hand ehren und weder Öl noch Wasser hineingießen zu sollen." Nicht minder bezeichnend sind die Beratungen der beiden Freunde über den Gedanken Schillers, in dem Prozeß Ludwigs XVI. eine öffentliche Verteidigungsschrift an den französischen Konvent zu richten. Für Schiller liegt ein Hauptreiz der Aufgabe in der Hoffnung einer guten Wirkung nach beiden Seiten, da man, als Verteidiger eines Königs, auch dem Monarchen

gewisse Wahrheiten freier und mit besserem Erfolg als ein andrer zu hören geben könne. Körner aber ist voller Bedenken gegen das Vorhaben des Freundes, Bedenken zum Teil von solcher Art, als ob es hier nicht auf einen frisch zu wagenden Versuch in einem brennenden Handel, sondern auf möglichst sichre Berechnung einer dauernden Wirkung allgemeiner Art, wiederum fast wie bei einem Kunstwerk ankomme. Und wie wenig in der That Schiller für seine Person im Sinne haben mochte, sich bei Ausführung seines Vorhabens durchaus nur auf eine Seite zu stellen, dafür spricht wohl noch dies, daß er ja nur einige Wochen vorher sich den Gedanken durch den Kopf hatte gehen lassen, in dem zur Republik gewordenen Frankreich sich selbst sein Glück und einen Ersatz für die Aussichten auf eine kurmainzische Anstellung zu suchen, die ihm durch die französische Einnahme des linken Rheinufers verloren gegangen waren. Frau von Stein war über die damalige Stimmung in dem weimarischen Kreise nichts weniger als erbaut und fragte noch im Dezember 1793 — als in Paris der Schrecken auf die Höhe stieg —, ob Schiller jetzt wohl bekehrt sei und ob man jetzt die Männer des Nationalkonvents Räuber nennen dürfe, ohne daß er sich darüber entsetze?*)

Nur nach einer Seite hin waren diese Fürsprecher der freiesten Geistesentfaltung entschieden Partei zu ergreifen gewöhnt: gegen die, die man seit lange als die Feinde eben dieser geistigen Entfaltungsfreiheit selbst hatte verabscheuen lernen. Diese aber, die Pfaffen, die notorischen Despotenknechte, die eigensüchtigen Nutznießer und Beschützer alles Mißbrauchs, standen denn doch jetzt alle in der Anfeindung des revolutionären Frankreichs voran. Schon die Besorgnis, in ihre Gesellschaft zu geraten, oder das Bedürfnis, sich von ihnen scharf abzuheben, mußte bei manchem, bewußt oder unbewußt, darauf hinwirken, daß er so lange als irgend möglich den Glauben an die Revolution und ihr Gelingen aufrecht hielt. Gab man diesen Glauben auf, welche Aussichten eröffneten sich dann? Der junge Genz, damals ein eifriger Kantianer, schrieb im Dezember 1790: „Das Scheitern dieser Revolution würde ich für einen der härtesten Unfälle halten, die je das menschliche Geschlecht betroffen haben. Sie ist die Hoffnung und der Trost für so viele alte Übel, unter denen die Menschheit seufzt. Sollte diese Revolution zurückgehn, so würden alle diese Übel zehnmal unheilbarer. Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung, der Vernunft zum Trotz, eingestehn

*) Vielleicht daß sie denn doch, in der Hitze des Wortwechsels, manchen übertriebenen Eindruck bekommen und in Schiller mehr, als recht war, einen entschiedenen Revolutionsfreund erblickt hatte. Die Nachricht der wirklich geschehenen Hinrichtung Ludwigs XVI. regte auch Schiller im tiefsten auf. Ungefähr von da an mag er bestimmter von den politischen Bestrebungen der lebenden Generation seine Hoffnung abgewendet haben und zu der Sinnesweise gekommen sein, in der ihn schon auf seiner schwäbischen Reise 1793 seine Freunde kennen lernten.

würde, daß die Menschen nur als Sklaven glücklich sein können, und wie alle kleine und große Tyrannen dieses furchtbare Geständnis nutzen würden, um sich für das Schrecken zu rächen, das ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hatte.“ Ganz im ähnlichen Sinne äußerte sich noch während der ersten Hälfte des Jahres 1792 eine Stimme im Neuen Teutschen Merkur: „Würde die neue Konstitution in Frankreich vernichtet, so würden manche Despoten der Erde kein Bedenken tragen, Europens Völker soweit als es möglich ist, in die Unwissenheit und Barbarei hineinzustürzen, worin der Despotismus viele ehemals so kultivirte Länder von Asien, Afrika und Europa, und besonders das schöne Griechenland hineingestürzt hat.“

Alle Schrecken einer Krisis nach Art der französischen, alle Gefahren, die für andre Länder daraus erwuchsen, mußten gegen eine solche Gefahr in den Hintergrund treten.

Wiener Litteratur.

Marie von Ebner-Eschenbach läßt in ihrem „Gemeindekind“ den Schulmeister zu Pavel in der Eile des Abschieds auf dem Bahnhofe sagen: „Meine letzten Worte, lieber Mensch, merk sie dir! präge sie dir in die Seele, ins Hirn. Gieb acht: wir leben in einer vorzugsweise lehrreichen Zeit. Nie ist den Menschen deutlicher gepredigt worden: seid selbstlos, wenn aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb, aber ich sehe, das ist dir wieder zu hoch — anders also! In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sichs schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller des Nachbars leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbars den Appetit verderben — dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst. Darum sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich giebt.“ Diese Worte, die ganz zweifellos nicht bloß die Gesinnung des Schulmeisters, sondern auch die der Dichterin selbst aussprechen, sind sehr merkwürdig, nicht etwa bloß deshalb, weil sie auch sozialistisch angehaucht sind und den Bestrebungen auf dem Gebiete sozialer Reformen beistimmen, sondern weil sie ein Lob unsrer Zeit enthalten. Ja, ein Lob, und

deswegen merkwürdig! Die große Mehrzahl unsrer Schriftsteller gefällt sich ja darin, die Miene des Strafrichters anzunehmen; Männern, denen persönlich nicht weniger als ein idealer Lebenswandel nachgerühmt werden kann, schwingen die Geißel der Satire gegen ihre Zeitgenossen und dünken sich erhaben in ihrem Berufe. Nie hat es eine Zeit gegeben, die in gedankenloser Unzufriedenheit mit sich selbst sich so sehr selbst verhöhnte und zerfleischte wie die unsrige, und da klingt so ein Ton der Zustimmung, der Anerkennung aus dem Munde einer großen und reinen Frauenseele, wie die Ebner eine ist, fremd, neu, überraschend, erhebend, aber auch zugleich nüchtern und wahrhaft. Der Pessimismus, die Philosophie unsres ideallosen Jahrhunderts, hat nachgerade widerliche Formen angenommen. Jeder öde Kopf, der sich in eine Kaffeehausecke setzt, durchs Fenster beobachtet, was auf der Straße vorgeht, und in Ermangelung des Witzes trübselige oder boshafte Glossen macht, hält sich für einen erhabenen Pessimisten, berufen, die Menschheit züchtigend zu bessern. Weil ihm die Liebe fehlt, sieht er auch lieblos und übersieht mit der Hartnäckigkeit der Gedankenarmut die Güte, die selbst auf der Straße liegt. Wirklichkeit und Schlechtigkeit fällt für diese Leute in einen Begriff zusammen. Die Ebner aber, die auch von diesen Herren als eine „Realistin" untadelhafter Art anerkannt wird, besitzt etwas, was sie turmhoch über diesen Straßenpessimismus und Gossenrealismus hinaushebt: eine hohe sittliche Gesinnung. Sie fühlt sich auch als litterarischer Mensch nicht des Gebotes der Nächstenliebe entbunden; selbst wo sie strafen will, versöhnt sie durch ihren Humor, und die Grenzen der Schönheit überschreitet sie niemals. In der „Unverstandenen auf dem Dorfe" legt sie einem andern Schullehrer in zwei Sätzen ihre ganze Ethik in den Mund, indem sie von ihm sagt: „Er hatte keinen Ehrgeiz, oder den größten, den, keinen zu haben. Auf dem Dorfe wollte er seine Laufbahn beginnen und enden und sie für eine siegreich zurückgelegte halten, wenn er einst die Kinder der Kinder, die jetzt auf den Schulbänken saßen, um einen Schritt vorwärts gebracht sähe. »Vorwärts in der Einsicht, die zur Pflicht führt, zur Strenge gegen sich selbst und zur Verachtung der feigen, trägen Schläfrigkeit im Denken und im Thun,« rief er und in seinen blauen Augen glomm ein Lichtstrahl auf. »Es giebt eine Entwicklung des Menschen, einen Fortschritt zum Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieses Glaubens werde ich kämpfen«." Diese Ethik kann allerdings weder auf dem Boden des Empirismus, noch des rohen, die Wirklichkeit schlechtweg abschreibenden Realismus erwachsen; sie begreift und schafft nur ein starker Mensch, eine schöpferische Natur, die sich nicht bloß zum Zuschauen, sondern auch zum Mitwirken an den Aufgaben unsres Geschlechts berufen fühlt. Mitwirken aber kann der einseitig realistische oder gar naturalistische Dichter, der doch immerfort nur tadelt, nur die Schwächen aufweist, ohne den Weg zu zeigen, geschweige denn

zu bahnen, den wir zu wandeln haben, nur in sehr geringem Grade. Künstlerisch mitzuwirken vermag nur derjenige Künstler, der der Phantasie seiner Zeitgenossen Ideale giebt, die sie lieben können, und die sie durch die Liebe sich zum Eigentum machen. Darum ist es nur folgerichtig, wenn die Ebner parallel mit ihren humoristischen oder satirischen Bildern der Gesellschaft auch mustergiltige Charaktere schafft, die wir lieben müssen, ohne daß sie dabei — und das ist eben ihre Kunst — die Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschritte oder unser Wirklichkeitsgefühl verletzte. Ein solcher idealer Charakter ist gleich das Gemeindekind selbst, das sich in hartem Kampfe mit der gemeinen Bauernschaft, mit der Armut, mit den hartnäckigsten Vorurteilen der Umgebung gegen das Kind eines Gehängten zur Selbständigkeit und zur allgemeinen Achtung durcharbeitet. Ein solches Ideal ist der Kreisphysikus in der gleichnamigen Novelle, der sich mit einem ihm unbewußt guten Kern aus der Befangenheit jüdischer Nützlichkeitsmoral zu rein evangelischer Selbstlosigkeit und thatkräftiger Nächstenliebe läutert. Ein solches Ideal ist Lotti die Uhrmacherin, ist die wahrhafte Bozena, ist die Hofrätin im „Kleinen Roman" u. s. w. Es muß auf diesen positiv idealistischen Geist der Dichtungen der Ebner mit umsomehr Nachdruck verwiesen werden, als gerade ihre lebhaftesten Verehrer ihren „rücksichtslosen Realismus" hervorzuheben pflegen. Sie aber macht sich, so oft sie kann, über den Realismus lustig. So in folgender Stelle des „Gemeindekindes", am Schlusse der Schilderung von Virgils, des verkommenen Gemeindehirten und Pavels Pflegevaters, Wohnung: „So diente denn der Flur als Aufbewahrungsort für die magern Vorräte an Getreide und Brot, für Virgils nie gereinigte Stiefel, seine Peitsche, seinen Knüttel, für sein schmutzfarbenes Durcheinander von alten Flaschen, henkellosen Körben, Töpfen und Scherben, würdig des Pinsels eines Realisten." Und noch nachdrücklicher in der merkwürdigen Novelle „Ein Traum," die ihr neuestes Buch: Miterlebtes (Berlin, Paetel, 1889) enthält. Der erzählende Maler steht mit der traumbefangnen Gräfin vor dem Gemälde ihres tragischen Enkelsohnes und spricht: „Das ist das beste, das steht mir höher als manches vielgerühmte Werk der neuen Schule. Möchte wissen, in welche Kategorie die Alleskenner und Nichtskenner den einreihen, der das gemalt hat. Ein Idealist? Ihr Herren! seht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwischen einem Soldaten und einem Matrosen, um welche ein neugieriges Publikum sich schart. Und nun die Ausführung! Wessen ist sie? Eines Realisten? Nein, eines Künstlers, dem das Häßliche und Rohe widerstrebt, und der dennoch die Wahrheit darstellt, die höchste, in den Gluten seiner Feuerseele geläuterte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in der Wirklichkeit schwerlich mit ansehen möchten, ein unvergeßliches Kunstwerk." Bei der grenzenlosen Verrohung des Geschmacks, die unsre Realisten sich im Namen der Wahrheit erlauben zu dürfen glauben, können solche goldne Worte von einer auch von ihnen an-

erkannten Künstlerin nicht oft genug wiederholt, nicht weit genug verbreitet werden. Die Ebner hat auch ihre eignen künstlerischen Grundsätze in diese Worte zusammengefaßt: nie verletzt sie die Schönheit durch die Wahrheit. Ein Kunstverstand von seltner Kraft leitet sie auf allen ihren Wegen, nie war er bewundrungswürdiger als gerade in den Novellen ihres letzten Buches „Miterlebtes.“

Die erste, „Wieder die Alte,“ hinterläßt den Eindruck, als wollte die Dichterin ihren in feigem Pessimismus und in unfruchtbarem Groll sich gefallenden litterarischen Zeitgenossen den Standpunkt klar machen, als wollte sie zeigen, was sie für die Pflicht ernsthafter Menschen hält. Sie greift hinein in die Alltäglichkeit des großstädtischen Lebens, wählt ein Motiv, das allbeliebt ist, zumal bei den sogenannten Realisten, aber sie führt es in ihrer eignen Weise durch. Ein reicher Mann, ein gebildeter Epikureer, wie sie unsre Salons füllen, liebt ein armes Mädchen, eine Lehrerin, Claire Dubois, die verwaiste Tochter eines französischen Tanzmeisters. Ein prächtiges Geschöpf! Tapfer, ehrenhaft und auch sehr hübsch. Sie plagt sich jetzt, um die in der Krankheit ihrer Eltern aufgehäuften Schulden zu bezahlen. Es würde ihr kein Mensch was anhaben können, wenn sie es nicht thäte, aber sie läßt sichs nicht nehmen. Claire lebt von ihrer Heiterkeit, von ihrem glücklichen Temperament, denn wo sie hinkommt, verbreitet sie Sonnenschein, und in den Häusern der Reichen, des beschäftigungslosen Adels, herrscht die öde Langeweile des Müßiggangs. Arnold Bretfeld, ihr verliebter Freier, ist ein Genußmensch der feinsten Sorte. Ursprünglich hat er Tonsetzer werden wollen; aber bald hat er die Erkenntnis gewonnen, daß ihm zum Erfolge als Komponist eigentliche Schöpferkraft fehle; er ist stolz und klug genug gewesen, nach dieser Erkenntnis das vergebliche Haschen und Jagen nach dem Erfolge aufzugeben, und hat sich damit begnügt, sich zum Musikgelehrten auszubilden. Seine steinreiche Familie, die aus lauter Geschäftsmenschen besteht, hat sich in seinen Willen gefügt, ihm genügende Mittel für seine kostspieligen Liebhabereien zur Verfügung gestellt: es schmeichelt ihr, den berühmten Musikkenner zum Bruder und Neffen zu haben. Allein als Arnold mit seiner Absicht, die arme Tanzmeisterstochter zu heiraten, vor die Geldmänner tritt, da hört ihnen der Spaß auf! Dazu haben sie sich den Luxusbruder nicht auferzogen, und in unbeugsamer Weise erklärt ihn das Haupt der Bretfelds für enterbt, wenn er die arme Claire heirate. Und nun geschieht, was man von einem Salonhelden nicht anders erwarten kann: er verläßt Claire. Zum Glück hat das arme Mädchen an einer merkwürdigen alten Baronin eine, nicht materielle, die braucht sie nicht, sondern eine moralische Stütze. Diese Baronin ist durch schweres Unglück, durch den Leichtsinn ihres Mannes, um ihr ganzes schönes Vermögen gekommen. Jetzt ist der einst flotte Husarenoffizier blödsinnig geworden, und Karoline ist Kravattenmacherin geworden, um sich und ihn zu ernähren. Sie lebt mit diesem und mit Claire

zusammen, der sie im Laufe der Jahre eine wahre Mutter geworden ist. Karoline ist ein Wesen von ganz eigentümlicher Größe. Eine herbe Hoheit spricht aus ihr. Sie hat soviel Kummer und Enttäuschung miterlebt, daß ihr „pessimistischer Skeptizismus," zu dem sie sich bekennt, ganz natürlich ist. Sie ist mißtrauisch gegen jedermann, den sie nicht schon lange Zeit beobachtet hat, sie haßt alle Formeln der gesellschaftlichen Höflichkeit, sie ist das gerade Gegenteil von Liebenswürdigkeit, ehrlich und wahr bis zur Grobheit. Wenn Claire müssig zu Hause ist, liest sie der alten Freundin aus irgend einem schweren philosophischen Werke vor: mit so kräftiger Geistesnahrung erfrischen sich die beiden Frauen, die jede zur schweren Arbeit verpflichtet sind, ohne von Jugend auf daraufhin erzogen worden zu sein. Karoline ist vom ersten Augenblicke an gegen die Liebschaft ihrer „Pflegetochter," wie sie Claire nennt, gewesen; sie ist überhaupt gegen jede Heirat, eine Folge ihres grundsätzlichen Pessimismus; Kinder zur Welt bringen, heißt nur das Elend der Welt vermehren. Sie sagt das dem verliebten Arnold in Clairens Abwesenheit rundweg ins Gesicht, und als er einwendet: „Sie warnen mich, meine menschlichen Bestimmungen zu erfüllen, dem Gesetze der Natur zu folgen?" da zürnt sie: „Die Natur! Berufen Sie sich auf die! Die Natur, die uns betrügt, die jeden einzelnen von uns an den glühenden Ketten der Leidenschaft hinschleift zu ihren Zielen, um uns dort elend verkommen zu lassen, die Natur, ein schlafender Dämon, der die Welten zusammenträumt — ein rätselhaftes Ungeheuer, unergründlich schlau, grenzenlos grausam — manchmal unsäglich blöde. Ja, die Natur — der Natur muß man folgen!" Sie läßt ihre Hände, die sie an die Schläfen gepreßt hat, an das Gesicht herabgleiten und drückt sie nun, fest verschränkt, an die Brust. „Man muß nicht," spricht sie nach einer Weile ruhig und eindringlich, „wenigstens nicht, ohne sich zur Wehre gesetzt zu haben. Man muß niemals thun, was alle thun." Allein die beiden jungen Leute hören nicht auf die Worte der weisen Frau, und Karoline ist zum unthätigen Zuschauen gezwungen, bis die Katastrophe kommt, bis sich der Charakter Bretfelds in seiner Schwäche offenbart. Karoline ist gar nicht überrascht davon, sie selbst hat ihn mit haarscharfer Kritik dahin gebracht, sich klar über sich selbst zu werden, zu erkennen, daß er die Vorteile des Reichtums nicht vermissen und sie durch die entbehrungsreiche Ehe mit dem armen Mädchen nicht ersetzt fühlen kann; mit einem traurigen Gefühle der Befriedigung sieht die Skeptikerin ihre Voraussicht bestätigt. Aber nun, da Claire aus Gram über die Enttäuschung so lebensunlustig geworden, wie sie früher unternehmend gewesen ist, nun ist es an Karoline, ihre Philosophie zu Ende zu führen: „Und was treibt dich aus der Welt? Ein Glück, das in deinem Falle allerdings ein ganz unerhörtes gewesen wäre, ist dir nicht zu Teil geworden. Aber du hattest auf das Unerhörte gebaut, es angesehen als ein dir zukommendes; du fühlst dich in deinem Rechte gekränkt und gehst aus dieser ungerechten Welt. Sieh dich um bei

deinen Berufsgenossinnen — wie viele von ihnen haben ein dem deinen mehr oder minder ähnliches Schicksal nicht gehabt? Wie viele haben ein schlimmeres erfahren? Nun, sie leben, sie leisten, sie tragen die eigne Last, und wenn es sein muß, wohl auch die andrer, die minder beladen, aber schwächer sind als sie. Du wandelst gleichgiltig an ihnen vorüber — ich sage dir, beuge dich vor jeder, jede von ihnen ist mehr als du! Du lässest die Hände sinken, ehe die Zeit zur Rüste gekommen; du hättest hier noch manches zu thun, deine Aufgabe ist noch nicht erfüllt, ein heiliges Versprechen noch nicht eingelöst; aber gleichviel — du gehst und — kannst gehen." — „Karoline!" ruft das Mädchen mit inbrünstigem Flehen um Schonung. — „Und kannst gehen!" wiederholt die alte Frau unerschütterlich. „Ich bin da. Ich habe noch Kraft übrig für deine Aufgabe (die Elternschulden zu tilgen), die meine ist gethan. Komm, überzeuge dich." Und sie führt sie vor die Leiche ihres kurz vorher verschiednen schwachsinnigen Gatten: ein Antlitz voll Schönheit. „Ich hätte dich eigentlich nicht hierher führen sollen, der Anblick ist nicht angethan, vom Tode abzuschrecken. Aber glaube mir, so kommt er denen nicht, die sich ihn erzwungen haben. Claire" — sie legt den Arm um ihre Schutzbefohlene und zieht sie an ihre Brust — „nicht zu hastig, liebes Kind, warten wir in Geduld, bis sie kommt, die große Stunde, vielleicht tritt sie auch uns so freundlich an wie den! Was meinst du?" Das Mädchen richtet sich an ihrer Freundin empor, und es ist etwas von dem heiligen Mute der Märtyrer in dem Tone, in welchem sie spricht: „Ich wills versuchen." Und in der That, es gelingt ihr. Nach einiger Zeit ist Claire die alte wieder und thut ihre frei gewählte Pflicht.

So sieht der Pessimismus der größten lebenden Dichterin der deutschen Gegenwart aus. Daß sie Pessimistin ist, steht außer Zweifel, denn sie giebt der alten Baronin in der Hauptsache Recht; aber sie schmiedet daraus keinen gemeinen Haß gegen die Menschen, sie warnt vor der feigen Verzweiflung. Werft nicht die Flinte ins Korn! ruft sie uns zu, greift in euer eignes Herz, erinnert euch eurer Menschenwürde, ihr steht über der Natur, ihr habt eine Kraft im Busen, die die Natur nicht kennt: die Kraft der Sittlichkeit, thut eure Pflicht, und es läßt sich leben. Jeder andre moderne Realist hätte aus dem Schicksale Claires, die sich ohne Gnade hätte umbringen müssen, eine gewaltige Anklage gegen die gemeinen Menschen geschmiedet, Fräulein Marriot, von der wir noch sprechen werden, zu allererst. Die Ebner ist vornehmer, sie kann der Liebe nie entbehren, und darum ist sie auch als Dichterin so groß. Wie hoch steht dieser erhabene Pessimismus über den sogenannten „Entrüstungspessimismus" des Norwegers. Die Kunst in dieser Novelle ist nicht minder bewunderungswürdig als ihr Gehalt. Alle Figuren stehen in runder Körperlichkeit vor uns. Wieviel ist geschehen, um Bretfeld in aller Schwäche liebenswürdig zu machen! wie köstlich sind die Einblicke, die uns die Erzählerin in das gelangweilte Grafenhaus Meiberg, wo Claire Unterricht giebt, erteilt!

Alle diese Menschen sind in ihrer humoristischen Beleuchtung so lebensvoll geschaffen, als wären sie der letzte Zweck der Erzählung. Ebenso gelungen ist das Bild der Bretfeldischen Familie, und das Meisterstück ist die Baronin Karoline, der Philosoph, der selbst eine poetische Gestalt werden mußte. Echt Wiener Kolorit umhüllt die ganze Erzählung.

Aus derselben Gesinnung ist die zweite, kürzere, aber poesiereiche Novelle des Buches: „Ein Traum“ entstanden. Die Gräfin v. T. hat das denkbar größte Leid erfahren, das eine Mutter erfahren kann: sie hat ihren Sohn verloren, ihre zwei Enkelsöhne, und deren Mutter ist zu Paris verdorben. Der sittliche Untergang der letztern hat den Tod des Mannes zur Folge gehabt; der eine Enkelsohn, ein hoffnungsvoller Maler, ist im Duell gefallen, das er herausgefordert hatte, weil die Ehre seiner Mutter angegriffen worden war. Er wußte nicht, daß nichts zu retten war. Der andre ist auf einer Gemsjagd gefallen. Die alte Gräfin, eine Greisin von fast überirdischer Schönheit, hat alles das erleben und überleben müssen. Aber das Schicksal hat Erbarmen, die Gräfin ist zeitweilig geistesabwesend, sie führt stundenweise ein Traumleben, sie verliert da ihr Gedächtnis, und dann geht sie nachtwandlerisch im Schlosse, das einsam in einer fruchtbaren Gegend Mährens gelegen ist, einher und erwartet die Wiederkehr ihrer Kinder. Zur Abendstunde muß das Schloß taghell beleuchtet sein, damit sie nicht, wie es einmal geschehen ist, von den Ankommenden überrascht werde. Vormittags pflegt die Gräfin bei klaren Sinnen zu sein und dann schwermütig zur Schloßkapelle zu wandern, um an der Gruft ihrer Kinder zu beten. Gegen ihre Diener und Nachbarn ist sie von der thätigsten Liebe erfüllt, und man verehrt sie scheu, da der Arzt sie doch nicht für geisteskrank hat erklären wollen.

Dieses erhabne Bild, worin der höchste Schmerz durch Schönheit gebändigt erscheint, ist in kunstvoller Weise dargestellt. Ein Maler, den schlechtes Wetter und Fehlgehen zufällig ins Schloß verschlagen haben, erzählt die Geschichte. Er hat das richtige Auge für die Greisenschönheit, für die traumhafte Stimmung, er ist als Künstler mehr begabt, über die tragische Gestalt zu urteilen, als der junge Irrenarzt, den die Verwandten der Gräfin zum ständigen Begleiter der Kranken gemietet haben, und der in seiner jugendlichen Ungeduld als Gelehrter sich bei dem einfachen Fall langweilt. Der Arzt fühlt sich überflüssig und wird durch den Zwang seiner Stellung sogar sehr unliebenswürdig: ein vorzüglicher Gegensatz zu dem Maler, der voller Teilnahme zwölf Stunden im Schlosse der Gräfin verbringt.

Den Schluß des Buches füllen zwei muntere, feine Kleinigkeiten von echt wienerischer Färbung, „Der Muff,“ worin sich die Dichterin selber in ihrem Verkehr mit ihrem Mann, dem General a. D. Ebner-Eschenbach zeichnet; dann „Die Kapitaſtinen,“ eine Humoreske, die wohl mit der älteren berühmt gewordnen „Die Freiherren von Gemperlein“ den Vergleich aushält.

Weder zu dieser Höhe der Weltanschauung noch zu dieser geläuterten Kunst der Ebner hat sich die um eine Generation jüngre „Emil“ Marriot in ihrem „Roman aus den bürgerlichen Kreisen“: Die Unzufriednen (Berlin, Freund und Jeckel, 1889) erhoben. Mitleid mit der armen und leidenden Menschheit ist die Seele des Pessimismus der Ebner, ihr Ich hat sich erweitert zum Ich der Gesamtheit, der allgemeinen menschlichen Natur, und weil sie voll von Nächstenliebe ist, dient sie auch der Schönheit, denn nicht verletzen, nicht peinigen, sondern erheben und trösten will sie den Leser, und weil ihre Seele so klar und so groß ist, darum hat sie auch den Humor gefunden, jenen Triumph des freien, kraftvollen Genius, der das Kleine klein, das Große groß zu schauen weiß. Emil Marriot findet sich noch im Gegensatz zu einem großen Teil der Menschheit, Haß und Entrüstung und Verachtung haben ihr die Feder in die Hand gedrückt, schonungslos geht sie den Menschen zu Leibe. Darum kennt sie auch die Schönheit nicht, darum denkt sie beim Schreiben nicht an den Leser, dem sie kein Leid erspart, das sie selbst erlitten hat, darum hat sie auch keinen Humor, denn sie ist selbst noch vielfach befangen in den Leidenschaften, die sie geißelt, darum peinigt und quält sie uns, anstatt uns zu führen und zu erheben. Ihr ist es nur um die Satire zu thun, um die ethisch-kritische Wirkung. Sie steht in den Dingen, nicht frei darüber. Auch sie führt Schopenhauer im Munde, aber wie so viele, hat sie sich wohl seine weltschmerzlichen, nicht aber seine ästhetischen Lehren zu eigen gemacht. Man muß aber auch billig sein und bei dem Vergleiche der zwei so ungleichen Wienerinnen die Herkunft bedenken. Die Ebner ist eine geborne Gräfin; ihr dichterischer Geist konnte sich in einer zwar nichts weniger als holden, aber doch vor dem gemeinen Jammer des Lebens geschützten Umgebung entwickeln. Die Marriot, überdies noch das Kind der weit unruhigeren Zeit der sozialen Frage, stammt aus einer bescheidnen Beamtenfamilie. Beide Frauen sind Autodidakten. In einem Bruchstück ihrer Jugendgeschichte verrät die Freifrau, daß es mit der wissenschaftlichen Erziehung in den adelichen Häusern Österreichs in den dreißiger Jahren nicht eben glänzend bestellt war. Noch in der letzten Novelle „Wieder die Alte“ kämpft die Ebner gegen das Vorurteil der alten Adelichen, daß viel Wissen praktisch untauglich mache, sie kämpft mit den Waffen des Humors. Die Marriot hat sich von unten heraufarbeiten müssen; nicht einmal die Wohlthat einer guten Gesellschaft ist ihr in der Jugend zu teil geworden. Und wie da unten die Menschen derber sind, als in den adlichen Schlössern und Palästen, so ist auch die Tonart der Dichterin heftiger, leidenschaftlicher, grimmiger geworden als oben. Der Humor ist ihr vergangen, wo sie tief hassen gelernt hat. Und aus diesen Erfahrungen hat sie eben ihre Schilderungen der bürgerlichen Kreise entworfen: der Aufschrei einer gemarterten Frauenseele über die Verkommenheit der Umgebung, in die sie das Schicksal gestellt hat. Und wie sehr man sich auch sträuben mag zuzu-

gestehen, daß viele solcher Familien wie die der Nordenbergs in Wien vorhanden seien, viel, viel Wahrheit enthält dieses Buch doch, typische Wiener Charaktere, typische Wiener Zustände, typische Wiener Gesinnung. Es ist ein Originalwerk in jeder Beziehung, mit stark persönlichem Gepräge auch in seiner zuweilen unbeholfenen Form, und die intensive Phantasie der Erzählerin läßt uns nicht los, bis wir zu Ende gelesen haben, so peinigend und qualvoll die ganze etwas einförmige Tonart, so unsympathisch die ganze Gesellschaft sein mag, in die sie uns halb wider unsern Willen hineingezogen hat!

Die Handlung der „Unzufriedenen“ wiederzugeben ist sehr schwierig, weil sie hinter der breiten Charakteristik der Zustände und Menschen zurücktritt; sie entwickelt sich auch erst spät in dem weitläufigen Buche. Im Mittelpunkte steht die Familie Nordenberg. Der Vater, ein nicht ganz freiwillig verabschiedeter höherer Beamter, weiß mit seiner Zeit und seiner immerhin noch rüstigen Kraft nichts anzufangen, steckt vom Morgen bis in die Nacht im Kaffeehaus beim Tarokspielen oder im Wirtshaus, verbraucht seine nicht unbedeutende Pension meist für sich selbst, obgleich eine Frau und eine erwachsene Tochter Mignon zu Hause sind, die auch leben wollen. Er ist ein genußsüchtiger Schuft, dem es gar nicht darauf ankommt, alle zwei Jahre Bankerott zu machen und im Ausgleich die Gläubiger zu betrügen. Seine Frau, nicht minder leichtfertig, eine ehemalige Schauspielerin, sitzt den ganzen lieben Tag hinter einem französischen Sensasionsroman und kann selbst mit ihren Kindern von nichts anderm als von der „Liebe“ sprechen. Zusammen mit ihnen wohnt ihre verheiratete Tochter Laura mit ihrem Manne und zwei kleinen schmutzigen Kindern. Laura und ihr Mann haben sich in toller Leidenschaft unbedacht geheiratet; er war ein schöner Offizier, der vom Schwiegervater leben zu können hoffte; sie eine eitle, kokette Gans. Er hat aber den Abschied nehmen müssen und lebt nun von einem kleinen Gehalt als Postbeamter, da er wegen seiner Unbrauchbarkeit auch im Amt nicht vorwärtskommt. In diesem Hause herrscht ewig Hunger, ewig Geldmangel, obgleich nach außen hin einiger Anstand gewahrt wird; nie wird von was anderm als von Heirats- und Liebessachen gesprochen, die Phantasie der jungen schönen Mignon ist von Kindesbeinen auf vergiftet. Mignon ist ein echtes Wiener Kind: eigentlich gutmütig, aber ihre Erziehung hat sie verdorben zu einem frech herausfordernd koketten Wesen, obwohl sie körperlich rein geblieben, auch in Wahrheit so schlecht nicht ist. Aber wenn sie immerfort anhören muß, daß es ihr einziger Beruf sei, einen reichen Mann zum Heiraten zu erhaschen, wenn sie wegen ihrer Ungeschicklichkeit ausgelacht wird, wenn sich in ihrem jungen Herzen die Sehnsucht nach all den schönen Gütern des Lebens der reichen Mädchen regt, die sie hinter den Schaufenstern der großen Warenlager in der Stadt glühend bewundert, so muß ein solches Mädchen erbittert, trotzig, neidisch, zerfahren, leidenschaftlich, frech und spröde zugleich werden, wie sie die Marriot in vortrefflicher Lebenswahr-

heit geschildert hat. Ihre verheiratete Schwester Laura schürt noch das Feuer, vermehrt ihre Unzufriedenheit durch Beispiel und Worte, und es ist nicht zu verwundern, daß Mignon anstatt zu Hause zu bleiben es vorzieht, in verdächtiger Weise in den schönen Straßen der volkreichen Großstadt herumzuwandern, mit Männern vielsagende Blicke zu wechseln, um sie dann, wenn sie sich nähern, höhnisch und grob abzuweisen. Sie haßt ihre Familie, ist aber auch bei aller Eitelkeit mit sich selbst unzufrieden. Meisterhaft wird nun ihre Geschichte mit dem Arzt Dr. Zastrow geschildert. Auch er ist bei lieblosen Eltern aufgewachsen, seine Mutter hat zum zweitenmale geheiratet, einen Mann, der den Knaben haßt, auch sie ist dadurch gegen ihr eigenes Kind herb geworden. Aber Zastrow ist eben ein Mann, mit strenger Willenskraft hat er seine Studien zu Ende gebracht, bis er „Sekundarius“ im Allgemeinen Krankenhause geworden ist; seinem Wesen ist ein mißtrauischer Zug, eine verletzende Zweifelsucht geblieben, es ist nichts von Schwärmerei in ihm, alles zersetzende, weltverachtende Kritik. Die koketten Versuche Mignons, deren Schönheit ihn bezaubert, wehrt er ab, aber er kann doch nicht von ihr lassen. So leben die zwei seltsamen Menschen in einem langen Kampfe, der Mignon läutert, bis sie schließlich, aufs erbärmlichste von den Ihrigen verraten und verlassen, sich dem strengen Sittenrichter auf Gnad und Ungnade an den Hals wirft und nun doch seine Frau wird. Das ist alles, wenn auch breit und schleppend, so doch mit großer Kraft und Wahrheit dargestellt.

Im Gegensatz zu den Bettlern Nordenberg steht die Gruppe der reichen Schwester Zastrows, Elsas und ihrer Mutter. Zufriedenheit ist auch hier nicht zu finden. Die gichtische Mutter ist ein altes, zänkisches, geschwätziges, quälendes Weib, bei dem die junge Elsa ein freudloses Dasein führt. Da trifft sie nach Jahren wieder auf den schönen Klaviervirtuosen Sergei Manesco, den sie leidenschaftlich liebt, von dem sie jedoch damals nach dem Befehle ihres Vaters hat lassen müssen. Nun ist sie Herrin ihres Willens, nun läßt sie alle Vernunft fahren und befriedigt ihre Leidenschaft, indem sie Sergei, den Apollo, heiratet. Allein sie hat auch einen schlechten Kerl an ihm gewonnen. Sergei ist ein unzufriedener, zerfahrener Mensch, ein halbes Talent, nur ein Virtuose, seine eignen Tondichtungen können keine Anerkennung erringen. Überdies ist er launisch, er kann sich nicht beherrschen, fühlt sich als Künstler über die Menschheit erhaben; auch ein frivoler Mensch ist er, tausend Liebschaften hat er schon gehabt, und jetzt gerade hat er sich aus Ungarn ein schönes, unschuldiges Kind mitgeschleppt, das seine Sklavin ist, das er aber unbedenklich Elsen opfert, nicht weil er diese mehr liebt, sondern weil Elsa die reiche Braut ist, die seine Schulden, deren er nicht wenig hat, bezahlen soll. Das verlassene Kind bringt sich um. Es kommt infolge dessen zu einem Duell zwischen Sergei und seinem Jugendfreunde Max Hell, der sich in die Verlassene verliebt hat. Auch dieses Duell ist echt wienerisch. Sergei wird an der Schläfe

verwundet, fällt als tot hin, aber schließlich nimmt selbst die grimmige Marriot Rücksicht auf ihr Publikum, sie läßt Sergei mit dieser Strafe davonkommen, er erwacht zu neuem Leben mit der trostlosen Elsa.

Den Inhalt des Romans haben wir freilich damit noch lange nicht erschöpft, aber das Mitgeteilte wird zu seiner Charakteristik genügen. Wie zersetzend auch die Darstellungsweise der Marriot anmuten mag, in der reinen und keuschen Zeichnung des tragischen Geschöpfes Ilona, des Opfers des Don Juans Sergei, hat sie gezeigt, daß sie sich zu vornehmer, wahrhaft poetischer Erzählung erheben kann, und man darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie mit der Ruhe der reiferen Jahre die Muse der Schönheit dem Pathos des Hasses vorziehen wird. Ob sympathisch oder nicht: eine ehrliche Schriftstellerin ist Emil Marriot. Sie hascht nicht nach Wirkungen, die sich nicht aus der Sache ergeben, sie kokettirt nicht mit ihrer Kunst, es ist immer so, als schriebe sie sich den Roman vom Leibe, vom Herzen, nur um sich selbst zu genügen. Darum, bei allen Schwächen, seine unmittelbare Wirkung.

Spröde und herb ist die Muse Ferdinands von Saar. Sie erscheint selten auf dem Plan, es sind ihr auch bisher nur wenig Kränze geflochten worden, nicht zum wenigsten wohl deshalb, weil sie die Wahrheit über alles liebt. Sie mengt sich nicht unter den großen Troß der ästhetisirenden Schöngeister oder der emsig in den Tag hinein schaffenden Schriftsteller. Thätige Einsamkeit ist das Element, in dem sie sich wohl fühlt. Sie ist zu empfindsam, um das Gewühl der Menschen und deren durch einander schwirrende Meinungen zu vertragen, zu weich, um ohne große innere Ergriffenheit an den unausgeglichenen Schäden der öffentlichen Zustände vorüberzugehen, zu schwach, um auch nur litterarisch in die wirkliche Welt kämpfend einzugreifen, darum begnügt sie sich, von Zeit zu Zeit ein halb satirisches, mehr aber noch elegisches Sittenbild hinauszuschicken. Nur in der Lyrik erhebt sich Saars Muse zu leidenschaftlichem Pathos; aber seine Lyrik ist, wie die fast aller modernen Dichter, wenig angehört worden. Als Novellist ist Saar bisher noch am erfolgreichsten gewesen. Er beobachtet sehr gut. Er kennt die Welt, die man vorzugsweise die „Gesellschaft“ zu nennen pflegt, er kennt insbesondre die Wiener Gesellschaft, den hohen Adel, die jüdische Geldaristokratie, die Beamten- und Offizierskreise, die litterarische Welt. Auch sein kürzlich erschienenes drittes Bändchen der „Novellen aus Österreich“: Schicksale (Heidelberg, Georg Weiß, 1889) legt Zeugnis dafür ab. Es hat seinen guten Sinn, wenn Saar seinen Novellen die nähere Bestimmung „aus Österreich“ giebt. Es ist ganz eigentlich österreichische Luft, die man in ihnen atmet. Sie führen uns meist nach Wien, seltner ins mährische Flachland, einmal nach Prag, ein andermal an die nordsteirische Grenze, niemals aber über Österreich hinaus. Oft genug wird die österreichische Geschichte, die Saar seit vierzig Jahren und länger mit erlebt hat, berührt, Saar erzählt nur Miterlebtes. Er ist ein strenger

Realist, der zuweilen wirkliche Erreignisse nur leicht verschleiert darstellt. Er schildert mit guter und für viele belehrender Sachkenntnis; er giebt Sittenbilder zur Kulturgeschichte jener Gesellschaftskreise, in denen er als persönlich liebenswürdiger Mann Jahre lang verkehrt hat und noch immer verkehrt. Von seiner Jugenderziehung her — Saar war Soldat — ist ihm aber der rege politische Sinn geblieben, er sieht alles, was er erzählt auf dem Hintergrunde der politischen Ereignisse Österreichs.

Nirgends mehr als in der kleinen Novelle Vae victis! erhebt sich sein Blick zu historischer Höhe, wobei nur zu bedauern ist, daß ihm seine enge Begabung nicht ermöglicht hat, seinen Stoff, wie es sich gebührte, in dem großen Stile des Romans auszuführen, denn die kurze inhaltsreiche Erzählung mutet nur wie die Skizze zu einem größern Gemälde an. Sie führt uns in die ersten sechziger Jahre, wo das Parlament nach langer „Sistirung" wieder tagte. Im italienischen Kriege hatte die österreichische Armee nicht bloß die Niederlage auf dem Schlachtfelde erlitten, sondern auch ihr Ansehen in der Heimat eingebüßt. Bis dahin hatte sie das Ruder der Regierung in der Hand, nun mußte sie den Bürgerlichen Platz machen. Wien berauschte sich damals an den glänzenden Reden der Advokaten im Abgeordnetenhause. An dem tragischen Ende des einst siegreichen Generals Brandenberg hat Saar diesen Umschwung der öffentlichen Meinung typisch veranschaulicht; er ist übrigens einer wirklichen Begebenheit gefolgt (Gablenz). Die Frau des Generals, die kalte, stolze Corona, verachtet ihren Mann, der ohne Lorbeeren von Solferino zurückgekehrt; ihr Herz hat sich leidenschaftlich einem (von Saar wohl absichtlich unbenannten) „Doktor" zugewendet, der im Parlament und in der Presse durch seine glänzende Rhetorik wahre Triumphe feiert und die Minister erzittern macht. Aus Gram über die Treulosigkeit seines Weibes und weil er glaubt, daß er in der That, wie jener Doktor sagt, in die neue Zeit des nahenden „volkswirtschaftlichen Aufschwungs" nicht mehr passe, erschießt sich der stolze General und räumt damit das einzige Hindernis für die Verbindung Coronas mit dem Doktor aus dem Wege. Allein auch die Blütezeit des Doktors geht bald vorbei; zur Regierung berufen, beweist er bald seine praktische Unfähigkeit und verscherzt sich die öffentliche Gunst.

In einer andren Novelle „Haus Reichegg" schildert Saar einen alten österreichischen Diplomaten aus der Metternichschen Schule, einen jener finstern Absolutisten und Klerikalen, die mit am Konkordat geschmiedet haben. Von Goethe und Schiller, deren Büsten Baron Reichegg gleichwohl auf seinem Tische stehen hat, sagt er: „Das waren zwei große, gewaltige Geister, und ich bin stets in Gesellschaft ihrer Werke. Aber man darf sich von ihren Ideen nicht fortreißen lassen; denn Phantasie und Wirklichkeit sind zweierlei." Einen dritten typischen Österreicher schildert Saar in dem alten Landespräsidenten, dem Helden der schönen Novelle „Der Exzellenzherr." „Jahre gingen dahin,"

erzählt dieser von seiner Laufbahn. „Schwere Schicksale waren inzwischen über unser Vaterland hereingebrochen, und man rang, wie schon so oft, nach einem Halt. Ich war dabei in meiner amtlichen Stellung sehr rasch befördert worden, und als jetzt die Zeit ratloser Versuche begann, stellte mich ein Ministerium, das man über Nacht gebildet hatte, an die Spitze einer Provinz, die infolge nationaler Sonderbestrebungen in sich gespalten war. Ich spreche nicht gern von meinem dortigen kurzen Wirken. Dasselbe (!) hat in der öffentlichen Meinung eine harte Beurteilung erfahren: ich selbst kann nur sagen, daß ich meine Pflicht gethan. Verhältnismäßig war meine Stellung eine viel zu bedeutungslose, als daß ich eine historische Rechtfertigung erwarten dürfte; aber spätere Geschlechter werden jedenfalls erkennen, wie schwer, wie unmöglich es uns überhaupt gemacht war, ersprießliche und dauernde Zustände zu schaffen. Wer Kraft entwickeln will, muß festen Boden unter den Füßen haben; auf schwankender Grundlage hat man die äußersten Anstrengungen nötig, um sich nur aufrecht zu erhalten. Und in dieser Lage waren und sind unsere Staatsmänner — war und ist Österreich seit langem. Das muß man erkennen, um nicht an sich selbst und andern irre zu werden.“ Nur ein sehr genauer Kenner Österreichs konnte, typisch für einen ganzen Stand, diese bedeutsamen Worte niederschreiben.

(Schluß folgt)

Wien Moritz Necker

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weiteres zur Ueberfüllung der höhern Berufsarten. Der Unterschied zwischen den höhern und niedern Berufsarten hat sich durch den Umschwung in den staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen unsres Vaterlandes in den letzten Jahrzehnten bedeutend verschoben. Bei den engen staatlichen und wirtschaftlichen Zuständen auch noch im Anfange und der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war der Inhalt der Thätigkeiten, die man zu den höhern Berufsarten zu rechnen pflegt, ein wesentlich andrer, als er es jetzt ist. Die Veränderung hat in den gesetzlichen Bestimmungen über die Vorbildung der höhern Beamten nur geringen Ausdruck gefunden; namentlich diese Versäumnis trägt dazu bei, daß auch anderwärts als nur bei der Beamtenlaufbahn irrige Meinungen über die Bedeutung der höhern Berufsarten herrschen. Der Unterschied gegen früher ist aber folgender. Ueberall, wo sich ein Berufszweig völlig oder doch nahezu nach Möglichkeit von den andern abschließt, wofür eben ein Beispiel die Zunftverfassung bildet, nimmt derjenige eine höhere Stellung in diesem Berufe ein, der am längsten darin

gearbeitet hat; im wesentlichen wenigstens ist das Alter das Merkmal, das bei dem Aufrücken von den niedrigsten zu den obersten Stufen den Ausschlag giebt. Dieser Grundsatz ist unter den erwähnten Voraussetzungen aber auch durchaus richtig, denn je enger sich ein Beruf abschließt, um so mehr beruht der größere Einfluß in ihm auf der Erwerbung bestimmter engbegrenzter Fachkenntnisse, die am Ende fast jeder erlernen kann, wenn er nur lange genug in diesem Berufe bleibt. Diese Zustände finden sich nahezu rein bei den Zünften; etwas ähnliches aber war es, wenn in den engen Verhältnissen deutscher Kleinstaaten vor 1866 ein Aufrücken von den niedrigsten Stufen einer bestimmten Beamtenklasse bis zu den höhern nicht völlig, aber doch hauptsächlich nach dem Alter geschah; etwas ähnliches ist es, wenn auch jetzt noch bei einzelnen ausländischen Armeen ein Aufrücken von den untersten Stufen, den Unteroffizierstellen, nach den höhern, den Offizierstellen, stattfinden kann; hier ist der Grund nicht in engen staatlichen Verhältnissen, sondern in der weniger wissenschaftlichen als vielmehr handwerksmäßigen, also sachlich engen Auffassung dieses Berufes zu suchen. Überall in solchen Fällen ist das Merkmal, das bei der Beförderung maßgebend ist, eine mehr oder wenig engherzig aufgefaßte höhere Fachbildung; es wird mithin ganz folgerichtig im wesentlichen das höhere Alter zu den höhern Stellen berufen. Ganz anders ist es da, wo die Abschließung und Trennung der Berufsarten aufgehört hat; da fallen die höhern Stellen nicht denen zu, die eine genauere Fachbildung durchgemacht haben, sondern denen, die neben der letztern noch eine höhere allgemeine Bildung besitzen; die genauere Fachbildung bleibt lediglich innerhalb der untern Stellungen dieses Berufes der ausschließliche Maßstab bei der Beförderung innerhalb dieses begrenzten Raumes. Man erkennt nun, wo die Ursache für die derzeitigen Mißstände in den höhern Beamtenlaufbahnen zu suchen ist: obwohl unter den heutigen staatlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen die hauptsächlich erforderliche Eigenschaft bei allen höhern Berufsstellungen die höhere allgemeine und nicht die genauere Fachbildung ist, bestehen trotzdem z. B. für die Vorbildung der höhern Beamten Vorschriften, die eine mehr oder weniger einseitige Fachvorarbeit verlangen. Die ganz selbstverständliche Folge ist, daß sich in diese Stellungen Leute hineinzudrängen versuchen, die zwar die ausdrücklich bestehenden Vorschriften über die Beamtenvorbildung erfüllen können, nicht aber die thatsächliche, stillschweigende, aber hauptsächliche Bedingung, eine höhere allgemeine Bildung als der Durchschnitt zu besitzen. Ganz das Gleiche gilt für die Unterscheidung zwischen höhern und niedern Stellungen in andern Berufsarten, und für diese wollen wir es zunächst an einzelnen Beispielen erläutern.

Ein großer Gewerbetreibender, ein Fabrikherr, kann unter heutigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen seine Stellung auf die Dauer nicht ausfüllen, wenn er nur eine der in seiner Fabrik erforderlichen und Anwendung findenden handwerksmäßigen Fertigkeiten in besonders vorzüglichem Maße versteht; auch nicht, wenn er sie alle versteht und also im Notfalle jeden seiner Arbeiter ersetzen könnte und es vielleicht dann noch besser machte als dieser. Er muß zwar auch das bis zu einem gewissen Grade können, aber es ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist, daß er neben den bei seiner Fabrikation wichtigsten technischen Wissenschaften auch die Absatzverhältnisse seines Fabrikationsartikels kennt und die wirtschaftlichen Umstände übersieht, die bei seinem Fabrikationsartikel und in den Absatzgebieten desselben bestehen. Aber dies alles würde auch noch nicht genügen, sondern der Fabrikherr muß vor allem geistig höher stehen als seine Arbeiter, damit er diese leiten kann und sie sich auch wirklich von ihm leiten lassen. Mit andern Worten, er muß eine höhere allgemeine Bildung haben

als seine Arbeiter. Diese läßt sich zwar bis zu einem gewissen Grade durch Schulunterricht, durch Besuch von Universitäten oder Polytechniken erwerben, aber die Hauptsache bleibt zuletzt doch die Erziehung im Hause oder die Selbsterziehung. Der eine erreicht dies Ziel auf diesem, der andre auf jenem Wege; allgemeingiltige Vorschriften lassen sich darüber nicht aufstellen, es kann nur die fertige Thatsache entscheiden. Es ist daher keineswegs richtig, wenn heutzutage in einzelnen Fabriken bei der Anstellung höherer Werkbeamter ein so hoher Wert auf höchst eingehende fachwissenschaftliche Ausbildung gelegt wird; sie braucht nicht in dem Grade vorhanden zu sein, wie sie gewöhnlich gefordert wird; neben ihr ist etwas andres notwendig, was auch durch eine noch so lange Reihe von Studienjahren nur unvollkommen erreicht werden kann, wenn es nicht bereits daneben da war, nämlich ein geistiges Ueberragen des Durchschnittes. Durch eine übermäßig ausgedehnte Studienzeit, mag diese nun rein theoretisch auf Schulen und Hochschulen erfolgen, oder mit etwas praktischen Nebenwerk, wird nur eins mit Sicherheit erzielt werden: die Fähigkeit, auf Fragen, die diese Wissenschaft betreffen, mit Geläufigkeit zu antworten; nützliche allgemeinere Fähigkeiten werden nur in ganz geringem Maße erreicht.

Wir brauchen als auf ein weiteres Beispiel nur noch auf den großen Grundbesitzer hinzuweisen, bei dem es auch nicht allein damit gethan ist, wenn er in landwirtschaftlichen Dingen so gut Bescheid weiß wie seine Knechte. Freilich muß er auch das wissen, aber daneben muß er vornehmlich seine Leute geistig überragen, sie müssen zu seiner Führung Vertrauen haben, und er muß befähigt sein, sie zu leiten. Auf landwirtschaftlichen Fachschulen kann er das nicht lernen, wenn nicht das Zeug in ihm ist, daß er es auch wohl außerhalb derselben lernen könnte.

Um also das Ergebnis aus diesen Erörterungen zu ziehen, so können wir sagen, die höhere Berufsart besteht nicht allein darin, daß sie mehr in ihrem bestimmten Fache weiß, als die untere. Um zu einer höhern Berufsart tauglich zu sein, muß man nicht allein etwas Bestimmtes lernen, sondern man muß vor allem auf eine bestimmte Art hierzu erzogen sein oder sich selbst erzogen haben. Die höhere Berufsart kann nicht erlernt werden.

Um dieser Auffassung Eingang zu verschaffen, muß man zunächst da anfangen, wo die Not am größten ist, nämlich bei den höhern Beamtenlaufbahnen. Man höre endlich damit auf, dem Andrange damit steuern zu wollen, daß man immer noch mehr Erlerntes verlangt, ein Vorgehen, das wirklich geeignete Kräfte abschrecken kann und dem wahren Sachverhalt geradezu widerspricht; man versuche keine kleinlichen Gegenmaßregeln, wie beispielsweise die, die in den diesjährigen Debatten des preußischen Abgeordnetenhauses zum Ausdruck gelangte, nämlich die, möglichst wenig Anstalten mit Berechtigungen, die zu höheren Beamtenlaufbahnen erforderlich sind, neu auszustatten. Dadurch wird man dem Übel gar nicht steuern. Sondern man stelle sich auf den Standpunkt, daß man die wieder aus dem Staatsdienste entläßt, die sich im wirklichen praktischen Dienste nicht bewähren, nicht aber in einem Vorbereitungsdienste, der nur scheinbar ein praktischer Dienst, in Wirklichkeit aber ein fortgesetztes Erlernen theoretischer, großenteils unnützer Kenntnisse ist. Und damit das möglich sei, ohne gleichzeitig eine Menge doch immerhin nützliche Kräfte des Volkes dauernd zu zerstören, richte man die Vorbildung für alle Beamtenklassen so ein, daß nach Beendigung derselben der Übergang zu einer andern Berufsart nicht zur Unmöglichkeit wird. Wenn man so vorgeht, wird man auf das Maß der erforderlichen Vorbildung gelangen, das auch für das fragliche Amt

das geeignetste ist. Von den Lehrern an den höheren Schulen beispielsweise dürfte nicht mehr wie bisher die Erwerbung einer besondern „Qualifikation“ für jedes Fach verlangt werden, um darin später lehren zu können. Man kann alle Tage sehen, wie wenig durch wissenschaftliche Vertiefung in ein bestimmtes Fach die Lehrfähigkeit verbürgt ist. Denn der Lehrer der höhern Schule soll ja seine Schüler nicht in die Tiefen dieser Wissenschaft einführen, sondern er soll die Wissenschaft als ein Mittel anwenden, um seine Zöglinge auszubilden. Um dies zu können, muß er geistig höher stehen als der Durchschnitt; die technische Fähigkeit in jedem Lehrfache muß er daneben besitzen, aber diese kann er auch ohne eine besondre Prüfung oder „Qualifikation“ in dem einen Fache erwerben, wenn er sie in irgend einem andern Fache erworben hatte und an der Schule mit Erfolg in diesem Fache gelehrt hat.

Man beseitige aus den Vorbereitungsdiensten und den Prüfungen das fast chinesische Formwesen, man bringe zur Geltung, daß die höhere Beamtenstellung nicht jemand gebührt, der sich darauf vorbereitet hat, sondern der irgendwo in irgend einer Berufsstellung gezeigt hat, daß er mehr als der Durchschnitt das allgemeine Beste zu vertreten im Stande ist. Ein Wechsel zwischen größerem Zudrange zu bestimmten Stellen und größerer Abneigung dagegen wird auch dann noch stattfinden. Der Wechsel wird aber nicht so schroff und verderblich sein wie jetzt, und dem Mangel wird jedesmal dadurch abgeholfen werden können, daß kein Berufszweig sich völlig von dem andern abschließt und also dem Eintritt und dem Austritt keine unübersteiglichen Schranken entgegenstehen.

Sparkasse und Lebensversicherung. In richtiger Würdigung der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Sparkassenwesens ist in neuester Zeit viel dafür gethan worden, die Sparkassen dem Publikum möglichst zugänglich zu machen und ihm jede Erleichterung zu gewähren. Allein die Sparkassen dienen meist nur dem Zweck vorübergehender Ersparnisse, die gelegentlich wieder verbraucht werden, wenn man auch bemüht gewesen ist, zu dauernden Ersparungen für das spätere Alter anzuregen. Erhöhten Reiz aber hat diejenige Art des Sparens erfahrungsgemäß, die den Erfolg unabhängig von der Lebensdauer des Sparenden macht und seinem Sparen einen gewährleisteten Kapitalerfolg gegenüberstellt, wie dies durch die Lebensversicherung geschieht. Es wäre daher sehr wünschenswert, wenn die Verwaltungen der Ortssparkassen mit soliden Lebensversicherungsanstalten, die auch Versicherungen unter 1000 Mark bis etwa zu 200 Mark herab annehmen, in Verbindung treten wollten, ähnlich, wie dies mit der Kaiser-Wilhelmspende geschehen ist, die eigentlich auch solche kleinere Lebensversicherungen in ihr Programm aufnehmen sollte. Nicht daß die Sparkassen hier eine förmliche Agententhätigkeit zu entwickeln hätten; nur anregend zur gleichzeitigen Versicherung des Lebens würden sie zu wirken haben und dadurch die Lösung ihrer volkswirtschaftlichen Aufgabe vervollständigen. Denn die meisten Lebensversicherungsanstalten haben ihre kleinsten Versicherungssummen derartig erhöht, daß sich bei ihnen jetzt nur das wohlhabendere Zehntel der Steuerzahler versichern kann, während hierzu für die minder bemittelten übrigen neun Zehntel verhältnismäßig weniger Gelegenheit geboten ist. Solche Gelegenheit kann nicht reichlich genug vorhanden sein, damit die Lebensversicherung sich auch bei den ärmeren Bevölkerungsklassen immer mehr einbürgere. Sparen 1000 Familienväter in einem Orte nur durch Einlegen bei der Sparkasse, so hinterlassen sie bei ihrem Ableben in der Regel wenig oder nichts; sind sie aber beispielsweise mit je 300 oder 500 Mark versichert, so hinterlassen sie

ihren Angehörigen allmählich 300000 oder 500000 Mark, also Kapitalssummen, an deren Ansammlung Staat und Kommune ein unverkennbares Interesse haben.

Die neue sozialpolitische Gesetzgebung Deutschlands ist unleugbar ein großer Segen für die arbeitenden Klassen; es ist aber wichtig und notwendig, diese daran zu gemahnen, daß sie nicht alles vom Staate erwarten und verlangen, und sich nicht jeder wirtschaftlichen Selbsthilfe entschlagen zu dürfen glauben. Die Staatshilfe kann nun begrenzt sein. Dem Familienvater bleibt nach wie vor übrig, für die Seinigen zu sorgen, wenn er seine Pflicht gegen sie erfüllen will. Dies kann er am besten durch die Lebensversicherung thun, die zugleich ein wirtschaftliches Erziehungsmittel für ihn ist, indem sie ihn zu regelmäßigem Sparen nötigt und selbst seinen pfennigweise, durch verständige Beschränkung entbehrlicher Überbedürfnisse gemachten Ersparnissen einen Kapitalerfolg sichert.

Noch heute wird vielfach die Aufhebung des Einzugsgeldes beklagt, und in der That erwachsen vielen Kommunen aus der erleichterten Freizügigkeit Lasten, die nicht im Verhältnis zu den Rechten stehen, welche von den Zugezogenen den Kommunen gegenüber erworben werden. Auch hierfür kann eine Ausgleichung so weit als möglich nur dadurch herbeigeführt werden, daß die Lebensversicherung von den ärmeren Bevölkerungsklassen allgemein benutzt wird.

Alles dies dürfte dafür sprechen, daß es äußerst zweckmäßig wäre, wenn sich die Sparkassen nicht bloß für das Sparen in gewöhnlicher Weise, sondern auch für das Sparen für den Lebensversicherungszweck interessirten und angemessen fördernd hierfür einträten.

Die aë-, oë- und uë-Sprache. Daß Goethe in seiner Jugend wirklich Göthe und nicht Goëthe hieß, daß er sich sogar selbst anfangs Göthe schrieb, steht fest. Als freilich zu einer gewissen Zeit die Schulmeister und die Drucker anfingen, ae für ä, oe für ö zu setzen, da schrieb auch er sich Goethe, und obwohl Drucker wie Schulmeister längst wieder von diesem Unsinn zurückgekommen sind, der Goëthe ist uns geblieben, und das oe gilt sogar heute als höchste Blüte der Goetheweisheit: wer Goethe mit dem ö schreibt, der ist ausgestoßen aus der Goëthegemeinde, er wird als Dummkopf oder als Verbrecher betrachtet.

Eine Berliner Verlagshandlung scheint nun neuerdings den Versuch machen zu wollen, die oë-Sprache wieder von den Toten aufzuerwecken. Der Verlag von Wasmuth in Berlin, dem wir eine Reihe der kostbarsten architektonischen Prachtwerke verdanken, hat soeben die erste Lieferung eines Werkes versandt: **Baukunst in Spanien und Portugal**, herausgegeben von **Konstantin Ude**. Das Werk ist auf acht Lieferungen von je zwanzig Tafeln in Lichtdruck berechnet und wird, nach der vorliegenden Lieferung zu urteilen, eine ungeahnte Fülle eigentümlichster achitektonischer Schönheit uns vor Augen führen. Gerade aber weil es ein so herrliches Werk werden wird, möchten wir dem Verleger und dem Herausgeber in ihrem eigensten Interesse eine Bitte ans Herz legen. Der Prospekt, der der ersten Lieferung beiliegt, beginnt mit folgenden Sätzen: Die Architektur der iberischen Halbinsel hat vor derjenigen aller uëbrigen Laënder Europas die Eigentuëmlichkeit und den Vorzug voraus, daß in allen ihren Erscheinungsarten und Stilperioden die schwungvolle, feurige Phantasie des Suëdlaënders zu ungeschmaëlertem Ausdruck gelangt ist und allen von auswaërts uëberkommenen Formen kuënstlerischer Gestaltung ein nationales Gepraëge gegeben hat, das sich in erster Linie durch einen unerschoëpflichen Reichtum der glaënzendsten dekorativen Motive kennzeichnet. Auch hat kein zweites Land unsers Erdteils so verschiedenartige

steinerne Erinnerungszeichen der hin und her flutenden Wogen der Weltgeschichte aufzuweisen. Rohe Steindenkmaͤler der Ureinwohner sind noch zahlreich vorhanden, roͤmische Ruinen sind uͤber das ganze Land verstreut, maurische Bauten sind zum Teil noch in ihrer alten Pracht und Herrlichkeit erhalten, aus den Zeiten des Mittelalters ragen romanische Kloͤster und gothische Dome in die Gegenwart hinein (wohl herein ?), der Anbruch der modernen Zeit, welche wir unter dem Namen Renaissance begreifen, ist durch phantasievolle Palaͤste und Kirchenbauten aller Art gekennzeichnet u. s. w.

Wir fragen: Soll etwa der ganze Text zu diesem Werke in dieser Weise gedruckt werden? Wenn er *gelesen* werden soll, dann beschwören wir den Verfasser, von diesen unglückseligen Doppelbuchstaben abzugehen. Wenn man nur zehn Zeilen dieses Prospektes gelesen hat, so ist man ja bereits so seekrank, daß man gar nicht mehr weiß, was man liest — so verfolgen einen die dummen ae, oe und ue. Die Goethegemeinde mag bei ihrem Goͤthe bleiben, und wer Müller heißt, mag sich, wenn's ihm Spaß macht, in Gottes Namen Muͤller schreiben; aber im Buchdruck wollen wir diese Thorheit nicht wieder aufkommen lassen, am allerwenigsten in so schönen Büchern!

Erwiderung. Von Herrn Dr. Eugen Wolff, Privatdocen*ten* an der Universität in Kiel geht uns folgende Erwiderung zu:

Die Besprechung meiner Schrift über Johann Elias Schlegel in Nr. 13 der „Grenzboten" bringt nur wenig greifbare Stützen für das gefällte ablehnende Urteil bei, und diese beruhen, ganz abgesehen von ihrer Bedeutungslosigkeit, auf Entstellung.

Namentlich habe ich nicht an El. Schlegel den gegen den Winter kämpfenden Frühling bewundert, sondern gerade in ihm selbst diesen Widerstreit symbolisirt: „den April, in welchem bunt Regen und Sonnenschein wechseln," nenne ich ihn. [Der Durchschnittsreisende(!) unternimmt im Sommer seine Fahrt, er will Blüten sehen und Nachtigallen hören; ärgerlich schilt er den April, in welchem bunt Regen und Sonnenschein wechseln. Der Kenner der Natur(!) aber weiß sich keinen herrlicheren Genuß, *als den Kampf des Jünglings Lenz mit dem greisen, erstarrten Winter wahrzunehmen*, er erfreut sich am Anblick von Keimen und Knospen, und der Jubel der Lerche klingt in seinem Herzen wieder, wenn sie sich kühn in die Lüfte hebt. Auch Elias Schlegels Zeit fällt nicht in den blütenreichen Hochsommer, sie bezeichnet den Vorfrühling unsrer neuen und — *vergessen wir es ihm nicht! — einer nationalen deutschen Dichtung.*]

Desgleichen behauptet die Besprechung unrichtig, Lessing werde „ohne jede Beziehung" Karl Lessings großer Bruder genannt. Diese Bezeichnung erklärt sich vielmehr gerade durch den Zusammenhang: Seite 129 Zeile 1—6 handelt von dem Einfluß, welchen Schlegels „Geheimnisvoller" auf Karl Lessing ausgeübt. Nach einer kurzen Zwischenbemerkung heißt es dann Zeile 11 ff.: „Zuerst nach Schlegel und am glücklichsten überhaupt hat Karl Lessings großer Bruder Gotthold Ephraim den Geheimniskrämer verspottet." [*Der jüngere Lessing* zieht 1780 noch, wie erwähnt, die Gartenszene eines frühern Entwurfs und einige eigne Züge von Cronegks „Mißtrauischem" hinzu. Schon früher, 1761, war auf das Lustspiel des früh verstorbenen Cronegk „Der Mißtrauische gegen sich selbst" von Christian Felix Weiße gefolgt, welcher jedoch mit dem Schlegelschen Geheimnisvollen nur entfernte Verwandtschaft zeigt, denn er ist schweigsam aus Unbeholfenheit. Zuerst nach Schlegel und am glücklichsten überhaupt hat *Karl Lessings großer Bruder* Gotthold Ephraim den Geheimniskrämer verspottet.]

Schließlich hält es die Besprechung für nötig, einen Satz als „unvollendet" besonders zu rügen. Dieser Satz (Seite 72 f.) lautet: „Sofort erscheint Elias Schlegel auf dem Plane, um diese Verunglimpfung — nun, noch ist es ja vielumstritten, ob Schlegels Aufsatz eine Zurückweisung oder nicht vielmehr eine Unterstützung des Gottschedschen Sturmlaufs ist." Tadelnd zu behaupten, dieser Satz sei (doch wohl aus Ungeschick oder Flüchtigkeit?) unvollendet, ist in der That das Zeichen eines — nun, noch will ich es dem Verfasser der Besprechung überlassen, ob er lieber als flüchtig oder als sonstwas gelten will. So! da stände denn von neuem ein „unvollendeter" Satz.

Ob mir der ungenannte Verfasser der Besprechung die Genugthuung geben wird, seinen Namen öffentlich zu nennen?

Unser Berichterstatter bemerkt hierzu folgendes: Dieser „Erwiderung" habe ich die Originalstellen zur Vergleichung beigefügt, bei dem unvollendeten Satze besorgt sie es selbst. Es ist jedenfalls eine erfreuliche Neuerung der neuesten Litteratur, Satzteile einfach durch Gedankenstriche auszudrücken. Manche Schriftsteller könnten sie sich für die meisten ihrer Sätze, ja für ihre Bücher zum Muster nehmen. Was giebt sich übrigens der Biograph Joh. El. Schlegels solche Mühe, zwei der mitgeteilten Proben unentstellt und in ihrer ganzen Bedeutung vorzuführen, während er über einen solchen Schatz verfügt? Seite 154: „Was will es demgegenüber bedeuten, daß dem Verfasser, obgleich neugeboren(!), noch schwache Reste der Schalen ankleben, welche er so siegreich durchbrochen hat?" Seite 99: „Eine solche Erklärung (Goethes über die Wirkungen des Leipziger — Kaffees) verbreitet ungeahntes Licht(!) auch über die Stimmung unsres Elias Schlegel." Seite 56: „Diese Lokalfärbung — Erdgeruch nennt sie recht glücklich der zeitgenössische Realismus" u. s. w. Sollte wirklich nicht bloß der Biograph Joh. El. Schlegels, sondern der gesamte „zeitgenössische Realismus" Jakob Grimms Wort über die Tierfabel so unglücklich anwenden? Aber es muß bei dieser Fülle schon auf das Buch selbst verwiesen werden, das sie birgt. Es lag uns fern, die Schrift „abzulehnen," vollends inmitten einer Litteratur, die das „Erheiternde" (*γελοῖον οὐ φθαρτικόν* sagt Aristoteles) so wenig pflegt.

K B

Litteratur

Beiträge zur Biographie Ferdinand Freiligraths von Gisberte Freiligrath. Minden i. W. J. C. C. Bruns' Verlag. 1889

Vor sieben Jahren veröffentlichte Wilhelm Buchner eine mehr als tausend Seiten umfassende, sehr ausführliche Lebensbeschreibung Freiligraths in Briefen: ein monumentales Werk, das aber nur wenige Menschen in seiner ganzen Breite gelesen haben werden, eigentlich mehr das gesammelte Material für eine Lebensbeschreibung, als selbst ein geschichtliches Werk, das doch nach allgemeinen Vorurteilen billigen Ansprüchen an eine schöne Form genügen soll. Man sollte nun

kaum glauben, daß ein so umfängliches Werk noch Nachträge gestatten könnte! Und doch ist dies der Fall. Freilich muß man den Begriff dessen, was litterargeschichtlich von Wichtigkeit ist, in demselben Geiste fassen, wie es Buchner gethan hat. Man darf sich nicht auf den Standpunkt stellen, daß die Lebensbeschreibung von Dichtern nur insofern Wert hat, als sie zur Entwicklungsgeschichte seiner Kunst erforderlich ist, denn von dieser Auffassung ging Buchner nicht aus, was man ihm insbesondere freilich nicht zum Vorwurf machen kann. Er steht heutzutage nicht allein mit seiner mikroskopischen Forschung. In unsrer Zeit nicht der Poeten sondern der Poetengeschichten hat sich der richtige Maßstab verloren; von allen Seiten strömen Schriften und Materialien zu, die sich mit der Person jedes nur einigermaßen bekannten Dichters ausführlich beschäftigen und keine Liebesgeschichte von ihm dem Gedächtnis der Nachwelt entziehen wollen. Man hat ja das große Beispiel an der Goetheforschung, und das wird nachgeahmt. Diese Litteraturhistoriker übersehen, daß nicht alle Dichter so gewaltige Naturen sind, daß sich in jedem Erlebnis oder jeder ihrer Handlungen der ganze Mensch spiegelt. Nicht alle Dichter sind ein so großartiger Organismus, wie Goethe, der alles Erlebnis poetisch verwertete, dessen Leben und Kunst darum in der That eine ganz untrennbare Einheit wurden. Darum paßt auch das Schema der Goetheforschung nicht auf alle Persönlichkeiten, und die Litteraturgeschichte sollte eingedenk bleiben, daß sie doch in erster Reihe eine Kunst- und Geistesgeschichte ist, und sollte sich nicht so grenzenlos in biographische Kleinigkeiten verlieren.

Der verehrungswürdigen Greisin, einer Schwester des Dichters, die in sympathischer, bescheidener Weise diese Beiträge niederschrieb, gelten übrigens unsre Bemerkungen weniger als den flinken Tagesschreibern, die aus dem Büchlein gleich Romane um Freiligrath spinnen und mit ihren Darstellungen immer mehr dazu beitragen, den ohnehin stark gefährdeten Ruf der deutschen Litteraturgeschichte noch mehr zu untergraben. Aber auch was diese Beiträge neues mitteilen, hat ausschließlich persönliches Interesse und ist für die litterarische Betrachtung Freiligraths von geringem Werte. Wir möchten sogar offen sagen, daß, wer den kernigen, mutigen, leidenschaftlichen Lyriker nur von diesen Beiträgen aus kennen lernt, sich nicht einmal besonders sympathisch für ihn gestimmt fühlen würde. Es ist eine recht unerquickliche Liebesgeschichte des jungen Freiligrath, die hier der Oeffentlichkeit preisgegeben wird. Bekanntlich hatte des Dichters Vater seine erste Frau (Ferdinands Mutter) früh verloren und dann wieder geheiratet und sich in Soest niedergelassen. Diese zweite Frau wurde auch dem Knaben Ferdinand eine treue Mutter, wie überhaupt das Familienleben in Soest von ganz besonderer Innigkeit war. In die nur ein Jahr mehr als Ferdinand zählende jüngere Schwester seiner zweiten Mutter, in Karoline Schwollmann, verliebte sich nun der dichterische Jüngling und wurde eine Zeit lang auch wiedergeliebt. Aber das Verhältnis war doch unhaltbar in mehrfacher Beziehung. Einmal hatte der junge Comptoirist Freiligrath weder das Vermögen, noch die Stellung, noch das richtige Alter, um heiraten zu können. Sodann waren die beiden Charaktere wohl für eine redliche Freundschaft, nicht für ein gemeinsames Eheleben geeignet. Karoline sah das denn auch bald ein und versuchte in Güte und aller Offenheit den jungen Neffen von seiner aussichtslosen Bewerbung abzubringen. Auch die übrigen Familienglieder waren mit ihr einverstanden. Aber alle diese Bemühungen waren vergeblich. Aus dem persönlichen Verkehr des merkwürdigen Brautpaares mußte man die Überzeugung gewinnen, daß sie nicht zusammenpaßten; sobald aber Ferdinand — was meist der Fall war — wieder in seinem Amte in Amsterdam oder Barmen war,

schrieb er die glühendsten Liebesbriefe, beschwor Karolinen, auszuharren und lehnte jedes Angebot der Freiheit, jedes Ansinnen, das Verlobungsversprechen zurückzugeben, leidenschaftlich ab. Er war sich nicht klar über sich selbst. Es wurden ihm Liebeleien mit andern Schönen nachgewiesen, aber Karolinen gab er nicht frei. Eine Art von Stolz mochte ihn treiben, das einmal gegebene Versprechen um jeden Preis einzulösen, und er verbarg vor sich selbst den innern Brief mit seiner Jugendliebe. Dieses unerquickliche Verhältnis dauerte mehr als sieben Jahre (1832—1840). Lina, die als eine sehr schöne und sehr feine Gestalt (wie aus einer Storm'schen Novelle, bemerkt die Erzählerin) geschildert wird, litt unsäglich unter dieser Halbheit Freiligraths, bis sie sich schließlich im Sommer 1840 zu einem entschiedenen Schritt aufraffte und endgiltig den Verkehr mit dem Neffen abbrach. Die Folge davon war, daß Freiligrath in den nächsten drei Jahren jede Beziehung mit seiner Familie mied, weder der Mutter, noch einer Schwester schrieb, sondern ihnen überließ, sich aus zufälligen Zeitungsnachrichten über den inzwischen berühmt gewordenen Lyriker Kenntnis von seiner Lage zu holen. Nach drei langen Jahren erhielten sie endlich aus St. Goar einen tief bereuenden Brief Freiligraths, der für sein Schweigen rührend um Verzeihung bat und seine Vermählung mit einer der Familie unbekannten Frau mitteilte. Sie söhnten sich dann aus und blieben seitdem in bester Eintracht.

Das ist die wichtige Geschichte, die diese Beiträge mitteilen. Wir glauben nicht, daß wir sie ungerecht beurteilt haben. Die Form ist dem Buchnerschen Werke nachgeahmt: auch hier werden die zahlreichen Briefe des Dichters an Lina mit wenigen Auslassungen mitgeteilt. Man kann sie aber litterarisch nicht bedeutend finden. Den übrigen Teil des Buches füllen Erinnerungen der pietätvollen Schwester an den Verkehr mit dem berühmten Bruder, teilweise recht hübsch, aber für die Biographie ohne weiteren Belang.

Hochsommer. Gedichte von A. Leschivo. — Liebe und Leidenschaft. Eine phantastische Dichtung von A. Leschivo. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.

In diesen Gedichten zeigt sich viel Temperament, sie sind der Ausdruck einer stark bewegten Innerlichkeit, meistenteils verliebter Art. Aber über die Aufgaben der lyrischen Kunst hat sich Leschivo nicht viel Rechenschaft gegeben. Er ist rhetorisch, abstrakt, reflektirend, vermag nicht ruhig zu gestalten. Zuweilen hübsche Einfälle wie „Unrettbar," „Ein Verhängnis," die aber nicht für die Menge dilettantisch hingewühlter Verse entschädigen. Der „phantastischen" Dichtung (eine captatio benevolentiae schon auf dem Titelblatte) mit ihrer Verworrenheit konnten wir keinen Geschmack abgewinnen. Beide Bücher sind (wie die meisten Dichtungen von Dilettanten) prächtig gedruckt und eingebunden.

Druckfehlerberichtigung

In Heft 13, S. 593, Z. 1 v. u. muß es heißen: welche von den allenthalben u. s. w.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der alte Bismarck

Von einem Deutschen im Auslande

(Schluß)

In all diesen kleinen und großen Zügen seines Charakters giebt sich das Freie und Unbeschränkte seines Wesens kund. Man fühlt in seinem Geiste etwas Absolutes, das jedem großen Genius eigen ist, und das, unmittelbar aus dem Bronnen der ewigen Daseinsquellen geflossen, sich auch im Staub der menschlichen Verhältnisse in der reinen Form seines Ursprungs zu erhalten strebt. So erscheint er als ein lebendiges Werkzeug des weltgeschichtlichen Geistes. Und wenn, wie Kuno Fischer in seinen Kantstudien sagt, die Welt nur gedacht werden kann „als die Entwicklung der Freiheit," so können wir darauf vertrauen, daß der Weg zur politischen Freiheit mitten durch Bismarck geht. Mag man nun diese „politische Freiheit" nennen, wie man will, mag man dabei an die „Vereinigten Staaten von Europa" denken, wie sie dem verewigten Bluntschli einmal in einer Logenrede vorschwebten, oder an den ewigen Frieden Kants, oder endlich an das Weltbürgertum Goethes, jedenfalls geht der Weg der Menschheit hinauf in diese sternenweite Friedensferne. Aber wir werden dem großen Ziel nicht anders näher kommen, als durch dieselben Mittel, durch die wir aus den deutschen Bundesfesseln auf die Zinnen des neuen Reichs gestiegen sind. Wie Preußen Deutschland die Einheit und die Freiheit gebracht hat, so wird Deutschland der Welt den Frieden bringen. Nicht durch Friedenskongresse, durch internationale Verbrüderungsfeste, durch Logenfeiern oder durch die Versammlungen sentimentaler Freidenker, das alles würde genau dasselbe bedeuten, was die Turner- und Schützenverbrüderungen für die deutsche Ein-

Digitized by Google

heit bedeutet haben. Nein, auch dies ferne Ziel erreichen wir nur durch die kraftvollen Männer der politischen That, durch eine von gewaltigen Machtmitteln gehobene Realpolitik oder nochmals: durch Blut und Eisen! Ein schwaches Deutschland ist wie ein Stück Fleisch unter einem Haufen gieriger Hunde, die über seinem Besitz niemals zur Ruhe kommen würden; ein starkes Deutschland ist friedengebietend und glückverheißend für die ganze Welt. Was hat die Welt von einem großen Frankreich, von einem großen England, von einem großen Rußland zu erwarten? Nichts, das wert wäre, erstrebt und ersehnt zu werden. Von Deutschland alles! Schon jetzt, obschon die Welt noch in Waffen starrt, ergießt sich aus dem friedenbereitenden Deutschland ein Strahl sozialen Glückes über die europäischen Länder; von den Waffen am schwersten gedrückt, hat doch der deutsche Geist zuerst den übrigen Nationen die Schale gereicht, aus der sie auf ihre brennenden sozialen Wunden die erste Linderung träufeln können. Im Gefühl dieser sittlichen Kraft, die unserm Vaterlande innewohnt, im Bewußtsein seiner geistigen Bildung und seiner unbezwinglichen materiellen Kraft, fühlen wir den unheilvollen Riß sich schließen, der einst den weltbürgerlichen Goethe von den „engen Zielen seines Vaterlandes" getrennt hielt. Denn im Bewußtsein einer großen deutschen Friedensaufgabe heißt „deutsch sein" jetzt schon „Weltbürger sein." Von Ranke haben wir gelernt, daß Deutschland nicht zu jenen Eintagsgebilden gehört, die wie Karthago und Burgund wie flüchtige Blätter auf dem Abreißkalender der Geschichte wieder verschwinden. An den deutschen Geist, da keiner edler, reicher und größer ist auf der Welt, hat die Geschichte auch die edelsten und größten Aufgaben gestellt.

So erkennen wir in Bismarck, der Deutschland aus einem verkommenen Schwächezustand wieder zu seiner natürlichen Größe emporgehoben hat, das lebendige Werkzeug des sich zur Freiheit entwickelnden Weltgeistes. Er bedeutet im deutschen Leben eine „Etappe," wie Karl der Große, wie Luther, wie Friedrich II. Er ist eine von den großen weltgeschichtlichen Gestalten, in denen sich der „Weltgeist" für Jahrhunderte hinaus licht- und kraftspendend verkörpert hat. Seine Aufgabe hat er unter beispiellosen, ja unter unfaßbaren Erfolgen vollbracht, unfaßbar, wenn wir nicht eben einen höhern Geist in ihm wirken zu sehen vermöchten. Er hat Deutschland, das vor fünfundzwanzig Jahren noch ängstlich vor Österreich zusammmenschauerte, größer gemacht, als je ein deutscher Dichter träumen konnte. Er hat die lange verschlossenen Fenster unsrer deutschen Volksseele mit kräftiger Faust aufgestoßen, und wir atmen beseligt von den Bergen Thüringens bis an die Küsten Australiens den Hauch der Welt. Er hat das fast erloschene deutsche Nationalgefühl mit neuer und ganz unbändiger Kraft erfüllt; daher das deutsch-nationale Hochwasser im Elsaß (Paßzwang!), in Polen (Ansiedlungskommission!) und in Schleswig (deutscher Sprachzwang!); durch eine kühn und schnell arbeitende Schutzzollpolitik hat er die Kassen des

Staates gefüllt und Deutschland eine Rüstung gegeben, wie sie die Welt niemals vorher gesehen, aber zu ihrer Erlösung von den Übeln des Krieges bedarf. In diesem Sinne wirkt jeder schlichte Mann, der für unsere Soldaten kräftiges Brod backt, auf weit nützlicherem Wege und viel unmittelbarer für die „großen Freiheitsideale," als die freisinnigen Vereinsredner. Sie glauben, daß sie die wahren „Pioniere der Freiheit" seien, die „Pfadfinder der geistigen Entwicklung," und sind der felsenfesten Überzeugung, daß sie den Gang der Weltgeschichte zu bestimmen ausersehen seien. Und in Wahrheit? In Wahrheit laufen und liefen sie immerdar neben der Weltgeschichte her, wie die Zivilisten neben der — Regimentsmusik, seitwärts in den Graben purzelnd bei jeder unerwarteten, aber weltgeschichtlich unvermeidlichen Wendung der deutschen Marschkolonnen.

Der zweite Hauptquell, aus dem der grenzenlose, haßerfüllte Eifer entspringt, womit die freisinnig-demokratische Partei gegen das Bismarcktum ankämpft, wird immer aufs neue wieder gespeist aus den Gefühlen eines schmerzlich unterdrückten Ehrgeizes und einer unbefriedigten Eitelkeit. Ich will nicht sagen, daß die Gegner des Kanzlers mit vollem Bewußtsein aus persönlich verletzten Gefühlen gegen ihn die Waffen ergriffen; denn

> Nicht alles, was des Menschen Herz bewegt,
> Liegt klar zu Tage,

aber latent wirkt diese dämonische Kraft in ihnen. Das wird mir freilich, wie ich aus Erfahrung weiß, kein Ausländer glauben. Denn durch das Spektroskop der ausländischen Presse gesehen, die — ich erinnere an die „Neue Freie Presse" — fast ausschließlich von deutschen Oppositionsjournalisten bedient wird, erscheinen die „freisinnigen" Führergestalten als die edelsten Erscheinungen des echten, deutschen Geistes, der aus dem Eisenring des nüchternen Kanzlertums „unentwegt" mit oratorischen Adlerschwingen zum „Lichte und zur Freiheit" strebt! Jeder, der längere Zeit im Auslande gelebt hat, wird mir zugeben, daß mit aller Macht an der Zerstörung dieser gefährlichen, von der ausländischen Presse nur allzu bereitwillig geförderten Illusion gearbeitet werden sollte! Ich will an dieser Stelle mein Teil dazu beitragen, indem ich von der wohlgefälligen Eitelkeit, der krankhaften Überspannung und der plumpen Rücksichtslosigkeit der „deutschen Opposition" einige photographische Augenblicksbilder einschalte.

Ehe ich mich ins Ausland begab, hatte ich in Hamburg Gelegenheit, an einem einzigen Abend drei Fortschrittsführer zu hören, Richter, Rickert und Hänel. Zuerst sprach Herr Professor Hänel, mit fest auf einander gepreßtem Daumen und Zeigefinger theoretisch docirend, eine Regel der Eloquenz nach der andern aus dem rhetorischen Lehrbuch anwendend, bald seine pathetische Stimme eine künstliche Klimax hinaufsteigernd, bald im Chiasmus sein Für und

Wider in einer tänzerartigen Kreuzungsstellung gruppirend. Aber wie sehr auch seine Beredsamkeit darauf hinauslief, theoretisch erschöpfend und logisch überzeugend zu sein, so blieb seine Rede für mich doch unschön und unklar; seine Logik hatte nichts von der nackten Kälte des Mathematikers unter den Parlamentariern, des konkret zugeschliffenen Windthorst. Überall setzte sich an das Skelett seiner Gründe, wie ein hausschwammartiges Gewächs, das aufgedunsene Fleisch der politischen Phrase. Seine Überzeugungen sind im Kampf des wirklichen Lebens nicht genug trainirt; es sitzt ihm viel zu viel theoretisches Universalwasser in den Knochen. Herr Hänel schien mir am meisten ins österreichische Parlament zu passen; denn damals litt man — gerade wie noch jetzt — in Wien aufs allerunglaublichste an oratorischen Blähungen; für die dramatisch accentuirte Parlamentsphrase der Franzosen ist Herr Hänel nicht pointirt genug; in London ist das Pathos längst durch schneidenden Sarkasmus weggebeizt, in Berlin hat Fürst Bismarck eine schlichte Sachsprache an die Stelle der deutsch-akademischen Redekünstelei gesetzt; nur in Wien, der Metropole der aufgeblähten Mehlspeise, spricht man noch im Stil des Herrn Hänel; das sogenannte fortschrittliche Mannestum erschien mir bei ihm, ganz ernsthaft gesprochen, in übervollen Wiener Frauenformen. Wien ist ja von jeher das weibliche und weichlich-rundliche Supplement zu dem knochigen, norddeutschen Landmannscharakter gewesen. Indem Herr Hänel aus seinen juristischen und staatsrechtlichen Auseinandersetzungen, die er im männlichen Brustton vortrug, immer wieder in die Fistelstimme eines unechten Pathos umschlug, erinnerte er mich an die widernatürliche Gestalt eines „Wiener Damenkomikers,“ den ich einst in einem exotischen Café bewundert hatte. Herr Hänel ist unter den Parlamentariern, was Herr Träger unter den Dichtern ist: innerlich hohl, aber mit dem billigen Gold der Gemütsphrase wunderhübsch plombirt.

Bei Herrn Rickert kam mir unwillkürlich der Gedanke, ob er nicht das zerfallende Ende Laskers teilen würde; er sprach übertreibend, fieberhaft eifernd, innerlich so glühend erhitzt, als wenn er unter dem Brennspiegel der Bismarckschen Erfolge seinen eignen Ehrgeiz ohnmächtig in sich zerkochen fühlte. Nach seinen letzten Parlamentsreden zu urteilen, bei denen er an den erhabensten Stellen von seinen Gegnern grausam ausgelacht wurde, scheint diese Siedehitze bereits bis auf einen pathologischen Grad gestiegen zu sein.

Am meisten aber enttäuschte mich Richter. Als er den Saal betrat, hatte ich die Empfindung, einen echten — Junggesellen vor mir zu sehen. Nichts, aber auch nicht das Geringste in seinen Zügen und seinem äußern Gebahren, was an die idealisirten Abbildungen gemahnt hätte, die von ihm gefertigt und ins Ausland geschwemmt werden! Über breiten, faltenreichen Stiefeln zu kurze Hosen, ein in seinen Gewebsteilen aufgeschwollenes Gesicht, ein struppiger, formloser Bart, eine celtisch eingekniffene Nase, allzu eng an einander stehende, ausdruckslose Augen, am Hinterkopf liniengrade und am Nacken so hoch hinauf

glattabgeschnittenes Haar, daß über dem Rockkragen zwei Hand breit das feiste, nackte Fleisch des Halses erglänzte. Wie in seinen Reden so hat er auch in seinem Äußern nichts, was sich durch künstlerische Linien, durch edlen Schwung oder durch attische Feinheit auszeichnete, wie sie sonst der „freiheitlichen“ Opposition in allen Landen so anreizend eigen zu sein pflegt.

Ich spreche mit Absicht so ungenirt von Richters Äußerm. Es ist das notwendiger und nützlicher, als man vielleicht glaubt. Die große Masse der Deutschen im Auslande läßt in die Beurteilung der heimischen Politik sehr viel ästhetische und rein-gemütliche Empfindungen hineinfließen; in vielen sogar erzeugt der Gedanke an das ferne Vaterland poetische Bedürfnisse. Wenn nun auch in diesem gesteigerten Gemütsleben am meisten des Kanzlers Eisengestalt an poetischer Größe gewinnt, so hat doch auch Eugen Richter einen Anteil daran. Denn in vielen, die mit achtzehn oder zwanzig Jahren zu Richters parlamentarischer Glanzzeit aus Deutschland ausgewandert sind, lebt Eugen Richter als ein teutonisches Urbild, das zwar nichts von Siegfrieds glanzvoller Erscheinung hat, aber doch im Anklang an seinen Wahlort Hagen auf manchen mit einem nibelungenhaften Reckenzauber wirkt. Nicht wenig trägt dazu das geschmeichelte Bild bei, das von ihm im Auslande vertrieben wird, auf dem er mit leichtgewelltem Haar, mit starker, edler Stirn, mit schön und mannhaft geordnetem Bart, mit freiem und ideal gerichtetem Blick gebildet erscheint. Ich freue mich, daß das sinnliche Bild Richters aus diesen gefälschten Ideallinien in die Umrisse seiner natürlichen Zerrgestalt immer mehr zurückgedrängt wird durch — den Kladderadatsch, der überall im Auslande gelesen wird und der verdienstvoller, als man annehmen mag, mit seinen trefflichen Richter-Karikaturen ästhetische Vorempfindungen zerstören hilft, aus denen sich mit der Zeit im ganzen Auslande die Truggestalt eines deutschen Brutus ausgebildet hatte.

Richter ist in einer ernsteren Bedeutung als in dem gewöhnlichen bürgerlichen Sinne ein — Junggeselle. „Immer,“ wie Bismarck einmal sagte, „zwischen Häusern und Zeitungen“ hockend, lebt er ohne die kräftigende Disziplin der Ehe, des Amtes oder eines schöpferischen Berufes in seinem parlamentarischen Spinnennetz, losgelöst aus dem lebendigen Zusammenhange mit deutschem Wachstum und den natürlichen Bedürfnissen des großen Wirtschafts- und des kleinen Familienlebens. Wie tief hat Fürst Bismarck im deutschen Leben Wurzel gefaßt: als gläubiger Protestant, als Familienoberhaupt, als Landwirt und Fabrikherr, als Diplomat und Soldat! Fürwahr, es klingt wie eine lustige Ironie, daß sein „fürchterlichster“ Gegner ein unverheirateter Zeitungsschreiber ist!

Niemals aber werde ich das häßliche Lächeln vergessen, mit dem Eugen Richter in Hamburg bei seinem Eintritt in den Versammlungssaal die tausendköpfige, ihm donnernden Beifall zujauchzende Menge überschaute. Es war ein Lächeln eitler Selbstbefriedigung, das um so häßlicher wirkte, als ihm doch

ein wenig von der Verlegenheit anhaftete, mit der die Volksaugurn in süßlicher Bescheidenheit allzu stürmische Ehrenbezeugungen von sich abzuwehren pflegen. Niemals auch werde ich das satte Behagen vergessen, mit dem er damals von der „Schnaps- und Schweinepolitik“ des Fürsten Bismarck sprach. Ich dachte mir damals schon, daß ein Mann, der in Hamburg, wo in mächtigen Wogen das deutsche Leben ins Ausland rollt und wieder aus ihm zurückflutet, in solchem Tone den arbeitsamsten und verdienstvollsten Mann seines Vaterlandes vor einer johlenden Versammlung schmähen und verletzen kann, nimmermehr dazu geschaffen und geartet sein könne, der Gegenstand vaterländischer Verehrung und politischer Nacheiferung zu werden. Hamburg selbst sammelte sich schon bei der nächsten Reichstagswahl zu einem kraftvollen Protest, indem es an Stelle des bisherigen Fortschrittlers Herrn Adolf Woermann, den hansischen Patrioten in den Reichstag entsandte. Und seit diesen Tagen ist Eugen Richter immer mehr zu dem geworden, was er in den Augen des In- und Auslandes zu sein verdient: ein unter dem wuchtig geführten Szepter der Hohenzollern sich in ohnmächtiger Schmerzenswut windender — Thersites!

Ich erinnere mich an dieser Stelle des Hamburger Abends ganz besonders deshalb auch, um an das Schlußwort anzuknüpfen, womit Herr Rickert seine einstündige Agitationsrede beendete. Es ist ungemein bezeichnend für die innern Beweggründe, aus denen die freisinnige Partei das unausgesetzte Bedürfnis fühlt, den Kanzler als alt und verschlissen hinzustellen. Es läßt deutlich erkennen, daß es nicht nur Gründe sind, die aus der Verschiedenheit der politischen Weltanschauung entspringen, sondern auch, wie ich vorhin behauptete, Gründe der Eitelkeit und des Ehrgeizes. Herr Rickert sagte: „Stehen Sie, meine Herren, unentwegt zur Fahne der Opposition! Halten Sie aus mit uns im Kampfe der Freiheit gegen eine vergängliche Interessenpolitik; thun Sie es allein schon um deswillen, damit, wenn einst ein Geschichtsschreiber über unsre Tage berichten wird, er der Wahrheit gemäß niederschreiben kann, daß unsre Zeit nicht nur große Staatsmänner und große Feldherren, sondern auch tüchtige und charakterfeste Bürger gehabt hat!“

In diesen Worten liegt das ganze unwürdige Fechtsystem gekennzeichnet, worin die „Freisinnigen“ nun beinahe seit drei Jahrzehnten, seit den Tagen der Konfliktszeit, im Kampfe gegen den Kanzler verharren. Sie zerschneiden mit einem perfiden Fintenhieb den natürlichen Zusammenhang der Regierungsmänner mit dem bürgerlichen und — „charakterfesten“ Volkstum. Als ob unsre Staatsmänner und Feldherren, als ob Bismarck und Moltke nicht auch lebendige Teile unsres Volkes wären! Sind sie nicht Blut von deutschem Blut, nicht Fleisch von unserm Fleisch? Es ist gewiß ein stolzes Gefühl, sich mit ihnen eins zu wissen, aber dieses beglückende Gefühl darf auch der ärmste „Bürger“ haben und es freudig und ungezwungen in sich wirken lassen, wenn er sich dem großen Gedanken nationaler Gemeinsamkeit mit Leib und Seele

hingiebt. Dem eiteln und ehrgeizigen Egoismus aber, der bewußt oder unbewußt in den Knochen der freisinnigen Opposition steckt, ist mit dieser Hingebung nicht gedient. Zwischen dem Kanzler und dem deutschen Bürgertum muß eine Scheidewand errichtet werden. Und warum? Weil durch diesen Gegensatz für den Ehrgeiz der Opposition ein eigenes Gebiet abgegliedert wird, auf dem der Geschichtsschreiber der Zukunft den freisinnigen Heerführern gleich stolze oder sogar noch höher ragende Denkmäler errichten kann, als die, die sich „auf der andern Seite" die Regierungsmänner verdient haben. Aber der ehrgeizige Gernegroß mag sich beruhigen. Die ewigen Denkmäler eines Volkes stehen auf der Zinne seiner Gesamtheit, und dort oben, wo gewaltig aus dem Metall blutig erkämpfter Geschütze des Kanzlers Eisenglieder gegossen stehen, ist kein Platz mehr für den Schwarm der Parlamentspuppen. Wohl wird der Geschichtsschreiber der Zukunft, an den sich Herr Rickert in der Inbrunst seiner Eitelkeit wandte, auch von den großen „Bürgern" unsrer ruhmvollen Zeit sprechen, aber er wird nicht von den redenden, sondern von den schaffenden Männern erzählen, von den Krupp und Siemens, von dem meerfahrenden Woermann und den Männern der rußigen Arbeit. Und wenn er Sinn hat für das innere Wachstum des deutschen Landes und seine treibenden Kräfte, so wird er nicht vergessen hinzuzufügen, daß alle diese Männer ihre Schaffensfreude wurzeln und erblühen sahen in der Freude am Vaterlande. Er wird weiter davon erzählen, wie die politische Größe überall auf den Feldern der Arbeit befruchtend und vertrauenerweckend gewirkt hat, daß aus Reichsmitteln erbaute Dampfer unter der Leitung tüchtiger Bremer Reeder nach Australien und Asien entsandt wurden, daß aus den Kohlen- und Eisenwerken der Saargegend über 15000 Arbeiter an die Urne traten, um für ihren nationalgesinnten Brodherrn trotz aller freisinnig-sozialdemokratischen Hetzrufe Zeugnis abzulegen und ihm zu danken, daß er als der ersten einer die großen Sozialpläne der Regierung aus eignen Mitteln verwirklicht hatte! So wird ein zukünftiges Geschlecht aus den Büchern der Geschichte lesen, wie groß und arbeitsam unsre Zeit gewesen ist, zugleich aber wird in manchem patriotischen Herzen noch nach hundert und aber hundert Jahren die schmerzliche Verwunderung darüber aufsteigen, warum das „freisinnige" Bürgertum den Ehrgeiz und die Eitelkeit seines schalen Besserwissens nicht selbstlos aufgegeben habe, wenn auch nur, um endlich einmal nach einer 1000jährigen Geschichte innerer Zerrissenheit, der Welt das glorreiche Schauspiel der wahrhaft vollendeten deutschen Einheit zu bereiten! Ist denn das Wenige, was die Freisinnigen auf ihren politischen Speisezettel gesetzt haben, wirklich wert, in einer so bismarckwütigen, den innern Frieden zerreißenden Opposition erkämpft zu werden? Den Liberalismus, dessen die Hohenzollern in ihren preußisch-konservativen Grundelementen zur Legirung bedurften, um den vollen deutschen Reichsklang zu gewinnen, den haben die Kartellparteien längst in sich auf-

genommen und nunmehr auch durch Rudolf von Bennigsen in die Adern der Regierung überzuführen begonnen. Was von diesem 1848 zum vulkanischen Ausbruch gelangten Liberalismus dem „Freisinn“ zurückbleibt, ist Schlackenwerk. In dem ausgebrannten Krater werden sie vergeblich das Feuer aus den beruhigten Volkstiefen wieder von neuem zu entfachen suchen, das Einzige, was sie in ihrer politischen Pyromanie zu Stande bringen werden, ist prasselndes Parlamentsfeuerwerk. Aber Twestens und Waldecks Ruhm läßt sie nun einmal nicht schlafen. Und doch, wenn man die Helden des alten Fortschrittstums jetzt mit verbundenen Augen in den Reichstag führen und sie zu Ohrenzeugen der edelgesinnten Rede hätte machen können, die kürzlich mit den volksfreundlichen Worten schloß: „Liebet die Brüder“ — glauben die Richter und Rickert wirklich, daß ihre Helden dem wohlvertrauten Klang dieser volksliebenden Stimme nicht willig gefolgt wären? Sie hätten in dem Redner einen echten Jünger ihrer alten Ideen zu umarmen geglaubt und wären — o, welche Kautschukmänner! — in den Schoß der Regierung gesunken. Und gewiß, sie wären dort geblieben! Denn sie hätten sehr bald erkannt, daß die wahre soziale Beglückung des Volkes nicht mehr von der Regierung in feurig aufregenden Volksreden ertrotzt zu werden braucht, sondern unmittelbar unter ihrer Mitwirkung in anregender Arbeit sehr bequem gefördert werden kann.

Die Opposition, wie sie heute von den politischen Erben des „großen Waldeck“ betrieben wird, ist nicht mehr Volkssache, ja nicht einmal Sache einer programmreichen, ernstdenkenden Partei, sondern lediglich Sache des persönlichen Temperaments. Was ihnen an großen politischen Programmgedanken abgeht — eigentlich steht außer liberalen Phrasen nur die zweijährige Dienstzeit auf ihrer Fahne! —, das wird ersetzt durch rechthaberischen Eigensinn, persönliche Unzufriedenheit, politische Hypochondrie, krankhaft nervöse Unabhängigkeitssucht, das sittliche Bewußtsein, mit 60 Jahren immer noch mannhaft dasselbe sagen zu dürfen, was man mit 25 Jahren gesagt hat, endlich durch verletzte Eitelkeit und unbefriedigten Ehrgeiz. In diese „freisinnige“ Opposition kann man wahrlich nicht durch ein ernstes, politisches Studium, sondern nur durch persönliche Wünsche und Enttäuschungen gedrängt werden; mit dem echten Musterfortschrittler aber ist es wie mit dem Dichter: non fit, sed nascitur; er kommt gleich mit einem unseligen Oppositions-Temperament als Deutschfreisinniger auf die Welt, vielleicht weniger ein gesund-vergnügter, rassenreiner Germanensproß, als ein verirrter Sprenkling aus dem Kelten- und Hunnenmischblut, das seit der Völkerwanderung in unsern deutschen Geschlechtern heute noch hie und da wirksam sein mag.

Nie hat sich diese deutsche Opposition reiner in der Urform ihrer eigentlichen Natur dargestellt, als jetzt, wo sie ohne greifbares politisches Programm nur aus ihrem widerhaarigen, selbstsüchtigen und ehrgeizigen Temperament

heraus alles bekämpft, was vom Regierungstische kommt. „Weil sie kein Teil dran hat, so will sie nur zerstören!"

Aber immer und immer wieder prallen ihre Angriffe ohnmächtig an der einen Gestalt des eisernen Mannes ab. Nun schon länger als ein ganzes Vierteljahrhundert dauert der Kampf gegen diesen einen Mann! Ein Jahr nach dem andern ist dahingegangen, und die ehrgeizigen Kämpfer werden alt und grau — wie viele von ihren Mitstreitern sind schon dahingesunken, und auch ihnen droht das dunkle Los, in die Vergessenheit zurückzusinken! Wenn es ihnen nur ein einziges Mal gelänge, das Steuer des Staates zu erfassen! Aber breit und unbeweglich steht dort immer und immer noch der eine Mann, wo Platz geschaffen werden könnte für hundert andre, die auch einmal ihre Kunst erproben möchten! Und so flüstert sie denn erst leise in den Spalten der Zeitungen, und dann wird es zum Schrecken des deutschen Volkes laut in den Versammlungen gerufen: „Nehmt euch in Acht, Bismarck wird alt, das Ruder zittert in seinen Händen, und niemand ist da, wenn er zusammensinkt, der gelernt hätte, es an seiner Statt zu führen!"

So rufen sie, um sich durch die erschreckte Menge einen Weg für ihren eignen Ehrgeiz zu bahnen. Haben sie jemals in so verletzender Weise das nahende Ende des greisen Moltke ausgeschrieen, der um volle fünfzehn Jahre älter ist als Bismarck, und dessen „elastische Jugendfrische" sie nie genug rühmen konnten? Ja freilich, in Soldatendingen wächst kein Lorbeer für ihren Ehrgeiz: denn gerade die Haupthelden des „deutschen Freisinns" sind dank dem orientalisch geschweiften Rundbau ihres Unterkörpers nicht einmal auf die Dauer eines einjährigen Dienstjahres in der Entwicklung ihrer „feingeistigen Natur" durch strammen Vaterlandsdienst unterbrochen worden. Moltke mag ruhig so „alt" werden, wie er will: aber dort wo Bismarck steht, dorthin fühlen sie die Schwingen ihres Geistes wehen!

Ihr ganzer Trost ist nun, daß er „kein dauerndes System" hinterläßt, aus dem Chaos, daß sein Tod heraufbeschwören wird, glauben sie auf den ewigen Flügeln der Freiheit triumphirend emporzusteigen.

Schöpferische Genies vom Schlage Bismarcks pflegen allerdings kein schemaartig gedrucktes Programm zu hinterlassen, aber er wird dafür ein lebendiges System erschaffen, das dauernder ist. Seit seinem ersten Auftreten im Parlament in den vierziger Jahren bis zu dem letzten Atemzuge des jüngsten Geschlechts, das ihn mit leiblichen Augen gesehen hat, also bis über die Mitte des nächsten Jahrhunderts hinaus, wird ein lebendig befruchtender Hauch von seiner Persönlichkeit ausgehen. „Das ist Bismarckisch gedacht, gesprochen oder gehandelt" — dies Wort wird man bis ans Ende des deutschen Geistes als ein kritisches Maß an alles politische Treiben anlegen, als ein Maß, das niemals trügen wird. Und wenn die Zeit kommen wird, wo er nicht mehr unter uns weilt, dann wird es einen Punkt geben, aus welchem immer wieder

den kommenden Geschlechtern „systematisch" neue Kraft zuströmt, um in seinem Geiste nicht zu erlahmen. Das ist die Erinnerung an die bittern Stunden verhöhnender und verletzender Kritik, die ihm die deutsche Opposition bereitet hat. Gegen den deutschen Afterfreisinn wird das deutsche Volk nicht müde werden das Glüheisen des Patriotismus zu gebrauchen, bis für alle Zeiten aus dem deutschen Körper die brandigen Stellen ausgemerzt sind. Wir haben von Bismarck gelernt, gegen wen wir kämpfen müssen, und das ist genug, um systematisch in seinem Geiste fortzuarbeiten. Schon ist in die jungen Geschlechter dieser bewußte Kampfgeist übergegangen, und von Geschlecht zu Geschlecht wird er sich anwachsend vererben! Herr Bamberger kann nicht genug über den „ideallosen" Geist auf den Universitäten spötteln, aber er wird es noch erleben, daß ihm auch im Parlament die Wortführer der jungen Bismarckgeneration harte Sträuße bereiten. Dann wird er selbst kleinmütig eingestehen, daß es doch „ein dauerndes System Bismarck" giebt, ein System, das lebendig bleiben wird in der Seele des Volkes.

Deutsches Kolonialrecht

Mit den deutschen Kolonien mußte auch ein deutsches Kolonialrecht entstehen. Wenn es auch bei seinem kurzen Bestande noch vielfach lückenhaft ist, so ist es doch bereits umfänglicher, als die meisten Laien und zum Teil selbst Juristen glauben. Wir haben bereits eine stattliche Litteratur über deutsches Kolonialrecht und unsre ersten Staatsrechtslehrer wie Laband und Meyer-Jena haben ausführlich darüber berichtet. Dennoch fehlte bisher ein Buch, das dem gebildeten Laien, der sich für Kolonialpolitik interessirt, verständlich gewesen wäre und doch auf der Höhe der Wissenschaft gestanden hätte. Diese Lücke füllt in mustergiltiger Weise das soeben bei Hirth in München erschienene Buch des Breslauer Professors der Rechte Dr. Freiherr Karl von Stengel aus. Erscheint doch der Verfasser als ein thätiges Mitglied der deutschen Kolonialgesellschaft und der erste Rechtslehrer, der auf einer deutschen Hochschule Vorlesungen über deutsches Kolonialrecht gehalten hat, zur Abfassung einer systematischen Bearbeitung des deutschen Kolonialrechts besonders geeignet. Das Werk erscheint auch zur glücklichen Stunde, denn Kolonialfragen interessiren zur Zeit infolge der Samoaangelegenheit und der ostafrikanischen Expedition des Hauptmanns Wißmann weite Kreise des deutschen Volkes. Im Anschluß

an Stengels Werk wollen wir im Folgenden einen kurzen Überblick über das Wissenswerteste des deutschen Kolonialrechts geben.

Wer über Kolonialrecht schreiben will, muß zunächst den Begriff Kolonie feststellen. Wir sprechen von deutschen Kolonien in Rußland, Brasilien u. s. w. in dem Sinne, daß von dem deutschen Volke ein Teil auswandert und in fremden Ländern in kleinern oder größern Vereinigungen seßhaft wird. Dieser ethnographische Begriff des Wortes Kolonie ist von dem rechtlichen Begriffe verschieden. Eine Kolonie im rechtlichen Sinne ist nur vorhanden, wenn ein Gebiet, wo Angehörige eines Staates wohnen, in eine staats- oder völkerrechtliche Abhängigkeit zum Mutterlande gebracht wird. Hinsichtlich der Erwerbung ist zu unterscheiden die Neubegründung einer Kolonie und die Erwerbung einer bestehenden von einem fremden Staate. Zur Neubegründung einer Kolonie sind verschiedene Umstände rechtlich erforderlich. Zunächst genügt nicht die Besitzergreifung eines Gebietes durch Private oder Gesellschaften, sondern ein Staat muß die Herrschaft begründen über ein bisher herrenloses Stück Land. Der Begriff der Herrenlosigkeit im Privatrecht und im Völkerrecht ist durchaus verschieden. Völkerrechtlich herrenlos ist ein Gebiet, das noch nicht unter der Herrschaft eines in die völkerrechtliche Gemeinschaft aufgenommenen Staates steht. Die völkerrechtliche Gemeinschaft bilden zunächst die christlichen Staaten und einige nichtchristliche, wie China, Japan, die Türkei, Persien u. s. w., mit denen die erstern einen diplomatisch-völkerrechtlichen Verkehr unterhalten. Sodann ist für die Neuerwerbung einer Kolonie die Möglichkeit der thatsächlichen Beherrschbarkeit zu fordern. Daher ist es z. B. ohne rechtliche Wirksamkeit, einen Teil des Weltmeeres mit den darin liegenden Inseln zu okkupiren. Diese Möglichkeit, die Besitzergreifung zu behaupten, wird als notwendiges Element zur Erwerbung einer Kolonie, besonders seit der Kongoakte vom 26. Februar 1885, allgemein anerkannt. Das bloße „Flaggenhissen“ auf weiten Strecken genügt somit keineswegs, sondern es muß eine Obrigkeit geschaffen werden, die Leben und Eigentum in der Kolonie sichert. Die Erwerbung bestehender Kolonien geschieht durch Vertrag oder Ererbung, zwei Fälle, von denen nur der erstere für kleine Gebietsstrecken im deutschen Kolonialrecht bisher praktisch geworden ist. Bei den deutschen Kolonien ist im wesentlichen also nur der Fall der Neubegründung ins Auge zu fassen, und daß bei der Erwerbung derselben die vorgenannten Grundsätze, die im einzelnen freilich wieder bei der Praxis sehr verschiedenartige Folgen haben, gewahrt sind, weist Stengel näher nach.

Was die öffentlich-rechtliche Stellung der deutschen Kolonien anlangt, so wirft Stengel die Frage auf, ob die Kolonien unter der Souveränität des deutschen Reiches stehen oder nur in einem Protektoratsverhältnis. Diese schwierige Frage entscheidet er in längerer Ausführung, in der wir überall die sichere Hand eines den Stoff völlig beherrschenden Mannes erkennen, dahin,

daß die Kolonien des deutschen Reiches unter der Souveränität desselben stehen, da ein Protektoratsverhältnis einen halbsouveränen Staat voraussetzt, d. h. im wesentlichen einen Staat, der sich hinsichtlich seiner äußern Verhältnisse einem andern Staate unterordnet. Staaten bilden aber die deutschen Kolonien, in denen zum Teil wie in Neu-Guinea nicht eine Spur einer einheimischen Ordnung und Sicherheit verbürgenden Gewalt bestand, nicht.

Übereinstimmend mit Meyer-Jena erkennt Freiherr von Stengel den deutschen Kolonien eine eigne Rechtspersönlichkeit weder auf dem Gebiete des Völkerrechts, noch des Staatsrechts, noch des Privatrechts zu, während die Reichsregierung die Neigung zu haben scheint, die Rechtspersönlichkeit auf dem Gebiete des Privatrechts anzunehmen.

In den deutschen Kolonialgesetzen ist häufig der Ausdruck „Schutzgewalt“ gebraucht: so sagt insbesondre § 1 des für die rechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete nunmehr grundlegenden Gesetzes betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete vom 19. März 1888: „Die Schutzgewalt in den deutschen Schutzgebieten übt der Kaiser im Namen des Reiches aus.“ Den rechtlichen Inhalt dieser Schutzgewalt zu spezialisiren, wurde bekanntlich in der 6. Legislaturperiode 2. Session 1885/86 im Reichstage nicht für thunlich erachtet, und dieser Begriff ist authentisch nirgends erläutert. Stengel versteht unter der Schutzgewalt, die dem Reiche über die Schutzgebiete zusteht, qualitativ „nichts andres als die souveräne Staatsgewalt“; sie umfaßt grundsätzlich die Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung in jeder Richtung. Dabei verkennt er nicht, daß die Schutzgewalt quantitativ eine beschränkte souveräne Staatsgewalt ist, insofern, als in einzelnen Schutzgebieten die Stammhäuptlinge mehr oder weniger von ihren Hoheitsrechten behielten, anderseits von einem umfassenden Eingreifen der Staatsgewalt wie in europäischen Staaten vorläufig noch nicht die Rede sein kann.

Die Eingebornen der deutschen Schutzgebiete sind Unterthanen des Reiches, aber keineswegs Reichsangehörige, wie ein Baier oder Sachse nach deutschem Staatsrecht, denn nur völkerrechtlich sind die Schutzgebiete Inland, staatsrechtlich Ausland. Wohl aber ist in dem oben erwähnten Reichsgesetze die Möglichkeit der Naturalisation von Ausländern, die sich in deutschen Schutzgebieten niederlassen, und von Eingebornen vorgesehen, wodurch sie die Wahlfähigkeit zum deutschen Reichstage und alle Rechte erhalten, die das gemeinsame Reichsindigenat des Artikel 3 der Reichsverfassung in sich schließt. Mit Recht macht Stengel darauf aufmerksam, daß, während im übrigen abgesehen vom Kolonialrecht die Grundlage der Reichsangehörigkeit eine Staatsangehörigkeit, d. h. letztere die Voraussetzung der erstern bildet, die auf Grund der oben genannten Reichsgesetze gewonnene Reichsangehörigkeit eine originäre ist. Hinsichtlich der Bewohner der deutschen Schutzgebiete stellt Stengel daher folgende Klassen auf: 1. Reichsangehörige, die Preußen, Baiern rc. sind und sich

im Schutzgebiet niedergelassen haben, 2. auf Grund des oben genannten Reichsgesetzes naturalisirte Ausländer und Eingeborne, die keine Staatsangehörigkeit haben, 3. nicht naturalisirte Ausländer, 4. nicht naturalisirte Eingeborne.

Sodann bespricht Stengel in klarer und eingehender Darstellung die rechtliche Stellung der Eingebornen, insbesondre in Bezug auf Gerichtsbarkeit, die sich im einzelnen äußerst verschieden gestaltet und deren Kenntnis weitere Kreise kaum interessiren dürfte. Hervorzuheben ist nur, daß der Verfasser mit Recht betont, daß es nicht die Aufgabe des deutschen Reiches sein kann, die eingeborne Bevölkerung auszurotten und zu unterdrücken, sondern vielmehr ihre Freiheit und Selbständigkeit zu achten und sie zur Arbeit und Zivilisation zu erziehen. Auch dem Gedanken wird man sich anschließen müssen, daß die Naturalisation im wesentlichen nur denjenigen Eingebornen erteilt werden soll, die das Christentum angenommen haben. In dieser Richtung bewegen sich auch die Absichten der Reichsregierung (Kommissionsbericht 1888, S. 13).

Höchst fesselnd ist die Darstellung Stengels über die Kolonialgesellschaften. Er bespricht zunächst die Verfassung der Kolonialgesellschaften im allgemeinen, sodann die der deutschen, die öffentlich rechtliche Stellung derselben, die Bedeutung der Schutzbriefe und schließlich die einzelnen deutschen Kolonialgesellschaften. Der umfangreiche Stoff ist trefflich gegliedert, sodaß leicht ein Überblick zu gewinnen ist. Die Darstellung ist überall klar und verständlich, ohne breit zu werden. An klärenden Beispielen, einem Hauptvorzug des Buches, fehlt es nirgends. Leider können wir hier auf die Ansichten Stengels nicht näher eingehen, da eine Kenntnis des Aktienrechts und der Lehre von der Korporation nach allgemeinem preußischen Landrecht, als den Grundlagen der Verfassung der deutschen Kolonialgesellschaften, bei der Mehrzahl der Leser doch wohl nicht vorausgesetzt werden kann.

Im letzten Abschnitt seines lehrreichen Buches bespricht Stengel die Verfassung und Verwaltung der Schutzgebiete im einzelnen. Scharf präzisirt er hierbei die Stellung des deutschen Kaisers, insofern er den Satz aufstellt, daß die Vermutung dafür spreche, daß der Kaiser bei Ausübung aller Rechte, die sich aus der Souveränität des Reiches über die Schutzgebiete ergeben, weder an die Zustimmung des Bundesrates noch an die des Reichstages gebunden sei, während sonst nach deutschem Staatsrecht die Vermutung für die Zuständigkeit des Bundesrates spricht. Abgesehen von einigen Ausnahmen hat der Kaiser im Kolonialstaatsrecht die Stellung eines absoluten Monarchen, seine Verordnungen haben formelle und materielle Gesetzeskraft. Eine Hauptbeschränkung des Kaisers liegt darin, daß die Zustimmung des Bundesrates und des Reichstages zur Verwendung von Reichsmitteln auf die Schutzgebiete erforderlich ist. Eine Hauptsorge der Reichsregierung war die, in den erworbenen Schutzgebieten zur Sicherung von Leben und Eigentum eine geordnete Straf- und Zivilrechtspflege einzuführen. Das hierauf bezügliche Gesetzmaterial

stellt Stengel ausführlich, man darf wohl sagen erschöpfend zusammen, und er verbindet damit in dankenswerter Weise eine vergleichende Übersicht des in den englischen, französischen und holländischen Kolonien geltenden Zivil-, Straf- und Prozeßrechtes.

Den Schluß des Buches bildet eine Darstellung der Verwaltung der Finanzen, des Innern und des Äußern in den deutschen Schutzgebieten.

Nach unsrer Ansicht hat der Verfasser seine Aufgabe so glücklich gelöst, daß es an dem Beifall derer, die das Buch benutzen, nicht fehlen wird. Der Wert des Buches liegt hauptsächlich darin, daß der Verfasser die praktischen Bedürfnisse eingehend berücksichtigt, ohne dabei die theoretisch-wissenschaftliche Seite zu vernachlässigen.

Erwähnt sei noch, daß der Verfasser lebhaft für eine Beseitigung des Sklaven- und Branntweinhandels eintritt, aber im Einklang mit dem Fürsten Bismarck sich für eine vorläufige Beibehaltung der Sklaverei und auch der Vielweiberei in den deutschen Schutzgebieten ausspricht.

Das Anwachsen der Großstädte

Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1885 wohnten in den Großstädten des Deutschen Reiches (mit 100000 Einwohnern und darüber) 9,5 Prozent der Bewohner des Reiches, während im Jahre 1871 nur 4,8 Prozent hiervon in solchen Städten gewohnt hatten. Also mehr als eine Verdoppelung ihrer Einwohnerzahl innerhalb von 14 Jahren.

In Berlin allein wohnten im Jahre 1885 1315287 Einwohner auf 28318470 Preußen und auf 46855704 Deutsche, mithin 4,6 Prozent aller Preußen und 2,8 Prozent aller Deutschen, d. h. annähernd jeder 21. Preuße und jeder 35. Deutsche war im Jahre 1885 ein Berliner. Am 1. Dezember 1871 hatte Berlin erst 826341 Einwohner auf 24643623 Preußen und 41058792 Deutsche, und erst ungefähr der 30. Preuße und 50. Deutsche war ein Berliner. Im Jahre 1840 war gar erst der 45. Preuße ein Berliner.

München, das 1875 auf eine baierische Gesamtbevölkerung von 5022390 erst 198829 Einwohner hatte oder 3,95 Prozent der Gesamtheit, beherbergte im Jahre 1885 mit 261981 Einwohnern schon 4,83 Prozent von 5420199 Baiern, oder annähernd jeder 21. Baier war in diesem Jahre ein Münchner, im

Jahre 1875 erst jeder 24., im Jahre 1871 jeder 28. Baier. Die Zunahme der Einwohnerzahl von München steht daher in sehr ähnlichem Verhältnisse wie die von Berlin.

Dresdens Einwohnerzahl stieg von 177055 im Jahre 1871 auf 246000 im Jahre 1885, mithin um mehr als ein Drittel in 14 Jahren: gegenüber einer Gesamtbevölkerung des sächsischen Staates von 3182003 Einwohnern war bereits jeder 13. Sachse ein Dresdner. Die Einwohnerzahl dieser Stadt steht also gegenüber der des Landes in einem noch höheren Prozentverhältnis als die von Berlin und München.

Leipzig hat in diesen 14 Jahren sogar mehr als um die Hälfte an Einwohnerzahl zugenommen.

Betrachten wir einige andere europäische Großstädte, so zeigt allerdings vor allem London weit bedenklichere Verhältniszahlen, indem dort die neueste Zählung eine Einwohnerzahl von 4944000 gegenüber 35241482 Bewohnern des vereinigten Königreiches ausweist, 14 Prozent aller Briten mithin in London wohnen und schon jeder 7. Brite ein Londoner ist, während im Jahre 1840 erst jeder 15. Brite in London wohnte.

Paris mit 2344000 Einwohnern gegenüber einer französischen Gesamtbevölkerung von 38218903 beherbergt 6,13 Prozent aller Franzosen, und jeder 16. Franzose ist ein Pariser, was im Jahre 1840 erst jeder 35. Franzose war.

Wien hatte nach der Zählung von 1880 mit den Vororten 1104000 Einwohner, die österreichisch-ungarische Monarchie deren 37882712. Hier war erst jeder 34. Österreicher ein Wiener, wobei allerdings in die Wagschale fällt, daß die ungarische Reichshälfte eine besondere Hauptstadt in Ofen-Pesth hat.

Haben auch die deutschen Großstädte noch lange nicht die riesenmäßige und naturwidrige Ausdehnung von London und Paris, so ist doch die oben erwähnte Verdoppelung der Einwohnerzahl sämtlicher deutschen Großstädte (von 100000 Einwohnern und mehr) innerhalb 14 Jahren, während sich die Bevölkerung des platten Landes in Deutschland von 63,9 Prozent im Jahre 1871 auf 56,3 Prozent im Jahre 1885 vermindert hat, die Mittel- und Kleinstädte aber fast stehen geblieben sind, ein warnendes Zeichen, wie sehr auch bei uns die Bevölkerung bestrebt ist, sich in den Großstädten anzuhäufen und wie das platte Land immer mehr entvölkert wird.

Nun hat ja jede Großstadt unverkennbar eine Reihe von allgemeinen Einrichtungen für das leibliche und geistige Wohl ihrer Einwohner, wie z. B. Wasserleitungen, Straßenbeleuchtung, Kanäle, Markthallen, Schlachthäuser, Schulen der verschiedensten Art, Belehrungs-, Erbauungs-, Unterhaltungs- und Kunstanstalten, Krankenhäuser, Armenanstalten, Spitäler, Verkehrsanstalten &c. wie sie in kleineren Städten oder auf dem Lande nicht oder doch lange nicht so vollkommen getroffen werden. Die Weltstädte nennt daher W. H. Riehl

(Land und Leute) bezeichnend „riesige Enzyklopädien der Sitte wie der Kunst und des Gewerbfleißes des ganzen zivilisirten Europas", aber „das gesunde Gedeihen der bürgerlichen Gesellschaft begehrt das mittlere harmonische Maß selbst im Wachstum der menschlichen Siedelungen."

Die Wirksamkeit der angeführten gemeinnützigen Anstalten hat nämlich auch ihre Grenze, während von den Annehmlichkeiten, hauptsächlich aber von der durch die Großstadt bewirkten Steigerung in den Arbeits- und Erwerbsgelegenheiten leider eine Unmasse Existenzen angelockt werden, die an diesen Vorteilen wenig oder gar nicht teilnehmen können, dagegen entweder in Elend und Entbehrung ein jammervolles Dasein führen, von Tag zu Tag vergeblich auf Besserung oder plötzliche Glücksfälle hoffend, oder gar in unredlicher Weise um ihre Existenz ringen: die Großstadt tauscht dagegen das Elend, verdorbene Luft, verkommene Sitten, Unsicherheit, Krankheiten und Epidemien aller Art ein und kann den Zuzüglern doch nicht Ersatz für den Erwerb verschaffen, den sie auf dem Lande, wenn auch in bescheidener Art, gefunden hätten. Je mehr sich die Großstadt über das natürliche Verhältnis ausdehnt, desto schwieriger wird insbesondere die entsprechende Befriedigung der sanitären Aufgaben wie die Sorge für genügende Krankenhilfe, Armenverpflegung, Kanalisirung, Totenbestattung, Abfuhr der Auswurfstoffe, Bekämpfung von Epidemien; insbesondere werden die Wohnungsverhältnisse der zahlreichsten ärmsten Klasse immer ungenügender, indem — wie die Statistik zeigt — die Vermehrung der kleinen Wohnungen in keinem Verhältnisse zu der Vermehrung der Bevölkerung in diesen Städten steht, so daß aus Mangel an genügendem Angebot die hohen Mietpreise dieser kleinen Wohnungen zu unerträglichen Verhältnissen, namentlich zu der Einrichtung der Schlafleute und zur Überfüllung führen (Ludwig Fuld, Die Wohnungsnot der ärmeren Klassen, in den deutschen Zeit- und Streitfragen 1889, Heft 47).

Betrachtet man, namentlich im Sommer, von einer benachbarten Höhe den Dunstkreis einer solchen Großstadt, so schaudert es einen vor dem Brodem von Staub und Rauch, den die großstädtischen Lungen einatmen, besonders die Lungen derer, die in einer solchen Stadt die heiße Zeit verleben müssen.

Wie sehr aber der durchschnittliche Wohlstand in diesen Städten abnimmt, zeigt sich z. B. selbst in dem sonst so behäbigen Frankfurt a. M., wo im Jahre 1846 nur die Hälfte der Familien, im Jahre 1888 schon 66 Prozent von ihnen ohne Dienstboten bleiben mußten, sich in dieser wichtigen Beziehung daher nicht über die ländlichen Familien erheben konnten, die doch ohne Dienstboten weit behaglicher durchkommen, als die unbemittelten Bewohner der Großstadt in ihren meistenteils unbequemen und ganz entlegenen Quartieren.

In welcher Progression alle diese Mißstände in den Millionenstädten zunehmen und wie sehr man unwillkürlich an das Schicksal Babylons gemahnt wird, wenn man z. B. das Anwachsen von London betrachtet, das jetzt schon

drei Millionen Einwohner mehr hat als Babylon zur Zeit seiner höchsten Blüte unter Nebukadnezar, das kann keinem ernsten Beobachter entgehen. Riehl (Land und Leute) sagte schon 1861 in drastischer Weise: „Die gesunde Eigenart Altenglands wird in London begraben, Paris ist das ewig eiternde Geschwür Frankreichs", und China nennt er „als Urheimat der einförmig zentralisirten unermeßlichen Großstädte, überhaupt den Orient, das Land der politischen und sozialen Erstarrung." — „Die Herrschaft der Großstädte wird zuletzt gleichbedeutend werden mit der Herrschaft des Proletariats."

Aber wie helfen? Es ist ja nicht zu verkennen, daß die freie Einwanderung in Städte für die begabteren, zum Kampfe ums Dasein von Natur gerüsteteren Menschen große Vorteile bietet, indem leichtere Arbeit, größere Ungebundenheit des Lebens, die verschiedenartigste Arbeits- und Erwerbsgelegenheit eine schnellere und bessere Verwertung der Arbeitskraft und leichteres Fortkommen und Gedeihen verheißen. Aber wie wenig wirklich unternehmende Köpfe siegen thatsächlich in diesem Getriebe, und wie gefährlich ist für die gewissenloseren der Antrieb, sich in den Großstädten zu sammeln, wo wir auf Diebs- und sonstige Verbrecherbanden, auf das gefährliche Gesindel der Louis ꝛc. stoßen, während die große Ueberzahl der auf harte Arbeit angewiesenen Menschen, die Durchschnittsmenschen, dem raschen Pulse des großstädtischen Lebens nicht zu folgen vermögen, zurückbleiben, zur Seite geworfen werden und einem Nomadentum verfallen!

So hoch die Freizügigkeit an sich zu schätzen ist, so sehr rechtfertigt es sich also doch, an Beschränkungen für den besonderen Fall zu denken, da, wie Adolf Wagner sagt, die meisten Menschen Mittelschlag sind. Er empfiehlt zur Verminderung der Überspekulation und der Krisen zunächst eine gemeinwirtschafliche Organisation der Volkswirtschaft (Verstaatlichung der Verkehrsanstalten, Vermeidung der Konzentration aller obersten Behörden und starke Arbeitermassen beschäftigender Produktionsbetriebe in den Hauptstädten), dann Reformen im privatwirtschaftlichen System besonders in den Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, in der Gewerbeverfassung und im Armenpflegerecht; also Überwälzung der Folgen der Freizügigkeit auf Arbeitgeber und Arbeiter, namentlich in der Armenlast und in Fürsorge für Arbeiterwohnungen, dann Einengung des Aktiengesellschaftswesens und sonstige „retardirende Gewichte." Ein wichtiger Schritt ist hierin schon in der Kranken-, Unfall- und bald wohl auch in der Alters- und Invaliditätsversicherung des Deutschen Reiches geschehen. Von unmittelbaren Beschränkungen empfiehlt Wagner zunächst die Verlängerung der Frist für Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes, der heutzutage im deutschen Reiche (mit Ausnahme Baierns) nach zwei Jahren ununterbrochenen, freiwilligen Aufenthaltes im Ortsarmenverbande gewonnen wird. Nach dem deutschen Freizügigkeitsgesetze kann eine Gemeinde einen neu anziehenden abweisen, wenn sie nachweisen kann, daß

er nicht hinreichende Kräfte besitzt, sich und seinen Angehörigen den notdürftigsten Lebensunterhalt zu verschaffen, während die bloße Besorgnis vor künftiger Verarmung des Zuziehenden den Gemeindevorstand nicht zur Zurückweisung berechtigt. Mangeln diese Nachweise, deren Erbringung immer sehr schwierig bleiben wird, so kann die Fortsetzung des Aufenthaltes erst versagt werden, wenn sich nach dem Anzuge die Notwendigkeit einer öffentlichen Unterstützung ergiebt, bevor der neu anziehende an dem Aufenthaltsorte einen Unterstützungswohnsitz erworben hat und die Gemeinde nachweisen kann, daß diese Unterstützung aus andern Gründen als wegen einer vorübergehenden Arbeitsunfähigkeit notwendig geworden ist. Nichtdeutsche erlangen dagegen die Naturalisation erst nach vorgängigem Angehör der Gemeinde oder des Ortsarmenverbandes der beabsichtigten Niederlassung, wenn sie verfügungsfähig, unbescholten sind und an dem betreffenden Orte eine eigne Wohnung oder ein Unterkommen finden und sich und ihre Angehörigen zu ernähren im Stande sind.

Die Heimatsgesetzgebung Baierns läßt den Aufenthaltsgemeinden einen größeren Spielraum.

In England gewährt schon ein einjähriger Aufenthalt in einem Kreisarmenverbande den Schutz gegen Ausweisung, und das Niederlassungsrecht mit Anspruch auf Armenunterstützung kann von Einheimischen wie Fremden, abgesehen von Geburt und sonstigen natürlichen Entstehungsgründen, schon durch vierzigtägigen Wohnsitz in einem Orte, verbunden mit den gesetzlichen Merkmalen einer dauernden Ansässigkeit (als Lehrlingschaft, Grundbesitz, Wohnungsmiete, Zahlung von ordentlichen Kommunalsteuern) erworben werden. Dieser Leichtigkeit der Niederlassung an fremdem Orte, verbunden mit dem Umstande, daß der Grundbesitz in die Hände einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Großbegüterten gekommen ist, eine Überzahl sich dagegen auf den Erwerb von beweglichem Gute angewiesen sieht, erklärt die zahlreichen Großstädte in England und ihr reißendes Anwachsen, vor allem das Londons.

Dem platten Lande erwächst aus diesem Umstande natürlich schwerer Schaden, indem er die Zahl der notwendigen Arbeiter vermindert und dadurch die Produktion und die ihr dienenden Gewerbe benachteiligt und verteuert.

Es wird daher in den verschiednen Staaten früher oder später wohl noch dazu kommen müssen, daß man den gleich einem Magneteisenberg anziehenden Riesenstädten gegenüber eigene Gesetze erläßt, die den Zuzug im Interesse dieser Städte sowohl wie der Zuzügler selbst mäßigt und verringert und die man auf andre Städte ausdehnt, wenn sie von ähnlichem Notstande bedroht sind. Ein solches Notstandsgesetz wäre für London und Paris wohl schon längst am Platze; aber auch das Wachstum unsrer Reichshauptstadt Berlin hat seit 1871 solche Verhältnisse angenommen und wird bei Fortdauer der heutigen Strömung so zunehmen, daß dem ernsthaften Politiker besonders im Hinblick auf die schlimmen Wohnungsverhältnisse der untern Stände schwere

Bedenken über die entstehenden gesundheitlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gefahren nicht erspart bleiben können.

Gerade bei den Wohnungsverhältnissen scheint uns nun der Hebel gegen übermäßige Einwanderung angesetzt werden zu müssen. Abgesehen von den Anforderungen, welche die Sozialpolitiker an den Staat, die Gesellschaft und an die Thätigkeit der Einzelnen stellen, um eine Besserung der Wohnungsverhältnisse in den Städten herbeizuführen, denkt man in Deutschland auch ernstlich an Schaffung eines Reichsgesetzes, das den Gebrauch der Wohnungen regelt, die Zahl der Personen für einen Raum von bestimmter Größe oder den mindesten Luftraum für einen Einwohner festsetzt, Einschreiten ermöglicht gegen gesundheitswidrige Wohnungen bis zur Schließung und Niederreißung und zu diesem Zwecke den Gemeinden Enteignungsrecht verleiht. Außerdem sollen die Bedingungen des Mietvertrags staatlich festgestellt, Pfand- und Retentionsrecht des Vermieters eingeschränkt, endlich die Strafbarkeit von Übertretungen der bezüglichen Vorschriften ausgesprochen werden.

England hat zwar bereits ein Gesetz, das die Ortsbehörden zum Einschreiten gegen ungesunde Wohnungen ermächtigt. Die Ausführung soll aber, wie die der englischen Gesetze überhaupt, viel zu wünschen übrig lassen.

Da nun der Prozentsatz der wohlfeilen kleinen Wohnungen in den Großstädten sinkt, und dadurch immer menschenunwürdigere Räume zu Wohnungen aufgesucht und immer mehr Bewohner und Schlafleute in einen Raum zusammengedrängt werden, so müßte neben der Sorge für gesunde Armen- und Arbeiterwohnungen und neben dem gesetzlichen Einschreiten gegen gesundheitswidriges Wohnen zugleich der Zuzug, das Verbleiben in den fraglichen Großstädten von dem Nachweise abhängig gemacht werden, daß der Einwandrer eine für die Pflege der Gesundheit nach gesetzlichen Begriffen ausreichende Wohnung zu mieten und zu behaupten im Stande ist.

Das Schließen und Niederreißen ungenügender Wohnungen wird auch so lange auf dem Papiere stehen bleiben, bis man nicht durch Regelung und Verminderung des Zuzuges es ermöglicht, an solche gründliche Maßregeln heranzutreten; denn man kann sie ernstlich doch nur dann in Betracht ziehen, wenn man hierdurch nicht zahlreiche Familien obdachlos macht, und das „Ausraiden" von Großstädten, das man vor wenigen Jahren in Neapel beim Auftreten der Cholera ins Auge faßte, wird so lange ein schöner Gedanke bleiben, als man durch fortwährenden Nachschub des neu einwandernden Elendes an jeder auch nur zeitweiligen Umänderung der verpesteten Wohnstätten gehindert wird.

München J. Jaeger

Akademisches Studium und allgemeine Bildung*)

Von Hans Prutz

Wenn die Statuten der Albertus-Universität dem abgehenden Rektor die Pflicht auferlegen, die feierliche Übergabe des Amtes an seinen Nachfolger durch eine Rede einzuleiten, so hat es ihm natürlich unbenommen sein sollen, deren Gegenstand aus dem Gebiete seiner besondern Wissenschaft zu wählen. Meist haben wir uns daher bei dieser Gelegenheit sachwissenschaftlicher Vorträge zu erfreuen gehabt, die einen dankenswerten Einblick in ein fremdes Forschungsgebiet eröffneten und dadurch, daß sie des Redners Anteil an der fortschreitenden Entwicklung seiner Wissenschaft und seine Stellung zu den sie augenblicklich bewegenden Fragen erkennen ließen, ein persönliches Interesse erregten.

Auch ich hätte daher aus der Fülle der Probleme, welche die Geschichtswissenschaft beschäftigen, eins oder das andre herausgreifen können, um die durch große Meister vervollkommnete Methode der historischen Forschung nach Arbeitsart und Leistungsfähigkeit zu veranschaulichen.

Wenn ich statt dessen zum Gegenstande meiner Rede eine Frage von mehr allgemeiner Natur gewählt habe, so leitete mich dabei einmal die Erwägung, daß es der Stellung, in der ich heute zum letztenmale die Ehre habe, zu Ihnen zu sprechen, doch wohl angemessener sei, wenn ich nicht bloß die Teilnahme der Kollegen, sondern namentlich auch die Aufmerksamkeit der Kommilitonen auf gewisse Verhältnisse lenkte, die für den Betrieb des akademischen Studiums überhaupt und daher für alle deutschen Universitäten von Bedeutung sind. Auch geht man ja während des Jahres, in dem man zu der Ehre berufen ist, die Universität als ein Ganzes zu vertreten, gern den Beziehungen nach, in denen sich die verschiedenen Interessen berühren, und sucht mit Vorliebe die Punkte auf, wo eingesetzt werden müßte, um gleichzeitig nach verschiedenen Seiten hin anzuregen und die Lebensgemeinschaft der in der Universität vereinigten Wissenschaften fester zu gestalten und zu kräftigerer und fruchtbarerer Bethätigung zu steigern.

Zudem schließen sich die Beobachtungen, von denen ich ausgehen will,

*) Rede, gehalten bei der Übergabe des Rektorats der Albertus-Universität in Königsberg am 14. April 1889.

Digitized by Google

und die Gedanken, die ich daran knüpfen möchte, naturgemäß an die kraftvolle und eindringliche Rede an, in der vor Jahresfrist mein Vorgänger an dieser Stelle die so viel geschmähten klassischen Studien als die unentbehrliche Grundlage unsrer Bildung gegen den Ansturm ihrer realistischen Gegner verteidigte.*) Denn sicherlich würde der Verzicht auf eine gründliche humanistische Bildung als die Vorbedingung für das akademische Studium schließlich gleichbedeutend sein mit dem Verzicht auf den humanistischen Charakter des akademischen Studiums überhaupt und würde bald auch den des akademischen Lebens völlig aufheben.

Und gerade für diesen humanistischen Charakter des akademischen Studiums und Lebens möchte ich heute eintreten. Ehemals allgemein anerkannt und mit Stolz geltend gemacht, hat er neuerdings bedenklich zu schwinden begonnen. Und doch gehört er zum Wesen unsrer Universitäten, wie es geschichtlich geworden ist: sein Wegfall würde sie zu Fachschulen für bestimmte wissenschaftliche Erwerbsarten erniedrigen. Er allein kann der deutschen Wissenschaft auch für die Zukunft die breite, allgemein menschliche Grundlage sichern, die sie zu einem Gemeingute der Gebildeten der Nation macht und weiten Kreisen freudige Teilnahme an ihren Fortschritten ermöglicht. Nur auf dieser Grundlage wird unsern studirten Kreisen jene schöne allgemeine Bildung erhalten oder — wiedergegeben werden können, um die wir Deutschen vom Auslande nicht selten beneidet worden sind.

Offenbar hat die Vereinzelung auch derjenigen wissenschaftlichen Fächer, die naturgemäß auf einander angewiesen sind, in neuerer Zeit bedenkliche Fortschritte gemacht, und die wechselseitig anregende Lebensgemeinschaft, die gewisse Gruppen verband, ist in dem Maße gelockert worden, daß unsre Universitäten, einst trotz der Mannichfaltigkeit der auf ihnen vertretenen Wissenschaften einheitliche und lebendig thätige Organismen, sich je länger je mehr in Gruppen von Einzelschulen aufzulösen drohen, die bloß äußerlich zusammengeordnet sind, einer wirklich innerlichen Verbindung aber entbehren.

Nur eine einseitige und eigennützige Auffassung wird sich dieser Wandlung freuen können, denn auch sie entspringt der Geistesrichtung, die im Widerspruch mit dem Gange unsrer Kulturentwicklung die moderne Bildung nicht auf das klassische Altertum, sondern, in Überschätzung des allgemeinen Bildungswertes der exakten Methode, auf die jungen Errungenschaften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer gründen will, weil sie vornehmlich auf das im Leben unmittelbar praktisch Verwertbare ausgeht und so die Nützlichkeit zum Maßstabe für die Wertschätzung der Wissenschaft macht, es aber dabei nicht Wort haben will, daß sie die Einheit der Wissenschaft leugnet und nur noch Fachwissenschaften gelten läßt, für die Universitäten aber den Grundsatz des Brotstudiums verkündet.

---

*) Ph. Zorn, Für das humanistische Gymnasium. Berlin u. Leipzig, J. Guttentag, 1888.

Am schärfsten stoßen diese Gegensätze in der philosophischen Fakultät zusammen, und man könnte geradezu sagen, bei der ganzen Frage handele es sich schließlich um die Stellung und Bedeutung der philosophischen Fakultät in dem Organismus der Universitäten. Beide sind gegen früher beträchtlich geändert, namentlich weil der Betrieb der akademischen Studien nicht bloß gegen die alten Zeiten, sondern auch gegen das, was noch vor wenigen Jahrzehnten darin üblich war, eine tiefgehende Wandlung erfahren hat.

Alter akademischer Brauch setzte bekanntlich die philosophische Fakultät als die untere den drei andern als den oberen entgegen. Mangelhafte Kenntnis der Anfänge der Universitäten hat eine sehr unberechtigte Deutung dieser Bezeichnung verschuldet. Auch der große Denker, den die Albertina mit Stolz den ihren nennen darf, hat sie gelten lassen und durch seine Schrift über den „Streit der Fakultäten“ weiter verbreitet. Jene Rangordnung soll nämlich bestimmt sein durch das Verhältnis der von den Fakultäten vertretenen Wissenschaften zum Staate, insofern diejenigen Wissenschaften, an denen der Staat ein besondres Interesse hat, weil ihre Lehren auf das praktische Leben Einfluß üben, und die deshalb rücksichtlich ihrer Lehre von ihm abhängig sind, eine höhere Stellung einnehmen als die, welche von der Staatsgewalt völlig unabhängig sein müssen, weil sie ihrem Wesen nach für ihre Lehre unbedingte Freiheit fordern, sodaß sie durch staatliche Vorschriften beeinflussen ihr Dasein überhaupt vernichten hieße. Weil Theologie, Jurisprudenz und Medizin dem Staate nützen, indem sie ihm die für Erfüllung seiner Pflichten nötigen Gehilfen oder, wie Kant sagt, „Geschäftsführer des ewigen, des bürgerlichen und des leiblichen Wohls der Menschen,“ d. h. Geistliche, Richter und Ärzte bilden, sollen sie für ihn wichtiger sein als die — reine Geisteswissenschaft pflegende — philosophische Fakultät, obgleich diese doch eigentlich die von jenen behandelten Wissenschaften mit in den Kreis ihrer Betrachtung zieht, nur daß sie kritisch behandelt, was jene positiv lehren, und so den Gegensatz erneut, der zwischen rationaler Wissenschaft und positiver, zwischen theoretischer und praktischer, zwischen Kritik und Satzung nun einmal besteht. Hier entspringt der Streit der Fakultäten; rechtmäßig aber ist er nach Kant nur so lange, als die wissenschaftliche Begründung der Glaubens- und Rechtslehren kritisch geprüft wird. Bestehen sie dabei nicht, so gilt es, sie umzubilden und zu verbessern; der Streit der Fakultäten führt also dank der Philosophie zu einer praktischen Reform. Dadurch aber ist das angebliche Rangverhältnis der Fakultäten unter einander thatsächlich völlig verändert, und im Hinblick auf die mittelalterliche Bezeichnung der Philosophie als der „Magd der Theologie“ kann Kant treffend bemerken, es frage sich nur, ob diese Dienerin der gnädigen Frau die Schleppe nach- oder die Fackel vorantrage.*)

*) Vgl. K. Fischer, Geschichte der neueren Philosophie Bd. IV, S. 512 ff.

Aber so geistreich diese Ausführungen sind und so sehr sie durch eine gewisse feine Ironie anmuten, sie entbehren doch der Begründung und werden widerlegt durch einen Blick auf die geschichtliche Entwicklung der betreffenden Institutionen. Denn nach dem streng geregelten Lehr- und Lernbetriebe der mittelalterlichen Universitäten hieß und war die philosophische Fakultät die untere einfach deshalb, weil sie, abgesehen von den in ihr verfolgten besondern wissenschaftlichen Zwecken, allen, die sich dem Studium der Theologie, der Jurisprudenz oder der Medizin widmen wollten, die nötige allgemeine Vorbildung und geistige Schulung gab. Man mußte erst durch einen mehrjährigen philosophischen Kursus hindurchgegangen sein, ehe man zu der besondern Bildung für den erwählten Beruf zugelassen wurde.*) Die Bezeichnung als untere Fakultät entbehrte also ursprünglich jedes übeln Nebensinns: sie wollte nichts weiter sagen, als daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit einem eng begrenzten und auf praktische Thätigkeit zugeschnittenen Berufsstudium im Interesse eben dieses Berufs selbst erst gestattet werden könne auf Grund des Nachweises einer gewissen allgemeinen Bildung. Nicht als minderwertig im Vergleich mit den andern Fakultäten sollte die philosophische bezeichnet sein: man erkannte sie vielmehr an als berufen, breit und fest das Fundament zu legen, dessen der Bau des Spezialfaches, wenn er wohlgefügt und harmonisch aufgeführt worden sollte, nicht entbehren konnte.

Mit Unrecht aber hat man gemeint, die philosophische Fakultät habe ehemals die Stellung eingenommen, in der wir heute die zur Universität vorbereitenden höheren Lehranstalten finden. Das trifft schon deshalb nicht zu, weil damals die Zulassung zu einer obern Fakultät meist bedingt war durch den Nachweis des philosophischen Magistergrades, der nicht selten wiederum eine mehrjährige Lehrthätigkeit in der philosophischen Fakultät voraussetzte. Die Philosophen, oder wie sie damals benannt wurden, die Artisten sollten und wollten keinem besondern Beruf dienen und verzichteten von vornherein auf Übermittelung eines bestimmten Maßes von Kenntnissen zu praktischer Verwertung im Leben. Deshalb hat Papst Innocenz IV. sie einmal geradezu als die Vertreter der „wahren Wissenschaft“ bezeichnet, weil sie diese nur um ihrer selbst willen trieben. Das traf aber auch insofern zu, als die Artistenfakultät innerhalb der Universitäten überhaupt die Trägerin des allgemeinen wissenschaftlichen Lebens war: alle die großen Geisteskämpfe, die für die Entwicklung der wissenschaftlichen Prinzipien und die Vervollkommnung der Methoden entscheidend wurden, sind in ihr, von ihren Gliedern, mit ihren Waffen ausgefochten worden, von ihr haben die andern Fakultäten die leitenden allgemeinen Gesichtspunkte und die ihre Forschung regelnden allgemeinen Gesetze empfangen.

*) Vgl. Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten I, S. 265 ff.

Weshalb ich diese Dinge aus der Vergangenheit der Universitäten hier zur Sprache bringe? Nicht um der philosophischen Fakultät willen. Wohl aber möchte ich daran anknüpfend im Hinblick auf das, was ehemals studiren hieß und wie ehemals studirt wurde, auch da, wo es sich um ein Fachstudium handelte, das zur Erlangung eines nährenden Amtes befähigen sollte, die Frage aufwerfen, wie es heute damit steht, ob wir damit vorwärts oder rückwärts gegangen sind, d. h. ob der jetzt im allgemeinen herrschende Studienbetrieb gegen die Vergangenheit einen Fortschritt bedeutet, ob er berechtigt und beizubehalten oder ob er verbesserungsbedürftig sei, und wenn das, in welcher Richtung die Reform etwa gesucht werden müsse.

Und da muß ich denn, auf die Gefahr hin, als altmodischer laudator temporis acti zu erscheinen, meine Ansicht gleich dahin aussprechen, daß viele von den Mängeln, die dem akademischen Studium heute anhaften, leicht abzustellen wären durch eine — natürlich den veränderten Verhältnissen angepaßte — Rückkehr zu dem einst bewährten Brauche, nämlich durch die stärkere Betonung der allgemeinen Bildung, die dem Fachstudium zur Grundlage dienen, aber auch ergänzend und belebend zur Seite gehen soll.

Wie oft wird heute geklagt, die angehenden Diener des Staates und der Kirche brächten von der Universität häufig nicht die genügende Vorbildung für ihren Beruf mit! Wir hören das nicht bloß in Betreff der Juristen; auch von seiten der Kirchenbehörde und der Unterrichtsverwaltung sind solche Klagen laut geworden, und wer an den betreffenden Prüfungen beteiligt war, wird sie aus eigner, oft recht drastischer Erfahrung bestätigen können. Nicht freilich als ob nicht die unerläßlichen positiven Kenntnisse erworben würden; wo diese fehlen, kann ja von einer Zulassung zu amtlicher Berufsthätigkeit überhaupt nicht die Rede sein. Aber wie selten sind sie ein so sicherer Besitz geworden, daß mit Freiheit darüber verfügt würde! Nur allzu oft entbehren sie der belebenden Verbindung mit dem Allgemeinen, und doch sollten sie in dieser Hinsicht einem Stamme vergleichbar sein, der durch ein in seinen Fasern weithin verzweigtes Wurzelgewebe nicht bloß Nahrung saugt, sondern auch im Boden festgehalten wird. Dieser Mangel ist aber die natürliche Folge davon, daß auf den Universitäten im allgemeinen von Anfang an nur das eine Fach des künftigen Berufs getrieben wird, und zwar oft nicht nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten, sondern im Hinblick auf die schließlich zu bestehende Staatsprüfung, alles andre aber als mehr oder minder unnötig abseits liegen bleibt.

Daß die Bildung für den künftigen Beruf im Mittelpunkte des akademischen Studiums stehen soll, ist selbstverständlich. Aber es handelt sich dabei nicht um die Aneignung einer bestimmten Menge von positivem Wissen zu späterer praktischer Anwendung, sondern um die Gewinnung einer tiefern Einsicht in den innern Zusammenhang und namentlich in das Wie und Warum der Methode der betreffenden Wissenschaft. Diese aber ist nur zu gewinnen, wenn der

Student wenigstens auf einem, wenn auch eng umgrenzten Gebiete selbst wissenschaftlich arbeitet, selbst einen Versuch zur Forschung macht. Nur wer so von einem, durch eigne Kraft eroberten festen Punkt aus sich in seinem Fache heimisch gemacht hat, wird das Fach im ganzen übersehen und in seinen einzelnen Teilen beherrschen. Es ist dem gegenüber zu bedauern, daß manche neuere Prüfungsordnung viel mehr den äußern Umfang der Kenntnisse als die Intensität der geistigen Arbeit betont, die auf Durchdringung der wissenschaftlichen Prinzipien verwandt worden ist. Das gilt namentlich auch von der Prüfungsordnung für die Kandidaten des höhern Schulamtes, welche deren Prüfungsarbeiten des frühern wissenschaftlichen Charakters einigermaßen beraubt hat, schon durch die knappe Bemessung der dafür gewährten Zeit, dann aber auch dadurch, daß das Gesamturteil sich schließlich nach der Zahl der Fächer bestimmt, in denen eine Lehrbefähigung erworben worden ist. Denn rücksichtlich seiner Verwendbarkeit und daher seiner Anstellungsfähigkeit steht nun der ausgezeichnetste Philologe, Historiker oder Mathematiker jedem Konkurrenten nach, der mit seinen Kenntnissen dem Reglement „eben noch" genügt, sich daneben aber ähnliche, „eben noch genügende" Kenntnisse in einem oder mehreren andern Fächern erworben hat. Dadurch wird das wissenschaftliche Interesse und das rechte wissenschaftliche Streben bei der jüngern Lehrerwelt geschädigt, weil diese veranlaßt wird, ihre Studien von vornherein nicht mehr in die Tiefe, sondern auf eine gewisse encyklopädische Übersicht mehrerer Fächer zu richten. Daher fehlt ihr, wie neuerdings so oft geklagt wird, nachher die lebendige Fühlung mit der Wissenschaft, welche die beste und nachhaltigste Erholung von den Mühen eines arbeitsreichen und verantwortlichen Berufs gewähren könnte.

Aber auch die Interessen der allgemeinen Bildung werden dadurch geschädigt. Hat doch wohl jeder von uns selbst die Erfahrung gemacht, daß nichts so sehr wie die eigne wissenschaftliche Arbeit Anlaß und Gelegenheit, ja oft die Nötigung mit sich bringt, auch in den dem besondern Fache benachbarten Gebieten Umschau zu halten und die Herrschaft über dieses durch einzelne Vorstöße und Streifzüge über seine Grenzen hinaus zu befestigen. Gerade dabei gewinnt man zuweilen die überraschendsten und förderlichsten Einsichten und lernt bisher Vereinzeltes als zusammengehörig begreifen und bisher übersehene Verbindungen in ihrer lebendigen Wirksamkeit erkennen. Wenn daher heutigen Tages oft geklagt wird, in den studirten Kreisen sei die allgemeine Bildung gesunken, so ist damit zugleich ausgesprochen, daß weniger wissenschaftlich als früher studirt wird, und ich fürchte, wenn wir ehrlich sein wollen, werden wir das nicht in Abrede stellen können. Beide Erscheinungen hängen aber tief innerlich zusammen: beide sind verhältnismäßig jüngern Ursprungs, beide werden sich auch zusammen mindern oder ganz abstellen lassen.

Noch ist es ja gar nicht so lange her, daß es für jeden Studenten selbstverständlich war, in den ersten Semestern einige philosophische Kollegien zu

hören und sich mit den höchsten Problemen des menschlichen Denkens und den zu ihrer Lösung versuchten Wegen wenigstens übersichtlich bekannt zu machen. Mit welchem Eifer sind ehemals philosophische Fragen gerade im Kreise der studirenden Jugend erörtert worden! Unser realistisches Zeitalter ist der Philosophie abgewandt, und auch die akademische Jugend läßt sich mit ihr nur so weit ein, als der bescheidene Platz erfordert, der ihr in einzelnen Prüfungen noch geblieben ist. Giebt es doch schon philosophische Fakultäten, die die Doktorwürde verleihen, ohne daß in dem vorangehenden Rigorosum die Philosophie auch nur gestreift zu werden brauchte! Und doch kann der Philologe so wenig wie der Historiker, der Theologe so wenig wie der Jurist zum vollen Verständnis wichtiger Gebiete seines Faches einer philosophischen Bildung entraten. Das Gleiche gilt für den Träger der Naturwissenschaften, wenn er jemals über die bloße Empirie hinauskommen und sich zu allgemeinen Anschauungen erheben will.

Daß unsre Studenten, soweit sie nicht Philologen sind, das auf der Schule begründete Verhältnis zu den klassischen Sprachen meist möglichst bald abbrechen, kann ja leider nicht wunder nehmen, wenn man sieht, wie dies Verhältnis von allen möglichen anspruchsvollen Autoritäten als eine unnütze Belastung mit toter Vergangenheit verschrieen wird, die am besten ganz abgeschafft werden müßte. Da kann das klassische Altertum denn freilich auf den jugendlichen Geist nicht die Anziehungskraft ausüben, zu der es berufen ist, und büßt die mächtige Einwirkung ein, die es auf die ältern Geschlechter zu deren Segen besessen hat. Aber wie mancher auch von den Jüngeren hat nachträglich bedauernd bekennen müssen, daß er durch diese Abwendung vom Altertum sich selbst einer reichen Quelle edelsten geistigen Genusses beraubt habe!

Ähnliche Erscheinungen finden wir aber auch auf andern Gebieten. Man sollte meinen, kaum einer von den außerhalb des eigentlichen Fachstudiums liegenden Gegenständen müßte so sehr die lebendige Teilnahme der akademischen Jugend finden, wie die Geschichte und insbesondre die vaterländische Geschichte. Und doch, wie viele sehen wir ihre amtliche Laufbahn beginnen, die sie an dem Ausbau des preußischen, des deutschen Staatswesens in der einen oder andern Weise mitzuwirken beruft, ohne die zu verständnisvollem Mitarbeiten auch im kleinern Kreise unentbehrliche Einsicht in die Vergangenheit beider und die sich daraus für Gegenwart und Zukunft ergebenden Bedingungen und Möglichkeiten! Auch auf die Entwicklung des politischen Urteils wirkt das nachteilig ein: ohne Kenntnis von der Entstehung der gegenwärtig gegebenen Verhältnisse wird man gerade damit immer in Abhängigkeit von andern geraten. Ich meine, der Jurist, der Verwaltungsbeamte, der Lehrer, der Geistliche müßte verpflichtet sein, ein bestimmtes, nicht zu niedrig gegriffenes Maß von Kenntnissen in der preußischen und deutschen Geschichte nachzuweisen. Für die Geistlichen hat ja eine solche Einrichtung in dem inzwischen wieder aufgehobenen

sogenannten Kulturexamen etliche Jahre bestanden, nur daß sie gerade die nicht traf, auf die sie eigentlich berechnet war. Dagegen ist bei der Prüfung der Kandidaten des höhern Schulamtes der früher erforderte Nachweis einer allgemeinen historischen Bildung neuerdings weggefallen; wohl aber wird dabei jetzt von den angehenden Lehrern eine gewisse Vertrautheit mit der deutschen Sprache und Litteratur gefordert. Hoffentlich sind die Ergebnisse da besser als ehemals so oft bei der Prüfung auf allgemeine Bildung in Vaterlandskunde und Geographie.

Nun fehlt es ja freilich nicht ganz an Ausnahmen von der geschilderten Regel. Mancher strebsame Jüngling läßt sich neben seinem Fachstudium auch die zu dessen Unterbau und Ergänzung dienende allgemeine Bildung ernstlich angelegen sein, und gewöhnlich pflegen solche dann auch in ihrem besondern Berufe mehr als andre zu leisten. Auf manchen Universitäten hat eine aus guter alter Zeit überkommene Sitte für weitere Kreise den Brauch aufrecht erhalten, neben den Fachkollegien gewisse allgemeine Vorlesungen zu besuchen — zu besuchen, nicht bloß zu belegen. Aber das sind eben Ausnahmen, und auch sie sollen sich neuerdings leider vermindern. Andererseits wird aber auch der Versuch gemacht, den herrschenden Brauch als berechtigt, ja als löblich zu erweisen auf Grund der angeblichen Unvollkommenheit der von den philologisch-historischen Fächern angewandten Methode im Vergleich mit der der exakten Wissenschaften — als ob alles, was nicht auf dem Wege des Experiments erforscht und in Formeln ausgedrückt werden kann, keinen Bildungswert enthielte und nicht für voll anzusehen wäre!

Gewiß sind diese Erscheinungen zunächst in der Entwicklung begründet, die unser geistiges Leben während der letzten Jahrzehnte durchgemacht hat. Aber es haben doch auch andre, zum Teil äußerliche Umstände mitgewirkt, um gegenüber der mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildung die philologisch-historische in den Augen der Zeitgenossen herabzudrücken. Die weiten Kreise, die nicht in der Sache stehen, urteilen nach Äußerlichkeiten, und auf sie macht es Eindruck, wenn sie sehen, wie die philologisch-historischen Studien sich seit langen Jahren nicht entfernt der Gunst des Staates erfreuen, wie sie ihren bevorzugten Schwestern zu teil wird. Letztere gelten für die leistungsfähigern und wichtigern, schon weil sie mit einem äußern Apparat auftreten, der dem Laien imponirt. Wenn man sieht, wie von den auf den Universitäten vertretenen Wissenschaften die einen Paläste aufgeführt erhalten und zur Beschaffung umfänglicher Sammlungen und kostbarer Gerätschaften jahraus jahrein beträchtliche Summen beziehen, die andern ein sehr unscheinbares Dasein führen, mit Lehrräumen und Lehrmitteln auf das durchaus Unentbehrliche beschränkt sind und selbst das zuweilen nicht erlangen können, so entsteht leicht die Meinung, Nützlichkeit und Wert der beiden Wissenschaftsgruppen seien in der Verschiedenheit ihrer staatlichen Ausstattung richtig zum Ausdruck gebracht.

Sonne und Wind sind auf diesem Gebiete seit langem ungleich verteilt. Die oft verschwenderische Freigebigkeit, mit der die Staatsregierungen den naturwissenschaftlichen Fächern alle Bedingungen zu freudigem und erfolgreichem Schaffen gewähren, hat mit dazu beigetragen, die philologisch-historischen Fächer weiten Kreisen als für den Staat weniger wichtig und daher der Förderung minder würdig erscheinen zu lassen. Diese Meinung aber bleibt natürlich nicht ohne Einfluß auch auf die akademische Jugend. Wer sich dem Studium der Chemie, der Physik, der Zoologie u. s. w. widmet, erhält gegen ein kaum nennenswertes Honorar einen der zahlreichen Plätze in dem betreffenden Laboratorium oder Institut nebst den nötigen Studienobjekten sowie alle Instrumente und Hilfsmittel unter sachkundigster Anleitung aus Staatsmitteln geliefert, während für dreißig, vierzig und mehr Jünger der historisch-philologischen Richtung ein Buch, das sie alle gleich nötig brauchen, meist nur in einem Exemplar auf der Bibliothek vorhanden ist, deren Benutzbarkeit zudem hinter der Zugänglichkeit und liberalen Ordnung jener Institute weit zurückzubleiben pflegt. Ist es da zu verwundern, daß auch die studirende Jugend diesen ärmlichen Fächern mit einem gewissen Vorurteil entgegentritt? Auch von diesem Gesichtspunkte aus ist es daher dringend geboten, daß dieser Ungleichheit ein Ende gemacht werde, indem die bisher benachteiligten Fächer ähnlich gut gestellt und ihnen ähnlich günstige Bedingungen des Strebens gewährt werden. Bei der Bescheidenheit ihrer Forderungen ist das möglich ohne besondre Belastung des Staates und ohne daß den bevorzugten Fächern von dem bisher genossenen etwas wesentliches entzogen zu werden braucht.

Mit solch äußerer Hilfe aber ist es natürlich nicht gethan. Die erwähnten Mängel gründlich zu beseitigen, gilt es andre Mittel und Wege aufzufinden.

Ohne einen gewissen Zwang wird nach der Meinung mancher überhaupt nichts auszurichten sein. Aber der Zwang soll dabei doch auch der akademischen Freiheit nicht zu nahe treten, wie die Freiheit des Lehrens, so soll auch die des Lernens bestehen bleiben, und die Universität soll nicht zur Schule werden, wozu hie und da ohnehin schon eine gewisse Gefahr vorhanden ist, seit man die Mängel, die auch in der Fachbildung gewisser Berufskreise hervorgetreten sind, durch starke Betonung des seminaristischen Betriebes der Studien zu heben sucht, natürlich nicht ohne den Wert der vornehmsten akademischen Lehrform herabzusetzen.

So hat man u. a. den Vorschlag gemacht, der Vernachlässigung der allgemeinen Bildung abzuhelfen durch die Rückkehr zu dem ehemaligen System der Zwangskollegien. Daß deren Aufhebung ihr Bedenkliches hatte, mag zugegeben werden; aber von ihrer Wiedereinführung wäre eine Wirkung doch nur dann zu erwarten, wenn feststünde, daß die betreffenden Kollegien, bei denen ein Zwang zunächst nur in Bezug auf die Annahme obwaltet, auch wirklich besucht und mit Erfolg gehört würden. Aber selbst davon abgesehen

würde eine solche Maßregel angefochten werden müssen, namentlich auch wegen ihrer Einwirkung auf die Stellung der akademischen Lehrer.

Andre haben deshalb den berechtigten Forderungen der allgemeinen Bildung bei den akademischen Studien dadurch die Erfüllung sichern wollen, daß in ähnlicher Weise, wie es ehemals thatsächlich Brauch war, dem eigentlichen Fachstudium ein Vorbereitungskursus vorangehen sollte, über dessen Erfolg in einer Zwischenprüfung Rechenschaft abzulegen wäre, sodaß von deren Bestehen die Zulassung zu dem eigentlichen Fachstudium abhängig bliebe. Es würde damit für die übrigen Fakultäten eine Einrichtung Platz greifen, wie sie bei der medizinischen längst besteht, wo durch das sogenannte Physikum erst der Besitz der zu dem eigentlich praktisch-medizinischen Studium unentbehrlichen Vorbildung nachgewiesen werden muß. Bei einer solchen Einrichtung würde sich aber wohl alsbald Streit darüber erheben, auf welche Fächer dieser Vorbereitungskursus und die ihn abschließende Prüfung sich erstrecken sollen. Außerdem aber würde der Gedanke kaum verwirklicht werden können ohne eine weitere Verlängerung der Studienzeit, gegen die bei dem schon geltenden Quadriennium und Quinquennium doch mit Recht Einsprache erhoben werden müßte. Endlich aber würde eine solche Zwischenprüfung entscheidenden Einfluß auf den Studienbetrieb vermutlich nur während des ihr vorangehenden ersten Teiles der Studienzeit ausüben, und für gewöhnlich würde, sobald sie bestanden ist, die Beschäftigung mit den nur um ihretwillen getriebenen Fächern wieder aufhören. Angemessener wäre es daher vielleicht und würde mehr Sicherheit des Erfolges geben, wenn die Prüfung in der allgemeinen Bildung als integrirender Bestandteil mit der Staatsprüfung selbst verbunden würde, welche die Studien überhaupt abschließt. Denn so würde der Antrieb, sich mit den dabei in Betracht kommenden allgemeinen Disziplinen zu beschäftigen und sich darin gleichsam auf dem Laufenden zu erhalten, nicht auf die ersten Semester beschränkt bleiben, sondern leidlich gleichmäßig auf alle bis zum Schluß der Studienzeit verteilt, daher als Ergebnis auch ein reicherer Besitz und ein größeres Interesse an allgemeiner Bildung in die Berufsthätigkeit mit hinübergenommen werden.

Besondre Schwierigkeiten könnte es doch kaum machen, aus den zunächst in Betracht kommenden Fächern der Philosophie und der vaterländischen Geschichte und Litteratur diejenigen Gebiete abzugrenzen, mit denen der angehende Diener des Staates und der Kirche, der künftige Richter und Verwaltungsbeamte, der Geistliche und der Lehrer übersichtlich bekannt sein müßte. Auch würden die von einer solchen Neuerung zunächst betroffenen Kreise bald einsehen, daß ihnen damit nicht eine neue Last aufgelegt, sondern nur ein energischer Anstoß gegeben werden sollte, gewisse Dinge, mit denen sie sich auf der obersten Stufe der Schule meist mit Lust und Genuß beschäftigt haben, nicht liegen zu lassen, sondern weiter zu treiben und mit dem sich neu erschließenden Studium des

besondern Berufs in die rechte Verbindung zu bringen, die das Non scholae, sed vitae discimus an ihnen zu segensreicher Wahrheit werden lassen kann.

Inwieweit dergleichen Vorschläge einmal praktische Bedeutung erlangen werden, muß dahingestellt bleiben. Die Entscheidung darüber liegt bei der akademischen Jugend selbst. Bei ehrlicher Selbstprüfung wird diese das Vorhandensein der gerügten Mißstände selbst zugeben müssen und eingestehen, daß die zur Zeit vorherrschende Strömung den einzelnen wirklich zu nachteiliger Einseitigkeit des Studiums verleitet, und zwar nicht bloß in den leider ja nicht seltenen Fällen, wo es gilt, während der letzten Semester in überstürzter Arbeit die für die drohende Prüfung unerläßlichen Kenntnisse eilig zusammenzuraffen, weil die ersten Semester infolge einer verhängnisvollen Mißdeutung der akademischen Freiheit sowohl für die allgemeine wie für die besondre Berufsbildung verloren gegangen sind. Wird dagegen der Begriff der akademischen Freiheit, den die Kommilitonen so gern und mit Stolz im Munde führen, weil nichts den kostbaren Vorzug, dessen der deutsche Student sich erfreut, kürzer und treffender zum Ausdruck bringt, richtig erfaßt und nicht bloß auf zwar reizvolle, aber doch des dauernden Wertes entbehrende Äußerlichkeiten gedeutet, sondern auf das geistige Gebiet angewandt und auf das wissenschaftliche Leben bezogen, von dem er ursprünglich allein gegolten hat, so wird sich daraus ganz von selbst ein ebenso einfaches wie wirksames Mittel ergeben gegen die allmählich üblich gewordene beschränkte Einseitigkeit des akademischen Studiums.

Jene Schulen nämlich, wie sie im zwölften Jahrhundert aus der freien Vereinigung lernbegieriger Jünglinge um bedeutende Lehrer zahlreich entstanden und die Vorläuferinnen der Universitäten wurden, stellten sich eben durch die völlige Freiheit der ihren Angehörigen gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit, die von der bisher üblichen mechanischen Art des Studiums grundverschieden war, mit Bewußtsein und Absicht den Klosterschulen entgegen, in denen nur ganz bestimmte Dinge nach einer bestimmten Schablone unter harter mönchischer Zucht getrieben wurden. Diese in glücklicher Unabhängigkeit um ihre Magister versammelten Scholaren freuten sich, der Unfreiheit des mönchischen Unterrichts entkommen, ganz nach eigner Lust und Neigung die neu erschlossenen Gebiete der sich von der Kirche freimachenden Wissenschaft durchstreifen zu können. Das war die ursprüngliche, die eigentliche akademische Freiheit. Alles andre, was man sonst noch darunter zu begreifen pflegt, ist erst allmählich von dorther abgeleitet worden als eine durch die Verhältnisse veranlaßte oder — entschuldigte Konsequenz.

Ein größerer Gegensatz aber, als er zwischen dem freien Lehren und Lernen jener Gelehrtenrepubliken des zwölften Jahrhunderts und dem mechanischen Treiben der Klosterschulen bestanden hat, besteht heutigen Tages zwischen der dem Begriffe der akademischen Freiheit entsprechenden, richtigen Art des

Studiums und der Beschäftigung allein mit dem einen Fache des künftigen Berufes, die in freiwilligem Verzicht auf das kostbarste Vorrecht des deutschen Studenten den Gesichtspunkt des Erwerbes geltend macht, wo es sich um die höchsten geistigen Güter handelt. In den Klosterschulen kannte man das herrliche Gut nicht, das jenen freien, oft heimatlos und in Dürftigkeit pilgernden Gelehrtengemeinden für manche Entbehrung reichen Ersatz gewährte: der deutsche Student, der in der glücklichsten und empfänglichsten Zeit des Lebens den Blick nicht über die Schranken des künftigen Berufs zu erheben vermag, bringt sich selbst um den Platz, auf den ihn ein gütiges Geschick gestellt hat, verscherzt leichtsinnig ein herrliches Erbe und macht sich — was schlimmer ist — aus einem Freien zu einem Unfreien.

Wenn die Studenten die akademische Freiheit, statt sie in Äußerlichkeiten zu suchen, die doch nur dann berechtigt sind, wenn sie einem höhern geistigen oder sittlichen Inhalte zum Ausdruck verhelfen, in diesem ursprünglichen und höhern Sinne begreifen und sich gegenwärtig halten, wenn sie aus ihr und nicht aus Prüfungsordnungen und Berufsregeln die Richtschnur auch für den Betrieb ihrer Studien entnehmen wollten, dann würden die Schranken alsbald wieder fallen, die jetzt, Zusammengehöriges unnatürlich trennend, die einzelnen Studiengebiete von einander scheiden und die Jünger des einen geflissentlich von der Umschau in den Nachbargebieten abhalten, dann würden sie, wie es unsre Voreltern gethan haben, weiterbauend auf der humanistischen Bildung, die sie von dem Gymnasium mitbrachten, und anknüpfend an die Fülle der darin gegebenen Anregungen, ihrem Fachstudium eine breitere Grundlage und einen bessern Boden bereiten, indem sie auch während ihrer Studienzeit mit dem klassischen Altertum als der geschichtlich gegebenen Grundlage unsrer ganzen Bildung Fühlung behalten, sich Einsicht verschaffen in die Wege, auf denen die kühnsten Denker aller Zeiten die Rätsel des Daseins zu lösen versucht haben, und eine lebendige Anschauung gewinnen von dem Werden und Wachsen, den geschichtlich gegebenen Existenzbedingungen und Aufgaben unsers Volkes und seines Staates. Dann erst wird sich ihnen ihr Berufsstudium mit dem gesamten geistigen Leben ihres Volks verknüpfen, und auch späterhin wird die Alltagsarbeit des Berufs von da aus durchgeistigt und auch ihrerseits von dem lebendigen Pulsschlage der allgemeinen Entwicklung mitbewegt werden. Dann wird es weder der Zwangskollegien, noch der Zwischenprüfungen, noch einer besondern Betonung der allgemeinen Bildung bei den Staatsprüfungen bedürfen, um unsrer akademischen Jugend, unserm Beamtentum in Staat und Kirche und damit dem gesamten deutschen Bürgertume das kostbare Gut einer hohen nationalen Bildung zu erhalten und zu mehren.

Wiener Litteratur

(Schluß)

In die Reihe der typischen Charakterbilder aus der Wiener Gesellschaft gehört auch die zweite Novelle „Seligmann Hirsch." Aus der jüdischen Geldaristokratie, bei der Ferdinand von Saar seit langen Jahren aus- und eingeht (das neue Buch selbst ist der Baronin Tedesco gewidmet), hat er sich eine köstliche Figur herausgeholt und sie, rein künstlerisch, mit jener trocknen Sachlichkeit, die seiner Prosa überhaupt eigentümlich ist, aber auch mit einer tief eindringenden Seelenkenntnis geschildert. Seligmann Hirsch ist der Vater des im Zeitalter des „volkswirtschaftlichen Aufschwunges" zu Geld und Würden gekommenen jüdischen Finanzgenies, der Großvater des gegenwärtigen Geschlechts, das die Spuren des Judentums kaum noch sichtbar trägt. Seligmann Hirsch ist das enfant terrible des großen Hauses, das sein Sohn, ein feingebildeter Mann, ein studirter Jurist, in gastfreier Weise führt. Seine Schwiegertochter hat nämlich den Ehrgeiz, die berühmten Männer der Politik, der Kunst und Litteratur Wiens in ihrem Salon zu versammeln, aber der alte Seligmann will mit seiner Unerzogenheit gar nicht in diesen Kreis hineinpassen. Er ist ein kindischer Mann, eitel auf die Erfolge seines mit vielen Opfern gebildeten Sohnes, er möchte sich sonnen in seinem Glücke. Er begreift nicht, daß er mit seinem schnarrenden, häßlichen Deutsch, mit seiner Unterthänigkeit, die unversehens in Anmaßung umschlägt, welche dann in allerlei Dinge, die ihn gar nichts angehen, dreinspricht, mit seiner Bauernart, sich mit aller Welt gleich auf vertraulichen Fuß zu stellen, dem ersten besten Fremden seine innersten Herzensangelegenheiten auszukramen, dem neuen Geschlecht ein Dorn im Auge ist. Man schämt sich seiner und trachtet, ihn so gut als möglich fern zu halten. Man mietet ihn in der Vorstadt ein oder schickt ihn auf ein ungarisches Gut oder in ein entlegenes Bad. Aber alles umsonst! man wird den zähen Alten nicht los. Überall macht er sich durch sein unartiges, protziges Wesen mißliebig. Auch sein echt jüdischer Familiensinn erfüllt ihn mit nagender Sehnsucht nach seinem Sohne und seinen Enkeln, die er immerfort prahlerisch im Munde führt, und die er doch nicht sehen darf. Das macht den alten Materialisten wirklich unglücklich, und wie widerwärtig der Geselle auch sein mag:

Digitized by Google

eine Spur von tragischem Mitleid erweckt er doch in uns. Der Unglückliche leidet an dem Schicksal, zu lange zu leben, von seinen eignen Kindern verleugnet zu werden, und nicht mit Unrecht erinnert er selbst an König Lear, dessen Geschick dem seinigen gleiche. Aber Seligmann ist doch kein König Lear, er hat nichts zu verteilen. In rastlosen geschäftlichen Spekulationen hat er sein Vermögen öfter an der Börse verloren, und schließlich ist es auch seinem reichen Sohne zu bunt geworden, die Kosten seiner Spielwut zu tragen. In denselben schmutzigen Geldgeschäften, mit denen er begonnen hat, geht Seligmann schließlich unter, nachdem jedes Band zwischen ihm und seinen Kindern zerrissen worden ist.

Neben diesen typischen Sittenbildern, zu denen auch die „Steinklopfer," ein Bild des Arbeiterelends, gehören, steht in Saars Novellen eine Reihe der merkwürdigen Einzelfälle. Der „Innocens," jene Novelle, die den Dichter zuerst berühmt gemacht hat, erzählt die Geschichte von einem edeln katholischen Geistlichen, der von der Versuchung, ein Mädchen zu lieben, durch den Anblick der maßlosen Liebesleidenschaft eines andern geheilt wird. „Marianne" erzählt die innige Geschichte von der unglücklichen Ehe eines ungleichen Paares: sie kindlich naiv, er pedantisch und nüchtern. Als Marianne sich dann in einen Dichter verliebt, der sie versteht, vernichtet sie ein plötzlicher Tod mitten im Keimen der Sünde. Die tragische und unvernünftige Liebesleidenschaft eines begabten weiblichen Wesens schildert die „Geigerin." Das schon erwähnte „Haus Reichegg" erzählt die Geschichte einer Mutter, die ihrer Tochter den Mann, den diese liebt, vorwegnimmt; die Tochter geht ins Kloster. Höchst merkwürdig ist das feine Charakterbild des „halben Dichters" Faust Bacher in „Tambi." Faust Bacher, von Haus aus Schulmeister, hat plötzlich einen großen Dramatiker in sich entdeckt. Mit seinem ersten verheißungsvollen Wurfe hat sich aber auch seine ganze dichterische Kraft erschöpft. Vortrefflich wird Bacher in dem litterarischen Salon Laubes geschildert (es ist der Laubes, porträttreu, wenn auch nicht genannt). Über die Enttäuschung seiner Hoffnungen, nach voreiliger Niederlegung seines Schulamtes, fortan als Dichter leben zu können, wird Bacher ganz unglücklich. Er ist aber ein ehrlicher Mensch, sich selbst hat er nie betrogen, er hat es mit der Kunst auch ehrlich gemeint, es ist ihm nicht um äußern Erfolg zu thun gewesen. Als er seine Täuschung erkennt, flieht er aus Wien, wohin er mit seinen unbeholfenen Manieren und seiner Treuherzigkeit ohnehin nicht paßt. Saar schildert diesen Charakter mit wahrer Meisterschaft und eindringender Seelenkunde von verschiednen Seiten. Bacher ist ein willensschwacher Mensch: er hat sich niemals etwas abringen können, er hat sich immer gehen lassen, in träumerischer Unthätigkeit dahinleben müssen. Am liebsten ist er mechanisch thätig. Eine poetische Natur also, aber ein Schwächling, der nur unbewußt, willenlos sich zum Schaffen aufraffen kann. Nur ein wirklicher, wenn auch wohl etwas hypo-

chondrischer Dichter konnte eine solche Gestalt, die mit Grillparzers „armem Spielmann“ nahe verwandt ist, schaffen. Die Tragödie Bachers nimmt nun folgenden merkwürdigen Verlauf. In dem kleinen mährischen Städtchen, wo Bacher sich als Schreiber bei einem Notar schlecht und recht untergebracht hat, lebt er zufrieden und bescheiden mit seinem häßlichen Hunde Tambi. Die Liebe zu diesem Tiere giebt dem schwachen Bacher die einzige Lebensstütze: etwas muß man doch lieben. Das Tier hat Jägerblut in sich, es wird unbändig, wenn es, mit seinem Herrn im Freien wandernd, ein Häslein aufspürt und ihm nachjagt. Es zu erziehen, zu bändigen vermag jedoch Bacher nicht, obwohl er es aus Klugheit thun sollte, denn er besitzt ja kein Jagdrecht. An der ungebändigten Natur Tambis hat Bacher seine Freude. Nun aber kommts, wie es vorauszusehen war: Tambi wird vom Förster angeschossen, er verendet, und mit seinem Tode ist die letzte sittliche Kraft Bachers dahin. Er geht, nachdem er sich dem Trunke ergeben hat, bei einer Überschwemmung unter. In der Technik ist diese Novelle ähnlich dem „Seligmann Hirsch“ gehalten. Dem Dichter selbst eröffnet sich der Charakter in gesprächiger Mitteilsamkeit; daneben wird durch Mitteilungen ein Licht von andrer Seite auf ihn geworfen, und in dieser Weise wird runde Körperlichkeit gewonnen.

In dieselbe Reihe der absonderlichen Fälle gehören auch die zwei andern Novellen des jüngsten Bandes: „Leutnant Burda,“ eine Soldatengeschichte, und die „Troglodytin,“ wieder das Bild eines merkwürdigen weiblichen Wesens. Die letztere ist reich an Stimmung und tief in der Charakteristik, während es dem „Leutnant Burda“ an dem notwendigen Zusatz von Humor fehlt, mit dem solche Narren geschildert werden sollen. Saars Begabung entbehrt leider gänzlich des Humors.

Weitaus schmiegsamer und gewandter ist C. Karlweis, dem es auch nicht an Humor mangelt, wie sich dies an seinem jüngst mit freundlichem Erfolge im Burgtheater gespielten Lustspiel „Bruder Hans“ gezeigt hat. Aber es ist die Schmiegsamkeit und Gewandtheit des Talentes von geringerer Kraft; er schreibt mehr, weil er weniger hohe Anforderungen an sich stellt, er ist weniger spröde, weil er sich nicht um ein Mehr oder Weniger von Ursprünglichkeit kümmert, er ist fruchtbarer, weil er nicht in einer einzigen kleinen Novelle seinen ganzen Menschen ausgeben will. Ein formgewandter Schriftsteller, der viel und gut nachempfinden kann, ein anmutiges Naturell, das ist Karlweis. Ein eklektisches Herumtasten in den verschiednen Stilgattungen der modernen Erzählung weist sein letztes Buch auf: Geschichten aus Stadt und Dorf, Novellen und Skizzen (Stuttgart, Bonz, 1889). Seinen eignen Stil hat Karlweis noch nicht. Er hat sehr artige Einfälle, wie z. B. den von der „lustigen Wirtin,“ deren glockenhelles Lachen Gäste ins Haus lockt, ihr selbst aber zum Verhängnis wird; der Schluß dieser Geschichte läuft ganz unnötigerweise in die naturalistische Gosse aus, worauf sie ganz und gar nicht angelegt

gewesen ist. Karlweis liebäugelt überhaupt zu sehr mit dem Naturalismus; er hat eine beklagenswerte Vorliebe für sittlich häßliche Motive. Sinnliche Liebe zwischen Geschwistern in der „Feuerliesl“; im „Großknecht“ liebt der Knecht, schurkischer Weise aufs Erbe spekulirend, Stiefmutter und Tochter; eine häßliche Geschichte aus der Hefe des Volkes, wenn auch in gelungener Form, erzählt der „bucklige Christl“; häßlich ist auch die Frivolität des „Mahagonitischs,“ obgleich auch hier die Form gut ist. Aber alle diese naturalistischen Neigungen stehen der wohlwollenden, ausschließlich zur harmlosen Anmut angelegten Natur dieses Schriftstellers fremd zu Gesichte. Im Grunde macht er damit nur äußerlich eine Mode mit, wie vorher mit seinen kraftlosen Dorfgeschichten. Es fehlt ihm der pessimistische Zorn, das Pathos der Satire, der Entrüstung, und lächelnd häßliche Geschichten zu erzählen, dünkt uns doch etwas zu — französisch. Am wahrsten erscheint er uns in der Geschichte „Grüne Liebe,“ wo er sich mit elegischem Humor an Jugendthorheiten erinnert und als guter Kenner Wiens, selbst ein echter Wiener, heimische Jugend poetisch schildert; ebenso freundlich wirken die Geschichten „Sei g'scheit,“ „Der Gamsersepp.“ Absichtslose Anmut, die bald rührt, bald lächelt, das ist Karlweis' eigentlicher Stil, den er nur unbeirrt vom Beispiel andrer auszubilden hat, um eigentümlich dazustehn.

In die Wiener Litteratur gehören auch die „Erzählungen aus dem modernen Ägypten“: Haschisch von Otto Fuchs-Talab (Dresden, Pierson, 1880), weil der Verfasser ein Wiener und auch in Wien litterarisch thätig ist. Wie so viele Wiener Maler, ist er auch nach Ägypten, Kairo, Alexandrien, an den Rand der Wüste Sahara gezogen, nicht um dort Licht zu saugen, sondern um sich erzählenswerte Stoffe zu holen. Dabei hat er in jeder Beziehung einen guten Geschmack bewiesen. Weder ist er in den Fehler so vieler Schilderer verfallen, durch das schwache Wort mit der leuchtenden Farbe der Maler wetteifern zu wollen, noch ist er auf den andern Abweg geraten, gelehrte Studien in seinen Erzählungen zu verwerten. Mit Recht beschränkt sich Otto Fuchs auf das moderne Ägypten, das ihm genügende Ausbeute für seine Erzählungen bietet, und er besitzt auch den andern Vorzug gesunder Erzählertalente, den Sinn für fesselnde Fabeln. Dabei erzählt er schlicht und zuweilen auch stimmungsvoll, ohne sich jedoch zu wirklicher Poesie zu erheben. Seine Motive sind allerdings sämtlich nur auf ägyptischem Boden entstanden, aber sie interessiren an sich selbst, Fuchs hat nicht nötig gehabt, sie durch ausführliche Sitten- und Kulturbilder litterarisch vornehm zu machen. Hierin bekundet sich die richtige epische Begabung.

Die bedeutendsten Geschichten von den neuen Erzählungen des Bandes sind die erste und die letzte. „Der Anwalt des Volkes“ führt uns das Leben eines echt modern ägyptischen Charakters vor. Anis Klat ist der Sohn eines reichen christlichen Syrers. Von seinem ehrgeizigen Vater nach Paris zum

Studium der Rechte geschickt, ist er von diesem enterbt worden, da er es vorgezogen hat, in Paris Litteratur zu studiren und als bohémien für Zeitungen zu schreiben. Er kehrte dann nach Alexandrien zurück, wo er sich durch Korrespondenzen an große Pariser Blätter in der politisch bewegten Zeit des Khedive Ismail und durch Unterricht im Arabischen bei Europäern den Lebensunterhalt erwarb. Aber zuweilen trat Ebbe ein: die Politik feierte, Schüler kamen nicht. Da lebte Klat von Gedichten, die er für die Volkssänger Kairos schrieb, die außerordentlichen Erfolg damit erzielten. Aber Klat hatte höhere, ideale Ziele. Ein geborner, aber in Europa gebildeter Ägypter, fühlte er schmerzlich die barbarische Herrschaft, die unter Ismail das Volk aussog. Er begann durch Flugblätter, die er auf eigne Kosten drucken ließ, politische Fragen in die Menge zu werfen, und seine ebenso klugen als scharfen Angriffe lenkten bald die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn. Sie ließ ebenfalls Flugblätter in ihrem Sinne drucken, und eine Weile hatte es den Anschein, als wollte ein frisches politisches Leben in dem faulen Ägypten erblühn. Da verliebte sich Klat zum Unglück in eine schwedische Gymnastikerin, eine bildschöne junge Person, die mit ihrer Truppe in Kairo Vorstellungen gab. Nun war es mit allen vaterländischen Idealen vorbei, Klat schmachtete in den Fesseln des schönen Kraftweibes, schloß sich ihrer Truppe an, erniedrigte sich sogar zum Clown, und sein unruhiges Gewissen betäubte er im Haschischgenuß. Aber der Erzähler läßt ihn nicht untergehn, sondern dichtet etwas unwahrscheinlich weiter. Als ein leidenschaftlicher Haschischraucher gelangt Klat nach Kairo zurück; wegen hochverräterischer Äußerungen, die er im Haschischrausche gethan, wird er ins Irrenhaus gesperrt. Die zwei Jahre, die er dort zubringt, sind eine Zeit schwerer Buße und innerer Läuterung für ihn. Zufällig wird er beim Besuch der Frau des englischen Bevollmächtigten entdeckt und hierauf entlassen. Er heiratet sogar noch seine jener Schwedin zu liebe verlassene Braut Farida.

Der andern Geschichte „Der schwarze Heiland" mangelt es nicht an phantastischer Größe. Ihr Schauplatz ist eine einsam bei Massauah gelegene Missionsanstalt. Dort werden Negerknaben christlich erzogen und in allerlei Handwerken unterrichtet; die begabtesten sogar zum Priesteramte herangebildet. Der Pförtner der Anstalt, ein verbrecherischer Malteser, der sein Gnadenbrot genießt, hat mit dem Negernovizen Lorenzo Streit gehabt, weswegen er seiner Stelle enthoben werden soll. Zuvor rächt er sich in maßloser Weise. Er steht mit Sklavenhändlern in Verbindung, denen die Mission ein Dorn im Auge ist. Er unternimmt es, ihnen die ganze Schule auszuliefern. Die Abwesenheit des Vorstehers benutzt er, um die Negerknaben in der Kirche selbst zu berauschen; die wilde Negernatur bricht in ihnen durch, und sie sind bereit zu fliehen. Da stellt sich ihnen Lorenzo in den Weg. Seine Bitten, seine Drohungen nützen nichts; der elende Malteser stachelt sie so weit auf, daß sie im Fuselrausche

Lorenzo buchstäblich kreuzigen, nachdem sie das künstliche Heilandbild von Holz abgeschlagen haben. Sie binden ihn so fest, daß sich der arme Neger nicht selbst befreien kann und am Kreuze verschmachten muß. Seitdem besteht in Massauah ein Christus am Kreuze, der nicht nach arischem, sondern nach dem Negertypus gebildet ist: der einzige „schwarze Heiland" der Missionen.

Diese Beispiele mögen genügen, die Phantasie Fuchs-Talabs zu kennzeichnen. Die erfinderischen Erzähler sind heutzutage zu selten, als daß man sie nicht fördern sollte. Wenn Fuchs seine Form mehr veredelt, so kann man wohl noch wertvolleres von ihm erwarten.

Und nun geraten wir an zwei Sammlungen kurzer Geschichten, sogenannter Feuilletonnovellen, wie sie seit einigen Jahren von den Wiener Zeitungen mit Vorliebe gedruckt werden. Sie haben sogar den Charakter des Wiener Feuilletons, worauf die Einheimischen so stolz waren, verändert. Wenn der Teil „unter dem Strich" in den großen Zeitungen früher dazu diente, die neuen Ereignisse auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete der Nation mit demselben Ernste zu verfolgen und zu beurteilen, wie der Leitartikel die politischen Vorgänge beleuchten will, so hat dieser schöne Ernst jetzt dem Bedürfnis zu unterhalten weichen müssen. Er wird auf das notwendigste Maß eingeschränkt. Die Zeitung soll jetzt, nach der herrschenden Ansicht, das Publikum in jedem Falle unterhalten, und bekanntlich ist das „Publikum" unersättlich, wenn ihm einmal solche Kost vorgesetzt worden ist. Am Ende wäre uns dieser Umwandlungsprozeß des Wiener Feuilletons gleichgiltig, wenn es eben nicht Wien wäre, die Stadt, in der keine Wochenschriften gedeihen können, in der das Publikum in seiner Masse noch immer alle Belehrung bloß aus der Zeitung zu schöpfen gewöhnt ist, und die Jahre lang eine litterarische oder wissenschaftliche Erscheinung von Bedeutung nicht kennen lernt, weil sie im „Feuilleton" nicht behandelt worden ist. Indem die Zeitungen dem niedern Bedürfnis nach Unterhaltung entgegenkommen, setzen sie selbst die Bildungsstufe ihres Leserkreises herab und verändern das geistige Gesicht der ganzen Stadt. Das edlere Interesse schrumpft immer mehr auf jene engen Fachkreise zusammen, die sich mit den Künsten und Wissenschaften berufsmäßig beschäftigen, und das ist der Anfang vom Ende für alles litterarische Leben. Denn die Feuilletonnovelle kann nur von sehr spärlich gesäten Talenten zu einer wirklichen Kunst erhoben werden, gewöhnlich ist sie nur die Daseinsspanne wert, die den Leitartikeln zugemessen ist. Je kürzer der Raum ist, der dem Dichter zur Verfügung steht, umso schwieriger wird ihm die Behandlung des Gegenstandes. Ein bedeutendes Talent kann sich diese äußerliche Fessel nicht auferlegen lassen; wenn es etwas zu sagen hat, so wird es sich nicht durch den metteur en pages bei einem bestimmten Absatz den Mund sperren lassen; wird es aber notwendigerweise breiter, so kann die Geschichte nicht gedruckt werden. Dann verlegt sich der Novellist auf die

Erfindung von Kleinigkeiten, und damit verzehrt er in freudloser Tagesarbeit eine Begabung, die vielleicht zu größern Leistungen berufen wäre. Also nur selten und vereinzelt kann die Feuilletonnovelle zu bleibendem Werte gelangen, und wenn der Schriftsteller dann in begreiflichem Ehrgeiz die kleinen Geschichten zu einem Buche ordnet, muß man ihn noch loben, wenn er selbst eine kritische Auswahl getroffen hat. Häufig findet man solche strenge Selbstkritik auch nicht.

Aus einer vierten Sammlung solcher kleinen heiteren Geschichten, die Ludwig Hevesi neuerdings herausgegeben hat, aus dem Buch der Laune (Stuttgart, Bonz, 1889) wird man nur wenige Stücke missen wollen, nämlich die, in denen der Wortwitz, der Kalauer, die Karrikatur oder die Tollheit schlechtweg überwiegen, die Hevesi zuweilen für Humor ausgeben möchte; „Moselfahrt," „Die Amerikaner von Rothenburg," „Miß Nigg," „Gift" würden ganz leicht entbehrt werden. Es ergeht uns mit Hevesis Humor ganz eigen. Das Urteil eines seiner Freunde: „Hevesi ist für Süddeutschland von derselben Bedeutung, wie Wilhelm Raabe für Norddeutschland" halten wir für eine geschmacklose Übertreibung. An so bedeutender Gestaltungskraft fehlt es dem Dichter Hevesi, und das ist umso merkwürdiger, als der ausgezeichnete Kritiker Hevesi mit seiner Begabung, künstlerische Individualitäten feinsinnig darzustellen, uns jedesmal aufrichtige Freude bereitet. Aber wenn Hevesi dichtet, ist es meist eine heitere Unwahrscheinlichkeit, die uns nur durch ihre Phantasterei etwas versöhnen kann; sein Humor hat oft etwas gequältes, wobei man es nicht einmal zum Schmunzeln bringen kann. Dagegen gefällt er uns um so besser, je schlichter und absichtsloser er erzählt; denn er weiß gut zuzuspitzen, und seine reiche Bildung ist auch ein wirksames Element. Hevesis Phantasie ist überall heimisch: in den Ateliers der Künstler und in der Kontorstube der gewöhnlichen Menschen; in Italien und den deutschen Alpen, im Dorf und in der Stadt, in Wien und auf der ungarischen Pußta. Seine humoristischen Wirkungen sucht er häufig durch Übertreibungen zu erreichen, so wenn er Prahlhänse oder Betrunkene schildert; aber einige Stücke, wie „Jutka," „Domenico Fanulla," „Das Christkind," „Onkel Fritz" sind von echtem Humor erfüllt: da stellt er kluge oder unkluge Naivität in den Kontrast mit der bösen Welt und erreicht damit sentimental-humoristische Wirkung.

Einer zweiten Sammlung von Wiener Feuilletonnovellen: Kreuz und Quer. Erzählungen aus meinem Wanderleben von Wilhelm Lauser (Stuttgart, Bonz, 1889) fehlt es an dem schillernden Farbenreichtum der Hevesischen Phantastik, aber sie hinterläßt einen wohlthuenden Eindruck durch die ruhige, gebildete Prosa, die Lauser eigentümlich ist. Von Haus aus ein Tübinger Stiftler, der sich dann vorwiegend politischen und kunstgeschichtlichen Studien zugewandt hat, verfügt Lauser über einen gediegenen Schatz von Bildung, der sich zunächst in seinem guten Deutsch zeigt. Seine Skizzen führen uns nach Tübingen

und Heidelberg (hier zu Julius Braun — auch einer aus dem „Engeren"), nach Italien, Frankreich und Spanien. Laufer erzählt einfach, männlich, mit trockener Laune.

Die zwei beliebtesten Vertreter des Wiener Lokalhumors, der sich in das Feuilleton der Wiener Tagesblätter geflüchtet hat, sind Eduard Pötzl und Vincenz Chiavacci; beide haben ihre Plaudereien und Schildereien schon öfter mit Erfolg in Buchform gesammelt und sich auch außerhalb der Heimat Freunde geworben. Von Pötzl liegt die neueste Sammlung unter dem Titel: Herr Nigerl und lauter solche Sachen. Gesammelte Wiener Schildereien (Wien und Teschen, Prochaska) vor; von Chiavacci: Bei uns z'Haus, Genrebilder aus dem Wiener Leben (ebenda).

Diese zwei Humoristen bilden merkwürdige Gegensätze, schon im Blute liegt der Unterschied, aber auch in allem übrigen. Vor allem bezeichnend für ihren Unterschied sind die verschiedenen Bezirke der Stadt Wien, wo sich die Phantasie des einen wie des andern mit Vorliebe aufhält. Pötzl bleibt mit Vorliebe in der innern Stadt, d. h. in dem durch seine engen Gassen und seine alten lauschigen Wirtshäuser einerseits, anderseits durch die große, breite, prächtige Ringstraße charakteristischen Teile Wiens. Hier ist der Strom des Stadtlebens am stärksten, alle Neuerungen tauchen hier zuerst auf; hier wohnen die reichen Leute, hier bestehen die wichtigsten öffentlichen Anstalten, hier nisten die Redaktionen. Hier bewegt sich Pötzl ganz heimisch. Für sein Stillleben in der Großstadt hat er hier, wo noch große und uralte Häuser bestehen, seine dankbarsten Motive gefunden. Von der Ringstraße holt er sich die Typen für seine Wiener „Gigerl," die Modegecken, um sie durchzuhecheln; „Rund um den Stephansturm" hat er deshalb eine seiner früheren Sammlungen genannt. Chiavaccis Muse macht breitere Schritte, wie sie überhaupt markiger und massiger auftritt. Er sucht mit Vorliebe das eigentliche Volksleben auf, nicht wie es sich erst seit gestern darstellt, sondern in seiner ältesten Form und Überlieferung. Darum geht er weit hinaus in die Vorstadt zu den Leuten „vom Grund" und sucht ganz im Gegensatze zu Pötzl nicht die Gigerln, sondern die älteste Großmutter auf, die sich noch an die erste Hälfte des Jahrhunderts erinnert. Das ist der wesentliche Unterschied beider: der eine ein scharfbeobachtender, täglich neue Thorheiten entdeckender Satiriker, der andre ein dichterischer Volksmann. Pötzls litterarischer Ausgangspunkt war in der That auch gar nicht von Wien; Pötzl hatte sich in Dickens eingelesen, mit dem er ohne Zweifel wahlverwandt ist; auch im äußeren Schicksal gleicht er ihm, da auch Pötzl sich wie Dickens vom Zeitungsreporter zu selbständigem litterarischen Schaffen aufgeschwungen hat. Unerschöpflich ist Pötzl in der Erfindung von köstlichen Schnurren, der heiteren Erfindung mit keiner andern Absicht, als eben zu belustigen. Sehr lange Zeit hat er Kriminalhumoresken geschrieben, in denen er nur sparsam den Dialekt verwendete. Chiavaccis Ausgang wurzelt mehr im heimischen Erdreich,

er hat von Anfang an im Dialekt gesprochen. Wie man in Pötzl einen Abkömmling von Leo Wolfram, dem Verfasser der berühmten dissolving views, erkennen muß, so schließt sich Chiavacci an die vormärzlichen Eipeldauerbriefe an, wobei er natürlich all die litterarische Freiheit und Bildung sich wohlweislich zu Nutzen gemacht hat, über die der moderne Wiener verfügt. Chiavacci ist mehr Novellist als Pötzl. Pötzl hat köstliche, aber mehr als bloß lokalwienerische Bilder aus dem Junggesellenleben geschrieben, Chiavacci ist ein liebevoller Sittenmaler der Wiener Familie, des Wiener Kindes. Pötzl hat die Figur des Herrn von Nigerl erfunden: den Typus des selbstgefälligen, bequemen, genußsüchtigen, unpolitischen, aber sehr gutmütigen Wieners. Chiavacci hat mit seiner Frau Sopherl keinen Typus, sondern nur eine Maske für sich selbst geschaffen, um mit dem wortreichen und bilderüppigen Maule der Wiener Öbstlerin alle Ereignisse der Woche freimütig und doch auch herzlich wohlthuend zu besprechen. Pötzls Bildung ist philologischer Natur: er schreibt gelehrte Abhandlungen über den Wiener Dialekt, er zitirt mit Vorliebe Horaz, ist überhaupt öfter geistreich witzig als humoristisch. Chiavacci zitirt mit Vorliebe Darwin, seine Bildung ruht auf den Naturwissenschaften, er hat das naive Temperament. Pötzls Ironie richtet sich oft gegen sich selbst; Chiavacci spricht niemals von sich. Pötzls Hohn richtet sich gegen das „Pflanzreißen" des reichgewordenen Städters. Chiavaccis Humor sucht die Armut auf und nimmt sie in Schutz gegen den Druck des hartherzigen Kapitalismus. Pötzl arbeitet mit der Radirnadel, Chiavacci mit dem Pinsel. Aber gemeinsam ist beiden der edle Ernst und der schöne Ehrgeiz, mit dem sie ihrem Berufe obliegen und der sie himmelweit von den Humoristen der älteren Generationen Wiens trennt.

Man kann von der neuesten Wiener Litteratur nicht sprechen, ohne schließlich noch des Werkes zu gedenken, das die Gemeinde Wien unter der Leitung ihres Staatsbibiothekars Dr. Karl Glossy zum vierzigsten Jahrestage des Regierungsantrittes Kaiser Franz Josefs veröffentlicht hat. Von den ernsten Fachmännern Wiens ist hier ein geschichtlicher Überblick über alle Zweige des politischen und geistigen Lebens der österreichischen Reichshauptstadt in den letzten vierzig Jahren geboten worden. Von dem Kapitel der eigentlichen Gemeindegeschichte Wiens, das Glossy geschrieben hat, ist in den Grenzboten schon ausführlich die Rede gewesen. Aber auch andre Abschnitte sind von bleibendem Werte. Friedrich Uhls Schilderung der Wiener Gesellschaft vor und nach dem Jahre 1848 ist eine glänzende Arbeit, reich belehrend für Einheimische und Fremde. Die apologetische Charakteristik des bekannten Zeitungsgründers und Millionärs August Zang ist auch für die Litteraturgeschichte der Gegenwart insofern wertvoll, als bekanntlich Robert Hamerling Zang zum Modell für seinen Homunkulus gewählt hat; hier kann man nun die Wirklichkeit mit der Satire vergleichen. Ein Abschnitt von noch größerem Werte für die deutsche Litteraturgeschichte

überhaupt ist Ludwig Speidels Geschichte der Wiener Theater in dem Zeitraume von 1848—1888. Es sind vielfach neue Thatsachen, die Speidel aus dem Archive des Burgtheaters mitteilt, so z. B. über die Berufung Laubes nach Wien. Die Charakterbilder, die Speidel von diesem Begründer des gegenwärtigen Burgtheaters, von Dingelstedt, von Baron Hofmann, von Wilbrandt zeichnet, und dann die ganze Porträtgallerie der bedeutenden Schauspieler sind kleine Meisterwerke, nicht bloß in der Sprache, sondern auch weil sie von einer großen sittlichen und künstlerischen Überzeugung erfüllt sind. Eine Trennung von künstlerischer und sittlicher Größe kann sich Speidel nicht denken; beide bedingen einander, wie er dies bei dem im Virtuosentum untergegangenen Dawison hervorhebt. Das Kapitel ist aber nicht bloß deswegen merkwürdig, weil man den Feuilletonisten Speidel hier als sehr ernsthaften Geschichtschreiber kennen lernt, sondern weil man hier auch Urteile über Menschen und Einrichtungen von ihm vernimmt, die man in seinen Burgtheaterkritiken in der Neuen Freien Presse niemals finden konnte. Wie vernichtend urteilt er z. B. über den reklamesüchtigen Vortragshelden Strakosch, den Notnagel des seligen Stadttheaters! Wie begeistert erkennt er die „Kreuzelschreiber" Ludwig Anzengrubers an. Bei dem Ansehen, das Speidel in allen Kreisen der Wiener Gesellschaft genießt, hätten diese Urteile vielfach klärend und fördernd wirken können, wenn sie in der Zeitung vor Jahren der großen Menge vermittelt worden wären; so fehlt ihnen die unmittelbare Schlagkraft. Es scheint, daß auch ein mächtiger Schriftsteller, wie Ludwig Speidel, nicht unabhängig genug bleibt, um immer in seiner Zeitung sagen zu können, was er sagen will.

Wie in Wien das Theater immer und überall vor der Litteratur bevorzugt wird, so ist sie auch in dem Gedenkbuch durch Robert Zimmermann nur allzu bescheiden abgethan worden. Im Zusammenhange mit dem Überblick über die gesamte Natur- und Geisteswissenschaft hat der Philosoph auch die Litteratur behandelt; aber — alle Achtung vor der riesigen Belesenheit und Gelehrsamkeit des Wiener Akademikers! — mehr als einen räsonnirenden Katalog von Namen und Büchern hat er nicht geliefert. Auch persönliche Vorliebe und Abneigung sind in dieser Übersicht nicht zu verkennen. Man begreift z. B. nicht, daß das geschwätzige Fräulein Delle Grazie, deren Dichtungen kein ernster Mensch Geschmack abgewinnen konnte, der Ehre, verhältnismäßig ausführlich genannt zu werden, würdiger erachtet worden ist, als z. B. der gänzlich mit Stillschweigen übergangene und doch höchst charakteristische Wiener Humorist Chiavacci; auch Ludwig Ganghofer, seit zehn Jahren in Wien, der eigenartig pessimistische Schwarzkopf hätten genannt werden sollen, wenn eine Reimschmiedin wie die Delle Grazie erwähnt wurde. Auch unter den Männern der Wissenschaft hat der gelehrte Historiker seine Auswahl durch persönliche Zu- und Abneigung leiten lassen. Geradezu unbegreiflich und unverzeihlich ist es, daß ein Mann wie Ferdinand Lotheißen, der siebzehn Jahre an der Wiener

Hochschule erfolgreich gewirkt hat, der in Wien gelehrte Werke von bleibendem Werte, wie seine vierbändige Geschichte der französischen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert, seine Lebensbeschreibungen Molieres und der Königin von Navarra und andre Bücher mehr geschrieben hat, auch nicht mit einer Silbe erwähnt worden ist. Der akademische Zopf, mit dem sich der Verstorbene sein Leben lang herumschlagen mußte, hat ihm seinen Haß bis übers Grab hinaus nachgetragen. Aber das ist noch nicht das Schlimmste an dem Kapitel Robert Zimmermanns. Weit nachteiliger ist es, daß diese Übersicht über die Litteratur in einem Kanzleideutsch mit bandwurmartigen Sätzen voller Einschachtelungen geschrieben ist, das selbst den geduldigsten Leser zur Verzweiflung bringen kann. Ein Beispiel mag dies zeigen. S. 155 lautet ein Satz: „Eine solche Litteraturgestaltung, der zum Teil hervorragenden Begabung der Schriftsteller, die sich derselben anzuschließen durch die Ungunst der Zeitverhältnisse genötigt waren oder freiwillig anschlossen, ungeachtet, konnte mit der inzwischen hauptsächlich infolge der Julirevolution seit den dreißiger Jahren im übrigen Deutschland mächtig gewordenen politisch- und sozialreformatorischen Geisterbewegung, deren Ausdruck auf dem Gebiete der Wissenschaft die Philosophie Hegels und seiner Schule, insbesondere des zum Äußersten ausschreitenden linken Flügels derselben, auf litterarischem Gebiete, bis zum Beginne der vierziger Jahre, die durch Heine und Börne geistig befruchtete Schule des »jungen Deutschlands«, seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. die von der obsolet gewordenen Schwärmerei für Freiheit und Vaterland zum direkten Angriff auf das Bestehende fortgeschrittene politische Richtung war, weder, wie allerdings begreiflich, auch nur entfernt gleichen Schritt halten, noch in ihrer notgedrungenen Farblosigkeit und ängstlichen Abschwächung die Gunst eines mit dem veränderten Geiste der Zeit innerlich umgewandelten und durch den trotz der Grenzsperre fast zu reichlichen Genuß der verbotenen Früchte des Auslandes verwöhnten Publikums gewinnen oder behaupten." Das ist ein einziger Satz! Zwischen Subjekt und Prädikat eine halbe Meile! Und so geht es nicht etwa zufällig einmal oder mit Intervallen, nein, Druckbogen lang fort. Eine Qual zu lesen! Es ist das um so bedauerlicher, als eine zusammenfassende Litteraturgeschichte der Wiener gar nicht vorhanden ist und eine so günstige Gelegenheit, eine solche zu schaffen, nicht gleich wieder kommt. Die Wiener Litteratur hat eben immer Pech, wenn ihr nicht von außen Verleger und Rezensenten zu Hilfe kommen.

Wien Moritz Necker

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Deutschfreisinnigen und die Steuerfreiheit der Standesherren. Als der vorige Reichstag im Frühling 1887 den Antrag der deutschfreisinnigen Gruppe auf Einführung einer Reichseinkommensteuer beriet, wurde die Steuerfreiheit, die unsre deutschen Standesherren, oder richtiger einige von ihnen noch genießen, scharf angegriffen, und die Redner von der Farbe der Herren Rickert und Richter priesen es als besondern Vorzug einer allgemeinen, also auch die Einkommen der Mediatisirten treffenden Reichssteuer an, daß damit ein durch nichts gerechtfertigtes, jedenfalls veraltetes Vorrecht in Wegfall kommen würde. Trotzdem erwies sich der Antrag bald als aussichtslos. Aber seine Urheber und Befürworter sind beharrliche Leute, und jetzt scheinen sie ihn nach Äußerungen ihrer Presse von neuem einbringen zu wollen, wenn auch schwerlich mit der Hoffnung auf bessern Erfolg im Reichstage, sondern vermutlich im Hinblick auf die Wahlen, bei denen er als gutes Agitationsmittel dienen könnte, wenn die Sache in Wahrheit von der Wichtigkeit wäre, die ihr die deutschfreisinnigen Blätter, immer groß in der Kunst des Übertreibens und Aufbauschens, anzudichten bemüht sind. Als Beispiel solchen Verfahrens führen wir einen Aufsatz der „Freisinnigen Zeitung“ an, der vor kurzem erschienen ist und mit einer Liste der steuerfreien fürstlichen und gräflichen Häuser Preußens den Beweis zu erbringen versucht, daß hier noch sehr zahlreiche und bedeutende Steuerbefreiungen bestünden, während die Sache in Wirklichkeit kaum der Rede wert wäre, wenn es nicht eben gälte, die Unrichtigkeiten, mit denen das Blatt hier, wie üblich, hantirt, in der Kürze aufzuzeigen und so wieder einmal zu kennzeichnen, wie die Herren ihre Zwecke verfolgen und namentlich Wahlen in ihrem Sinne vorzubereiten suchen. Zuvörderst figuriren da in der langen Liste mehrere Familien, deren Mitglieder dem preußischen Staate gar nicht als deutsche Standesherren angehören und somit auch für ihre in Preußen liegenden Besitzungen keinen Anspruch auf die Begünstigungen des Edikts vom 21. Juni 1815 und der ergänzenden Instruktion von 1820 haben, durch die man „die Verhältnisse der vormals unmittelbaren deutschen Reichsstände in der preußischen Monarchie“ regelte. Zu diesen fälschlich aufgeführten Häusern gehören die württembergischen Schaesberg, die teils württembergischen, teils bairischen Hohenlohe, die württembergischen Standesherren Pückler-Limpurg, die gleichfalls württembergischen Waldbott-Bassenheim und die sächsischen Fürsten und Grafen Schönburg. Sodann zählt die Liste unter den Solmsschen Linien irrtümlich auch die Häuser Solms-Baruth und Solms-Sonnenwalde als steuerfrei auf, denen zwar eine Erklärung des preußischen Staatsministeriums den hohen Adel zugesprochen hat, die aber in Preußen von der Besteuerung nicht ausgenommen sind. Ferner haben von den Standesherren in Preußen viele auf ihre anfängliche Steuerfreiheit ganz oder teilweise Verzicht geleistet oder sind abgefunden worden. Ein Rückblick auf die Entwicklung der standesherrlichen Rechte im preußischen Staate, den wir auszugsweise Hammanns Schrift: „Die deutschen Standesherren und ihre Sonderrechte“ entnehmen, lehrt folgendes. Durch Übereinkunft von 1824 verzichtete der

Herzog von Arenberg, der größte preußische Standesherr, auf sämtliche Regierungsrechte, ausgenommen Patronat und Bergregal, sowie auf die Freiheit von Grund- und Personalsteuer gegen eine Staatsrente. Aehnliches bestimmte der Rezeß, der 1834 mit dem Fürsten von Bentheim Tecklenburg abgeschlossen wurde. Das herzogliche Haus Croy behielt nach dem Rezeß von 1827 von seinen Regierungsrechten nur das Patronat, es entsagte auch der Befreiung seiner Domänen von der Grundsteuer und der des Hauptes der Familie von der Personalsteuer. Die Fürsten Salm-Salm hatten schon 1816 auf ihre meisten Regierungsbefugnisse sowie auf die Grundsteuerfreiheit verzichtet, wofür ihnen eine Rente zugesichert wurde. Desgleichen entsagten die Fürsten von Wittgenstein-Hohenstein und Wittgenstein-Berleburg für ihre Lebenszeit sämtlichen Regierungsrechten gegen eine Jahresrente. In den Jahren 1848 bis 1850 hob eine Reihe von Gesetzen alle staatsrechtlichen Bevorzugungen, die den Mediatisirten bis dahin noch zugestanden hatten, mit Einschluß aller Befreiungen von der Klassen- und Grundsteuer auf. Aber 1854 erfolgte, nachdem Stahl in der ersten Kammer dazu angeregt hatte, die Wiederherstellung dieser Rechte durch die Deklaration der Verfassung vom 31. Januar 1850, ein Gesetz, worin es hieß, „daß die Bestimmungen der Verfassungsurkunde einer Wiederherstellung derjenigen durch die Gesetzgebung seit dem 1. Januar 1848 verletzten Rechte und Vorzüge nicht entgegenstehen, welche den mittelbar gewordenen Reichsfürsten und Reichsgroßen, deren Besitzungen in den Jahren 1815 und 1850 der preußischen Monarchie einverleibt oder wieder einverleibt worden, auf Grund ihrer frühern staatsrechtlichen Stellung im Reiche und der von ihnen besessenen Landeshoheit zu stehen und namentlich durch den Artikel 14 der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 und durch die Artikel 23 und 43 der Wiener Kongreßakte vom 9. Juni desselben Jahres, sowie durch die spätere Gesetzgebung zugesichert worden sind, sofern die Beteiligten sie nicht ausdrücklich durch rechtsbeständige Verträge aufgegeben haben." Das Gesetz fügte hinzu, die Wiederherstellung solle durch königliche Verordnung erfolgen, und eine solche erging am 12. November 1855, und es kamen nun mit der Mehrzahl der Standesherren neue Rezesse über deren Stellung und Berechtigung zu stande. Hiergegen, sowie gegen die Einbeziehung des Stolbergschen Hauses in den Kreis der Deklaration von 1854 erhob das Haus der Abgeordneten während der Konfliktszeit von 1862 an lebhaften Einspruch, und am 9. Mai 1865 erklärte es, daß die Wiederherstellung mit Unrecht statt durch königliche Verordnung in Gestalt von Verträgen erfolgt sei, daß verschiedene wiederhergestellte Rechte mit den gegenwärtigen Staatseinrichtungen nicht vereinbar seien, daß die Rezesse auch solche Rechte, die nicht auf dem Bundesrechte, sondern einzig auf der preußischen Gesetzgebung beruhten, z. B. die Befreiung von ordentlichen Personalsteuern wieder hergestellt hätten, und daß ohne Genehmigung der Landesvertretung Geldentschädigungen bewilligt und bezahlt worden seien. Die Regierung entsprach den hieran geknüpften Aufforderungen nicht, und es standen ihr dabei gute Gründe zur Seite, die man Seite 74 bis 76 der Hammannschen Schrift findet. Im Jahre 1869 kam dann ein Gesetz über die Ordnung der Rechtsverhältnisse der mittelbaren deutschen Reichsfürsten und Reichsgrafen zu stande, das einerseits die Landesvertretung verpflichtete, die nach den bis dahin abgeschlossenen Verträgen zu leistenden Entschädigungen nicht weiter zu beanstanden, und das anderseits bestimmte, daß fortan die Wiederherstellung auf dem Wege besondrer Gesetze zu erfolgen habe. Bei der Einverleibung von Hannover, Kurhessen und Nassau wurde festgesetzt, daß hier die preußische Verfassung vom 1. Oktober 1867 in Kraft treten und was an Abänderungen und zur Ausführung

dabei notwendig sei, besondern Gesetzen vorbehalten sein solle. In ersterm war die Anwendbarkeit der Deklaration von 1854 als eines Verfassungsgesetzes eingeschlossen; da diese jedoch ihrem Wortlaute nach sich nur auf die 1815 und 1850 mittelbar gewordenen Reichsunmittelbaren von ehedem bezog, so fand 1868 im Abgeordnetenhause die Ansicht Vertreter, daß die Deklaration auf die 1866 zu Preußen gewordenen Standesherren keine Anwendung finden könne und folglich die früher in Hannover, Kurhessen und Nassau in Betreff der standesherrlichen Häuser ergangenen Gesetze und Verordnungen nur insoweit in Geltung geblieben seien, als sie der Verfassungsurkunde von 1850 nicht zuwiderliefen. Diese Auffassung beruhte indes auf Buchstabenreiterei, die ebensosehr gegen den gesunden Menschenverstand als gegen die Billigkeit verstieß, und eine mit ihr verlangte ungleichartige Behandlung der Standesherren in Preußen lief dem Sinn jener Deklaration schnurstracks entgegen. Die Regierung eignete sich diese Ansicht daher auch nicht an, und zwar um so weniger, als sie, soweit Verträge der früheren Regierungen mit den Standesherren vorlagen, sich für gebunden halten mußte und in den neuen Landesteilen einen Zustand vorfand, bei welchem wesentliche Vorrechte der Standesherren schon aufgehoben waren.

Das am meisten angefochtene Privilegium der deutschen Standesherren in Preußen, die Steuerfreiheit, beruht auf dem für ein unabänderliches Gesetz der Monarchie erklärten Edikt vom 21. Juni 1815 und der Bestimmung der Bundesakte, daß die Standesherren als „die privilegirteste Klasse“ auch hinsichtlich der Besteuerung zu behandeln seien. § 4 des Edikts lautet: „. . . sollen sie [die Mediatisirten] für ihre Personen und Familien, desgleichen für ihre Domänen die Freiheit von gewöhnlichen Personal- und Grundsteuern genießen, welches jedoch nicht auf außerordentliche und Kriegssteuern zu beziehen ist, zu welchem sie verhältnismäßig mit beizutragen verbunden sind. Die indirekten Steuern, davon niemand frei sein kann, zieht der Staat und läßt sie durch seine Behörden erheben.“ Die zur Ausführung dieses Edikts erlassene Instruktion vom 30. Mai 1820 setzte im einzelnen fest: „die Befreiung von ordentlichen Personalsteuern jeder Art, die Befreiung vom Erbschaftsstempel und zwar bei Erbfolgen in der Standesherrschaft, die in der Familie stattfinden, unbedingt, bei andern Erbschaften und Vermächtnissen nur insofern, als diese den Standesherren innerhalb ihrer Standesherrschaft zufallen,“ endlich „die gänzliche Befreiung von ordentlichen Grundsteuern bei ihren Domänen, wenn diese schon vor der Auflösung des Deutschen Reiches zu ihrem nunmehr standesherrlichen Stamm- oder Familiengut gehört haben und von ihnen steuerfrei besessen worden sind.“ Die Wiederherstellung der Steuerfreiheit nach der demokratischen Gleichmacherei in Preußen erfolgte im allgemeinen durch die Verordnung vom 12. November 1855, im besondern durch die Kabinetsordre vom 16. März 1857. Die Grund- und Gebäudesteuerfrage wurde in den Gesetzen vom 21. Mai 1861 erledigt. Hier wie dort lagen aber Verzichte der Standesherren vor, die natürlich in Geltung verblieben.

Der Kunstwart bringt folgende Besprechung der bei dem Verleger dieser Blätter erschienenen Anthologie „Sang und Klang.“ „Vom (l. Von dem) Verlage des ausgezeichneten Liederbuches für altmodische Leute »Als der Großvater die Großmutter nahm« war keine schlechte Anthologie zu erwarten. Eine schlechte hat er auch nicht gebracht, aber, wir gestehen es: wir hätten eine noch bessre erwartet. Handelte sichs nur um die ältere deutsche Lyrik, für welche die Zeit die Verteilung der Werturteile einigermaßen geregelt hat, so könnte freilich ein Tadel unterbleiben.

Der Aufgabe, die Gegenwart zu behandeln, war aber der Sammler durchaus nicht gewachsen — hier zeugt vielmehr auch er davon, wie selten selbst feinere Geister sich von der Mode freimachen können. Gottfried Keller, vielleicht der bedeutendste deutsche Dichter, der jetzt lebt, ist mit drei, H. Lingg mit ebensovielen Gedichten, Hamerling ist mit einem und Greif gar mit keinem vertreten, Baumbach, der »Butzenscheibenlyriker,« hingegen mit achtzehn Poemen, also mit so vielen, wie Keller, Lingg, Hamerling, Fitger, Heyse, Schack und Bodenstedt zusammen. Das ist unverständlich, denn selber die Rücksicht aufs Backfischpublikum würde es nicht erklären, wenn man diese selber auch als berechtigt anerkennen wollte. Trotzdem: wer für den kritischen Standpunkt nicht reif ist, den Theodor Storm in seinem vorzüglichen »Hausbuch aus deutscher Lyrik seit Claudius« geltend macht, wird im vorliegenden Buch immer noch einen bessern Führer finden, als in hundert andern, denn es ist kaum zu glauben, wie jämmerlich unsre Durchschnittsanthologien beschaffen sind. Zudem zeugt die Ausstattung mit Ausnahme des Titelbildes von einem guten Geschmack, wie er leider bei solchen Bänden ungewöhnlich ist."

Hierzu möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben. Vorausgeschickt sei, daß nicht der Herausgeber der Sammlung „Als der Großvater u. s. w." auch dieses Buch gemacht hat, wie der Verfasser der Besprechung, wohl Herr Avenarius selbst, anzunehmen scheint und wie vielfach angenommen worden ist.

Ohne weitres gebe ich zu, daß die Anthologie noch verbessert und noch bereichert werden kann, und das wird auch geschehen; wenn ich nicht irre, hat auch Herr Avenarius seine eigne Anthologie „Deutsche Lyrik der Gegenwart" in spätern Auflagen zu verbessern gesucht oder zu verbessern die Absicht. Aber keineswegs gebe ich zu, daß „Sang und Klang" der Gegenwart nicht gerecht werde; ihr Zweck war sogar ganz besonders, im Gegensatz zu den jämmerlichen Durchschnittsanthologien wieder einmal das Echte und Gute der ältern deutschen Lyrik, d. h. der klassischen, heraus- und hervorzuheben, für das allerdings das Werturteil abgeschlossen ist, das aber von den flachen Erzeugnissen der Gegenwart völlig erstickt zu werden droht. Das Alte ist wieder einmal gesammelt worden, und das Neue ist nur so weit aufgenommen worden, als ihm nach Form und Inhalt Wert neben dem klassischen Alten zugesprochen werden kann, und als es in eine rein lyrische Sammlung, deren Charakter im Titel ausgedrückt ist, sich einfügte. Wenn dieser Titel „Sang und Klang" und „Ein Hausschatz d e u t s c h e r Dichtung" lautet, so ist damit sowohl eine Begrenzung im Ton wie in der Form ausgesprochen. Freilich wird man immer behaupten können: De gustibus etc. Ich will auch Herrn Avenarius gar nicht die Berechtigung, seinen eignen Geschmack zu haben, bestreiten, aber ich erlaube mir, ihm gegenüber seiner vorlauten Kritik zu sagen, daß mir seine „Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850" — obwohl sie auch in diesen Blättern einmal von andrer Seite gelobt worden ist — sehr wenig als ein Werk reifer Kritik, sondern sogar fast als ein Wegweiser für nachfolgende Anthologisten erschienen ist, was man zu vermeiden habe, die eignen Gedichte des Herrn Avenarius mit eingeschlossen, wenn man Anspruch auf Geschmack machen will. Vor allem wegen der kuriosen Grenze, die Herr Avenarius s i c h gesteckt hat. Er sammelt eben nur das, was seit 1850 gedichtet worden ist, und zwar nicht etwa nur die Blüten und Perlen der Dichter, die seit 1850 zum erstenmale das Glück der Druckerschwärze genossen haben, sondern auch die Nachlese solcher Dichter, deren Anfänge und eigentliche Schaffenszeit weit vor 1850 liegen. Daß das einen Salat von seltsamem Geschmack geben mußte, war offenbar nur Herrn Avenarius nicht klar; über den Geschmack, den er bei seiner Auswahl selbst bekundet hat, will

ich mich nicht weiter auslassen, nur will ich bemerken, daß bei den neuern Dichtern, die in „Sang und Klang“ berücksichtigt worden sind, beide Sammlungen nicht häufig die gleichen Gedichte bringen, und daß ich als Kriterium für den Wert der Auswahl in „Sang und Klang“ das Herrn Avenarius Unverständliche des Umstandes, daß z. B. von Baumbach achtzehn Gedichte, von Greif gar keins aufgenommen worden ist, sehr gern gelten lasse; auch, daß im besondern bei den Baumbachschen Gedichten „selber die Rücksicht aufs Backfischpublikum“ nicht der Grund zur Aufnahme war. Eine kuriose Vermutung! Der kritische Standpunkt Storms bei der Auswahl seines Hausbuchs war unzweifelhaft reifer als der des Herrn Avenarius; Storms Anthologie ist gewiß ein gutes Buch, aber es steckt sich ganz andre Grenzen als „Sang und Klang,“ ist ein ganz andres Buch; hätte Storm das machen wollen und gemacht, was „Sang und Klang“ beabsichtigt, so wäre diese Sammlung gar nicht von mir veranlaßt worden. J. G.

Zwei Zeilen, die oft angeführt werden, im Ernst und vielleicht noch häufiger im Scherz, bilden den Anfang folgender Strophe:

Endlich blüht die Aloë,
Endlich trägt der Ölbaum Früchte,
Endlich schweigt das bange Weh,
Endlich wird der Gram zu nichte,
Endlich sieht man Freudenthal,
Endlich, endlich wird einmal.

Die Strophe fehlt bei Büchmann, auch in der neuesten Ausgabe, sie fehlt in Wustmanns Großvater- und Großmutterbuche, sie fehlt in Zeuschners Citatenschatz, sie fehlt auch im Grimmschen Wörterbuche, wo man sie ja unter Ölbaum recht wohl erwarten könnte. Sie klingt ganz wie aus der Romantikerzeit. Kann jemand Auskunft geben, wo sie herstammt, ob aus einem größern Gedichte, und wer der Verfasser ist?

Litteratur

Licht! Was Keiner geahnt! Ein Buch für alle Germanen von H. H. G. F. Schliep. Erster Teil. Alle gesetzlichen Rechte vorbehalten. München, Karl Uebelen, 1888

Wer 3 Mk. 50 Pf. für die abenteuerlichsten Hirngespinste (oder sollte es ein Fastnachtsscherz sein?) eines sonderbaren Schwärmers übrig hat, der darf sich vom Lesen dieses tollen Wirrsals eines Sprachdilettanten eine lustige Stunde versprechen. Wir freilich, wenn wir lachen wollen, ziehen die Fliegenden Blätter vor und bedauern den wohlgesinnten Verleger, daß er dieses Unglücksbuch der Vergessenheit, d. h. dem Selbstverlage des Verfassers entrissen hat.

Ein Pröbchen zeige den Lesern, was trotz Bopp, Grimm und Curtius heute noch möglich ist. S. 44 steht zu lesen: Der Entstehungsstamm. Hohenzollern, Wittelsbach, Hohenlohe und andre sind vom waltenden Stamme der Semanen. Vom Entstehungsstamm (uri) sind die Württemberger Herzoge und Könige. Wyrthenberg = das verborgene Werden. Ihr Ursitz ist urach, d. i. Urgrund.

Das echte Wappen ist das urach'sche. Ein Jägerhorn, aus dessen Mund Teile einer Feder in weiß, blau und rot hervorgehen. Jägerhorn, Mund ur horen (ur fam) os, d. i. Auferstehung der Urzeugung. (Urhorn = Büffelhorn, davon Horn = fama, angels. bym) = das tonerzeugende und Zeugung. Os = Mund und Auferstehung, weiß, rot, blau, Feder, d. i. ruot (rodd), perht, fedar — blah (bloh), d. i. Befruchtung, Gebären, Zeugung, ruhet, wie es im Urzustande auch muß sein. Ruod, rod (schwed. rodd = schwanger), perht = weiß und Geburt, fedar — Feder und Erzeugung, bloh = biloh = umschlossen! — wovon bilohan, biloken, blocken — blockiren — einschließen! —

Im Prospekt wird das „Werk" angekündigt als „Sensationelle Neuigkeit! für Germanisten, Sprach- und Geschichtsforscher, Philologen und jeden Germanen!" und im Vorworte des Verfassers heißt es: „Mit der Veröffentlichung dieses Buches tritt eine Wendung im germanischen Schrifttum ein. Die Keilschrift des großen germanischen Volkes ist entdeckt, es ist die Zwiesage, welche uns alles Verlorene wiederbringt." Ja wohl, „mehr Licht," nämlich dem Verfasser; „was Keiner geahnt!" der Mann hat Recht. Gewidmet ist das Buch den Herren Professoren Sepp und Johannes Freßl, was wir hier auf besonderes Verlangen mitteilen.

Der Helfensteiner. Ein Sang aus dem Bauernkriege von Josef Lauff. Köln und Leipzig, Albert Ahn, 1889

Wenn Scheffel die Verrohung seines Tones erlebt hätte, die in diesem „Sang" von Josef Lauff zutage tritt, er würde wohl einen seiner misanthropischsten Anfälle bekommen haben. Mit Heisa und Juchhe und Hallo will Lauff seiner nüchternen Rhetorik die Farbe der Ursprünglichkeit anschminken, er ist aber in Wahrheit ein Mann ohne Gefühl für Lyrik, für Schönheit, für guten Geschmack. Er wird lüstern, wenn er die Liebe schildern, brutal, wo er Tragik darstellen will. Seine Menschen sind äußerliche Puppen, ohne Innerlichkeit, ihre Handlungen sind nicht groß, sondern wild, unvermittelt und darum schließlich abstoßend. Der Helfensteiner hat sich eine wahre Ungeheuerlichkeit zu Schulden kommen lassen, indem er des Scharfrichters Tochter Renate, die ihn vor der Lynchung durch das aufgebrachte Volk und dann knapp vor dem Galgen aus dem Kerker rettet, verführt und ins Kloster geschickt hat. Dann heiratet er die natürliche Tochter des Kaisers Max, die in demselben Kloster wohnt. Die darob außer sich geratne Renate — die obendrein Kindesmörderin geworden ist — schließt sich an die aufständischen Bauern an, wird eine entsetzliche Furie, und auf ihren Befehl wird der Helfensteiner in Gegenwart seiner Margarete von dem Bauernspalier gespießt. Dies zu lesen und sich vorzustellen, ist eine tüchtige Nervenprobe! So widerwärtig wie der treulose Graf von der Weibertreu, werden seine bäuerischen Gegner mit dem Behagen eines Naturalisten an grotesker Häßlichkeit geschildert. Und alles das im lustig sein sollenden Tone des Kneipliedes. Keine Idee, kein halber Gedanke fällt in dem ganzen dicken Buche dem Erzähler ein; mit nackter Roheit entwirft er sein Gräuelbild. Wenn das die junge deutsche Poesie sein soll, dann kann sie sich begraben lassen.

Druckfehlerberichtigung

Im letzten Heft muß es S. 178, Z. 2 v. u. heißen Kapitalistinen; S. 192, Z. 6 v. o. Bruch statt Brief.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Streit um Samoa
und die Deutschen in der Südsee

1

Mehr als andre Punkte, die uns in der Südsee beschäftigen, hat in der letzten Zeit die Gruppe der Samoainseln die Augen des deutschen Volkes auf sich gelenkt, obwohl sie nicht in vollem Sinne zu unsern Kolonien in diesen Gewässern zu zählen sind. Die Kämpfe, die dort zwischen Parteien der Eingebornen ausbrachen und in denen deutsche Interessen verletzt wurden, die Eifersüchteleien und Ränke der Nordamerikaner, die nicht recht geschickte Art, wie der Konsul Knappe die deutsche Marine in den kleinen Krieg der Samoaner eingreifen ließ, der große Sturm, der uns zwei Kriegsschiffe kostete, endlich die Berliner Konferenz, die in diesen Tagen die Schlichtung der Mißverhältnisse und eine endgiltige Regelung der Stellung des deutschen Reiches, Englands und der Vereinigten Staaten zu dem kleinen, aber nicht unwichtigen Inselreiche versuchen soll, beschäftigen seit Monaten unsre Presse, und da hierbei mancherlei Irrtümer und Unklarheiten mit untergelaufen sind, so wird eine kurz gefaßte Darstellung der Sache, die wir im folgenden nach guten Quellen geben, nützlich und unsern Lesern willkommen sein.*)

Zunächst ein Blick auf Land und Leute. Die Samoainseln, 1722 von dem Holländer Roggewen entdeckt und anfangs Baumanns-, später Schiffer-

*) Wir schöpfen dabei namentlich aus nachstehenden Schriften: 1) Die Vorgänge auf den Samoa-Inseln, dargestellt mit besondrer Berücksichtigung der veröffentlichten deutschen amtlichen Aktenstücke von J. Wagner (Graudenz, Gaebel, 1889); 2) Die deutschen Kolonien von Karl Heßler (Metz, Lang, 1889) und 3) Koloniales von Gustav Engler (Hamburg, Verlagsanstalt, vormals Richter, 1889).

Digitized by Google

inseln genannt, liegen zwischen dem 13. und 15. Grade südlicher Breite und dem 169. und 173. Grade westlicher Länge von Greenwich und bilden eine der vielen Gruppen von Eilanden, die der große Ozean im Osten von Australien aufweist. Sie besteht aus den vier größeren Inseln Upolu, Sawaiji, Tutuila und Manua und aus zehn kleineren, unter denen Apolima und Manono die bedeutendsten sind. Alle zusammen haben einen Flächeninhalt von nur 2787, nach Heßler von 3012 Quadratkilometern oder etwas mehr als 54 Quadratmeilen, was ungefähr der dreifachen Größe von Rügen entspricht. Die Hauptinsel ist Upolu, das sich von Westen nach Osten in einer Länge von 7½ Meilen erstreckt und in seiner größten Breite 2½ Meilen mißt.

Die Samoainseln gehören zu den schönsten und anmutigsten Inseln der ganzen Südsee und zeichnen sich durch ein mildes und gesundes Klima aus. Sie haben meist hohe und steile Küsten, vor denen sich vielfach Korallenriffe hinziehen. Alle sind vulkanischer Natur und von Bergketten bis zu 2000 Meter Höhe durchsetzt, die zahlreiche erloschene Krater zeigen. Die Ebenen zwischen den Bergen sind infolge des häufig fallenden Regens reichlich bewässert, und der Boden ist mit der üppigsten Tropenvegetation bedeckt und, wo er in Kultur genommen ist, sehr fruchtbar. Angebaut werden vorzüglich Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Orangen, Bananen, Zuckerrohr, Taro und Yams. An Tieren findet man Schweine und Hunde, Papageien, Tauben und viele andre Vögel; größere Säugetiere fehlen, dagegen ist das Meer reich an Fischen und Schildkröten. Die Eingebornen gehören der polynesischen Rasse an und sind wohlgebaute, meist sehr kräftige Leute von heller Hautfarbe. Ihre Zahl soll früher 180000 betragen haben, hat jedoch seit der Ankunft von Europäern rasch abgenommen und belief sich 1860 nur auf etwa 30000. Doch ist sie seitdem wieder gewachsen und wird jetzt auf ungefähr 38000 geschätzt, von denen man 17 bis 18000 auf Upolu, 13- bis 14000 auf Sawaiji und 4000 auf Tutuila rechnet. Sie beschäftigen sich größtenteils mit dem Fischfang und mit der Verfertigung von Matten, Zeugen und Hausgeräten und wohnen in hübschen Hütten und Dörfern. Zum Ackerbau wie zu anstrengender Arbeit überhaupt zeigen sie wenig Anlage und Neigung, fast alle haben das Christentum angenommen, das ihnen zuerst 1830 durch den englischen Missionar Williams und später durch französische Maristen gepredigt wurde. Die Mehrzahl gehört der protestantischen Kirche an. Neben ihnen wohnen hier, hauptsächlich auf Upolu, ungefähr 1300 Fremde, unter denen sich etwa 300 Weiße (darunter wieder 180 Deutsche) befinden. Die letztern besitzen hier ausgedehnte Pflanzungen, auch spielen sie die Hauptrolle im Handel mit den Inseln. Außer einigen kleinen Landstrecken, welche Deutsche und Engländer auf Sawaiji innehaben, besitzen die Weißen weitgedehntes Grundeigentum nur auf Upolu, und zwar gehören hier fast zwei Fünftel der ganzen Insel, nämlich 70000 Acker (300 Quadratkilometer oder 5,4 Meilen), der deutschen Südsee- und Plantagengesellschaft, 9500 Acker den

Amerikanern und 9000 den Engländern. Von ihrem Lande bebauen die Deutschen etwa 8000, die Engländer nur 500 Acker, die Amerikaner noch gar nichts. Die Pflanzungen liefern vorzugsweise Kokosnüsse, dann Baumwolle, Kaffee und Kakao und werden, da der Samoaner zu dauernder Arbeit nicht zu haben ist, mit Knechten von den benachbarten Salomons-, Ellice-, Gilberts- und Marschalls-Inseln betrieben, die man dort gegen bestimmten Lohn in Geld, Nahrung und Kleidung, gewöhnlich für drei Jahre, anwirbt und deren sich jetzt ungefähr 1000 hier befinden. Der deutsche Pflanzungsbetrieb und seine Einrichtungen sind auch von den Engländern und Amerikanern wiederholt als musterhaft bezeichnet worden.

Die Bedeutung der Samoainseln für Deutschland erscheint aber weit größer, wenn wir sehen, daß Apia, der Hauptort der Gruppe, den Mittelpunkt des deutschen Handels auf den sämtlichen Inseln der Südsee bildet. Dieser Handel wird mit Hilfe von mehreren hunderten kleiner Stationen auf diesen Inseln betrieben, die von den Eingebornen gegen deutsche Waaren Kopra, d. h. die Kerne von Kokosnüssen, eintauschen, die dann von kleinen Segelkuttern abgeholt und in die Faktoreien von Apia gebracht werden, wo man große Ostindienfahrer aus Hamburg damit befrachtet. Es war das 1766 gegründete Haus Godefroy und Sohn, das die Thätigkeit der Deutschen in diese fernen Gegenden leitete, und namentlich kommt dem 1813 in Kiel gebornen, 1885 gestorbenen J. C. Godefroy das Hauptverdienst hinsichtlich unsrer Stellung zu dem Handel in der Südsee zu, der in den siebziger Jahren fast ausschließlich in seinen Händen war. Ein geschäftlicher Rückgang bewog die Firma, sich in ein Aktienunternehmen, die „Deutsche Seehandelsgesellschaft", zu verwandeln, und die Regierung beantragte 1880 beim Reichstag Unterstützung dieser Gründung durch Übernahme einer Zinsgarantie für die nächsten zwanzig Jahre. Der Antrag wurde bekanntlich abgelehnt. Das Geschäft aber befindet sich gegenwärtig in den Händen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, die noch vor kurzem den Nachweis geführt hat, daß ihr Kapital sich in dem Unternehmen hinreichend verzinst. Neben dieser Gesellschaft ist noch die Hamburger Firma Ruge u. Kompagnie als mit einer Station in Apia am samoanischen Handel beteiligt zu nennen. Der größte Teil des Handels der Amerikaner in dieser Inselwelt sowie des Landbesitzes der Amerikaner gehört der Central Polynesian Land Company, die übrigen amerikanischen Firmen in Apia sind ohne Bedeutung. Von den englischen Handelshäusern, die in Betracht kommen, sind Mac Arthur u. Company, das aber seinen Hauptsitz zu Auckland auf Neuseeland hat, und die Firma Pritchard zu erwähnen. Die Gesamteinfuhr in Apia hatte im Jahre 1881 einen Wert von 272 642 Dollars, wovon 203 625 auf Deutschland kamen, 1885 von 468 613 Dollars, wovon auf Deutschland 281 613 fielen. Der Wert der Ausfuhr betrug 1881: 379 345 Dollars, wovon deutsch 368 010, und 1885: 369 185

Dollars, wovon deutsch 294 800 waren, sodaß also der deutsche Handel in beiden Jahren mehr als doppelt so bedeutend war als der englische und der amerikanische zusammen genommen.

Wir bemerken noch in Bezug auf Apia, daß mit diesem Namen fünf Ortschaften auf der Nordseite der Insel Upolu zusammengefaßt werden, die, in der Richtung von Osten nach Westen nicht fern aufeinander folgend, Matautu, Apia, Matalele, Sogi und Mulinuu heißen und einen Hafen umgeben, der nicht viel wert, aber immerhin der beste aller dieser Inseln ist. In Mulinuu befindet sich, von Befestigungen geschützt, das Haus des Königs von Samoa, in Apia stehen zwei Kirchen, eine protestantische und eine katholische, das deutsche, das britische und das nordamerikanische Konsulat, eine Anstalt zur Ausbildung eingeborner Lehrer, mehrere Schulen, ein Posthaus und große Faktoreien. Auch die Presse und die Photographie sind vertreten, erstere durch eine Druckerei und die Samoan Times, letztern wenigstens durch ein Atelier. Endlich befindet sich hier das Gebäude, wo die Regierung des kleinen Staates ihren Sitz hat. In früheren Jahren vermittelten den brieflichen Verkehr zwischen Deutschland und den Samoainseln ausschließlich gewöhnliche Handelsfahrzeuge, seit 1886 aber besteht zwischen Deutschland und Apia eine regelmäßige Postverbindung, indem die vom Reiche unterstützte Linie des Norddeutschen Lloyd, die von Bremerhaven ausgeht und durch das Mittelmeer und den Suezkanal auf Adelaide an der südlichen Küste Australiens und Sidney sich richtet, bis zu den Tonga- und Samoainseln verlängert worden ist und das Schiff mit der deutschen Post alle 28 Tage in Apia einläuft. Dagegen giebt es noch keine telegraphische Verbindung der Inselgruppe mit dem Festlande. Die nächste Telegraphenstation, die auch mit Australien Depeschen wechselt, ist in Auckland, und von dort braucht ein Schiff bis nach Apia immer noch eine volle Woche Zeit. Daher die Verzögerung der Nachrichten von dort.

Die Regierung des Reiches hat von jeher die Pflicht erkannt und erfüllt, die deutschen Interessen auf den Samoainseln zu schützen und zu fördern, ebenso aber auch die Schranken gewissenhaft beachtet, die ihr dabei durch die Unabhängigkeit der Samoaner und die berechtigten Ansprüche andrer Nationen gezogen sind. Der Schutz der hier angesiedelten Reichsangehörigen betraf zunächst deren Leben und Eigentum, sodann aber auch deren Geschäftsbetrieb als Pflanzer und Kaufleute, der durch Gesetze oder Verfügungen der Einheimischen über die von auswärts gekommenen Knechte auf den Pflanzungen und anderseits durch Monopole oder ungleiche Ein- und Ausfuhrzölle geschädigt werden konnte. Man bemühte sich daher, die Möglichkeit solcher Beeinträchtigung durch Verträge zu beseitigen, die den deutschen Ansiedlern gleiche Rechte mit den andern Fremden und volle Freiheit des Handels und Plantagenbaues sichern sollten. Dieses Bestreben begegnete aber Hindernissen. Zunächst waren zwar die Samoaner, als man damit begann, keine eigentlichen Wilden mehr,

aber unfähig, sich eine staatliche Ordnung mit einer festen Regierung zu schaffen, mit der sich durch Verhandlungen eine dauernde Übereinkunft gewinnen ließ. Es gab hier viele kleine Häuptlinge, die einander fast ohne Unterlaß bekämpften und, wenn einmal einer von ihnen zur Obergewalt gelangte, sich gewöhnlich bald unter einem andern zu seinem Sturze vereinigten. Die vornehmsten Häuptlingsfamilien waren die Tupua und die Malietoa, die jede ihre Partei hatten. Zu Anfang der siebziger Jahre stand einer der erstern an der Spitze der engern Häuptlingsversammlung, wenn man will, des Senats (Taimua) sowie der erweiterten Versammlung (Faipule), die mit jener hergebrachtermaßen die Volksvertretung bildete. Daneben aber hatte ein Malietoa eine dritte Versammlung, die Puletua, um sich geschart, mit der er jenem nach Kräften entgegenwirkte und nicht ohne Aussicht den Rang abzulaufen versuchte. Unter solchen Umständen war es unmöglich, mit den Samoanern einen für alle verbindlichen Staatsvertrag abzuschließen. Dazu kam, daß die Parteien, da jede hoffte, die Gegner mit fremdem Beistande zu besiegen, auswärtigen Einflüssen zugänglich waren, und daß dies von Abenteurern benutzt wurde, die hier eine Rolle zu spielen wünschten, und von denen zunächst ein gewisser Steinberger zu nennen ist, der 1871 im Auftrage der amerikanischen Regierung erschien, um die Zustände des Landes kennen zu lernen und darüber zu berichten. Nach Amerika zurückgekehrt, kam er bald nachher wieder, verteilte Gewehre, die er mitgebracht hatte, an die Partei, mit der er sich befreundet hatte, und versprach weitere Unterstützung seiner Regierung, in deren Namen er auch jetzt zu handeln vorgab. So gewann er bedeutenden Einfluß auf die Taimua und den jetzt ihr vorstehenden König Malietoa, machte sich aber später verdächtig durch Ränke gegen England und wurde, als Samoaner 1875 englische Marinesoldaten überfallen hatten und die amerikanische Regierung auf Anfrage erklärte, er habe bei seiner zweiten Expedition keinerlei Auftrag von ihr mitgenommen, durch die Engländer verhaftet und von Samoa weggeführt. Hatte er ganz offen seine Anhänger unter den Samoanern zu bestimmen versucht, die Regierung zu Washington um Einverleibung zu bitten, so bemühte sich ungefähr zu gleicher Zeit der neuseeländische Zollbeamte Seed in ähnlicher Richtung für Großbritannien, und selbst der Premierminister der australischen Kolonien, Vogel, begab sich damals nach Apia, um für eine Annexion thätig zu sein. Diese Umtriebe waren den Bemühungen der deutschen Regierung, ihren Angehörigen gleiches Recht mit den Amerikanern und Engländern und Handelsfreiheit zu verschaffen, natürlich nicht förderlich. Indes gelang es zuletzt doch dem Konsul Weber, sowohl mit der Taimua als mit der ihr sonst opponirenden Puletua zu einer Verständigung zu gelangen (im Sommer 1877), die den Deutschen Handelsfreiheit, Neutralität ihrer Besitzungen und Gleichberechtigung mit andern Nationen zusagte und dies in einem Staatsvertrage festzustellen versprach. Kurz darauf besiegte die Partei der Taimua die der Puletua so

vollständig, daß ihre Führer von jetzt an als zu Recht bestehende Regierung gelten konnten, und nun ließ diese Versammlung durch einen Gesandten in Washington die Einverleibung der Inseln in die Vereinigten Staaten beantragen, und noch ehe dieser zurückkehrte, zog der amerikanische Konsul Griffin in Apia das Sternenbanner über der samoanischen Flagge auf. Sein britischer Kollege Liardet beantwortete dieses vorschnelle Verfahren mit einer Proklamation, die bis zu erfolgter Genugthuung für den erwähnten Überfall von 1875 die Inselgruppe für seine Regierung mit Beschlag belegte. Der deutsche Konsul protestirte gegen die Maßregeln der beiden andern und ließ den Hafen Saluafata sowie die Ortschaft Falealili von Marinetruppen vorläufig als Pfänder für die Erfüllung des Abkommens vom Sommer besetzen, was in Berlin gebilligt wurde. Als der Gesandte der Taimua von Washington zurückkehrte, brachte er die Ablehnung der beantragten Einverleibung mit, zugleich aber die Bereitwilligkeit der amerikanischen Regierung, mit Samoa einen Freundschafts- und Handelsvertrag einzugehen. Dieser kam am 17. Januar zu stande und räumte den Vereinigten Staaten das Recht ein, im Hafen von Pago-Pago eine Kohlenstation zu errichten, ferner Zollfreiheit für ihren Handel, Gleichberechtigung mit andern Fremden, endlich Konsulargerichtsbarkeit und gemischte Gerichte bei Streitigkeiten zwischen Amerikanern und Eingebornen. Mit den Bestrebungen der Amerikaner, Samoa zu annektiren, war es jetzt selbstverständlich zu Ende, und das Verfahren des englischen Konsuls wurde durch dessen Regierung für nichtig erklärt. Doch kam es im August 1879 auch zwischen dieser und Samoa zu einem Handelsvertrage, nachdem am 24. Januar desselben Jahres der Korvettenkapitän Werner und der Konsul Weber einen solchen für Deutschland abgeschlossen hatten, der dessen Angehörigen die volle Gleichberechtigung mit den Amerikanern und Engländern, Zoll- und Handelsfreiheit, Anerkennung ihres Landerwerbes und das unbeschränkte Recht zur Einführung von Arbeitskräften sicherte, die Samoaner verpflichtete, weder Monopole zu errichten, noch Privilegien zu erteilen und bei innern Kämpfen das Betreten der deutschen Ländereien zu unterlassen, und schließlich der deutschen Regierung die ausschließliche Befugnis zusprach, in Saluafata eine Kohlenstation anzulegen. Am 2. Dezember 1879 trat dazu eine Übereinkunft der drei Konsuln mit der samoanischen Regierung, durch die für den weiteren Bezirk von Apia eine Munizipalregierung geschaffen wurde, die von den Konsuln kollegialisch geführt werden sollte, und die diesen ganzen Bezirk für die Kämpfe der Eingebornen neutralisirte. Die Krönung dieses Friedenswerkes zwischen den Fremden endlich erfolgte Ende 1879 in der allseitigen Anerkennung des Königs Malietoa Laupepa, der am 15. Dezember in Gemeinschaft mit den angesehensten Häuptlingen die erwähnten drei Verträge bestätigte. Außer den letzteren besteht noch eine Konvention zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche, die, am 6. April 1886 abgeschlossen,

die Interessenkreise der beiden Staaten auf Neuguinea und den Inselgruppen der Südsee regelt und dabei festsetzt, daß die Tonga- und die Samoainseln nicht zu diesen Kreisen gehören und weder hier noch dort Engländer oder Deutsche befugt sein sollen, Vorrechte vor der andern Nation zu erwerben.

Mit den Verträgen von 1879 und der Anerkennung Malietoas schien alles für die Dauer geordnet. Aber der König war, wie sich bald zeigen sollte, für seine Stellung wenig geeignet. Abgesehen davon, daß er den Trunk liebte und sich leichtsinnig in Schulden stürzte, war er auch ein verlogner, doppelzüngiger und wetterwendischer Charakter, und endlich erfüllte ihn bitterer Haß gegen die Deutschen, von denen er ein Jahrgeld erwartet, aber nicht erhalten hatte. Wagner erzählt von ihm: „1881 bat er den deutschen Kaiser um Abberufung des Konsuls Zembsch, und bald nachher bezeichnete er den betreffenden Brief selbst als unverständig. Er beschwerte sich dann bei den Konsuln über den neuseeländischen Agitator Lundon, und bald darauf machte er ihn zu seinem Generalbevollmächtigten. Wiederholt richtete er Bittschriften um Annexion an die Königin Viktoria, die er später ableugnete. 1884 unterzeichnete er eine Übereinkunft, nach welcher ein deutscher Staatsrat eingesetzt werden sollte, dann entschuldigte er sich deshalb beim englischen Konsul, um wenige Tage nachher wieder den deutschen anzugehen, seine Petition an die Königin von England rückgängig zu machen." Es war daher nicht zu verwundern, daß er bald an Ansehen verlor, und daß er schon 1885 eine starke Partei gegen sich hatte, die in Tamasese, einem Häuptling aus dem im Osten Upolus gelegenen Gebiete von Atua, einem Gegenkönig aufstellte. Malietoas Groll gegen die Deutschen war inzwischen mit den Jahren gewachsen, und 1887 wurde von Leuten seiner Partei die Feier des Geburtstages Kaiser Wilhelms durch einen Überfall der Festteilnehmer gestört. Als er die Forderung, die Schuldigen zu bestrafen, zurückwies, erklärte ihm die deutsche Regierung den Krieg. Er entwich darauf in die Wälder des Innern, stellte sich jedoch, als ihm Schonung des Lebens zugesichert worden, und wurde nun nach den Marschallsinseln gebracht, wo er noch jetzt weilt.*) Zu derselben Zeit, im Herbste 1887, wurde in Washington eine Konferenz der drei fremden Mächte zur Ordnung der samoanischen Verhältnisse eröffnet, bei welcher Deutschland und England gemeinsam vorschlugen, unter Wahrung der Unabhängigkeit von Samoa die Vertretung bei dessen Regierung nicht mehr den drei einzelnen Konsuln zu überlassen, sondern einem gemeinschaftlichen Bevollmächtigten und zwar einem Deutschen zu übertragen, da Deutschland hier die meisten Interessen habe. Die Amerikaner lehnten das ab und schlugen ihrerseits die Bildung einer Regierung vor, die aus einem König, einem Vizekönig und den drei Konsuln bestehen sollte. Es kam zu keiner Einigung, und die Konferenz wurde

*) Den neuesten Nachrichten zufolge ist er endlich in Freiheit gesetzt worden.

im April 1888 vertagt. Mittlerweile hatten die Samoaner Häuptlinge Tamasese zum Könige ausgerufen, und er war fast einstimmig anerkannt worden. Auch die deutsche Regierung erkannte ihn ohne Verzug an, und die englische unterhandelte wenigstens später mit ihm. Für die amerikanische aber blieb Malietoa König, und der amerikanische Konsul Sewall wollte sogar, daß die drei Konsuln bei ihren Munizipalitätssitzungen unter dessen Flagge tagten. Tamasese war den Deutschen wohlgeneigt und folgte ihrem Einflusse. Er wählte den ihm von der Handels- und Plantagengesellschaft empfohlenen preußischen Hauptmann a. D. Brandeis zu seinem Minister und ließ sich von dem preußischen Unteroffizier Marquardt eine ständige Leibwache bilden, die zum Kern einer größern Truppenmacht werden sollte. Daneben wurden die Häuptlingsversammlungen besser organisirt, es ergingen Verordnungen über den Erwerb von Grund und Boden, man richtete ein Grundbuch ein und traf andre Maßregeln, die Anerkennung verdienten und selbst bei einem Teile der hier angesiedelten Amerikaner fanden, wie eine Adresse bewies, die Tamasese überreicht wurde. Andern freilich mißfiel die Hinneigung des Königs zu den Deutschen, und sowohl amerikanische als australische Händler bemühten sich, das Gerücht zu verbreiten, Deutschland gehe mit der Absicht um, Samoa seinen Schutzgebieten in der Südsee anzugliedern. Bei dem unruhigen, streitsüchtigen und auf jede Machtstellung eifersüchtigen Wesen der Samoaner mußte das zu schlimmen Folgen für Tamasese führen. Bei einer Verteilung von Matten, die im August v. J. stattfand, brach ein Streit aus, der zu einigen Totschlägen Anlaß gab. Der König lud vier von den beteiligten Häuptlingen vor sein Gericht. Sie kamen aber nicht, sondern verbanden sich mit dem bisher immer zur Unterstützung von Widerspenstigkeiten bereit gewesenen Mataafa, einem katholischen, jetzt etwa fünfzig Jahre alten Häuptling aus dem Tuamasagagebiete, zur Bekämpfung Tamaseses, wurden indes von ihm geschlagen, und der kleine Bürgerkrieg wäre damit beendigt gewesen, wenn die Aufständischen nicht von den Firmen Moors und Mac Arthur zu weiterm Widerstande aufgereizt und mit Geld, Gewehren und Munition versehen worden wären und zugleich vom Verweser des amerikanischen Konsulats, Blacklock, sowie von Kapitän Leary, dem Befehlshaber des amerikanischen Kriegsschiffes Adams, allerlei Begünstigungen erfahren hätten. Mataafas Partei fand infolgedessen Zulauf, er rückte gegen Apia vor, ließ sich am 9. September als Malietoa II. zum König ausrufen und nötigte Tamasese, sich auf die den Deutschen gehörige Halbinsel Mulinuu zurückzuziehen, deren Zugang darauf durch eine deutsche Wache abgesperrt wurde.

Aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg-Gotha

3

Im folgenden geben wir das wesentlichste von dem Kapitel des herzoglichen Werkes, worin die Gründung und die ersten Leistungen des Nationalvereins dargestellt sind. Dieser Verein war gleichsam eine neue Auflage des Koburger Vereins, stark vermehrt und etwas verbessert, namentlich insofern, als bei der Sache keine Geheimniskrämerei und politische Freimaurerei mehr mitspielten, als der Verein nicht mehr wie ein Werkzeug des Herzogs aussah, obwohl dieser seine Hände stark dabei im Spiele hatte und wieder die Rolle des Gönners und Asylgebers übernahm, als sich ferner diesmal mit dem nationalen Streben zwar eine reichliche Dosis Demokratie, aber keine dienstfertige Sympathie mit England vermischte, und als endlich Preußen von vielen Mitgliedern als der Mittelpunkt genannt wurde, um den die Deutschen sich zu einigen hätten.

Es war im Sommer nach dem österreichischen Kriege mit Sardinien und Frankreich und nach dem Frieden von Villafranca, der die Mobilisirung der preußischen Armee gegen den Kaiser Napoleon zu einer überflüssigen Maßregel gemacht zu haben schien, aber die Augen der Nation wenigstens wieder mehr auf das Wesen und den Wert Preußens gerichtet hatte, während man von ihm eine Allianz Österreichs und Frankreichs gegen die norddeutsche Großmacht befürchtete. Im Hinblick hierauf traten zunächst wohldenkende Preußen und Nichtpreußen an verschiednen Orten Mitteldeutschlands zusammen, um sich über die Lage der Dinge zu verständigen und die Bildung einer Partei anzustreben, die die nationalen Aufgaben vertreten und Verbindungen mit Preußen suchen sollte. Die ersten derartigen Regungen standen noch unter dem Eindrucke des fast allgemein vorausgesetzten Bündnisses der Österreicher mit Napoleon, da viele Blätter die Nachricht brachten, man führe in Wien etwas im Schilde, um die Machtentwicklung Preußens als eines Gegners, „der weit fürchterlicher sei als der Napoleonismus,“ zu hemmen. Dazu kam, daß Graf Rechberg, der Leiter der österreichischen Politik, den Deutschen, die ihr nicht Heeresfolge leisten wollten, Angst einzujagen bemüht war, aber damit nur die Vereinigung der deutschen Parteien förderte. Der Herzog erzählt hierüber: „In Nassau

Digitized by Google

fanden Konferenzen von Vertretern verschiedner Richtungen statt, und man fragte bei mir an, ob der Versuch einer Verschmelzung der Gothaischen und Großdeutschen mit etwas verändertem Gagernschen Programm auf meine Unterstützung zählen könne. Am 17. Juli aber versammelte sich eine namhafte Anzahl von vorgeschrittenen Männern in Eisenach und zeigte eine starke Wendung ihrer Ansichten zu Preußen, wodurch es möglich wurde, daran zu denken, die geteilten Parteien im nationalen Sinne zu einigen." Schon diese Versammlung „deutscher Demokraten" verlangte Preußens Initiative, seine diplomatische und militärische Führung und eine deutsche Zentralregierung unter Preußens Leitung. Dem entsprach eine am 19. Juli von den Führern der Liberalen in Hannover ausgegangne Erklärung, die es als den natürlichen Weg bezeichnete, daß eine der beiden deutschen Großmächte die unaufschiebbare Reform des Bundes in die Hand nehme. „Österreich ist — so hieß es in dem Schriftstück — dazu außer stande, die Ziele der preußischen Politik aber fallen mit denen Deutschlands im wesentlichen zusammen. Die letzten Monate haben bewiesen, daß es nicht geraten ist, bis zur Stunde der Gefahr zu warten, um erst bei ausbrechendem Kampfe zu versuchen, ob gemeinsame Beschlüsse der deutschen Regierungen über ein rasches und energisches Vorgehen zu erreichen sind." Die Erklärungen der beiden Parteitage von Eisenach und Hannover fanden so viel Beifall, daß die Führer sich ermutigt sahen, eine zweite Versammlung nach Eisenach zu berufen, die am 14. August stattfand, und bei der u. a. Bennigsen, Franz Duncker, Rochau, Schulze-Delitzsch, Unruh, Metz und aus Sachsen Albrecht, Brockhaus und Siegel erschienen. Der größere Teil der Versammelten vereinigte sich zu einer Erklärung, die den ersten einheitlichen Aufruf zum Zusammentritt einer „nationalen Fortschrittspartei" enthielt, und in der „die Idee eines einigen Deutschlands mit nach außen kräftigen, nach innen freien Institutionen ohne Rücksicht auf die vorerstige Form" ins Auge gefaßt war. Dann wurde von der ganzen Versammlung beschlossen: „1. Die Bildung einer deutschen Nationalpartei aus den verschiednen Gruppen der Liberalen schon jetzt in die Hand zu nehmen. 2. Sie hat sich in Erwägung, daß ihre Zusammensetzung diesen Punkt begünstigt, sofort als gemeinschaftlicher Ausschuß für die Vorbereitung dieser Parteibildung konstituirt. 3. Sie hat ferner in dieser Eigenschaft eine anderweitige Ausschußsitzung für die Zeit des nächsten in Frankfurt tagenden volkswirtschaftlichen Kongresses (15. und 16. September) anberaumt und die Mitglieder der Versammlung ermächtigt, hierzu geneigte und geeignete namhafte Patrioten aus Nord- und Süddeutschland und aus allen Fraktionen der liberalen Partei einzuladen. 4. Gleichzeitig hat dieselbe einen engern Ausschuß zur Besorgung der laufenden Geschäfte in den Personen [folgen die Namen] gewählt." Die erwähnten Einladungen ergingen darauf und hatten sehr zahlreiche Beitritte zu dem Verein zur Folge. Desgleichen ergingen an mehreren Orten, wo man bei der Regie-

rung nicht undeutsche Gesinnung voraussetzte, Adressen von Bürgerschaften und Landesvertretungen im Sinne der Eisenacher Resolutionen, so in Dessau, Köthen, Gera und Braunschweig, so endlich auch in Gotha, „wo die Wogen der Bewegung in Erinnerung an die gleichsam angestammte deutsche Stellung sehr hoch gingen." Der Herzog antwortete auf die von Freytag verfaßte Adresse, die mit den Worten schloß: „Eure Hoheit wolle geruhen, mit Huld die gegenwärtigen patriotischen Bestrebungen des deutschen Volkes zu beurteilen, denselben schützende Fürsorge zu gewähren und in den Kreisen höchster Fürstlicher Macht gnädige Förderung und Unterstützung angedeihen zu lassen," er sei bereit, dem großen Ganzen Opfer zu bringen, er begrüße das Streben nach Bildung einer großen nationalen Partei mit Freuden und werde dabei stets mit Rat und That zur Hand sein. Er zog sich dadurch von Rechberg in Wien eine Note über „Ansichten" zu, „welche im Munde eines souveränen Fürsten ganz besonders tadelnswert seien," und zu gleicher Zeit führte das österreichische Kabinet Beschwerde über den Herzog in Berlin, wurde aber von Schleinitz im Auftrage des Prinz-Regenten damit abgewiesen.

Wenige Tage nach der zweiten Eisenacher Versammlung fragte Freytag an, ob der Herzog geneigt sei, Schulze-Delitzsch, der bis jetzt die Seele der Bewegung sei, zu einer Besprechung zu empfangen, wobei Freytag schrieb, so lange die Agitation in den Händen der besonnenen Demokraten sei, habe sie keinen weitreichenden Umfang zu erwarten, und Se. Hoheit möge erst eine stärkere Beteiligung der bedeutenderen Namen abwarten, bevor er sein Interesse an der Bewegung öffentlich ausspreche. Der Herzog war andrer Meinung. „Ich war entschlossen — erzählt er —, meinen Einfluß auf die für Mitte September nach Frankfurt berufene Zusammenkunft nach besten Kräften auszuüben, und es erschien mir in hohem Grade wichtig, den Führern eine Direktive zu geben, welche sich durch die Erfahrungen empfahl, die ich mit dem im Jahre 1853 gegründeten Vereine gemacht hatte." Er verfaßte zu diesem Zwecke wieder eine Denkschrift, in der es hieß: „Keine Gothaer und keine Demokraten mehr! Ist nur einmal Deutschland geistig einig, so wird der unendliche Druck, der durch die Konzentration des Volkswillens auf sämtliche Gouvernements ausgeübt wird, Wunder thun, und es wird nicht mehr davon die Rede sein, ob dieser oder jener große oder kleine Staat partikulär dynastisch denkt oder nicht. Die Fürsten werden mit dem Volke gehen müssen" — ein Wunder, das sich bekanntlich nicht einstellte. Richtiger war es, wenn es weiter hieß: „Mit der bloßen öffentlichen Diskussion und mit bloßen Adressen werden wir jedoch nicht viel erreichen. Wir bedürfen nicht nur jener idealen Bande, welche eine übereinstimmende Überzeugung verleiht, sondern einer straffen Organisation und Disziplin." Nur war das Jahr 1853, wo die Disziplin unter dem „Protektor" doch straff genug gewesen war, aber auch nicht viel mehr als „Kannegießerei" zu stande gebracht hatte, hier außer Acht gelassen.

Am 21. August fand sich Schulze-Delitzsch bei dem Herzog ein, und dieser eröffnete ihm seine Bereitwilligkeit, dem zu gründenden Verein in seinem Lande Schutz zu gewähren, falls sich der Konstituirung desselben in Frankfurt Hindernisse entgegenstellen sollten. Er teilte ihm auch seine Ansichten über den Verein mit, und Schultze versprach, sein Möglichstes zu thun, daß die Sache darnach ins Werk gesetzt würde. „In allen wesentlichen Punkten in voller Übereinstimmung — sagt der Herzog in seinem Buche —, verabschiedeten wir uns zunächst mit dem Wunsche, daß von unsern Vorverhandlungen kein weiterer Gebrauch gemacht werden sollte, und erst als später die Frage über den Sitz des Vereins wirklich zu rascher Entscheidung gebracht werden mußte, trat mein Name in unmittelbare Beziehung zu dem deutschen Nationalvereine. Für seine Entstehung aber war das Datum des 21. August viel bedeutungsvoller, als man damals und nachher gewußt hat.“ Am 9. September besuchten Bennigsen, Unruh und der Weimarische Advokat Fries den Herzog, um mit ihm die letzten Verabredungen vor der Frankfurter Versammlung zu treffen, und man einigte sich, im wesentlichen nach den Grundsätzen zu verfahren, die er in seinen Denkschriften niedergelegt hatte, auch „sprachen ihm die Herren ihre Überzeugung aus, daß die Gründung eines allgemeinen nationalen Vereins unter allen Umständen eines sicheren letzten Rückhaltes in seiner Teilnahme bedürfe,“ dagegen versicherten sie ihm auch, „daß der zu stark hervortretende Anteil einer fürstlichen Person geeignet wäre, dem Unternehmen mehr zu schaden als zu nutzen.“ Vielleicht hatte der Herzog gleich mit nach Frankfurt gewollt. Jetzt ging für ihn Francke aus Koburg hin. Die Versammlung in Frankfurt war fast in allen Beziehungen ein treues Bild der deutschen Unklarheit und Ratlosigkeit über die Mittel und Wege, wie die allerseits gewünschte Einigung zu erzielen sei, sowie der Meinungsverschiedenheit, die Süd und Nord trennten. Das trat schon am ersten Tage der Besprechungen, am 15. September, hervor, wo etwa 150 Personen erschienen waren; ja schon das vorbereitende Komitee hatte sich nicht über die Stellung einigen können, die der Verein Preußen gegenüber einzunehmen habe. Besonders die Schwaben hatten die Erklärungen des preußischen Kabinets auf die dem Prinz-Regenten überreichte Stettiner Adresse als ganz ungenügend bezeichnet, Vertrauen zur Führung Preußens zu erwecken. In der Hauptversammlung vom 16. September gaben sich die Gegensätze noch viel schärfer kund. Die Demokratie ließ sich in der Debatte mit äußerster Heftigkeit vernehmen. Es wurde das Rezept von 1848 empfohlen, und es wurden Stimmen laut, die sich bereit erklärten, im Notfalle die Nation mit Gewalt aus den Händen der Reaktion und der Fürsten zu retten. Zugleich redeten die Anhänger Österreichs dreister und vernehmlicher als die Preußens, das Mißtrauen und die Geringschätzung gegen Preußen überwogen. Die Süddeutschen warfen ihm die Ablehnung der Kaiserwürde mit dem Bemerken vor, man wolle sich im Süden keinen zweiten Korb holen. So

äußerte sich besonders Reyscher. Welcker aus Heidelberg klagte die Fürsten als Urheber des Unheils an und wollte dem Verein eine Spitze gegen sie gegeben haben. Auch wurden Vermittlungsvorschläge aufs Tapet gebracht, von denen manche, wie z. B. der, Österreich die diplomatischen Geschäfte, Preußen die militärischen Angelegenheiten Deutschlands zu übertragen, der vollständigste Unsinn waren. Nationalvertretung wurde von allen Seiten verlangt, während man doch den Bundestag noch beibehalten zu müssen glaubte. Nur darin durfte ein Fortschritt erblickt werden, daß keiner von den Rednern die von den mittelstaatlichen Staatsmännern noch immer gepflegte Idee der Trias empfahl oder verteidigte. Man war zuletzt nahe dabei, unverrichteter Sache auseinanderzugehen, als Schulze-Delitzsch vorschlug, gar kein Programm aufzustellen, sich mit einer allgemein gehaltenen Ansprache an das Volk zu begnügen und im übrigen das Statut des Vereins in der bekannten Form anzunehmen. Die Phrase Schulzes: „Das Volk muß zunächst den Mut haben, sich seines gesetzlichen Rechts zu bedienen" bewogen auch Verzagte, das Statut zu billigen, die beabsichtigte Ansprache wurde aber mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Der Nationalverein war allerdings fertig, aber er wußte nicht, was er wollte, er war reiner Selbstzweck, es war ein Verein geschaffen, damit es einen Verein gebe, ein großer Redeübungsverein. „Eine große Aktion — so schrieb Francke seinem Gebieter — ist augenblicklich von dem Eisenach-Frankfurter Vereine nicht zu erwarten; man wird sich auf ein Wirken in der Presse und in den Einzelkammern sowie in neuen allgemeinen Versammlungen beschränken. Versuche, den Verein zu unterdrücken und seine Teilnehmer zu verfolgen, die nicht ausbleiben mögen, werden ihn befestigen und demselben neues Wachstum verleihen, zumal wenn Zeiten der politischen Not und Gefahr kommen."

Nachdem in Frankfurt dem Vereine die von ihm nachgesuchte Genehmigung der Behörde verweigert worden war, beschloß der Ausschuß am 16. Oktober, den Sitz nach Koburg zu verlegen, wo der Advokat Streit die äußere Geschäftsführung übernahm, und wo sich der Ausschuß am 17. unter dem Präsidium Bennigsens zum erstenmale versammelte. Mitte November gab eine Einladung zu den Jagden in Letzlingen dem Herzoge Gelegenheit, dem Prinz-Regenten die Vereinsangelegenheiten näher zu bringen. „Er hatte schon mancherlei von den Versammlungen in Eisenach und Frankfurt gehört, und es erregte sein Interesse, daß der Sitz des Vereins in Koburg aufgeschlagen worden war. »Dies — meinte er — ist doch besser, als wenn sie in Frankfurt geblieben wären, wo die Sachen sogleich auf Abwege gerieten.« Als ich hierauf den Wunsch aussprach, es möchte dem Nationalvereine gelingen, in Preußen festen Fuß zu fassen, damit von da aus auf das übrige Deutschland eine günstige Wirkung geübt werden könnte, erwiderte der Prinz-Regent, er würde uns in keiner Weise hindern, doch sei er der Überzeugung, daß das, was notthue, nicht von unten

gemacht werden sollte. »Deine Tendenz — fügte er hinzu — die Leute auf dem gesetzlichen Boden zu erhalten, ist ja sehr schön, aber es werden mir eine Reihe von Personen genannt, welche zu dieser Absicht wenig passen. Wenn solche Leute dabei sind, kann nichts gutes daraus werden.« Unter diesen Umständen wäre zunächst nichts unrichtiger gewesen, als dem Prinz-Regenten eine starke Neigung für den Verein zuzuschreiben. Aber man mochte es immerhin als glückliche Täuschung betrachten, wenn ein großer Teil der dem Nationalvereine beitretenden Mitglieder meinte, die Sache erfreue sich der Billigung Preußens. Auch ich war nicht der Ansicht, daß man diesen frommen Wunsch mit rauher Hand zerstören dürfe; wohl aber schien es mir durchaus notwendig, daß wenigstens der Ausschuß und die leitenden Kreise über die wirkliche Lage der Dinge klar und deutlich sähen und dächten. Als sich der Vereinsausschuß am 11. Dezember wieder in Koburg versammelte, glaubte ich demselben kein Geheimnis daraus machen zu sollen, daß die Rücksicht, welche man auf die Wege der preußischen Regierung in jedem einzelnen Falle nehmen zu müssen meinte, gar kein Resultat ergeben werde. Die Stellung der Regierung könnte zwar im allgemeinen eine duldsame werden, aber der Ausschuß müßte sich bewußt sein, daß er nur getrennt [doch wohl unter der Koburger Fahne] marschiren könne. Ich riet daher dem Nationalvereine eine mehr unabhängige Politik an und empfahl demselben, eine Verstärkung nach unten zu suchen [im geraden Gegensatz zu der obigen Äußerung des Prinz-Regenten]. Schon damals wies ich auf die deutschen Turn- und Gesangvereine, zu denen sich alsbald Schützen- und Wehrvereine gesellten, hin, mit denen der Nationalverein Fühlung nehmen und bei welchen er Unterstützung suchen sollte. Hier zeigte sich aber, daß einigen Mitgliedern des Ausschusses eine solche Abschwenkung von den rein doktrinären Bahnen nicht zuzumuten war. Umgekehrt aber wurde mir von manchen Seiten der Vorwurf gemacht, daß ich besondern Zwecken nachginge, zumal meine eignen Beziehungen zu den Turn- und Gesangvereinen sowie zu den Schützen zu dem idealeren Programm des Nationalvereins nicht zu passen schienen. Ich erinnere mich noch lebhaft einer Konferenz mit den Ausschußmitgliedern, welche in meiner eignen Arbeitsstube in Koburg stattfand und bei der es fast den Anschein gewann, als wäre in sämtlichen deutschen Landen nichts als Loyalität und Zufriedenheit und nur ein einziger Mißvergnügter vorhanden, der zufällig ein regierender Fürst war. Man besprach alle möglichen Wege der nationalen Agitation, man verschloß sich keiner Eventualität, keiner Gefahr, die dem Leben des Vereins ein rasches Ende bereiten konnte. Dennoch aber wollte niemand ein Mittel wissen, wie man bestehen könnte, wenn man sich nicht der preußischen Regierung rücksichtslos in die Arme würfe. Ich wendete vergebens ein, daß man von dort in diesem Moment und in der Richtung, welche ein volkstümlicher Verein naturgemäß verfolgen müßte, keine Förderung zu erwarten hätte, und daß, wenn Preußen

durch besondre Umstände in eine analoge Bahn gedrängt werden sollte, die Methode seines Fortschreitens in Deutschland nach der Ansicht des Prinz-Regenten, die ich noch kürzlich kennen gelernt hätte, jedenfalls eine total andre sein und bestenfalls über unsre Köpfe hinweg gehen werde. Selbstverständlich glaubte ich trotz dieser kleinen Differenzen dem Nationalvereine niemals meine Unterstützung entziehen zu dürfen, wenngleich der Ausschuß die Bahn einer so lebhaften und durchgreifenden Agitation keineswegs betrat, wie sie nach Jahresfrist durch die Turn- und Schützenfeste in die weitesten Kreise getragen wurde.“ Der Ausschuß organisirte vielmehr verschiedne Preßbüreaus, die viele sehr schöne Leitartikel und Korrespondenzen von sich gaben, ließ Adressen, gleichfalls wohlstilisirt, vom Stapel, hielt große Volksversammlungen ab, wo feurige Redner sich im Brustton vernehmen ließen, und trieb ähnliche Pathotechnik. Was dabei herauskam, wissen wir. Seine Leistungen waren aber wenigstens nicht schlechter als das, was des Herzogs Verein von 1853 und was später seine Turner und Schützen für die deutsche Einheit geleistet haben.

Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende

1. Das alte deutsche Dorf

Die alte deutsche Landschaft — wahrlich ein trautes und heimliches Wort, bei dem uns allen das Herz aufgeht! Wir gedenken an jene Zeit der Jugend, wo wir zuerst auszogen, um zu wandern über Berg und Thal, durch Wälder, Felder und Auen, bis wir Einkehr hielten im stillen Dörfchen am Bergeshang, am murmelnden Bach, mit seinen engen, gewundenen Gassen und den hoch aufstrebenden Giebeln der alten Holzhäuser im bunten Riegelwerk, mit der gedoppelten Heckthür, an der die Tochter des Hauses lehnte mit dem Strickstrumpf in der Hand, mit den im Abendrot schimmernden Fenstern, aus denen der Bauer späht nach den träge daherschlendernden Kühen, hinter denen die Magd das Hofthor schließt. Ein so bescheidenes und doch so unnennbar herrliches Vergnügen, diese Wanderschaft, eine Lust, welche kein Slawe und kein Romane kennt noch versteht! Auch heute noch, wo wir älter und anspruchsvoller geworden sind, wo wir ragendere Bergeshäupter und rauschendere Ströme, tiefer gerissene Thalschluchten und einen reicheren und farbenprächtigeren Pflanzenwuchs geschaut haben, als unsre heimischen Ebenen und Mittelgebirge bieten können, auch heute ist dieser

Reiz für uns nicht verloren. Noch immer, wenn wir den Staub des Alltagslebens von den Füßen schütteln und zum Wanderstabe greifen, fühlen wir uns eigenartig berührt von dem Zauber, den die alte deutsche Landschaft birgt in dem einfachen, schmucklosen Gewande, womit sie uns wie eine treue Mutter umfängt, hütet und pflegt.

Worin liegt, fragen wir, dieser Reiz beschlossen?

Mit Ausnahme der Alpen, die an unsern südlichsten Grenzen liegen und uns erst in neuester Zeit durch die Eisenbahnen näher gerückt sind, zeigt die Oberflächengestaltung der deutschen Landschaft nur an wenigen Orten schroffe Gegensätze, kühne Linien, erhabene Bilder und augenfällige Schönheit. Die deutsche Landschaft ist ebenso wenig schön zu nennen wie die deutsche Jungfrau, aber sie ist, wie diese, fast überall anmutig und lieblich. Das höchste Lob, das wir ihr spenden können, beschränkt sich auf einen anziehenden und gefälligen Wechsel von Berg und Thal, von Wäldern, Feldern und Wasserläufen. Vor allem besteht die Eigentümlichkeit unsrer Landschaft aber in dem innigen und freundschaftlichen Verhältnis, worin bei uns die Kultur, der menschliche Anbau, zur Natur steht. In keinem andern Lande unsers Erdteils, kann man sagen, haben sich beide bis auf den heutigen Tag so gut mit einander vertragen, sich so in einander eingelebt — um bei dem Bilde zu bleiben, wie in einer rechten Ehe verbunden, in der der Mann den andern Teil nicht zu gemeinen und niedrigen Knechtsdiensten herabwürdigt und mißhandelt, sondern ihn an seiner Stelle achtet und ehrt, ihn nicht nur für bestimmt hält, ihm zu dienen, sondern auch für berufen, ihn zu erfrischen und zu stärken, und ihm nach gethaner Arbeit den Schweiß von der Stirn zu trocknen. Mit besondrer Deutlichkeit spricht sich die Eigenart dieses Verhältnisses aus in der Stellung des Deutschen zum grünen Walde, den, wie schon eine alte französische Quelle aus Burgund bemerkt, der Deutsche liebt und hegt, während ihn der Franzose — und, kann man füglich hinzufügen, der Romane überhaupt — haßt und vernichtet.*) Nur bei uns trifft es zu, daß die Kultur die Natur weder erdrückt, wie in den meisten Gegenden von England und Frankreich, noch sich in ihr verliert und von ihr nur geduldet scheint, wie weithin in Rußland und Skandinavien, oder endlich daß die Kultur die Natur ausgeraubt und verwüstet hat, wie in den waldentblößten, wasserarmen Gebirgen Spaniens und Griechenlands. Nirgends, in keiner andern Landschaft, stehen wir so sehr unter dem Eindrucke, daß der Mensch die wilde Natur gezähmt

*) Keines der unzähligen neapolitanischen Canzoni populari, sagt Trede (Allgemeine Zeitung, München, 1888, Nr. 27) redet von dem schönen Wald oder prächtigen Baum, denn das Volk kennt Wald- und Baumfreunde nicht und demselben bleibt es unverständlich, wie ein deutsches Volkslied einen Vogel ansingen kann, der auf dem Baum sitzt. „Da sitzt ein kleiner Vogel drauf, der pfeift gar wunderschön.“ Der Deutsche lauscht auf den kleinen Vogel, der Neapolitaner (und der Italiener überhaupt) schießt ihn nieder.

hat, ohne ihr Gewalt anzuthun, unter dem Eindrucke, daß der menschliche Anbau in die umgebende Natur hinein- und aus ihr herausgewachsen ist, unter dem Eindruck endlich, daß die menschlichen Ansiedlungen, die Dörfer, Weiler und Höfe, selbst ein Stück Natur sind, wie bei uns. Wenn wir die Grenzen unsers Vaterlandes überschreiten, um unsern Wanderstab in die Gelände unsrer Nachbarn zu tragen, so mögen wir manches wiederfinden, was uns an unsre Heimat gemahnt, aber eines finden wir nirgends wieder, weder im Norden und Süden, noch im Osten und Westen: das alte deutsche Dorf.

In keinem andern Lande Europas trägt der menschliche Anbau auf der einen Seite so sehr ein durchaus ländliches Gepräge, so sehr den Stempel der Naturwüchsigkeit, und vermittelt uns daneben in so hohem Maße das behagliche Gefühl, daß wir uns inmitten einer hochentwickelten Kultur befinden. Das deutsche Dorf macht zugleich einen natürlich-ländlichen und einen behaglich-wohnlichen Eindruck. In dieser Vereinigung zweier anscheinend so gegensätzlichen Eigenschaften liegt das Trauliche und Gemütliche des deutschen Dorfes. Man sieht es seinem Holzbau an, daß es von der Urzeit her bis auf heute aus dem Walde heraus stetig fortgewachsen ist, ohne die Brücke zu seinem Ursprung gänzlich abzubrechen; es mutet uns nicht wie das russische und polnische Dorf an, als wäre es in irgend einer Vergangenheit durch einen Zufall der Geschichte in das Feld hinein geworfen und seitdem in seinem Urdreck stecken geblieben, noch erfüllt es uns mit dem Eindruck, als wäre die Ansiedlung das Ergebnis eines Kampfes auf Tod und Leben mit der Natur, wie in spanischen Dörfern mit ihrer verödeten Umgebung. Dieser Charakter unsers Dorfes geht zurück auf die Eigenart unsers Volkes mit seinem tiefen Natursinn auf der einen Seite und seiner hohen Anlage für jedwede Art menschlicher Entwicklung auf der andern. Vor allem ist der Deutsche der eingefleischteste und tüchtigste Bauer, den es je gegeben hat, und von allen ihn umgebenden Völkern hat der Deutsche von jeher die geringste Neigung gehabt, ohne den Zwang städtischer Hantirung sich in großen Ortschaften anzuhäufen. Während die Geschichte der klassischen Völker, die Geschichte Griechenlands und Italiens mit Städten beginnt, während die Niederwerfung der Hispanier und Gallier durch die römischen Massen sich an Namen knüpft, wie Sagunt, Numantia, Alesia, Gergovia, fanden die Legionen in den deutschen Gauen nur kleine, zerstreute Ansiedlungen. Tacitus bemerkt ausdrücklich, daß die Germanen seiner Zeit keine Städte kannten, und so auffallend und ungewohnt erschien ihm die Art des deutschen Anbaus gegenüber des der nachmaligen romanischen Völker, daß er, um den Gegensatz recht hervorzuheben, seine Ausdrucksweise so zuspitzte, daß man vielfach gemeint hat, sie von Einzelhöfen verstehen zu müssen, während es doch als ausgemacht gelten muß, daß in der Urzeit schon in ähnlichem Maße wie heute das Dorf die Regel deutscher Ansiedlung bezeichnete und jene berühmte Stelle (Germania Kap. 16) nur sagen will, daß im Gegensatz zu der

städtischen Ansiedlungsweise der damaligen Italiener die Dörfer der Deutschen so klein waren, daß sie sich wie ein Einzelhof allen Gelegenheiten des Geländes anpassen und sie aufsuchen konnten.*) Und selbst bei den Slawen scheint die Neigung zu engerm Zusammenleben stärker entwickelt gewesen zu sein. Wenigstens finden wir in ihrer alten Heimat nirgends Einzelhöfe, und zu einer Zeit, wo bei uns infolge der verwüstenden Einfälle der Ungarn die ersten Anfänge städtischen Wesens um die schützenden Burgen zusammenschossen, blühten bei unsern wendischen Nachbarn bereits Handelsplätze wie Jumne, Stettin und andre mehr. Nur der Deutsche fühlt sich heimisch und behaglich im wilden Walde und vermißt sich, sein Blockhaus in der Einsamkeit, fern von menschlichen Spuren zu bauen; dem Romanen und Slawen wird es unheimlich in der pfadlosen Wildnis, wo die Gebilde seiner leichter erregten Phantasie nicht ein entsprechendes Gegengewicht finden in der Selbständigkeit des Bewußtseins und einem frischen, trotzigen Wagemut.

Wenn wir nun versuchen, das alte deutsche Dorf im einzelnen auf seine kennzeichnenden und unterscheidenden Eigentümlichkeiten zu prüfen, so sind es besonders folgende.

1

Erstens die Unregelmäßigkeit und Vielgestaltigkeit. Das deutsche Dorf ist unregelmäßig wie die Natur selbst, deren erstes Gesetz und Kennzeichen gegenüber der Kultur eben die Unregelmäßigkeit ist, eben der Umstand, daß kein Naturgegenstand vollständig dem andern gleicht, etwa wie ein Ziegelstein dem andern. Die Unregelmäßigkeit des deutschen Dorfes zeigt sich schon in seiner Anlage. Das deutsche Dorf kennt in Bezug auf die Anordnung seiner Höfe kein Gesetz als das der planlosesten Willkür. „Nur durch Zufall, bemerkt Meitzen**) sehr richtig, bildet ein durchlaufender Landweg eine immer noch unregelmäßig bleibende Straße. Die meisten Gehöfte münden in kleine, winklichte Sack- und Nebengäßchen und sind nur mit Schwierigkeit der Wagenfahrt zugänglich." Dies gilt allerdings nur von den alten deutschen Dörfern im engern Sinne, nämlich von denen, die in ihrer Gründung etwa vor den Anfang unsers Jahrtausends hinaufreichen. Aber diese Urdörfer bilden in dem alten deutschen Gebiet zwischen Elbe, Rhein und Alpen bei weitem die große Masse. Anders verhält es sich mit den erst später den Wenden abgenommenen und zum Teil mit neuen Siedlern besetzten Gebieten im Osten, wo umgekehrt das „Haufendorf," wie man sehr bezeichnend das altdeutsche Dorf genannt hat,

*) Die Einzelhöfe finden sich bei uns als regelmäßige und alte Form des Anbaues außer in den Hochgebirgen, wo die Örtlichkeit einen Zwang ausübt, nur in dem alten westfälischen Sachsenlande nördlich von der Lippe.

**) A. Meitzen, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin, 1882.

kaum vorkommt. Die bei dem Vordringen der Eroberung und Besiedlung im größten Maßstabe gegründeten Neudörfer bilden ihrerseits eine lange Straße, der die Höfe zu beiden Seiten aufgereiht sind. Diese Unregelmäßigkeit unsrer Dorfanlage nun findet schon bei dem verwandten Dänenvolk ihre Grenze; nach Dahlmann ist das altdänische Dorf stets in zwei Straßen angelegt, die von Ost nach West und von Norden nach Süden laufen und sich in der Mitte durchschneiden, eine doppelte Regelmäßigkeit, die neben der Windrose zugleich das Winkelmaß benutzt. Womöglich in noch stärkerm Gegensatze zum deutschen Anbau steht der slawische, der darauf hinausläuft, daß alle Häuser im Dorfe nur neben einander, nicht hinter einander zu liegen kommen, sodaß man von der Rückseite eines jeden Hofes unmittelbar auf das Feld gelangen kann. Dies wird entweder dadurch erreicht, daß man dem Dorf eine einzige Straße giebt, ähnlich den deutschen Neudörfern, und die Höfe an beiden Seiten aufmarschiren läßt, oder dadurch, daß man die in eine einzige Linie geordneten Höfe um einen innern Ring kreisförmig zusammenlegt, die bekannten Rundlingsdörfer, die namentlich im Westen des altslawischen Gebietes heimisch sind und vielleicht ursprünglich nur dem westslawischen Zweige, den Polen und Tschechen, angehören, während die noch einförmigeren Straßendörfer im Osten, im eigentlichen Rußland, zu Hause sind. Nur der kleinrussische Stamm im Südwesten des Reiches, namentlich in Volhynien und Podolien, läßt in der regelloseren Anlage seiner Dörfer einen Vergleich mit dem alten deutschen Dorfe zu.

Gegenüber der unabänderlich feststehenden geraden oder krummen Linie der Slawendörfer zeichnen sich die romanischen Verhältnisse vor allem durch das Abhandenkommen jeder festen, alten Überlieferung aus. Dies erklärt sich einfach genug. Einmal gehen in allen romanischen Ländern die festen Ansiedlungen in stehenden Dörfern auf eine weit ältere Zeit zurück, besonders in dem alten Kulturlande Italien, wo sie ziemlich die doppelte Zeit wie bei uns der Einwirkung und Umgestaltung durch geschichtliche Zufälligkeiten ausgesetzt waren, sodann sind alle diese Gegenden, der ganze Südwesten Europas, im Zeitalter der Völkerwanderung, also zu einer Zeit, wo der bairische Stamm sich noch nicht einmal zwischen Alpen und Böhmerwald gesetzt hatte, dermaßen der Verödung und Entvölkerung anheimgefallen, daß in weiten Strichen eine ganz neue Besiedlung durch fremde Zuwandrer sich breit machen konnte, und auch da, wo die alte Bevölkerung, wenn auch stark gelichtet, blieb, bei der Jahrhunderte andauernden Unsicherheit für den Wiederaufbau der zerstörten Dörfer und für den Wiederanbau der verödeten Fluren wesentlich andre Rücksichten in den Vordergrund treten mußten, als eine unverständliche Überlieferung.

Auch dies gilt vor allem von der apenninischen Halbinsel, wo in den letzten Jahrhunderten der Republik die alte, festangesessene Bauerschaft in einem Maße und Umfange „gelegt“ wurde, wie das auf germanischem Boden in

ganz ähnlicher Weise etwa ein halbes Jahrtausend später in England geschehen ist, und wo infolge dessen eine Latifundienwirtschaft das Land überzog, die an die Stelle des alten Dorfes, des vicus, die villa, den Frohnhof, setzte und die Bauern durch eine Herde zusammengekauften und in elende Hütten eingepferchten Sklavengesindels verdrängte. Erst die fürchterlichen Verwüstungszüge nordischer, germanischer Barbaren, die seit den Markomannenkriegen mit einer gewissen Regelmäßigkeit einander folgten und kaum mit dem Zusammenbruche des römischen Reiches endeten, schufen hier Wandel. Wie sie zunächst in Norditalien den Raum offen legten für einen völlig neuen Anbau, der unter starker Beteiligung germanischer Bauern vor sich ging — die Dorfnamen germanischen Ursprungs, wie Marengo Mering, Gislarengo Geiselhöring u. s. f. gehen in die hunderte, und noch in der zweiten Hälfte des Mittelalters wurde in Verona und Vicenza cimbrisch, d. h. deutsch gesprochen —, so mußten auch im Süden der Halbinsel die von den germanischen Eroberern mitgebrachten milderen oder doch anders gearteten wirtschaftlichen Anschauungen zusammen mit dem immer zunehmenden Menschenmangel einen starken Druck auf die possessores und späteren signori ausüben, der auch hier dazu führte, daß an die Stelle von Sklaven ohne Haus und Hof Pächter, also Bauern, traten. Hier wie dort aber mußte diese in ihrer Art einzige Umwälzung ihren sichtlichen Ausdruck in dem Wiedererscheinen von wirklichen Bauerndörfern finden, für deren Anlage und Ausbau jedoch weniger alte Überlieferungen und feste Gesetze als allerhand Zufälligkeiten und Willkür bestimmend sein konnten. In einigen Gegenden Italiens aber finden wir gar keine Dörfer; die das ganze Mittelalter hindurch und infolge des Räuberwesens selbst bis auf den heutigen Tag andauernde Unsicherheit des flachen Landes hat es mit sich gebracht, daß die Bauern, wie z. B. in Kalabrien, sich in Städte und Märkte zurückgezogen haben, um von hier aus, unter großen Weitläufigkeiten, das flache Land zu bebauen. In ähnlicher Weise griff auch in den andern beiden romanischen Ländern unter dem Einfluß germanischer Eroberung eine vollständige Neubildung der Gesellschaft bis unten hinab Platz, die dann in Spanien zu allem Überfluß durch den Einbruch der Mauren noch einmal gründlich über den Haufen geworfen wurde. Daß unter solchen Umständen auf romanischer Seite von irgend einer auf altnationale Gewohnheiten zurückgehenden Gleichmäßigkeit und Gesetzmäßigkeit der Dorfanlage und der Besiedlungsform überhaupt nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich.

So stark die Gegensätze sind, die gerade zwischen den romanischen und slawischen Verhältnissen eintraten — lang und wechselvoll die Geschichte der bäuerlichen Ansiedlungen dort, kurz und inhaltlos hier —, so berühren sich doch auch hier die Extreme und zeigen in einem Punkte in Bezug auf die äußere Erscheinung der Dörfer ein annähernd entsprechendes Bild. Schon Tacitus setzt die Eigentümlichkeit der deutschen Dörfer dahin, daß darin die

Gebäude*) inmitten eines Hofraumes lägen, während in Italien die Häuser des Dorfes in zusammenhängender Verbindung stünden (Germania Kap. 16). Dasselbe, was in Italien wie damals, so noch heute und im wesentlichen wohl auch bei den andern Romanen gilt, daß der Hof vor dem Hause zurücktritt und das Dorf ein straßenartiges Aussehen gewinnt, läßt sich in ähnlicher Weise auch bei den Dörfern des slawischen Ostens beobachten, wo es bei der Schmalheit und Enge der Höfe sogar vorkommt, daß die Strohdächer der Häuser in einander verflochten sind, sodaß die Dächer jeder Straßenseite fast ein zusammenhängendes Ganze zu bilden scheinen. Hierzu trägt nicht wenig der Umstand bei, daß, wie der Romane, so auch der Slawe eigentlich Scheunen im deutschen Sinne — auf unsern Bauerhöfen gerade die größten und kostspieligsten Gebäude — nicht kennt und sich an ihrer Statt mit Feimen behilft, die ihren Platz nicht auf dem Hofe, sondern außerhalb des Hofes finden.**)

Zu dieser ersten Unregelmäßigkeit in der äußern Anlage unsrer Dörfer kommt nun aber eine andre Unregelmäßigkeit im innern Aufbau. Ich meine die Abstufungen in dem Besitz der Dorfgenossen, der allerdings in den mittlern und westlichen Gegenden Deutschlands, wo der Grundbesitz seit alter Zeit durch immer neue Teilungen zerstückt ist und es vielerorten eigentliche Bauern, die diesen Namen verdienen, kaum noch giebt, weniger hervortritt, als in dem bairischen Südosten und dem niedersächsischen Nordwesten unsers Vaterlandes. Hier, wo die Höfe bis auf die neueste Zeit vielfach gesetzlich geschlossen waren, und wo auch nach Aufhebung der betreffenden Bestimmungen weder der Sachse noch der Baier „s Hoamet thalt," geht die Verschiedenheit des Besitzes häufig unter den Angehörigen desselben Dorfes außerordentlich weit. In ganz besonderm Maße gilt dies von Norddeutschland infolge der Entwicklung des Standes der Kothsassen, als welche ursprünglich, wie die Aussagen der altenglischen Quellen über das genau entsprechende Verhältnis der cotsetles zu den geneats (niedersächsisch genôten) unwiderleglich lehren,***) an der alten und eigentlichen in Gewanne verteilten Ackerflur keinen Anteil hatten, nicht zu den „Genossen," den eigentlichen „reiheberechtigten" Bauern gehörten, nichts als eine „Kothe," das heißt im Gegensatz zu dem Bauern-„Hause" eine Hütte und höchstens ein Paar aus der gemeinen Mark ausgeworfene Morgen ihr Eigen nannten und für ihre Ernährung im wesentlichen auf Tagelohn angewiesen waren. Erst die großen Rodungen im Mittelalter, zuletzt im zwölften

*) Eigentlich das Haus, domus, es scheint ein Einbau vorausgesetzt zu sein.

**) Die westslawischen Stämme der Polen und Tschechen haben erst in späterer Zeit von germanischer Seite ihre Scheune — stodola = Stadel — entlehnt, aber selbst hier hatte sie wenigstens bei den Tschechen früher und hat sie noch heute bei den benachbarten Slovaken wie auch bei den Wenden der Lausitz den Platz der ältern Feimen bewahrt, sie steht außerhalb des Hofraumes.

***) Seebohm, The English Village Community. London, 1883.

und dreizehnten Jahrhundert, die nicht bloß zur Gründung neuer Dörfer führten, sondern auch die Feldmarken der alten erweiterten, sind in besonderm Maße den Kothsassen zu Gute gekommen und haben viel dazu beigetragen, sie aus Hintersassen zu wirklichen Bauern zu erheben. Wenn wir zum Beispiel einen Blick auf das Dorf meiner engern Heimat, des Herzogtums Braunschweig werfen, wie es sich vor der Separation und Ablösung der bäuerlichen Lasten gliederte, so finden wir, von oben angefangen, Ackerleute oder Vollspänner und Halbspänner, die den „Hofbauern" und „Hübnern" der altbairischen Dörfer entsprechen und ursprünglich, die erstern mit zwei oder mehr, die letztern mit nur einer Hufe angesessen waren, darauf die Groß- und Kleinköther und endlich zu unterst die Menge der Anbauer und Brinkbesitzer. Und all diese Mannichfaltigkeit in den Besitzverhältnissen findet ihr getreues Spiegelbild in Ausmessung, Aufbau, Einrichtung und Ausstattung der einzelnen Gehöfte und Gebäude. Es kommt sogar vor, daß die kleinern, die Kothsassenhöfe, eine besondre Abart der örtlichen Bauart aufweisen, eine Abart, die sich durchaus nicht immer als eine durch die Beschränktheit des Besitzes und der Mittel gebotene Vereinfachung darstellt, sondern zuweilen eine selbständige Entwicklung unter Festhaltung älterer, ursprünglicherer Formen erkennen läßt. Auf der andern Seite kommen endlich noch hinzu die Rittergüter, Gutshöfe und Staatshöfe (Domänen), die besonders im nördlichen Deutschland den Dörfern vielfach beigemengt sind und da, wo sie, wie in Mecklenburg und Pommern, seiner Zeit die eigentliche Bauerschaft „gelegt" und die Feldmark des Dorfes aufgesogen haben, das letztere zu einem Haufen ärmlicher Tagelöhnerhäuschen herabdrücken, aus denen die Herrschaftsgebäude bald prächtig, bald behäbig sich erheben. Alles in allem darf man behaupten, daß eine so vielseitige Entwicklung der ländlichen Bevölkerung und der ländlichen Baulichkeiten wie in einigen der fruchtbareren Gegenden des deutschen Nordwestens, vom Gutsbesitzer herab durch alle denkbaren Stufen bis zum kleinen Anbauer, sich nicht leicht wieder anderswo beobachten läßt.

Wenden wir uns nach dem Norden, so finden wir schon an den Gestaden der Nordsee, in den friesischen Gebieten der alten Bauernfreiheit, in Schleswig, noch mehr aber bei unsern skandinavischen Vettern die Zusammensetzung der Dörfer vereinfacht und in viel höherm Grade die alte Gleichheit aller Dorfgenossen bewahrt. Noch ursprünglicher erscheinen uns die Dörfer des slawischen Ostens, wo eine beispiellos harte Leibeigenschaft, jede Entwicklung der bäuerlichen Verhältnisse im Keime erstickend, einen urzeitlichen Kommunismus bis auf unsre Tage gefristet hat.

Wo das ganze Dorf in seiner Gesamtheit als Eigentümer der Feldmark betrachtet und in jährlichen Zwischenräumen von neuem unter die Familienhäupter verteilt wird, mag nun für die Einschätzung die Zahl der männlichen Mitglieder zu Grunde gelegt werden, wie bei dem russischen mir, oder, wie in polnischen Gegenden, der Bestand in Pflugtieren bestimmend sein, da kann

der Bauer bei dem Bau und der Einrichtung seines Hofes nicht auf Verhältnisse Rücksicht nehmen, die so sehr dem steten Wechsel unterworfen sind wie diese; er wird sich eben an einen gewöhnlichen Durchschnitt halten, er wird alles über den altüblichen Leisten schlagen, und so kommt es, daß ein Hof genau wie der andre aussieht.

Eine ähnliche Gleichförmigkeit zeigen die Ansiedelungen in vielen romanischen Gegenden, wiewohl aus ganz verschiednen Gründen. Im allgemeinen hat hier schon seit geraumer Zeit eine weitgehende Zersplitterung des Grundbesitzes Platz gegriffen, die besonders da, wo der Bauer nur Pächter ist und wo eine starke Vermehrung der Bevölkerung stattfindet, wie beides in Italien der Fall ist,*) ein ländliches Proletariat geschaffen hat, das sich in seinen baulichen Einrichtungen die größte Beschränkung auferlegen muß. Dazu kommt, daß in den wärmeren Geländen des Mittelmeeres, wo der Herd der Küche und die Kraft der ohnehin weniger häufig getrübten Sonne im Winter selbst in den Gebirgen zur Erwärmung hinreicht und das gesellige wie das Familienleben in weit höherm Maße als bei uns sich im Freien abspielt, die Ansprüche des Landmannes an die Wohnung weit geringer sind als im Norden. Und auch die Wirtschaft vereinfacht sich unter der heißeren Sonne und in dem trockneren Klima. Wo die Drescharbeit, wie in Italien und Spanien, im Freien vorgenommen wird und bedeckte Tennen und Scheunen nach nordischer Art fehlen,**) wo bei dem Mangel an Wiesen und an künstlichem Futterbau von einer ausgiebigen Milchwirtschaft nicht die Rede und bei dem Gebrauch des Speiseöls auch kein Bedürfnis darnach vorhanden ist, da kann der Bauerhof unter sonst gleichen Verhältnissen nicht die behäbige und stattliche Entwicklung gewinnen wie bei uns. Der Spielraum der in Hofanlage und Hausbau hervortretenden Verschiedenheiten wird bedeutend eingeengt und das Aussehen der Dörfer wird gleichmäßiger, einförmiger, überhaupt kümmerlicher.

Neben diese, den sozialen Abstufungen des Besitzes entsprechende Verschiedenheit der Höfe stellt sich nun noch eine andre, die in der geschichtlichen Entwicklung der Hofanlage selbst begründet ist. Die erste zeigt uns die Lagerung im Raum neben einander, die zweite die Schichten der Zeit nach einander. Wie jedes Haus drei Geschlechter in sich birgt, die Wirte, ihre Kinder und ihre Eltern, so vereinigt gewissermaßen jedes Dorf drei Geschlechterfolgen von Häusern, denn das Leben des alten Holzhauses währt, bis es dem Alter erliegt, im Durchschnitt etwa drei Jahrhunderte, und jedes Jahr-

*) Für die italienischen Anschauungen ist es bezeichnend, daß die dortige Erbpacht (contratto di livello) — ein sonst unerhörter Fall — Teilung unter den Erben zuläßt. S. Karyscheff, Večno-nasledstvennij nazem zemelj (Die Erbpacht). St. Petersburg, 1885. Seite 233.

**) Schon im nördlichen Frankreich enthalten die Scheunen in vielen Gegenden nur den Dreschraum, da die Garben in Feimen gesetzt werden.

hundert, kann man sagen, zeigt seine unterscheidenden Merkmale und Besonderheiten in Bau und Einrichtung. Bekannt und berühmt sind durch ihre kunstvolle Ausführung die Holzhäuser der schweizer Alpen, vor allem des Berner Oberlandes, die auf der ganzen Erde nicht ihres gleichen finden. Diese ganze Architektur ist naturwüchsig durch und durch, ein reiner Bauernstil, an Ort und Stelle aus unscheinbaren Anfängen im Laufe weniger Jahrhunderte erwachsen, ohne die geringste Mitwirkung fremder, schulmäßiger Einflüsse. Die ältesten erhaltenen Bauten aus dem sechzehnten Jahrhundert zeigen ein einfaches, kunstloses Blockhaus, dann beginnt ein immer reicheres und mannichfaltigeres, aber stets maß- und geschmackvolles Schnitzwerk die rohe, tote Außenseite zu gestalten und zu beleben, bis die Entwicklung etwa am Anfange des vorigen Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht und dann, da kein Fortschritt mehr möglich war, das Streben, es anders und besser zu machen, zu Überladung, zur Geschmacklosigkeit und damit zum Niedergange führt. Und ähnliches wiederholt sich, wenn auch in bescheidenerem Maßstabe, an vielen Orten. Machen wir eine Wanderung durch die Dörfer am Nordfuße des Harzes, so treffen wir bei dem Riegelbau der zweistöckigen Häuser eine in gewissem Grade entsprechende Entwicklung. Die ältesten Häuser haben die Ständer bis zum Dach durchgeführt, sodaß die Unterzüge und Schwellen des Oberstockes nur eingelassen sind und die Außenseite des Hauses glatt verläuft. Gegen das Ende des vorvergangenen Jahrhunderts wird dies anders: die Trennung des obern Stockwerks wird mit besonderm Ständerwerk vollständig und äußerlich sichtbar durchgeführt, der obere Stock über den untern etwas vorgeschoben, und es erscheinen die ersten Anfänge einer künstlerischen Behandlung in der Abrundung der vortretenden Balkenköpfe und Rahmschwellen und dem Auftreten einer Kerblinie auf den Füllhölzern. Diese Manier, die in der ganzen Gegend mit unfehlbarer Gleichmäßigkeit auftritt, gelangt etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zur Herrschaft, kann sich aber nur bis zum Anfange des unsrigen behaupten, wo sie auch auf dem Dorfe dem an öder Nüchternheit nur vom Backstein zu übertreffenden modernen Holzhause weichen muß. Ähnlich aber finden wir es fast überall in unserm Deutschland. In jedem Dorfe treffen wir Vertreter der verschiedenen Jahrgänge, die unserm Auge die lebendige Entwicklung desselben bezeugen und die malerische Vielgestaltigkeit desselben erhöhen.

Es wurde schon bei dem schweizer Gebirgshause darauf hingewiesen, daß die architektonischen Eigentümlichkeiten des bäuerlichen Baues durchaus nicht ohne weiteres als ein Abklatsch oder eine Nachahmung benachbarter städtischer Vorbilder zu betrachten seien. Wenn nun auch für das übrige Deutschland nicht geleugnet werden soll, daß die Entwicklung des Bauernhauses ihren Anstoß von den Städten aus erhalten hat — dahin gehört das Auftreten des zweiten Stockwerkes, die Vorkragung der Balken u. a. —, so zeigt sich

doch überall die stete Neigung, diesen Zusammenhang alsbald zu lösen und die von dort empfangenen Keime der Verschiedenheit von Land und Stadt den Mitteln und Bedürfnissen gemäß selbständig auszubilden. Auch darf hierbei nicht vergessen werden, daß das städtische Haus seinerseits wieder von dem Bauernhause empfangen hat, daß es überhaupt ursprünglich nur eine Nachahmung des Bauernhauses der Umgebung war, und daß dieser alte Zusammenhang noch bis auf den heutigen Tag durchscheint in gewissen Grundverschiedenheiten, die für die Entwicklung des städtischen Hauses in den verschiednen Gegenden Deutschlands bestimmend gewesen. Wenn in den Städten Thüringens und des südöstlichen Niedersachsens, wie in Halberstadt, Braunschweig, die Häuser nicht, wie in Lübeck, Lüneburg, Münster, Giebelhäuser sind, sondern eine Langfront haben, so kann dieser Gegensatz nur durch den Umstand befriedigend erklärt werden, daß das Bauernhaus derselben Gegend die gleiche Eigentümlichkeit zeigt und nicht, wie sowohl das fränkische als das niedersächsische, den Giebel nach der Straße kehrt.*)

Zu der Verschiedenheit der Häuser in den einzelnen Dörfern stellen sich die Unterschiede in der Bauart der verschiedenen Gegenden des deutschen Landes. Wir finden hier Gegensätze, wie sie schärfer kaum gedacht werden können und wie sie vermutlich nirgends unter annähernd gleichen Verhältnissen wieder vorkommen. Die äußersten Pole dieser, ohne Zweifel von denselben Anfängen ausgegangenen Entwicklung werden bezeichnet durch das alte niedersächsische Haus und durch den alten steirisch-kärntnischen Hof. Das niedersächsische Haus, wie es sich in seiner ältesten Gestalt noch heute, wenn auch immer seltner, von der Eider an der schleswigschen Grenze über die Gelände der untern Elbe, Weser und Ems hinüber bis an die Zuydersee verfolgen läßt, ist bekanntlich ein Einbau, der innerhalb seiner niedrigen, nur mannshohen Wände und unter dem hoch und spitz ragenden, nach allen Seiten, auch auf den Giebeln gleichtief herabsteigenden Strohdach alle wesentlichen Räume für Wohnung und Wirtschaft birgt. Den Hauptraum bildet die „Däle," die sich von der der Straße zugewendeten Giebelseite gleich einem hohen und weiten Mittelschiffe nach innen erstreckt und in ihren Ausmaßen vor allen andern Räumen bevorzugt erscheint, wie sie denn, zunächst Dreschtenne und Einfahrt für die nach oben, auf den „Balken" abgeladene Ernte, bei allen Geschäften und Verrichtungen aushelfen muß, für die ein besondrer Raum nicht vorgesehen ist. Seitwärts an Lang-

---

*) Es ist selbstverständlich, daß dieser Grundsatz nur in großen Zügen durchgeführt werden kann, und daß die Grenzen häufig durch den Einfluß, den die Bauweise einer Stadt gewinnt, übersprungen werden. Daß er aber besteht, zeigt sehr deutlich eine Vergleichung der betreffenden Verhältnisse in Dänemark, wo bei dem geringeren Alter der städtischen Entwicklung die Anfänge derselben noch klarer zu Tage treten. S. Mejborg, Gamle Danske Hjem. Kopenhagen, 1888.

wänden ziehen sich die offnen Viehstände hin, von dem die Tiere die Köpfe nach der Däle strecken, um von deren Boden ihr Futter zu nehmen. Den Hintergrund bildet, ebenfalls nach der Däle offen liegend und die ganze Breite des Gebäudes einnehmend, der älteste und ursprünglich einzige Wohnraum, das „Flet" mit dem Herd in seiner Mitte. An das Flet endlich schließt sich, durch eine feste Wand davon getrennt, der erst im Laufe des spätern Mittelalters hinzugefügte letzte Abschnitt, das sogenannte Kammerfach mit Stube und Kammern. Die Eigentümlichkeit dieses Baues, der noch auf jeden Beschauer den Eindruck höchsten Alters gemacht hat, liegt wesentlich darin, daß das ganze alte Gebäude eigentlich nur einen einzigen großen und weiten Raum bildet, worin alle Einteilungen nur angedeutet, aber nicht ausgeführt sind, sodaß man, an einem hellen Sommertage, wenn die Ernte noch nicht eingebracht ist, auf der Däle stehend, seine Blicke ungehindert nach allen Wänden und sogar durch die auf dem „Balken" nur lose gelegten „Sleeken" (Schleißhölzer) bis zum First kann schweifen lassen.

Den geraden Gegensatz zum sächsischen Einbau bildet der alte kärntnisch-steirische Hof, wie er sich im steirischen Mürzthal, besonders aber in der sogenannten „Gegend" im Gebirge nördlich von Villach erhalten hat, der nächste Verwandte des nordisch-skandinavischen Bauernhofs, der ursprünglich für jeden Raum ein besondres Haus besaß und es noch heute in gewissen Städtchen auf zwanzig und mehr Gebäude bringt. Auch die größeren Gehöfte der „Gegend" zählen bis zu zehn und mehr Gebäuden: das Wohnhaus, darin als Hauptraum die „Rauchstube" ohne Ofen und Rauchfang mit dem noch zuweilen in der Mitte derselben stehenden Herde; ein oder zwei „Keuschen," Nebenhäuschen für die Altväter, aber hauptsächlich für „Gäste," für Handwerker, die bei den Bauern auf die „Stör," auf Arbeit gehen, und für ältere Mägde mit eignen oder ihnen eingethanen ledigen Kindern — Häusler oder verheiratete Knechte kommen im Gebirge nicht vor —, zwei bis drei Hauptstallungen (der Stadel, im Mürzthal ein besondres Gebäude, befindet sich in der „Gegend" über den Ställen), Schweinestall, Schuppen, auch wohl eine „Badstube," heute nur noch zum Rösten und Brechen des Flachses benutzt, endlich der „Felikasten", ein kleines, quadratisches, wie alle Gebäude des Hofes aus Balken gefügtes Häuschen auf untergelegten Steinen — das Schatzkästlein des Bauern, wie es Rosegger nennt, weil er seine beste Habe, das reine Korn, die Selchwürste, auch wohl einen Strumpf mit blanken Gulden in sich birgt; man könnte es auch das Schmuckkästlein nennen, denn es ist mit besonderer Sorgfalt, fast liebevoll behauen und zeichnet sich von den übrigen Gebäuden durch ein Schloß und einige einfache Verzierungen aus.

Merkwürdig genug, daß diese beiden Hofanlagen im äußersten Norden und Süden bei ihrer schroffen inneren Gegensätzlichkeit sich doch in dem Umstande berühren, daß sie allein in deutschen Gauen den alten Wohnraum mit

dem Herd in der Mitte im wesentlichen seiner alten Bedeutung und Einrichtung erhalten haben. Zwischen diesen sich geradezu abstoßenden Polen mitten inne — dies Wort in seinem wörtlichen und figürlichen Sinne — finden sich nun in den weiten Gefilden Deutschlands die mannigfachsten Übergänge und Vermittlungen, die wir nur andeuten können. An das niedersächsische Haus schließen sich im Norden und Westen drei weitere Einbauten, die sich wahrscheinlich schon in vorgeschichtlicher Zeit daran ankrystallisirt haben: der schleswigsche Einbau, früh durch dänische und sächsische Einflüsse bedrängt und zersetzt, im mittlern Schleswig und in Norderdithmarschen; der friesische Einbau, an den Nordseeküsten hingelagert zwischen dem Jahdebusen und dem Y bei Amsterdam (dazu ein Ableger im schleswigschen Eiderstedt); endlich der holländische Einbau an den Mündungen des Rheins. Selbständiger stehen dem sächsischen Hause gegenüber die Einbauten des oberen Deutschlands, die sich in mehreren unter sich verwandten Abarten, im Hochgebirge vielfache Verunstaltungen erleidend, am Nordabhange der Alpen vom Jura und Schwarzwald nach Osten bis zur oberen Traun hinüberziehen. Auf der andern Seite fügen sich zu dem kärnthnisch-steirischen „Ringhof", wie er wohl genannt wird, weil bei ihm die zwei Hauptstallungen mit dem Stadel regelmäßig zu einem auf der vierten Seite, dem freistehenden Wohnhause gegenüber offenem Viereck zusammengebaut sind, zwei weitere Anlagen, von denen die erste unzweifelhaft, die andre möglicherweise aus dem Ringhof entstanden ist: einmal der Bau des Hochgebirgs in Steiermark, Salzburg, Kärnthen bis ins südliche Tyrol hinein, der das Geviert des oben erwähnten Viehhofs zu einem großen, zweistöckigen Wirtschaftsgebäude — oben Stadel, unten Stall — zusammengezogen hat, dann, in den nordöstlich und östlich sich an die Gebirge lagernden ebeneren Geländen der österreichisch-steirische Geviertbau, der gewissermaßen das Wohnhaus an das offene Viereck des Viehhofes angeschlossen und alle vier Gebäude in Ecken und Dächern so lückenlos in- und miteinander verbaut hat, daß selbst alle Eingänge und Einfahrten unter dem fortlaufenden, einfach in der Linie gebrochnen Dachstuhl fallen. Diesem Geviertbau entspricht im Norden genau der „Vierkant"-Bau der alten Dänenländer, der noch bis in das nördliche Schleswig hineinragt, wie auch der Ringhof in ähnlichen skandinavischen Anlagen auf den Inseln Öland und Gotland und in den schwedischen Provinzen Wermeland, Oeltland sein Gegenstück findet. Hierzu kommt dann endlich, die ganze Breite des innern Deutschlands in reicher Gliederung ausfüllend, der mitteldeutsche Hofbau mit verschiedenen Unterarten, ebenfalls aus mehreren, der Regel nach zwei bis vier Gebäuden bestehend, die er in loser Ordnung und nach verschiedenen Grundsätzen um einen Hof in Aufstellung bringt. Dieser ganze, der wissenschaftlichen Kenntnis kaum in seinen Grundzügen erschlossene Reichtum an Bildungen, eine wahre Musterkarte von Hofanlagen, fällt um so mehr ins Gewicht, wenn man daneben die Einförmigkeit der slavischen Ver-

hältnisse betrachtet, die in der ganzen weiten Erstreckung des russischen Ostens lediglich eine dem mitteldeutschen Hofbau ähnliche Anlage in mehreren Abarten bietet. Gewiß ein Zeugnis für die unerschöpfliche Gestaltungskraft und den selbständigen Schaffensdrang des germanischen Geistes.*)

Abbazia

Seit einigen Jahren wird in Büchern und Zeitschriften unablässig der Ruhm eines neuentdeckten Paradieses an der Küste Istriens verkündet. Es soll alle Vorzüge der bekannten Winterstationen am ligurischen Meere mit vielen andern verbinden, die jenen mangeln. Vor allem werden Deutsche, die im Süden Linderung ihrer Leiden suchen müssen, darauf hingewiesen, daß Abbazia ihnen viel näher liege, als die Küstenplätze zwischen Genua und Marseille (zu schweigen von Korfu, Malta, Sizilien, Kairo und den Kanarischen Inseln), und daß sie dort weder Erdbeben, noch eine Spielhölle, noch eine feindselige Bevölkerung (wie in Frankreich) zu fürchten hätten. Wer nun an Ort und Stelle manche Übertreibung in solchen Schilderungen ermittelt, wird leicht geneigt, auch das vorhandene Gute in ungünstigem Lichte zu sehen. Und so erreicht, wie so häufig, die Reklame gerade das Gegenteil ihrer Absicht. Wenn aber in irgend einem Falle von der Berichterstattung volle und reine Wahrheit gefordert werden muß, so trifft dies zu, wo es sich darum handelt, einen Aufenthalt für Kranke zu suchen, und hier kommt natürlich nicht allein das Klima in Betracht. Der Arzt ist außer stande, alle die angepriesenen Kurorte selbst genau zu prüfen, muß sich also auf fremde Urteile verlassen und kann durch glänzende, aber auch durch düstere Gemälde zu Mißgriffen verleitet werden. Es giebt ja sogar Beispiele, daß Autoritäten in der medizinischen Welt in der einen oder der andern Richtung zu weit gehen. In den nachfolgenden Zeilen soll ein ungefärbter Bericht über die Verhältnisse in dem „österreichischen Nizza“ versucht werden.

Abbazia führt seinen Namen von der einstigen, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nachweisbaren Benediktinerabtei San Giacomo al palo,

*) Einbauten kennen die Slawen gar nicht; auf romanischer Seite kommen sie nicht selten vor, da jedoch die Ernte in Feimen gesetzt wird, enthalten sie nur Wohnung, Stall und Schuppen (höchstens in einigen nördlichen Strichen die Tenne) und können sich mit den deutschen Einbauten nicht vergleichen.

von der noch das Kirchlein mit schmuckem Glockenturm erzählt. Der Ort liegt nahe an dem nördlichen Winkel des Quarnero oder Golfs von Fiume, eines Meerbusens, der durch eine Inselkette fast vollständig von dem offnen Adriatischen Meere abgeschlossen wird, und eine kleine halbe Stunde südlich von dem Marktflecken Volosca, dem Sitze einer Bezirkshauptmannschaft. Beide Ortschaften ziehen sich auf dem äußerst schmalen Küstensaume zwischen dem in dem Monte maggiore gipfelnden Ausläufer des Karstgebirges gegen Nordwesten und dem Meere gegen Südosten hin, sind zum Teil an dem Abhange emporgeklettert. Ein Patrizier aus dem am andern Ufer gelegenen Fiume, Ritter von Scarpa, scheint der erste gewesen zu sein, der die Eignung Abbazias für einen Winteraufenthalt erkannt hat. Er baute 1844 dort die Villa Angiolina und umgab sie mit einem Park, der gegenwärtig das schönste Besitztum des Kurortes bildet: was irgend von tropischen Bäumen und Gesträuchen in dieser Lage überwintern kann, ist da angepflanzt, und dichtes Nadelgehölz gewährt Schutz bei See- und Landwinden. Später sind Ansiedlungsversuche in Volosca gemacht worden, allein dieser Ort ist in viel höherem Grade der von Nordost hereinströmenden Bora, dem Schrecken des Karstes, ausgesetzt. Vor ungefähr zehn Jahren lenkte der Schriftsteller Heinrich Noë durch begeisterte Schilderungen die Aufmerksamkeit auf Abbazia als klimatischen Kurort und bewog so manchen zu einer Pilgerschaft, wie erzählt wird, die die ärgerlichste Enttäuschung bereitete: man fand keinerlei Vorkehrungen für den Aufenthalt, weder Wohnung noch Beköstigung, wie sie ein Kranker, ja überhaupt jemand beansprucht, der an „Zivilisation" gewöhnt ist, außer einer staubigen Landstraße nur steinige Felspfade u. s. w.

Abbazia würde abermals der Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn es seinem Apostel nicht geglückt wäre, die österreichische Südbahngesellschaft für den Ort zu interessiren. Diese erwarb zunächst die Villa Angiolina, ließ dann eine Reihe von Gasthäusern aufführen und fährt unermüdlich fort mit Herstellung der erforderlichen Anstalten, wie Kalt- und Warmbädern, Molkerei, Waschhaus, Wasserleitung, Gartenanlagen &c., kräftigst unterstützt von dem österreichischen Touristenklub, der Reit- und Fußwege bahnte und sie mit Wegweisern und (für schwächere Fußgänger und Bergsteiger berechneten) Entfernungsangaben versah, für Ruheplätze sorgte u. dergl. m. Nah und fern erhoben sich Stimmen des Lobes, die diesmal umsomehr Erfolg hatten, als zuerst die Cholera, dann das Erdbeben im Februar 1887 die Fremden von der Riviera wegscheuchte. Natürlich fanden sich auch sofort Ärzte in Überzahl ein, denen befreundete Kollegen ihre Kranken zuschicken. Bilden auch in der Gesellschaft noch die Gäste aus Wien und Budapest (unter diesen wieder die semitischen Elemente) die größte Mehrzahl, so kommen doch nach und nach auch Norddeutsche immer häufiger. Die großen Hotels Stephanie und Quarnero mit ihren verschiedenen „Dependenzen," die neuerdings entstandenen Villen

und Pensionen reichen schon nicht mehr aus. Abbazia ist sichtlich im Aufblühen.

Sehen wir uns nun die Verhältnisse im einzelnen an. Mit Ausnahme des äußersten Südwestens ist in der That von allen Punkten Deutschlands die Küste von Istrien in beträchtlich kürzerer Zeit zu erreichen, als die Riviera di Ponente. Ein hierher gehöriger andrer Punkt soll nachher berührt werden.

Das Meer hat so ziemlich den Charakter eines Gebirgssees. Nur schmale Straßen zwischen dem Festlande und den Inseln Cherso, Veglia, San Marco verbinden den Quarnero mit der Adria, deren Bewegungen sich daher sehr abgeschwächt auf die Bucht übertragen. Daß Ebbe und Flut vorhanden sind, würde man kaum wahrnehmen, wenn nicht die erstere sich den Geruchsnerven bemerkbar machte. Dieser ruhige Spiegel gewährt in ungewöhnlichem Grade alle Annehmlichkeiten des Wassersports; Barken in Menge stehen Seglern und Ruderern zur Verfügung, und kleine Dampfer keuchen zwischen den Küstenplätzen hin und her. Aber die Luft entbehrt auch des Salzgehaltes, den sie von starkem Wellenschlag empfangen würde, es fehlt der Blick auf die endlose Fläche, und vermutlich infolge der Seichtheit des Grundes erscheint uns das Wasser grünlich, blaßblau, silbern, über Tanglagern violettbraun, doch nur äußerst selten in dem vollen glänzenden Tiefblau, das sonst an südlichen Meeren entzückt.

Der Boden ist, wie erwähnt, graues Karstgestein, hie und da von offenbar eisenhaltiger rotgelber Erdschicht bedeckt. Dieser Gebirgsart fehlt es nicht an Reiz. Mulden mit üppigem Pflanzenwuchs stechen freundlich von der toten Masse ab, und die für dieses Gestein charakteristische Höhlenwelt macht sich in mancherlei Art bemerkbar, hier durch plötzliches Aufsprudeln eines Wasserlaufs, auch auf dem Meeresgrunde, in welchem Falle weite Kreise an der Oberfläche die Süßwasserquelle verraten, dort wieder durch das geräuschvolle Verschwinden der Flutwellen in unterirdischen Tiefen.

Die unteren Hänge des Gebirges sind meist mit Eichengestrüpp bestanden, das im Winter keinen erfreulichen Anblick giebt. Dafür kann die Gegend stolz sein auf ihren Lorberreichtum. In einer solchen Fülle ist mir das edle Gewächs mit dem dunkelgrünen Laube und den gelblichen Blütensträußen noch nie begegnet, und Reisende, die viel mehr von der Welt gesehen haben, geben dieselbe Erklärung ab. Es umbuscht alles Mauerwerk und bildet förmliche Wäldchen, in denen Scharen von Nachtigallen und andern Singvögeln nisten, fröhlich bezeugend, daß die barbarische Vogelmörderei der Italiener sich nicht bis an diese Küste verbreitet hat.

Ölbaum, Cypresse, Strandfichte kommen seltener vor und gelangen nicht zu mächtiger Entwicklung; das gilt in noch höherm Grade von Agave und Aloe, die schon an der ligurischen Küste wie in Unteritalien und auf den griechischen Inseln auf allen Klippen wuchern, von Zitronen und Orangenbäumen; Palmengewächse und andre Kinder der Tropen bedürfen des Schutzes.

Üppigeren Pflanzenwuchs zeigt schon das etwa anderthalb Stunden südlicher und geschützter liegende Lovrano.

Die Bevölkerung ist slawischen Stammes und wird von den Ethnographen zu den „Serbo-Kroaten“ gezählt, ist aber unmittelbar am Meere (nicht nur der Sprache nach) italienisch geworden, während alle höher gelegenen Ortschaften ihre Nationalität streng gewahrt haben. Der Unterschied ist höchst auffallend und der Umwandlungsprozeß leicht erklärlich. Die Küstenbewohner sind Seefahrer, und wie heutzutage die österreichische Kriegs- und Handelsflotte, so bezog früher die venezianische ihre beste Bemannung aus Istrien und Dalmatien. Es ist interessant, zu beobachten, wie Fiume, das seit der Selbständigkeit Ungarns mit aller Macht gefördert wird, um Triest den Rang abzulaufen, sich der Magyarisirung erwehrt. Leider hat man allen Grund, anzunehmen, daß eine deutsche Stadt geglaubt hätte, sich für solche Gunstbezeigungen durch Annahme der Sprache und Sitten des herrschenden Stammes dankbar zeigen zu müssen. Umgekehrt halten die Slawen sich für zurückgesetzt, weil sie nicht zu Kroatien gehören, und vor einigen Jahren ist es in einem Nest auf dem Gebirgskamme zu förmlichen Unruhen gekommen, weil den armen Teufeln in den Kopf gesetzt worden war, der Kronprinz, der sich oft in Abbazia aufhielt, habe ihre Vereinigung mit Kroatien gefordert, sei jedoch vom Kaiser abschlägig beschieden worden.

Ein mir vorliegendes Buch über die Gegend rühmt den Bewohnern Rechtschaffenheit, Sparsamkeit, Nüchternheit und Höflichkeit nach. Was den letzten Punkt betrifft, so bin ich allerdings sehr häufig in italienischer Sprache gegrüßt, in slawischer nur angebettelt worden. Daß das Bettelgewerbe in den bekannten Formen von Krüppeln und Trotteln, betenden alten Weibern, Blumen anbietenden oder auch einfach un soldo oder kraicar heischenden Kindern eifrig betrieben wird, kann nicht überraschen: die Armut ist groß, der karge Boden lohnt die Feldarbeit wenig, und die Fremden thun das ihrige, um die Vorstellung zu erwecken, daß das Ausstrecken der Hand die einträglichste Beschäftigung sei. Die Sprache kann an den Orten des Fremdenverkehrs italienisch genannt werden, auch geben sich da jetzt viele die Mühe, deutsch zu lernen; was man sonst hört, ist ein Gemisch, das wohl nur Landeskinder verstehen werden. Merkwürdig berührt folgender Zug: die Leute singen italienische Lieder, aber nach Melodien unverkennbar slawischen Gepräges, und als begleitendes Instrument kommt die entsetzliche Guzla, die Geige der Südslawen, vor.

In der Bauart ihrer Häuser unterscheiden sich die Ortschaften nicht von rein italienischen Küstenplätzen. Meistens ein- oder zweistöckig, mitunter auch an eine Felswand gelehnt bedeutend höher, aus Stein aufgeführt, mit freien Treppen zum Obergeschoß, Galerien, kleinen Fenstern, gewaltigen Schornsteinen, oft von Pergolen umgeben, zu denen nicht bloß die Rebe, sondern auch der

Lorber benutzt wird, nicht übermäßig reinlich gehalten, manchmal grell getüncht — so könnten diese Häuser ohne aufzufallen in die Umgebung von Genua versetzt werden; und so malerisch der Nordländer sie findet, so wenig Neigung verspürt er, eins davon zu bewohnen. In und um Abbazia werden sie allgemach durch Villen und große Hotels verdrängt. Inwieweit letztere zur Verschönerung der Landschaft beitragen, bedarf keiner Erörterung.

Für die Bestimmung des Wertes dieser Gegend für Kranke fällt vor allem ins Gewicht, daß sie vielen und vielfachen Winden ausgesetzt ist. Die Einheimischen zählen Bora, Tramontana, Scirocco, Levante und noch einige andre auf. Von dem anfänglichen Plane, Personen, denen die Atmungswerkzeuge zu schaffen machen, in Abbazia Heilung suchen zu lassen, ist man denn auch zurückgekommen. Herz- und Nervenleidende rühmen hingegen den auffallend günstigen Einfluß eines längern Aufenthaltes. Doch wird noch viel geschehen müssen, um solchen Aufenthalt in vollem Maße ersprießlich zu machen. Wer auf die Mangelhaftigkeit mancher Einrichtungen zu sprechen kommt, erhält gewöhnlich zur Antwort: die Anlage ist noch jung, und die Südbahngesellschaft kann nicht alles thun. Die Bevölkerung ist entweder zu arm oder entschieden abgeneigt, ihre Mittel in Bauten ꝛc. anzulegen. Dazu verraten auch Fremde wenig Neigung, was schon die Kostspieligkeit begreiflich macht: der Wert des Bodens ist in wenigen Jahren auf das Fünfzig- und Achtzigfache gestiegen, seine Gestaltung nötigt zu bedeutenden Unterbauten, Materialzufuhr, Arbeitslöhne u. s. w. kommen sehr hoch zu stehen. — Mit allen diesen Umständen hat es zweifelsohne seine Richtigkeit, allein die Thatsache bleibt bestehen, daß noch vieles fehlt, was zur Behaglichkeit des Daseins, zumal für Kranke, notwendig wäre.

Kanalisirung ist wohl das dringendste Bedürfnis. Spaziergänge sind angelegt und werden fortwährend erweitert, reichen aber noch lange nicht aus. Die Landstraße ist sehr staubig, ein Strandweg ist in südlicher Richtung ungefähr halbwegs bis Ika geführt, der Fortsetzung gegen Volosca hin steht die Weigerung eines Villenbesitzers, den erforderlichen Grund abzutreten, entgegen. Einige Fußwege durch Lorber- und Eichengehölz sind zum Teil sehr angenehm, zum Teil steinig und beschwerlich, der zu dem Orte Veprinaz (mit weithin leuchtender Kirche und schöner Aussicht) steil und sonnig. Anhaltender Regen, wie er in diesem Frühjahr so häufig eintrat, macht fast alle Wege unbenutzbar, da Pflasterung mit Steinplatten oder Klinkern nur in sehr geringer Ausdehnung durchgeführt worden ist. Bei gutem Wetter entschädigen allerdings die Wasserfahrten. Doch schon der Wind beschränkt auf die Parkpfade, denn nicht öffnen sich, wie beispielsweise in Mentone, zahlreiche Thäler in den verschiedenen Richtungen. Und wer bei ganz ungünstiger Witterung sich nicht in sein Zimmer einsperren will, hat nur die Wahl zwischen dem Kartenspiel im Kaffeehause und der Vertiefung in das Halbdutzend

Zeitungen, mit denen das Lesezimmer ausgestattet ist. Eine Apotheke befindet sich erst in Volosca, sonst ist auch dort nicht viel mehr als saurer Wein und Käse zu haben; um Einkäufe zu machen, fährt man nach Fiume.

Und nun noch der wichtige Punkt, auf den früher hingewiesen wurde. In dem „Touristenführer" für Abbazia wird die in breiten Wogen hinströmende poetische Prosa wohlthuend unterbrochen durch einen sachlich gehaltenen Abschnitt „Hygienisches," und da kommt folgender Satz vor: „Wer die Geldmittel nicht aufwenden kann oder will, um sich eine entsprechende Wohnung und geeignete Nahrung zu schaffen, der bleibt viel besser in seinen gewohnten Verhältnissen zu Hause."

Der diesen Ausspruch thut, ist der leitende Arzt Professor Glax, also ein Mann, der nicht als voreingenommen gegen den Kurort angesehen werden kann. Und die Warnung ist sehr am Platze, denn der Aufenthalt in Abbazia kostet sehr viel Geld.

Schon die Reise ist teuer. Die österreichischen Eisenbahnen sind als nicht wohlfeil bekannt. Die Südbahn aber, die man gänzlich oder größtenteils benutzen muß, berechnet die Fahrpreise auf der österreichischen Linie durchschnittlich um 14 Prozent, auf der ungarischen gar um 35 Prozent höher als die österreichische Staatsbahn. Ein Hotelzimmer (mit guter Einrichtung, wie anerkannt werden muß) ist unter vier Gulden nicht zu haben. Table d'hote ist wohl angeschlagen, aber nicht vorhanden. Man sagt, die Wiener hätten deren Abschaffung durchgesetzt, da sie nicht auf die Freiheit verzichten wollen, täglich Suppe, Rindfleisch und Mehlspeise aus einem langen Verzeichnis auszuwählen. Hoffentlich gehört diese „Freiheit" zu denjenigen Freiheiten, für die nach den jammernden Versicherungen der österreichischen Zeitungen die Welt immer mehr das Verständnis verliert. Daß die gemeinsame Wirtstafel ihre lästigen Seiten haben kann, ist unbestreitbar, aber nicht minder, daß sie die Anknüpfung von Bekanntschaften erleichtert, und vor allem den Wirt in die Lage bringt, einen guten Tisch verhältnismäßig wohlfeil zu liefern. Und dies gilt umsomehr für Orte, wo die Herbeischaffung von Lebensmitteln mit Schwierigkeiten verbunden ist, wie eben in Abbazia. Dort kostet das billigste „Couvert" 2 Gulden 50 Kreuzer, $4^1/_3$ Mark nach heutigem Kurse. Dem entsprechen alle übrigen Preise, und so lebt man etwa doppelt so teuer als in den italienischen und französischen Küstenstädten (Nizza vielleicht ausgenommen), aber keineswegs besser. Die Erhebung einer sogenannten „Kurtaxe" wird in Aussicht gestellt, und schon jetzt besteht eine sehr sonderbare Steuer, indem nicht selten der große Speisesaal des „Hotels Stephanie," auf dessen Benutzung die größte Mehrzahl der Fremden angewiesen ist, reisenden Musikanten eingeräumt wird, sodaß, wer dort sein Abendbrot einnehmen will, gezwungen ist, Eintrittsgeld zu entrichten und auch noch mitunter sehr fragwürdige musikalische Genüsse über sich ergehen zu lassen.

Auch die Teuerung wird wahrscheinlich wie andre Übelstände zu rechtfertigen sein, immerhin dient sie wenigstens in den Augen der meisten Gäste nicht zur Empfehlung des Ortes.

Im allgemeinen wird man nach der gegenwärtigen Lage der Dinge sagen dürfen: Abbazia ist ein sehr angenehmer Aufenthalt für Gesunde, die ausspannen wollen, Luftveränderung und einen Frühlingsvorschuß suchen, sich weder vor dem „Kraxeln" noch vor der Berührung mit dem (neuestens) „Gigerl" getauften Wiener Pflastertreter scheuen und eine wohlgespickte Geldtasche mitbringen.

Die Folgen der Novelle

Sollte nicht ein Teil der Verrücktheit, an der unsre modernen Belletristen leiden, mit dem rein Äußerlichen ihrer Kunstform zusammenhängen? Wie kann es nur zugehen, daß z. B. — um höflicherweise ein ausländisches Beispiel zu nehmen, das mir in diesen Tagen in die Hände kam — die sonnendurchglänzte Wahrheit und Natürlichkeit der ersten Novellen Björnsons der dumpfen Verrücktheit seiner neuen Schriften gewichen ist? Die verwunderliche Thatsache, daß unsre modernen Dichter zum großen Teil unter den Bann des Materialismus — sie nennen es euphemistisch Naturalismus — geraten sind und den Nachtrab dieses doch jetzt wenigstens in Deutschland wieder einmal philosophisch und praktisch abgethanen impotenten Zwitters von Unzufriedenheit und Hochmut bilden, erklärt die seltsamen Gerichte, die uns aufgetischt werden, nicht ganz; die, welche auf den Bänken der modernen Dichterschule sitzen — es giebt nur eine, die man „modern" zu nennen hat, und sie ist international — haben sich unter einander angesteckt mit Materialismus, wie die Kinder mit Masern; so etwas kommt immer vor, wenn es auch erstaunlich ist, daß selbst scheinbar ganz gesunde Naturen, wie z. B. Björnson, sich so anfällig erweisen und nicht mehr die Kraft finden, sich aus dem Sumpf herauszuhelfen, in den sie geraten sind; sie müssen sich doch bewußt sein, daß es Schlamm ist, worin sie rühren. Mögen sie aber immerhin Materialisten sein; der Materialismus ist eine Weltanschauung, und wenn er auch eine ärmliche und schwache ist, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß er einem beschränkten Gemüte Befriedigung gewähren kann, wie es denn auch vergnügte Materialisten zu alten Zeiten gegeben hat, namentlich wo man sich nicht den Kopf mit der Weltanschauung zerbrach. Die Trübseligkeit und Unnatur im Angesicht der modernen Muse oder der Muse „der Moderne" (subst. fem.)

hat nicht allein im Materialismus ihren Grund und braucht ihn nicht darin zu haben; ich kenne Menschen genug, die praktisch ganz Materialisten sind und dennoch die heitersten und liebenswürdigsten Kunstwerke leisten; sie sind aber dann theoretisch gar keine Materialisten, sinds eben ganz ohne zu denken, und weil sie nicht denken, außer an ihr Handwerk — wie die und die Farben auf der Leinwand sitzen sollen, und allenfalls noch wo es heute Leberknödel giebt. Die hier und anderswo mit persönlichem Materialismus verbundene Trostlosigkeit muß zwillingsweise aus einer andern Wurzel mit ihm zusammen erwachsen sein, und diese Wurzel ist auch oft sehr leicht erkenntlich; sie zeigt sich in den Stoffen, die die Herren für ihre Kunstwerke wählen. Aber das ist auch bloß bei dem und jenem der Fall. Selbst verrückt sind die Herren nicht immer, obgleich man sie alle dafür halten möchte; sie sollen sich ja sonst ganz normal geberden und im Übrigen ganz praktische Leute sein. Gescheidt und begabt, d. h. mit guten Augen und Darstellungsvermögen versehen sind sie auch. Woher kommt also die Unnatur und Trostlosigkeit aller ihrer Geschöpfe, die als Folge von Geisteskrankheit bei ihren Erzeugern eben nur dann angenommen werden könnte, wenn man wüßte oder vermuten könnte, sie hätten sich die Vernunft durch zu weit gehenden praktischen Materialismus wegamüsirt?

Es ist nicht der Materialismus als solcher, der dem ganzen Trödel das fatale Aussehen giebt, sondern die Unnatur, an der diese Produkte leiden; der Materialismus müßte ja gerade sehr natürlich sein, denn er beschäftigt sich mit der natürlichen Seite der Natur und hat somit im Prinzip nichts Verworfenes an sich, auch wenn ihm die nötige Ergänzung des Geistigen fehlt. Aber ein Materialist darf deshalb doch geistreich sein und heiter dazu. Das zeigen die Griechen, die sogar die Personifikation des Materiellen, die Zentauren und Faune, in ihren Gebilden adelten, und die, wenn sie schon Materialisten in ihrer Lebensauffassung gewesen sein mögen, ihr Leben schön und heiter auszuleben wußten. Den muffigen Ausdruck haben unsre Modernen daher, daß sie ihr Leben nicht schön auszuleben verstehen; sie sind unzufrieden, selbstquälerisch, und weil sie der Geist nicht mehr erleuchten will, deshalb leugnen sie den Geist. Und sie bauen sich eine Welt aus Dreck, ohne Geist, und weil ihnen das Gefühl für das Schöne abhanden gekommen ist, bringen sie ihren Dreck nicht einmal mehr in schöne Form. Und weil sie weder die Schönheit mehr sehen in der Natur, noch den Geist, der in ihr waltet, deshalb sind auch ihre Erzeugnisse die reine Unnatur und Unwahrheit, auch wenn sie sich den schönen Namen Naturalisten beilegen. Das ist aber die innere Seite der Sache, während meine Frage dahin ging, ob nicht ein Teil dieser Jämmerlichkeiten auch mit der ganz äußerlichen Form zusammenhängen möchte, in die sie ihre Stoffe gießen.

Die ältern Realisten oder Naturalisten — es sind ja nur verschiedene Namen für dasselbe Ding, nur daß der Name darin einen feinen Unterschied

machen könnte, daß unsre modernen Naturalisten sich durch größere Rohheit gegen die älteren „Realisten“ auszeichnen, auch wenn sie in ganz feinen Formen auftreten — also die ältern Realisten schrieben Romane und sie zeichneten nach dem Leben. Das waren breit angelegte Erzählungen, sie führten oft durch das ganze Leben der Helden, bis deren Schifflein nach den Kämpfen der Jugend in die breite Alltäglichkeit einsegeln konnte, sofern es nicht tragisch strandete, womit die Romantik zu einem guten oder bösen Ende kam; die Romanfiguren mußten sich satt auswachsen, und das mußte natürlich zugehen. Eine falsch angelegte Zeichnung mußte zu falschen Konsequenzen führen, die das Werk hätten scheitern lassen müssen, natürlich auch manches haben scheitern lassen. So war man schon durch die breite Anlage genötigt, sich seine Charaktere richtig und konsequent entwickeln zu lassen; auch wo eine Figur nicht unmittelbar nach dem Leben gezeichnet wurde, mußte sie lebenswahr erscheinen. Das ist selbstverständlich das Erfordernis jedes guten Romans, und wird auch heute von jedem angestrebt, der einen Roman schreibt, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht oft genug dagegen gesündigt würde.

Aber die Modeform ist nicht mehr der Roman, sondern die Novelle. „Einbänder“ heißt die Parole beim Romanverleger, weil es der Sortimenter will, weil es von dem das Publikum verlangt. „Noch kürzer“ heißt sie bei den Zeitschriften, die ihr Feuilleton haben müssen, worin sie die Erzählungen nur brockenweise bringen können; das ist aber eine Geschmacklosigkeit, heißt es; ein Kunstwerk in tausend Fetzen zerreißen ist Barbarei. Das Publikum sagt es ja selbst, also muß das Kunstwerk kurz sein, denn das Kunstwerk will in das Feuilleton, weil es hier gut bezahlt wird, also müssen die Schriftsteller sich dem anpassen; ob sie ihr Talent auf Kleinigkeiten anweist oder breite Form verlangt, das ist einerlei; wer Geld verdienen will, muß dem Marktbedürfnis gerecht werden, und wenn er sich nicht in die letzte und allerhöchste, allermodernste Kunstform der short story zwängen kann, so soll er sich wenigstens in die Novelle bequemen. Die ist also das Mittelmaß, das gebraucht wird. Nun denke man sich die armen Dichter. Die Novelle soll einen rasch verlaufenden dramatischen Aufbau haben. Mit Charakterentwicklung kann nicht viel Federlesens gemacht werden; alle Figuren müssen mit beiden Beinen in eine Situation springen, die unverzüglich zu dem guten oder schlechten Ende führt, das man sich vornimmt; alle müssen fix und fertig dastehen, denn eine Vergangenheit giebt es nicht. Wie die Zukunft wird, dafür braucht der Schriftsteller nicht zu sorgen, das ist ja überhaupt nicht seine Sache; er muß sehen, wie er Ihm und Ihr glücklich über die Hindernisse weghilft, die er ihnen mühselig in den Weg zum Altar gebaut hat, wenn er nicht mit Konrad-Ferdinandischer Blutgier ihnen ein ach! zu frühes Ende bereitet — nur komprimirte Gegenwart; alle, die auftreten in dem Kunstwerk, müssen im Augenblick auf das gefaßt sein, was geschehen soll, und müssen vorher nur für diesen Augen-

blick gelebt haben. Ja, das mache einer! Etliche können es, aber jeder? Und doch wird es verlangt.

Und nun kommt denn auch das Verhängnis. Nun gebiert der Dichter diese Gliederpuppen, die Kopf, Arme und Beine nur immer so halten und stellen, wie er sie ihnen gedreht hat. Eine Vergangenheit haben sie nicht, sie haben nur den einen Gedanken und die eine Geberde, die für den Knoten der Novelle gedrechselt sind; sie haben gar nicht gelebt, sie leben nur, d. h. nein, sie leben nicht, sie bewegen sich nur mit ihrem puppenhaften Ausdruck an dem Drahte, den der Autor in der Hand hält; die Novelle wird nicht durch sie, sondern sie sind für die Novelle da. Diese kann nur zustande kommen, wenn dem Programm gemäß gedacht, gehandelt und gesprochen wird: alles das kann aber nur der Autor thun, denn das Programm quetscht die Handlung so unnatürlich zusammen, daß kein natürlicher Mensch zu ihm verwandt werden kann. Die Figuren sagen und thun deshalb nie das, was natürlich ist und was ein lebendiger Mensch in der gegebenen Situation thun und denken würde, sondern stets das, was in die „Stimmung," die das Ganze haben soll, und in der vorzüglich die Kunst des Autors besteht, hineinpaßt, auf den Effekt des Ganzen abgestimmt ist. Dabei reden natürlich — das geht zur Zeit durch viele weibliche und männliche Novellen, „Bildung macht fein" — alle diese Figuren über Bücher und zitiren haufenweis, immer aus Büchern, die der Autor gelesen hat. Alle die Damen kennen alle die Bücher, die keine Dame liest, und die gewöhnlich auch alle Herren nicht gelesen haben. Diese Litteraturkenntnis ist, ganz im Widerspruch zu den Nachrichten der seufzenden Sortimenter über die Lese- und Kaufunlust allen Publikums — nicht nur des verächtlichen „großen" —, bei den Novellen-Herren und -Damen eine ganz merkwürdig ausgebreitete. Doch das ist nur etwas Nebensächliches, es ist mir aber aufgefallen, weil gewöhnlich in diesen Novellen das Nebensächliche das Hauptsächliche zu sein pflegt. Das quod erat demonstrandum ist, daß der Knalleffekt, der mit der kurzen Form verbunden sein muß — denn z. B. schnörkelhafter Raabischer Humor, der häufig das bekannte Rezept für Kanonen praktisch ausführt, ist (obgleich man Raabe, da er in der „Jetztzeit" schreibt, eigentlich auch zu den Modernen und Naturalisten rechnen sollte, in der That ist doch auch sein Manierismus gerade so natürlich, wie die Menschen manierirt sind; darin zeigt sich das wahre Kind der Zeit) doch eben darum nur noch für eine kleine Gemeinde verdaulich, die kaum zu den Gebildeten gerechnet werden kann —, also daß der Knalleffekt, den der wahrhaft Gebildete und die Zeitungsredaktion verlangen und der Dichter sich absinnen muß — man könnte die ganze einschlägige Litteratur eine Protzkastenlitteratur oder -Lyrik nennen — ganz natürlich die unnatürlichsten Handlungen und Personen im Gefolge hat, die sich infolge ihrer Unnatürlichkeit natürlich auch mit der Wehmut des Schopenhauer vulgivagus behaften, d. h. der unschuldige Autor thut es.

In der Novelle, die den Anlaß zu dieser Betrachtung gegeben hat, „Staub," von Björnson, die in einer der neuen Zeitschriften steht, „Neuer Kosmos," der wohl kein langes Dasein beschieden sein wird — oder gerade; bei unserm undisziplinirten Publikum weiß man nie, wie man phrophezeien soll, — in dieser Novelle beschreibt zunächst Björnson nicht gerade sehr plastisch — aber das mag zum Teil Schuld der Übersetzung sein — seine Fahrt von der Stadt aufs Land durch den Schnee zum Schauplatz der Novelle, die nun passiren wird. Er ergeht sich des breitern über die Winterlandschaft und den Schnee, aber es gelingt ihm nicht, mit dem üblichen Mittel, das er früher sehr gut beherrschte, die „Stimmung" zu schaffen. Auch nicht mit der Phrase, die dann zur Novelle selbst überleitet, „der Anblick der Natur wirkt ein auf unsre Vorstellung von dem, was uns begegnet. Was mußte das wohl Feines und Weißes sein, was ich hier erleben sollte?" „Weiß gekleidet war „Sie" freilich nicht, als ich sie zuletzt sah, die Lichtlockige, die ich nun wiedersehen sollte." Mit diesem eleganten Salto schwingt er sich in die Novelle. Sie trug sich nämlich immer blau — es war vor neun Jahren, daß er sie zum letztenmale und, soviel ersichtlich ist, auch zum erstenmale gesehen hatte, auf ihrer Hochzeitsreise — nicht ein einzigesmal weiß, das würde sie gewiß auch nicht gekleidet haben, sagt die Übersetzerin. Gott, wie blau! möchte man auch bei allem ausrufen, was sie thut und sagt. Sie ist also nicht das „feine Weiße," und dies kommt auch später überhaupt nicht; es handelt sich, wie die Überschrift sagt, um Staub, der freilich fortwährend mit dem Stimmungsschnee zusammengerührt wird, wobei schließlich nur ein trübseliges Grau herauskommt. Zunächst ist „Sie" auch nicht zu sehen: niemand ist auf dem Gutshofe, niemand in dem Zimmer, in das er tritt, aber er hört singen, eine Frauen- und zwei Kinderstimmen — ein Sterbelied. Er tritt in das Zimmer, aus dem der Gesang tönt, und sieht sich einer Frau, die eine leibhaftige Madonna Carlo Dolcis zu sein scheint, und den beiden Kindern des Hauses gegenüber, von denen der eine offenbar nach dem Vater „geschlagen" ist, der andre — „etwas vorgebeugt, weil der Hals nicht ganz gerade von den Schultern aufstieg. Zufolge dessen hält er den Kopf etwas zurückgebogen, um das Gleichgewicht zu halten, und wiederum als Folge dessen war der Mund halboffen u. s. w." (wie unsre Naturalisten außerordentlich fein zeichnen!) — das Ebenbild der Mutter. Die Madonna ist aber nicht „Sie," sondern die Gesellschafterin, die ihn mit den Knaben nach einigen Worten allein läßt. „Er," Herr Atlung, ist in der Fabrik und wird in einer Stunde zurückkommen, Sie bei einem sterbenden Tagelöhner. Die Kinder unterhalten ihn jetzt, wie es Kinder thun, erzählen unter anderm, daß ihr kleiner Freund Hans in ein Loch im Eise des Teiches geraten und ertrunken sei, und nun bei Gott und ein Engel sei und Flügel habe; daß nun auch dessen Vater zu Gott wolle — es ist der sterbende Tagelöhner —, und die Kinder bedauern, daß sie nicht mit der Mutter haben zu ihm gehen und sehen dürfen, wie

er Flügel bekommt. Dabei kommt zu Tage, daß den beiden Knaben der ganz verwerfliche Aberglaube beigebracht worden ist, daß Kinder Schutzengel haben, und daß die Welt dort droben im Paradiese bei Gott viel schöner sei, als dieses irdische Jammerthal. Solchen haarsträubenden Blödsinn haben sie von der Madonna, Stina genannt, gelernt. Und das ist der „Staub" der Überschrift. Die Knaben gehen. Björnson sieht sich die Bücher an, die auf den Regalen stehen, und findet, daß „Bain und dessen englische Freunde" im Hause gelesen werden. Das stimmt mit dem überein, was er von Atlung gehört hat. Hinter Bain und dessen englischen Freunden stehen andre Bücher, die nicht mehr gelesen werden und voll Staub liegen. Es sind offenbar die, die der Menschheit in diesen bald neunzehn Jahrhunderten Seele und Kopf verstaubt haben.

Endlich auf der sechsten von den vierundzwanzig Seiten kommt „Sie" mit ihrem eigentümlichen Gang — „einer gewissen Ungelenkigkeit in den Knieen (während ihr Gatte einen schlendernden Gang mit stark auswärts gesetzten Füßen hat) —, aber in dieser Art zu gehen kommt sie ihm rasch entgegen und nimmt eine seiner beiden Hände in ihre beiden und sieht ihm solange in die Augen, bis sich die ihrigen mit Thränen füllen." Ja, das Genie blendet! „Nein, unglücklich konnte sie nicht sein, sie war noch ganz und gar dieselbe." Sie war sogar augenscheinlich froh. Nun unterhält man sich. „Glauben Sie an Unsterblichkeit," fragt sie, „als ob dies" — es fällt sogar Björnson auf — „die natürlichste Sache der Welt sei." Aber es ist nicht so unnatürlich, sie kommt ja von einem Sterbebette. Björnson fragt dagegen, ob ihr Mann, Atlung, daran glaube. Nein, „nicht an die der Individualität." Früher habe er es gethan; sie sprächen nicht mehr davon. Er habe sich verändert. Sie tippt beim Sprechen immer mit dem Finger an die Lippen. Björnson macht sanfte Vorwürfe über den Unsinn, den man den Kindern beigebracht habe; dadurch zerstöre man die Wirklichkeit für sie, auf diese Weise bekämen die Kinder nicht den richtigen Blick fürs Leben u. s. w. Im Verlauf des Gesprächs ist herausgekommen, daß die Kinder überhaupt gar nicht erzogen werden, keinen andern Unterricht haben, als den Stinas durch dergleichen Tratsch. „Nun das wird später unsre Sorge sein," sagt sie. „Später, wenn erst all dieser »Staub« sich auf die Seele gelegt hat?" fragt Björnson. Nun wird über Staub gesprochen. Ihr ist er zu allen Zeiten eine Qual gewesen; sie hat ihn gehaßt und ist davor geflohen, konnte ihn aber nie los werden. „Es ist doch merkwürdig," sagt sie endlich, „daß auch Sie mir mit diesem Staub kommen mußten." Ja, sie weiß eben nicht, daß Björnson eine Novelle schreibt. Dieser glaubt sie beleidigt zu haben. „Wie können Sie denken, wer neun Jahre mit Albert zusammengelebt hat," sagt sie mit der ruhigsten und unschuldigsten Stimme der Welt, „kann nie mehr beleidigt werden." Und dann sagt sie, „wie aus der Ferne": „Schmetterlingsstaub ist doch schön!"

Hier herrscht ein Geheimnis! Es muß Björnson auffallen. Auf der neunten Seite erscheint nun auch Atlung, der Gatte, und zeigt „in Gesicht, Bewegung und

Haltung die gleichmütige Sicherheit mehrerer Generationen.“ Er faßt beim Plaudern auf- und abschlendernd allerhand Gegenstände mit der ganzen Hand, spielt damit und wirft sie dann wieder weg; ebenso macht er es mit den Gegenständen, über die er spricht. Es soll gespeist werden, aber die Gatten können sich nicht versagen, die Suppe darüber kalt werden zu lassen, daß sie noch eine Reihe Duette am Klavier singen, ohne Rücksicht auf Björnsons knurrenden Magen. Es wird diesem aber beim Zuhören klar, wie diese beiden sich gefunden haben mußten. Ein völliges Aufgehen in der Stimmung ist ihnen beiden gemeinsam, auch in der Weise, sich gehen zu lassen; „gleich zwei Kindern in einem Bote gaukeln sie nun dahin — ein schlichtes, lässiges, frohes Zusammenklingen u. s. w. Aber es ist keine Schule in ihrem Gesange, keine Energie.“ Das Geheimnis wird immer geheimnisvoller.

Endlich wird gegessen. Die Kinder haben dies bereits gethan, für sie haben die Duette zu lange gedauert. Atlung fragt Björnson, ob er die Knaben schon gesehen habe; sie hätten zuviel Phantasie, „sowohl aus der väterlichen wie mütterlichen Descendenz“; spricht davon, was sie aus einem traurigen Vorfall — der Geschichte von dem ertrunknen Knaben — gemacht hätten, natürlich mit Hilfe Stinas. Es sei unglaublich. Er habe nichts dagegen gesagt, weil es ihn im Grunde amüsirt habe, aber es sei doch sinnloses Zeug. Es werde besser sein, die Jungen auf eine Schule zu schicken, als daß sie hier herumliefen und allerhand Geschwätz in sich aufnähmen. Björnson fragt, um abzulenken — warum will er ablenken? Geheimnis! — ob Atlung Spencers Abhandlung über Erziehung gelesen habe. Da kommt Leben in Atlung, und er hält eine lange Rede, während deren nicht weiter servirt wird, die Björnson aber nur im Auszuge giebt. Den Schluß bildet die Äußerung seiner festen Absicht, die Knaben, sobald sie groß genug seien, zu einer Dame zu schicken, die eine begeisterte Anhängerin Spencers sei. Seine Frau hört zu, als handle es sich um eine alte Bestimmung.

Nach dem Essen muß Atlung in die Stadt fahren. Während angespannt wird, ist Björnson eine Weile sich selbst überlassen. Er beobachtet die beiden Jungen, wie sie sich höchst unartig betragen, einer Magd schlimme Reden zurufen, so schlimme, daß er es nicht für möglich gehalten hätte. Aber der Vater hat es auch gehört. Im Wegfahren ruft er: Wartet, Jungens, ihr kriegt die Rute, wenn ich heimkomme. Die Jungen stehen eine Weile versteinert und laufen dann weg.

Björnson ist verstimmtüber die unartigen Jungen und über das Geheimnis, von dem der Leser immer noch nichts merkt, und will auch fort. Aber er wird von Frau Atlung, die im Wohnzimmer auf einer großen gothischen Bank sitzt, durch die Frage daran verhindert, was er von Spencers Erziehungsmethode halte. Björnson wird ungemütlich und sagt ihr, jedenfalls stimme die Praxis ihres Mannes nicht mit der Spencers überein. „Die Praxis meines

Mannes? Er hat gar keine!“ Sie macht versteckte Ausfälle gegen ihren Mann, und Björnson denkt, sie sei nicht die erste Frau, die das thue, und will wieder fort. Aber sie läßt ihn nicht. Jetzt endlich kommt das Geheimnis! Nein, noch nicht! Sie sagt, sie habe in der Regel nie einen großen Wunsch, und bei dem, den sie jetzt habe, treffe es sich günstig, daß gerade Björnson gekommen sei. Er müsse ihr helfen, denn auf ihn würde auch „Er“ hören. Björnson kann nicht anders als ihr zu Willen zu sein. Aber was es ist, erfahren wir immer noch nicht. Sie sprechen über anderes, über Stina, die als blaugrüner Carlo Dolci gespenstisch ab- und zuschwebt, immer mehr Lampen hereinträgt — mehreremal zwei Stück — und es eigentlich mit jeder dunkler im Zimmer macht. „Und nun wollt ihr Männer uns obendrein den Glauben an die Unsterblichkeit nehmen,“ sagt Frau Atlung, und das „obendrein“ ist Björnson nicht klar. Er hat es aber selbst gedichtet. Es ist ihr, als sie heute durch den Park zu dem Sterbenden fuhr, eingefallen, der Schnee, dieser feine weiße „Staub“ über den entlaubten Bäumen sei doch das schönste Bild von der Unsterblichkeitshoffnung, die sich auf die Erde senke. Aber Björnson macht ihr klar, daß der Schnee allerdings vom Himmel sinke, aber doch erst von der Erde komme. Sie thut, als höre sie es nicht. Ihr ist es doch wie Poesie der Ewigkeit. Die Stelle ist unverständlich, aber nie ist „Sie“ Björnson so schön vorgekommen, als in diesem Augenblicke.

Da kommt unvermutet Atlung schon wieder zurück. Er ist übler Laune und spricht von der Unart der Knaben. Er habe ihnen die Rute versprochen, „doch,“ fügt er — das Geheimnis! — hinzu, „hier ist etwas anderes als die Rute nötig.“ Entsetzen liegt über ihr und ihrem Gesicht! „Jetzt will ich's dir sagen“ — vernichtend kommt es heraus — „die Jungens sollen morgen schon aus dem Haus!“ Da ist es: das Geheimnisvolle, das Gespenst im Hause, das Fürchterliche, der Knotenpunkt der Novelle, der Knalleffekt. Sie sinkt langsam aufs Sopha, ganz langsam u. s. w. „Das Wohl der Jungens ist dir hoffentlich so angelegen, Amalie, daß du dich hineinfindest“ u. s. w. „Aber er tödtet sie ja,“ denkt Björson, „wenn er fortfährt! Hat er denn keine Augen für sie?“ Es ist eine höchst tragische Situation — Schnee, Staub, Unsterblichkeit, ungezogene Jungen, eine gespenstische Stütze der Hausfrau, mindestens acht Lampen und alles dunkel! — Die Katastrophe naht! Stina tritt ein. „Was giebt's, Stina?“ Sie antwortet nicht sogleich u. s. w. — endlich sagt sie: „Die Knaben.“ Diese sind nicht zu finden. Im Hause nicht, im Hofe nicht, in der Fabrik nicht, nirgends.

„Der Fischteich!“ fährt's Björnson aus dem Munde. Es ist der Blick des Sehers, der sich in der höchsten dramatischen Spannung gewöhnlich bei einer der mithandelnden Figuren einstellt. Fürchterlich!

Wir wollen nicht im einzelnen weiter verfolgen, mit welchen Qualen nun alle Beteiligten in den nächtlichen Park hinausstürzen, Björnson sich

im Stillen sagt, und die andern es wohl auch mit erschreckender Klarheit vor Augen sehen, daß zwei kleine Knaben wohl auf den Einfall kommen könnten, in den Fischteich zu gehen, um dort den lieben Gott zu finden, bei dem es keine Rute giebt; aber Björnson wirft, indem er sich das kalte Wasser vorstellt, den Gedanken als unnatürlich, unmöglich, närrisch von sich. „Wie in aller Welt hatte ich nur so etwas denken oder gar andeuten können?" Dennoch — es nützt nichts, sich in solchen Stunden Vernunft zu predigen, das Allerunglaublichste gewinnt gleichwohl Gewalt über uns. Sie suchen mit Verzweiflung. „Himmlischer Vater, um Jesu willen" (bis) betet Stina. „Beten Sie mit mir, o beten Sie mit mir!" „Um was soll ich beten," fragt Björnson rauh, „wohl daß die Knaben jetzt sterben mögen, um in den Himmel zu kommen und Engel zu werden?" Stina starrt ihn entsetzt an. — Es wird sehr lange gesucht: das Loch im Fischteich ist glücklicherweise zugefroren gefunden worden.

Björnson hat Gelegenheit zu noch einem längern Gespräch mit Stina, während sie suchend im Schnee des Parks irren, und dabei wird das Geheimnis weiter erläutert. Frau Atlungs großer, einziger, ganz hysterischer Wunsch war alle diese Jahre, daß die Knaben nie von ihr getrennt werden möchten, sie hat nur um dies gebetet, und Stina hat mit beten müssen. Herr Atlung hat aber damit gedroht, die Kinder irgendwohin in die Schule zu schicken. Wäre dieser Abend nicht gekommen, so hätte er es auch vielleicht ausgeführt! Nun hat aber Gott ihr Gebet erhört. Stina muß fast glauben, daß sie auch ein Werkzeug in seiner Hand gewesen ist. Wenn die Knaben jetzt gefunden werden — natürlich müssen sie krank werden; Vater und Mutter werden am Krankenbett sitzen müssen, und dann, „o dann schicken sie die Knaben nie fort! Hoch gelobt sei Gott um Jesu willen!" —

So kommt es auch. Die Knaben werden endlich halb erfroren unter einem schützenden Baume gefunden, nachdem sich Björnson gegen Stina des weitern belehrend über den Unfug des Unsterblichkeitsglaubens ausgelassen hat, wobei das unverständliche Beispiel des Schnees weiter herhalten muß; dieses Glaubens, der viele tausend Jahre alt, weit älter als das Christentum sei, und an den wir uns noch immer nicht gewöhnt hätten (weil er eben „Staub" ist), und der dabei doch kleine Kinder veranlassen könnte, in die Winternacht hinauszulaufen, um Engel zu werden ꝛc. Also die Knaben werden gefunden — es ist sehr rührend geschildert —, werden krank, von Fortschicken ist keine Rede mehr, und alles wäre gut, wenn nicht — Frau Atlung sich beim Suchen nasse Füße geholt hätte und nun auch sterbenskrank geworden wäre. Die bösen Folgen des Unsterblichkeitsglaubens kommen doch noch! Björnson kann sie uns nicht schenken. Frau Atlung bildet sich ein, die Kinder stürben, sie selber sterbe auch, und das sei nun die Folge ihres wahnsinnigen Gebets zu Gott, sie trotz der so nötigen Erziehung nach Spencers Methode nie von ihr zu trennen, daß sie nun mit ihnen im Tode vereint werden

solle. Das hat sie nicht gewollt! Nun zieht sie die Kinder mit sich und reißt sie vom Herzen des Vaters! Dieser Gedanke quält sie zu Tode. Sie stirbt, die Jungen werden aber gesund. Nun hat sie den Schaden allein! Hätte sie nicht an diese Verrücktheit geglaubt, könnte sie heute noch leben!

„Und hätte es nicht Mittel und Wege gegeben, dies zu verhindern?“ fragt sich Herr Atlung. O ja, würde ihm Herr Björnson antworten können, die hätten sogar sehr nahe gelegen — er sagt es sogar! —, alles war ganz unnötig! Aber wie wäre dann meine Novelle zustande gekommen, würde er hinzu setzen müssen, wenn ihr Leute so gehandelt und euch gegen einander so ausgesprochen hättet, wie es in der ganz gemeinen alltäglichen Welt zu geschehen pflegt?

„Wärmegrade in der Luft. Drohend frisch rauscht der Fjord gegen den schmelzenden Schnee“ — „Staub“ schmilzt nicht, also Schnee —, mit dieser ebenso geistreichen wie unverständlichen, aber stimmungsvollen Phrase schließt die Geschichte ab. Vorher hat aber Björnson noch eine Pause in der Geschichte benutzt, um weitere Betrachtungen über den Staub anzustellen, der sich über die Völker im Laufe der Jahrtausende gelegt hat, wie der Schnee auf den Wald, sodaß sie sich nun unter einander morden müssen, aber auch den hoffnungsvollen Blick in eine Zeit hinaus zu senden, wo „Generationen nach Generationen“ diesen Staub wieder immer mehr von sich abgeschüttelt haben werden.

Das ist die moderne Novelle! Cosi fan tutti und tutte. Pathos, Unnatur, Nichtigkeit des Vorwurfs, titanenhafter Aufputz, der Titane Autor Hauptperson. Und doch ist diese Sorte von Novellen eigentlich noch ganz harmlos; sie ist doch sehr moralisch, das kann man nicht läugnen. Und sie zeigt außerdem einen großen Fortschritt in der Wahl der Motive, auf die man zum Glück für die Zukunft der Litteratur verfallen ist, da sie neuen Reiz in sie gebracht hat und sich als ein ganz besonders günstiges Mistbeet für Materialismus und Unnatur erweist, zumal, wenn man sich nicht so viel konventionelle Moral auferlegt wie Björnson hier, die auch wie ein erstickender „Staub“ auf allem ungenirten Schaffen liegen muß.

Es muß ja zuletzt eine Qual für die Dichter geworden sein, mit den alten abgedroschnen und verstaubten Ingredienzien des Romans und der Novelle zu arbeiten, die bisher üblich waren. Wie sollte man immer und immer wieder seine Helden vor den Altar bringen oder zur verzweifelten Liebestragödie, immer wieder dasselbe Thema variiren, immer wieder neue Situationen zu diesem abgenutzten Zweck erfinden? War es denn noch möglich, ein originelles Liebespaar mit originellen Schicksalen und origineller Szenerie auszudenken? Da kam man auf den hellen Einfall, daß die Zeit nach der Hochzeit am Ende doch auch noch „Motive“ bieten könnte. Sind denn überhaupt die jungen Leute, die noch vor der Verehelichung stehen, die „Welt“? Nein, doch unzweifelhaft wir ältern, die wir auf der Höhe des Lebens stehen. Aber geht

nicht unser Leben nach der Hochzeit, so reich es übrigens auch im Wirken sein mag, in entsetzlich prosaischen und unromantischen — für einen Roman! — Trott, geteilt zwischen Kinder- und Amtsstube, dahin? Nur suchen! Und siehe, die Franzosen zeigen uns den rechten Weg: da giebt es doch etwas, was die Sache interessant machen kann — warum sollte es nicht jeden Tag passiren können? In Wien und Paris passirt es ja allem Anschein nach alle Tage, der Ehebruch! Gethan oder gedacht — gedacht und gethan, alle Welt, die schreibt, greift jubelnd nach ihm; ad naturam oder nicht, es ist ein neues, ein millionenfach variables Thema, das aus den abgedroschnen Jugendliebe-Eseleien heraushilft und dazu den ganz besondern Reiz einer ganz besonders verbotenen Frucht hat. Was kümmert es uns, daß wir doch faktisch ganz solide Philister sind, die gar nicht an so etwas denken? Stoff, Stoff ist die Hauptsache, und die Kunst steht über dem Leben! Also wird für das geduldige Schaf Publikum Ehebruch gedichtet. Die Sauce fehlte nur noch zum „naturalistischen“ Brei; so erst haben wir die vollendete Schweinerei. Und wo die eigne nicht ausreicht, langen wir sie uns aus den Litteraturen der Norweger und Russen und andrer wilden Völkerschaften. Gesegnete Mahlzeit!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wohlthätigkeit als Sport. In der von den Grenzboten schon früher erwähnten Sammlung von Wiener Flugschriften, die unter dem Titel „Gegen den Strom“ erscheint, kam letztes Jahr u. a. auch ein Heft heraus: Moderne Wohlthäter. Wenn darin auch nur von Wiener Zuständen und Vorgängen die Rede ist, manches von dem, was dort gerügt wird, hat doch auch allgemeinere Geltung. Bloß die Formen ändern sich nach Land und Leuten, mit der Sache steht es hier wie dort. Thatsächlich nämlich erscheint es als eine Eigentümlichkeit unsrer Zeit, daß fast alles, was zum Wohle der Armen und Bedürftigen gethan wird, zugleich im Dienste der lieben Eitelkeit steht, ja häufig muß diese sogar als die eigentlich treibende Kraft angesehen werden. Ein gutes Teil der Schuld hiervon tragen allerdings die stoffhungrigen Zeitungen; aber viele, recht viele der modernen Wohlthäter *wollen* auch ihre Namen gedruckt sehen, wollen lesen, wie opferfreudig sie für die Notleidenden und Bekümmerten arbeiten, sonst fällt für sie der ganze Reiz ihrer aufopfernden, sogenannten gemeinnützigen Thätigkeit weg.

Schon die heutige Art der Armenpflege leistet der Eitelkeit Vorschub, so große Vorzüge sie auch im übrigen hat. Es werden viele Pfleger gebraucht, und ein angenehmes Amt ist das nicht; da zieht man denn junge Männer, besonders gern Lehrer, dazu heran. Wer will sich darüber wundern, daß diese Vertrauensstellung in solchen Männern bald ein Gefühl ihrer Würde erzeugt, das nicht selten geradezu komisch wirkt? Es kitzelt sie, sich als Zustandsvormund für ihre Pfleglinge zu

fühlen, und obschon sie ja die Wohlthaten gar nicht selbst erweisen, nur die Vermittler der von der Behörde bewilligten Unterstützungen sind, jenes Gefühl stellt sich doch ein, und manche der Armen haben eine ungemein scharfe Witterung dafür. Ferner: man mache einmal die Probe und sehe zu, wie viel schwerer es halten würde, Armenpfleger zu gewinnen, wenn die Bekanntmachung des Armenamtes wegfiele, daß Herr N. N. die auf ihn gefallene Wahl für den soundsovielten Bezirk angenommen habe und in sein Amt eingewiesen worden sei! So leicht einer heutzutage dazu kommen kann, es hat doch noch immer einen sonderbaren Reiz, sich gedruckt zu sehen.

Indessen das mag ja unvermeidlich sein, und jedenfalls wird durch die Vorzüge der heutigen Armenpflege, die Verteilung der Arbeit, die genauere Prüfung der Verhältnisse u. s. w., jener kleine Schaden bei weitem aufgewogen.

Allein unsre Zeit hat Formen der Wohlthätigkeit erzeugt, die von vornherein und fast einzig auf die Eitelkeit bauen. Ich denke da zuerst an die Reichsfechtschule. Was sie geschaffen hat und noch ferner schaffen wird, in allen Ehren. Aber würde sie diese Erfolge erzielt haben ohne die zahllosen Aemtlein und Würdlein, die sie unter Männer und — Frauen austeilt, ohne die höchst vergnügten Abendunterhaltungen, Tänzchen u. s. w., die sie veranstaltet, und bei denen des Apostels Paulus Wort (2. Kor. 9, 7): „Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb“ die eigentümliche Umdeutung erfährt: „Man muß sich amüsiren zum Besten der Wohlthätigkeit“? Natürlich hat die Reichsfechtschule auch ihr eignes „Organ,“ und was vorhin von dem Sichgedrucktsehen gesagt wurde, das gilt hier hundertfältig. Das Sammeln an sich wertloser Dinge, Cigarrenbänder, Cigarrenabschnitte, alter Handschuhe, Staniolkapseln und wer weiß was noch, hat sicherlich einen gewissen Sinn für die Erziehung zur Sparsamkeit, und der Satz: Man soll nichts umkommen lassen, hat eine tiefe volkswirtschaftliche Bedeutung. Diese Sammelei wurde ja auch schon längst betrieben; aber die Organisation, die Zentralisation, das war unsern Tagen, das war der Reichsfechtschule vorbehalten.

Nahe verwandt mit der Reichsfechtschule sind die Kreuzbrudervereine. Hier tritt das Stammtischwesen, das ja in unsrer Zeit leider eine sehr große Rolle spielt, in den Dienst der Wohlthätigkeit; durch allerlei Bierbankscherze wird den Stammgästen in vergnügter Stunde ein Scherflein von ihrem Skat- oder Schafkopfgewinn abgelockt, und von dem so gesammelten wird dann meist eine Weihnachtsbescherung für einige bedürftige Familien veranstaltet. Nun möchte das noch sein, wenn diese Bescherung in bescheidener Stille vor sich ginge! Aber da müssen die Armen vor der versammelten Tafelrunde antreten, der Vorsitzende überreicht mit mehr oder minder wohlgesetzter Rede das auf sie „ent“fallende, und dann — trinken die ehrsamen Kreuzbrüder und Kreuzschwestern in dem Bewußtsein der vollbrachten edeln Thaten ein paar Glas mehr als gewöhnlich. Und damit nicht genug: am andern Tage muß es auch noch recht rührend im Blättchen zu lesen stehen, daß da und da eine „würdige“ oder eine „weihevolle“ Feier des Christfestes stattgefunden habe. Nämlich der Kreuzbruderstammtisch Nummer 492 u. s. w. u. s. w.

Die Wohlthätigkeit alten Stils, wo sich jeder Einzelne in seiner Umgebung darnach umsah, ob es Not zu lindern und Thränen zu trocknen gebe, und mit eigner Hand zugriff, um zu helfen, droht unsrer Zeit völlig abhanden zu kommen. Heute zahlt der Reiche, oft genug noch dazu mürrischen Gesichts, dem Sammelboten, der die Vereinsbeiträge einholt, den gezeichneten Jahresbeitrag und überläßt die angemessene Verwendung denen, die sozusagen von Berufs wegen „in Gemeinnützigkeit machen.“

Dies geflissentliche Sichfernhalten von der Berührung mit der Armut und dem Elend ist hauptsächlich mit schuld daran, daß die sozialen Gegensätze heute so schroff und unversöhnlich geworden sind.

Eine der bezeichnendsten Formen moderner Wohlthätigkeit sind aber doch die bekannten Schneeballbriefe, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Revolverpresse haben. Wahrlich, als allegorische Figur für die heutige Wohlthätigkeit eignete sich nichts besser, als eine feine Dame in hocheleganter Toilette, an einem ausgesucht geschmackvollen Schreibtische Schneeballbriefe schreibend. Diese gewaltsame Heranziehung möglichst großer Massen zu Wohlthätigkeitsäußerungen hat mit der wahren Mildthätigkeit in der That herzlich wenig mehr gemein, sie ist ein Sport wie andre auch.

Ob das auch wieder einmal anders und besser werden wird? Wir hoffen wenig. Aber das eine sei doch noch gesagt: die Wohlthätigkeits-Bälle, Konzerte, Bazare der vornehmen Welt, die schon ziemlich alt sind, haben den Anfang gemacht, mit ihnen ist die falsche Bahn betreten worden. Wenn jetzt diese Art der Wohlthätigkeit auch in den kleinen Bierkneipen von dem biedern Philister geübt wird, so darf man sich darüber nicht wundern. Er braucht ebenso gut Nahrung für sein moralisches Selbstgefühl wie die feinen Herren und Damen, und billiger kann er sie sich kaum verschaffen, als mit solchem Wohlthätigkeitssport. Auch mags ja wohl unvermeidlich sein, daß der stolze Baum der Gemeinnützigkeit, der in der Gegenwart seine weithin schattenden Zweige ausbreitet, ein paar wilde Reiser mit treibt. Einmal auf sie hinzuweisen und sie als das zu bezeichnen, was sie sind, war der Zweck dieser Zeilen. —rb

Litteratur

Über deutsche Volksetymologie von K. G. Andresen. Fünfte Auflage. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1889

Während sich der gebildete Deutsche pedantisch bemüht, einem Fremdling, der sich in unsern Wortschatz eindrängt, in der Schreibung wie in der Aussprache mit aller Ehrerbietung zu begegnen, und ängstlich darauf bedacht ist, sich ja nicht durch eine bequemere Behandlung desselben eine Bildungsblöße zu geben, verfuhren unsre Vorfahren und verfährt noch heutzutage der sogenannte gemeine Mann bei der Aufnahme eines solchen Neulings weit unbefangener, das heißt mit größerer innerer Freiheit, indem er sich das ungewohnte Wort mund- und sozusagen sinngerecht machte. Wo der Schulwitz fehlt, hilft der Mutterwitz, und so kommt es, daß ein nicht verstandenes Wort, das man aber das Bedürfnis hat nicht bloß äußerlich anzunehmen, sondern sich innerlich anzueignen, dem vorhandenen Sprachbesitz wirklich einzuverleiben, derart umgewandelt wird, daß es für das Empfinden des Laien dicht neben ein allbekanntes heimisches Wort zu stehen kommt, an das es sich durch irgend eine Vorstellung natürlich und leicht anknüpfen läßt. In keiner Sprache, alter wie neuer, fehlt es an dergleichen Umbildungen, und jenes natürliche Bedürfnis, das Unverständliche sich verständlich zu machen, ist eine der

in der Sprachbildung allezeit wirksamen Mächte, die besonders in der deutschen Sprache oft zu den wunderlichsten Bereicherungen des Wortschatzes geführt hat.

So wurde schon frühe, um an eins der bekanntesten Beispiele zu erinnern, aus dem mittellateinischen arcuballista, gebildet aus arcus „Bogen" und ballista (vom griechischen βάλλω) „Wurfmaschine," im deutschen Munde Armbrust. Daß das Wort Abenteuer (Fischart machte bekanntlich aus „abenteuerlich" sein witziges „affenteuerlich"), das in seiner älteren, mittelhochdeutschen Form âventiure ja deutlich noch an seinen Ursprung aus dem lateinischen adventura „Ereignis" (von advenire im Sinne von evenire) erinnert, zu einer Ableitung aus Abend und teuer verführte, ward unterstützt durch die Schreibung; seitdem es von den Schmarotzern (d und h in Abendtheuer) gereinigt ist, verfallen wohl wenige noch auf jene Etymologie, die ein dunkles Sprachgefühl seinerzeit befriedigte. Übrigens fehlt es, wie jüngst nachgewiesen worden ist (in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht Band 3, S. 168), jenem Abenteuer nicht an einem interessanten Gegenstück, nämlich in dem mit mancherlei kleinen lautlichen Abweichungen weit verbreiteten Ortsnamen Mehltheuer (eine ursprünglich ganz harmlose, aber nicht unwitzige Umdeutung für den Namen von Mühlen), was auf ein lateinisches molitura, also (in seiner Urverwandtschaft) wenigstens auf „mahlen," wenn auch nicht unmittelbar auf „Mehl," zurückweist. Nicht anders aber verfuhr man mit Wörtern der eignen Sprache, deren Sinn durch zeitlich, landschaftlich oder sonstwie bewirkten Lautwandel so verdunkelt worden war, daß die geschäftige Einbildungskraft des Volkes freien Spielraum hatte und rasch einen Zusammenhang fand, der vor dem prüfenden Blick des heutigen Sprachforschers freilich nicht Bestand hält. So, wenn das biblische Sündflut, eine als göttliche Strafe für die Sünden der Menschen aufgetretene Überschwemmung, jedenfalls sinnig und bedeutungsvoll an Stelle des nicht mehr verstandenen Sintflut, eigentlich Sinflut (vgl. Singrün, d. i. Immergrün), das bedeutet eine große und lang anhaltende Flut, getreten ist; oder wenn man das Wort Friedhof poetisch ansprechend an Frieden anlehnte, womit es von Haus aus nichts zu thun hat, da es vielmehr einen eingehegten, eingefriedigten Raum um die Kirche, auch einen Schutzort bezeichnet, wo dem Verfolgten Schonung widerfährt; das Wort steht für Freithof, wie noch im 16. Jahrhundert gesagt wurde und in Süddeutschland heute fortlebt, mittelhochdeutsch vrîthof von vrîten „schonen" (gotisch freidjan). Der Gebildete, der im Lateinischen oder Französischen und Englischen Bescheid weiß, wird bei einigem Nachdenken, sobald er vom Zusammenhang jener Sprachen eine Ahnung hat, von den Wochennamen Dienstag und Freitag den letztern sofort auf die altgermanische Göttin Fria zurückführen (im französischen Vendredi = lateinisch Veneris dies entspricht der Freia die Venus); und ist ihm aus der altnordischen Mythologie der Name Tŷr, hochdeutsch Ziu (= niederdeutschem Tiu), angeflogen, so versteht er auch den Namen Dienstag, englisch Tuesday, das ist der Tag des Tiu (lateinisch Jovis dies, französisch jeudi), richtig auszulegen. Wer die genannten Wörter hingegen nur vom Standpunkte der gegenwärtigen Sprache ansieht, dem ist die Deutung als Tag des Dienens und Tag der Freiheit nicht zu verargen.

Welch eine Menge derartiger Umdeutungen und Umdeutschungen, an denen Witz und Mißverständnis gleichen Anteil haben, unsre Sprache birgt, zeigt das, seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1876 nunmehr bereits zum fünftenmale aufgelegte, für den Laien wie den ernsten Sprachforscher gleich anziehende und lehrreiche Buch Andresens. Das Register führt mehr als 7000 meist deutscher Wörter auf, die der ebenso findige wie fleißige und kenntnisreiche Gelehrte in den Bereich

seiner höchst interessanten Betrachtungen gezogen hat, natürlich nicht in planlosem Durcheinander oder langweiliger Aufzählung, sondern in einer durch sachliche oder sprachliche Beziehungen gegebenen Ordnung und Gruppirung.

Für eine neue Auflage, die, wie bei der unermüdlichen Umschau des Verfassers zu erwarten ist, auch wieder neue Funde bringen wird, möchten wir wenigstens auch unser Scherflein beisteuern. Jedem bekannt ist das Wort Abzug, auch Abzugskanal, daneben Abzucht, im Sinne von Kloake, das wohl allgemein, aber doch mit Unrecht als gleichen Ursprungs mit abziehen gehalten wird. Es ist aber nichts andres als lateinisches aquaeductus im deutschen Gewand und wohl der niederdeutschen Form affetucht, welches seinerseits aus agetucht umgedeutet ward, nachgebildet (Andresen S. 272). Wie weit sich ein solches Wort von seinem Ursprung entfernen kann, und welchen Verballhornungen ein Fremdwort mitunter ausgesetzt ist, kann uns eine Abart des erwähnten Abzucht zeigen; es begegnet in mitteldeutschen Urkunden des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts ganz häufig als ayzucht, äzucht, aber auch als — Ehezucht! — In der Freiberger Umgegend nannte man früher einen recht dummen Menschen einen Tēkesel, d. i. hochdeutsch Teig-Esel (ohne Zweifel ein Gebäck von der Form eines Esels); sollte dies Wort nicht im Munde des witzelnden gebildeten Städters zu Theekessel, worunter man allgemein einen dummen Menschen versteht, geführt haben? Beim Worte Hahnrei, für das Andresen Heyne (im Grimmschen Wörterbuch) gefolgt ist, bleibt Dungers Erklärung (Germania Bd. XXIX S. 59 und Deutsche Litteratur-Zeitung 1888 Nr. 48) unerwähnt; uns scheint diese entschieden annehmbarer als die Heynische. Für die Redensart „sein Schäfchen ins Trockne bringen" deren verbreitete Auslegung (Schäfchen = Schiffchen) Andresen mit guten Gründen bekämpft, könnte er wenigstens auf die hübsche Vermutung (in der Hauptsache deckt sie sich mit der seinen) von Rudolf Hildebrand im Buche Vom deutschen Sprachunterricht (3. Aufl. S. 114) hinweisen; von dort (S. 146) wäre auch Verdikt, worin doch selbst Gebildete nicht das lateinische vere (dictum), sondern das deutsche ver- in verdammen, verurteilen hören, aufzunehmen. Für einen letzten Hinweis, und damit wollen wir die Anzeige schließen, wird uns Andresen dankbar sein. S. 97 gedenkt er auch des in den alten deutschen Rechtsbüchern begegnenden Biergelde (z. B. im Sachsenspiegel), von dem auch Andresen annimmt, er habe seinen Namen nicht nach dem Biere, sondern nach der Gerste (got. baris), die er zu liefern hatte. Beide Ableitungen sind, wie jetzt (von Grauert, Drei bairische Traditionsbücher des zwölften Jahrh., München 1880) erwiesen ist, falsch. Biergelde gehört, wie das bekannte urbar, urbor zum altdeutschen bern (in unserm „gebären," „fruchtbar") und bezeichnet (fränkisch bharigildi) kleine Eigentümer, die zum Zins von ihrem Gute (urbar) verpflichtet sind, nicht von ihrem Leibe, wie die Unfreien.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Der Streit um Samoa
und die Deutschen in der Südsee

2

Anfangs verhielten sich die Anhänger des Gegenkönigs Mataafa zu den Deutschen nicht feindselig, und erst neue Aufhetzungen der Amerikaner bewogen sie, deren Pflanzungen bei Vailele und Vaitele zu plündern. Als darauf der deutsche Konsul Becker mit Einschreiten der deutschen Seeleute drohte, zogen sie ab, und beide Parteien versprachen, das Gebiet von Apia bewaffnet nicht zu betreten. Nun sollten Leute Tamaseses einen Amerikaner Starken geschädigt haben, und daraufhin drohte Leary mit Beschießung Mulinuus, das infolge dessen von dem Könige geräumt wurde. Er begab sich mit seinen Truppen nach Solaufuta, wo er ein verschanztes Lager errichtete. Mataafa folgte ihm und verschanzte sich bei Laulii ebenfalls. Anfang November fanden zwischen beiden täglich Gefechte statt, bei denen Mataafa aber nichts ausrichtete. Auch ein großer Sturm auf die Stellung Tamaseses, den er am 29. November unternahm, wurde abgeschlagen. Er harrte jedoch aus, indem ihm Leary Unterstützung Amerikas versprochen hatte, und sein Heer wuchs zusehends, sodaß es bald mehrere tausend Mann zählte. Es erfolgten neue Verletzungen der Neutralität des deutschen Gebiets und neue Beraubungen der dortigen Pflanzungen, und in Apia selbst kam es zwischen beurlaubten deutschen Matrosen und Leuten des Gegenkönigs zu einer blutigen Schlägerei. Um diesen Mißständen zu steuern, beschloß der Anfang November eingetroffene neue deutsche Konsul, Dr. Knappe, beide Parteien der Samoaner zur Niederlegung der Waffen zu veranlassen und zunächst mit Mataafa darüber zu verhandeln. Im Falle

einer Weigerung sollte Gewalt gebraucht werden, zu welchem Zwecke der Konsul den Höchstkommandirenden der vor Apia ankernden drei deutschen Kriegsschiffe, Korvettenkapitän Fritze, ersuchte, ihm ein Landungskorps zur Verfügung zu stellen. Er begab sich, nachdem dies geschehen war, an Bord des Adler, der die weiße Parlamentärflagge zeigte, am 18. Dezember auf den Weg nach Laulii, während die Schiffe Olga und Eber Landungskorps nach Vailele und Fagalii brachten. Diese waren zunächst nicht zu Feindseligkeiten bestimmt, sondern sollten nur den Weg von Laulii nach Apia besetzen, um einer Gefährdung dieser Stadt durch die von dort etwa entweichenden Aufständischen vorzubeugen. Sie wurden aber von den Leuten Mataafas auf Befehl des amerikanischen Abenteurers Klein, der die Aufständischen an diesem Tage führte, mit Flintenschüssen empfangen. Die Deutschen erwiederten nun das Feuer, landeten bei Fagalii und bei Vailele und vereinigten sich bei letzterm Orte. Sie erlitten dabei, da die Gegner ihnen an Zahl weit überlegen waren und sich in gedeckter Stellung befanden, schwerere Verluste als diese, behielten aber schließlich, als die Vereinigung vollzogen war und die Schiffe die von den Insurgenten besetzten Dörfer mit Granaten bewarfen, das Feld, und ein letzter Vorstoß trieb die Samoaner auf allen Punkten in die Flucht. Am Nachmittag erschien der Kommandant des amerikanischen Kriegsschiffes Nipsic und legte gegen das Vorgehen der Deutschen Protest ein, was zurückgewiesen wurde. Am folgenden Morgen forderten die Deutschen Mataafa zur Niederlegung der Waffen auf, widrigenfalls Matafagatele bombardirt werden würde, eine Drohung, die, als er sich weigerte, am 21. Dezember ausgeführt wurde. Da man jetzt einen Angriff der Samoaner auf Apia zu fürchten hatte und die deutschen Streitkräfte nicht ausreichten, die weit ausgedehnte Stadt zu schützen, besprachen sich die drei Konsuln auf Vorschlag des englischen über eine gemeinsame Verteidigung des neutralen Gebiets, es kam aber zu keinem Ergebnis, und als am 24. ein amerikanischer Schooner der Firma Moors & Komp. 35000 Stück Patronen überbrachte, und der deutsche Konsul den Vertreter der Vereinigten Staaten ersuchte, diese offenbar für die Aufständischen bestimmte Munition vorläufig mit Beschlag zu belegen, wurde er an die gedachte Firma verwiesen, die nichts eiligeres zu thun hatte, als die Patronen in das Lager Mataafas abzuliefern, das sich jetzt dicht bei Apia befand. Diese wie alle vorhergehenden Unterstützungen der Empörung war übrigens nicht sowohl von Neid und Haß gegen die Deutschen eingegeben, als ein vorteilhaftes kaufmännisches Geschäft: man hatte sich für die Beihilfe weite Landstrecken und zukünftige Kopraernten verpfänden lassen, und ein schließlicher Sieg Tamaseses, der das verboten hatte, hätte die Verpfändung ungiltig gemacht. Am 8. Januar ging, vermutlich durch Brandstiftung, das deutsche Konsulat in Flammen auf, und die Leute Mataafas plünderten nach wie vor die deutschen Pflanzungen und störten die Arbeit auf ihnen, sodaß sie eingestellt werden mußte. In dieser Not ließ sich

der Konsul Knappe zu einer Proklamation hinreißen, worin er über Samoa den Kriegszustand verhängte, sämtliche Bewohner mit Einschluß der Fremden unter Kriegsrecht stellte und die Unterstützung der Aufständischen mit Waffen und Munition bei Strafe verbot. Der englische und der amerikanische Konsul protestirten und hielten ihre Gerichtsbarkeit aufrecht. Der Korvettenkapitän Fritze aber blieb dabei, daß Apia dem Kriegsrecht unterliege. Der amerikanische Schooner Richmond, der verdächtig erschien, den Insurgenten Patronen zu bringen, mußte seine Ladung unter deutscher Aufsicht löschen. Der Engländer Gallien wurde verhaftet, weil er das Lager Mataafas besucht hatte. An die Spitze der Polizei in Apia stellte man einen deutschen Offizier. Tamasese lag unthätig in seinem befestigten Lager, weil es ihm an Munition fehlte, und sein Ansehen sank immer mehr. Noch einmal unterhandelte der deutsche Konsul gegen Ende Januar dieses Jahres mit seinem Gegner, wobei er die Entwaffnung und Heimsendung von dessen Heer, endlich Auslieferung derer, die es bei dem Kampfe vom 18. Dezember geführt, sowie derer, die dabei deutschen Toten die Köpfe abgeschnitten hatten, verlangte und für die Zukunft deutsche Verwaltung des Landes sowie deutsche Vertretung desselben nach außen beanspruchte. Diese Forderungen wurden abgeschlagen, doch ruhten seitdem die Waffen.

Die Reichsregierung hat die Maßnahmen Knappes und Fritzes nicht in allen Stücken gutgeheißen. Sie ist der Meinung, daß ein Kriegszustand mit Samoa nicht vorliegen könne, weil das deutsche Reich mit dem von ihm anerkannten Könige Tamasese in Frieden lebe und dessen Souveränität die Fremden im Lande gegen Anwendung des Kriegsrechts decke. Da er zu schwach sei, um den Deutschen in ihrem Konflikt mit Mataafa Genugthuung zu schaffen, sei Deutschland zum Einschreiten gegen letztern befugt. Im übrigen müsse es nach Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung streben, aber stets im Hinblick auf die politische Gleichberechtigung mit England und den Vereinigten Staaten. Ein Vorrecht Deutschlands bei der Verwaltung Samoas sei nicht zu verlangen, eine Annexion aber gänzlich ausgeschlossen. Die Ausdehnung des Kriegsrechts auf die Fremden, die Erlasse wegen Verhaftung von solchen und wegen Durchsuchung fremder Schiffe nach Kriegskontrebande wurden aufgehoben, Dr. Knappe abberufen und durch den Generalkonsul Dr. Stübel ersetzt, der Anweisung erhielt, sich nach Möglichkeit maßvoll zu verhalten.

Die englische Regierung ging in der Sache mit der deutschen Hand in Hand, sie blieb in Betreff des Konflikts der letztern mit Mataafa völlig neutral und hielt, wie Salisbury im Parlament erklärte, eine englische Annexion Samoas für Thorheit. In Amerika aber rief der Streit mit Samoa viel Aufregung hervor, und es wurde stark gelogen und übertrieben, auch weidlich auf Deutschland geschimpft. Doch hörte man bald auch vernünftige Stimmen, die von dem Handelsneid, dem Sensationsbedürfnis der Zeitungen und dem Wunsche der republikanischen Partei, der Regierung des Präsidenten

Cleveland den Vorwurf der Vernachlässigung der amerikanischen Interessen anzuhängen, den Hauptursachen des Lärms, nichts wissen wollten. Es gelang allerdings im Kongreß einen Beschluß durchzusetzen, der der Regierung Gelder zur Errichtung der Kohlenstation in Pago-Pago und zu wirksamerer Vertretung der amerikanischen Interessen zur Verfügung stellte. Aber die Regierung verhielt sich maßvoll. Der Konsul Sewall wurde abgesetzt. Der Minister Bayard erklärte, die Vorgänge auf Samoa könnten das freundschaftliche Verhältnis der Union zu Deutschland nicht trüben. Eine Botschaft Clevelands erkannte den guten Willen Deutschlands, die Unabhängigkeit Samoas und die Verträge zu achten, an, und der neue Präsident Harrison berührte die Samoafrage in seiner Antrittsbotschaft nur in ganz allgemeinen Redewendungen. So ist zu hoffen, daß sie auf der Berliner Konferenz eine befriedigende Lösung finden werde.

Wie dem aber auch sei, Deutschland hat in der Südsee andern wertvollen Besitz, der nicht streitig ist und es auch nicht leicht werden wird. Dahin gehört zunächst der Anteil Deutschlands an der großen Insel Neuguinea, der sich im Nordosten derselben befindet und seit 1884 in den Händen der Neuguinea-Gesellschaft ist, die auch sonst unter kaiserlichem Schutzbriefe ausgedehnte Besitzungen in der westlichen Südsee hat. Ihr Gebiet auf Neuguinea heißt Kaiser-Wilhelmsland, umfaßt 181000 Quadratkilometer und zerfällt in einen nördlichen ebnen und einen südlichen gebirgigen Teil. Die Gesellschaft hat hier vier Stationen angelegt, von denen Finschhafen, wo der Landeshauptmann wohnt, die bedeutendste ist. Nördlich davon liegen Konstantinhafen und Hatzfeldhafen, (an der Astrolabebai) südlich Butaumy (am Ausflusse des Bubui in die Langemakbucht). Eine fünfte Station soll an der Mündung des Kaiserin-Augustastromes errichtet werden, der eine vorzügliche Wasserstraße ins Binnenland bildet und bereits bis zur Grenze des deutschen Gebiets befahren worden ist. Die Uferlandschaften eignen sich zum Anbau von Reis und Zuckerrohr, auch zur Viehzucht. Ebenfalls zur Kultur geeignet ist das Land längs des Franziskaflusses, wo eine dichte Bevölkerung von Eingebornen wohnt. An die Uferstrecken dieser Gewässer schließen sich Urwälder mit schönen Nutzhölzern an, zu deren Verwertung die Gesellschaft mehrere Sägemühlen erbaut hat. Das zur Anlegung von Pflanzungen sich empfehlende Land wird von ihr verpachtet und verkauft, und es bestehen solche bereits in der Nähe von Finschhafen, wo man Taro, Yams, Zuckerrohr, Tapioka, Ananas und Tomaten, und von Hatzfeldhafen, wo man Tabak, Mais und süße Kartoffeln baut. Im Sande des Philippsflusses fand man Gold, und es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß es auch an andern Stellen vorkommt. Die klimatischen Verhältnisse sind im allgemeinen besser, als man nach der äquatorialen Lage des Landes erwarten sollte, doch werden die Europäer an der Küste häufig vom Fieber heimgesucht. Die Eingebornen sind Papuas (Australneger). Sie zeigten

sich bis jetzt freundlich und friedfertig, stehen aber auf sehr niedriger Kulturstufe und sind als Plantagenarbeiter nicht zu brauchen, weshalb man an die Einführung chinesischer Knechte denkt. Östlich von Neuguinea liegt der halbkreisförmige Bismarck-Archipel, der den Deutschen seit dem Jahre 1885 gehört und aus zwei größeren Inseln, Neupommern, 25000, und Neumecklenburg, 14000 Quadratkilometer groß, den Inseln Neuhannover, Neulauenburg und einigen kleinen Eilanden besteht, und an den sich die Gruppe der Admiralitätsinseln anschließt, die gleichfalls deutscher Besitz ist. Neupommern hat mehrere schiffbare Gewässer, und die Europäer haben hier erfolgreich mit dem Anbau von Kaffee und Baumwolle begonnen. Die höher gelegnen Ebenen sind gesund, das Tiefland haucht Fieberluft aus, doch sind gefährliche Krankheiten selten, und die Zahl der Todesfälle war bis jetzt unter den hier verweilenden Deutschen sehr gering. Von dem Charakter der Eingebornen gilt dasselbe wie von dem der Papuas auf Neuguinea, doch zeigten sie sich williger, als Arbeiter zu dienen. Neumecklenburg hat Berge bis zu 2000 Meter Höhe und im Süden einige gute Häfen. Basco, die größte der Admiralitätsinseln, zeigt Hochgebirgscharakter und in den Thälern einen sehr fruchtbaren Boden. Von den östlich von hier gelegenen Salomoinseln gehören die nördlichen nach Vereinbarung mit Großbritannien zum deutschen Machtgebiet. Der kaiserliche Schutzbrief für dieses Gebiet, das 22000 Quadratkilometer mit etwa 80000 Einwohnern umfaßt, ist vom 13. Dezember 1886. Die Vegetation ist reich und üppig, das Klima dagegen läßt zu wünschen übrig, und häufig kommen Erdbeben vor, 1882 z. B. vom 9. Juli bis 13. September ein volles Dutzend. Die Bevölkerung, die dem Kannibalismus huldigt, ist in raschem Abnehmen begriffen.

Ungefähr fünfzehn Breitengrade nordöstlich von der Salomogruppe, nach den Sandwichinseln hin, liegen die seit dem 1. Dezember 1886 unter deutscher Schutzherrschaft stehenden Marschallinseln, die eine Größe von 400 Quadratkilometern und ungefähr 11000 Einwohner haben. Sie wurden schon 1529 durch spanische Schiffer entdeckt, und Godefroy hat hier bereits vor Jahrzehnten dem deutschen Handel die Wege geebnet und auf Jaluit, der größten Insel dieser Gruppe, eine große Faktorei gegründet. Die Vegetation ist gering, die Kokospalme, der Brotfruchtbaum und die Arrowrootpflanze kommen darin vor. Daneben baut man auf eingeführter Erde Kürbisse, Gurken und Gemüse. Der Hauptausfuhrartikel ist Kopra, das gedörrte Fleisch der Kokosnuß. Über die Gesundheitsverhältnisse liegen nur mangelhafte Nachrichten vor. Der höchste Wärmegrad soll 31,5 Grad, der niedrigste 24 Grad betragen. Als besondre Teile der Marschallgruppe sind noch die Brown- und die Providenceinseln zu nennen, von denen die erstern eine Fläche von 69 Kilometern einnehmen, die letztern 19 Kilometer groß sind. Im letzten Jahre wurde endlich auch die benachbarte Insel Pleasant unter deutschen Schutz gestellt. Sie hat einen Umfang von 15 Seemeilen, und ihr Strand ist ein Kranz von

Kokospalmen, während das Binnenland mit schönem, dichtem Urwalde tropischen Charakters bedeckt ist.

Was den Wert unsrer Besitzungen in der Südsee gegenwärtig noch mindert, ist ihre große Entfernung von Deutschland und die Schwierigkeit eines regelmäßigen Verkehrs mit ihnen. Neuguinea wird von Handelsfahrzeugen von London aus in etwa sechzig Tagen erreicht. Die Beförderung von Briefen über Brindisi und den Suezkanal erfordert fünfzig Tage. Neuguinea steht nicht in unmittelbarer Verbindung mit der europäischen Schiffahrtslinie, und so mußte ein Anschluß in Australien oder Hinterindien gesucht werden. Der nächste bot sich in Cooktown, ein andrer in Soerabaya auf der Insel Java. Nach Cooktown giebt es von Europa nur eine mittelbare Dampferlinie, deren Fahrzeuge von London fünfzig Tage brauchen. Die Verbindung mit Cooktown, das 900 Seemeilen von Finschhafen liegt (nach Soerabaya sind es von letzterm Orte 2800) hat die Neuguineagesellschaft zwar hergestellt, indem sie ihre drei Dampfschiffe regelmäßig aller achtundzwanzig Tage von Finschhafen dahin abgehen läßt, doch ist das Abhängigkeitsverhältnis, in dem sie dabei von der fremden Schiffahrtslinie steht, bedenklich, und so plant man eine unmittelbare Dampferverbindung mit Hamburg. Seit dem 1. Oktober 1888 gehört das Gebiet der Marschallinseln dem Weltpostvereine an. Finanziell mag noch bemerkt werden, daß diese Inselgruppe im Nachtragsetat des Reiches für das genannte Jahr mit 19 800 Mark Ausgaben angeführt ist, die zur Besoldung eines kaiserlichen Kommissars nebst Sekretär bestimmt sind. Die aus Interessenten bestehende Jaluitgesellschaft hat zwar die Kosten für die Verwaltung dieses Schutzgebietes übernommen, sich aber ausbedungen, daß die Ausübung der Landeshoheit und der Gerichtsbarkeit durch Reichsbeamte geschehe, was auch bei andern Schutzgebieten nützlich sein würde.

Wie Apia, so vereinigen auch Jaluit und Mioko am Bismarck-Archipel die Hauptfäden des deutschen Handels in der Südsee, einem gewaltigen Stücke Ozean, dem nach der Verbindung desselben mit dem Atlantischen Meere durch einen Kanal eine großartige Entwicklung bevorstehen wird. Hierbei werden alle diese deutschen Stationen sowie die auf Neuguinea rasch zur Geltung kommen und eine wichtige Rolle spielen, zunächst aber wahrscheinlich die auf den Marschallinseln, die auch ohne den Kanal in Verbindung mit den Sandwichinseln (Hawaii) den Verkehr Kaliforniens mit China und Ostindien zu vermitteln berufen sind. Man übersehe deshalb nicht über der Geringfügigkeit der gegenwärtigen Anfänge deutscher Entwicklung in dieser Erdgegend die mit ihrer Lage offenbar gegebene Möglichkeit, in nicht ferner Zukunft hochbedeutsam zu werden.

Der russische Gemeindebesitz in der Gegenwart

Schon seit einer Reihe von Jahren macht sich unter den im Gemeindebesitz lebenden russischen Bauern eine Bewegung bemerklich, über die trotz ihrer hohen Wichtigkeit selbst in gebildeten russischen Kreisen noch wenig bekannt geworden ist; wo es wirklich der Fall war, wurde sie mit Stillschweigen übergangen, ja teilweise geradezu geleugnet. Es ist dies der beginnende und mit jedem Jahre heftiger werdende Streit zwischen denjenigen Bauern, die die Loskaufsummen für das ihnen bei der Aufhebung der Leibeigenschaft zugeteilte Land bis jetzt bezahlt haben, und den übrigen, die bloß auf Grund ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinde jetzt die unentgeltliche Zuteilung eines Anteils von dem ihrer Ansicht nach kommunistischen Gemeindebesitz verlangen.

Daß dieser Streit früher oder später ausbrechen würde, wurde von allen vorausgesehen, die in dem russischen Bauer nicht ein ganz besonders ideal angelegtes Wesen sahen, das sich aus lauter Liebe und Sorge um das Wohlergehen seiner Nebenmenschen Jahrzehnte lang mit der Beschaffung der Ablösungssummen für das überwiesene Land abquälte, ohne dabei auch einmal zu fragen, ob mit diesem nicht gleichzeitig besondere Rechte erworben worden wären; doch schien der Verlauf der Dinge während der ersten Zeit der Bauernfreiheit den Gegnern dieser Ansicht mehr Recht zu geben, bis sich dann herausstellte, daß die Ansicht doch vollkommen richtig war, was besonders in den letzten sechs Jahren deutlich zu Tage getreten ist.

Über das Wesen des russischen Gemeindebesitzes und die Bedeutung, die diesem „Urphänomen des russisch-slawischen Lebens“ von den Slawophilen beigelegt wurde, ist zwar schon so viel geschrieben worden, daß die Gebildeten damit hinreichend bekannt sind. Trotzdem dürfte es manchem Leser wegen nicht überflüssig sein, über diese im Absterben begriffene Form des Grundbesitzes erst einige Worte hier vorauszuschicken.

Im Gegensatz zu dem westeuropäischen Grundbesitz, bei dem mit Ausnahme verschwindender Reste des kommunistischen Besitzes überall nur das persönliche oder Privateigentum herrscht, lebte die ungeheure Masse der russischen Bauern im kommunistischen Gemeindebesitz, wenn man diese Bezeichnung wirklich brauchen darf. Die Gemeinde als solche ist und war allerdings alleiniger

Digitized by Google

Besitzer des ihr gehörenden gesamten Grund und Bodens, dieser wurde aber nicht gemeinschaftlich bearbeitet und der Ertrag der Ernte geteilt, sondern nach längerer oder kürzerer Zeit erfolgte die Verteilung des Landes unter die einzelnen Gemeindeglieder in folgender Weise.

Nach Feststellung der Anzahl der vorhandenen männlichen Seelen, die einzig und allein Anspruch auf einen Anteil erheben konnten, wurde mit der Verteilung der Felder regelmäßig bei den Dörfern begonnen, und zwar entschied hierbei das Loos, in welcher Reihenfolge die einzelnen Wirte ihren Anteil zugemessen erhielten. Dieser Anteil entsprach dabei stets den in einer Familie vorhandenen männlichen Seelen, sodaß z. B. ein Vater mit fünf Söhnen sechs Anteile bekam, während sich sein Nachbar mit fünf Töchtern mit einem einzigen auf seine Person begnügen mußte. Kommunistisch im strengsten Sinne des Wortes konnte diese Besitzform also vielleicht nicht genannt werden; da die Bezeichnung aber einmal gebräuchlich war, ist sie auch ohne jede Veränderung von allen bis jetzt angewandt worden.

Näher auf die Rolle einzugehen, die dieser Gemeindebesitz in der Geschichte des russischen Volkes gespielt hat, oder seine Wirkungen auf dem sittlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gebiete der Russen weiter zu beleuchten, müssen wir uns hier versagen, wir beschränken uns auf die Entwicklung des besprochenen Gegenstandes nach Aufhebung der Leibeigenschaft.

Sowohl vor wie noch lange Jahre nach dieser Aufhebung herrschte in Rußland ein langer und erbitterter Streit wegen der Frage: Privat- oder Gemeindebesitz? der aber schon ziemlich lange eingeschlafen ist und einer Enttäuschung bei beiden Parteien Platz gemacht hat. Am ärgsten ist diese jedenfalls bei den fanatischen Vertretern des Gemeindebesitzes in der früher erwähnten teilbaren Form, den Slawophilen, die schon nach einigen Jahrzehnten der Bauernfreiheit sehen müssen, daß ihr „Urphänomen des russisch-slawischen Lebens“ in den letzten Zügen liegt und nach kurzer Zeit der Geschichte angehören wird, obgleich sie es mit allen Mitteln am Leben zu erhalten suchen.

Bei Aufhebung der Leibeigenschaft war die Entscheidung der Frage, welche Form der den Bauern zugeteilte Grundbesitz eigentlich erhalten sollte, jedenfalls von außerordentlicher Wichtigkeit, aber schwerlich ist damals ein einziger Anhänger oder Gegner des bestehenden Gemeindebesitzes darüber im klaren gewesen, wie sich die Dinge schließlich bei seiner Beibehaltung oder bei Annahme des persönlichen Besitzes wirklich gestalten würden. Für die wenn auch nur vorläufige Beibehaltung der bestehenden Besitzform sprach trotz allem, was sich ihr entgegenhalten ließ, nicht allein ihre lange Dauer, sondern auch die schlimmen Erfahrungen, die das westliche Europa mit seinem persönlichen Grundbesitz gemacht hatte, und weiter dürfte die früher allgemein behauptete glänzende Entwicklung der im Gemeindebesitz lebenden deutschen Kolonien einen bedeutenden Anteil daran haben, daß der bestehende Gemeindebesitz unverändert

beibehalten wurde, obgleich gerade die Zustände in diesen Kolonien bei einer ernsten Untersuchung aufs entschiedenste gegen den teilbaren Gemeindebesitz sprachen.

Welches übrigens auch die eigentlichen Gründe gewesen sein mögen, den Gemeindebesitz unverändert beizubehalten, so viel ist jedenfalls schon heute sicher, daß man in Rußland, wenn auch vielleicht unbeabsichtigt, auf dem eingeschlagenen Wege der fast mühelosen Lösung einer Frage entgegengeht, die der westeuropäischen Welt noch sehr viele schwere Tage und Stunden bereiten wird. Und deshalb dürfte es sich auch nicht empfehlen, eine Sache unbeachtet zu lassen, deren außerordentliche Bedeutung sich sehr bald herausstellen wird und muß.

Es würde zu weit führen, hier eine erschöpfende Schilderung der furchtbaren Verwüstungen zu geben, die die unvermittelte Lösung der zwischen den russischen Gutsbesitzern und ihren leibeignen Bauern bis zum Jahre 1861 bestehenden Verbindung zur unvermeidlichen Folge hatte. Nur die, welche die ganze Sache selbst mit durchlebt haben, können hiervon eine wirkliche Vorstellung haben, eben diesen ist es auch allein bekannt, daß die entstandene heillose Wirtschaft, die bei hinreichender Kenntnis selbst den größten Optimisten an der Zukunft der russischen Volkswirtschaft verzweifeln ließ, ohne den bodenlosen Leichtsinn und die Gedankenlosigkeit der russischen Liberalen und ihrer Presse nie und nimmer den Umfang hätte erreichen können, den sie in den ersten zehn Jahren der Bauernfreiheit thatsächlich angenommen hat.

Für jeden, der die beiden durch langen persönlichen Verkehr vollkommen kennt, ist es eine ausgemachte Sache, daß der russische Adel in seiner Gesamtheit nicht schlechter ist als die russischen Bauern, und daß diese in ihrem ganzen Denken und Leben nicht um ein Haar besser als die Edelleute sind, daß sich beide also auch gegenseitig nichts vorzuwerfen haben; aber trotzdem wurde der Bauer von seinen Freunden zum halben Heiligen und der Ruin des gesamten Großgrundbesitzes zum Besten der Bauern zur allgemeinen Parole oder wenigstens derjenigen erhoben, die als aufgeklärt und fortgeschritten gelten wollten.

Bauern und teilbarer Gemeindebesitz! dieses Universalmittel, das die leidende Welt gewissermaßen im Handumdrehen kuriren sollte, Gemeindebesitz und unsre göttlichen Bauern! diese einzigen Menschen und künftigen Reformatoren der übrigen demoralisirten Menschheit — das gellte allen und jeden bei jeder Gelegenheit, in jeder Unterhaltung, in jeder Nummer aller maßgebenden Blätter der russischen Presse damals entgegen, und daß dieses Pfeifen und Singen ihres Lobes auf allen Gassen und Straßen die russischen Bauern nicht besser machte, als sie thatsächlich waren, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Nur mit Ekel und Erbitterung kann man sich der langen und furchtbaren Zeit erinnern — von der übrigens auch heute noch ein Rest vorhanden ist —,

wo der russische Bauer gewissermaßen als über allen Gesetzen stehend und der Gutsbesitzer mit seinem Eigentum als vogelfrei betrachtet wurde, wo jede Niederträchtigkeit und Zügellosigkeit der Bauern als unschuldiger und harmloser Ausbruch des „echt russischen“ Nationalcharakters behandelt wurde, dagegen jeder Schritt der andern, sich und ihr Eigentum gegen die Übergriffe der Bauern zu schützen, gewissermaßen als Verbrechen an der Menschheit galt. Und dieser anarchischen Wirtschaft entsprechend waren natürlich auch die Zustände in den Dörfern und unter den Bauern selbst.

Während der ersten fünfzehn Jahre der Bauernfreiheit ließ sich wirklich nichts andres glauben, als daß die gesamte russische Landwirtschaft dem unvermeidlichen Untergang entgegengehe; denn nicht allein daß alle Güter verfielen, auch mit den Bauernwirtschaften war ganz dasselbe der Fall. Eine riesige Anzahl von Bauern ließ zuerst ihre Landteile vollständig liegen, um anderwärts „Arbeit“ oder vielmehr Freiheit von jeder Verpflichtung zu rechter Arbeit zu suchen, und bei den übrigen hatte gleichfalls jeder Antrieb zur Arbeit und Ordnung so ziemlich aufgehört. Befördert wurde das hauptsächlich durch die unausgesetzten Teilungen sowohl der Felder des Gemeindebesitzes wie der Wirtschaften selbst, oder vielmehr durch den Schnaps, den die Gemeindeglieder bei solchen Gelegenheiten regelmäßig erhielten.

Nichts hat die Hirngespinnste der Slawrophilen von dem brüderlichen Charakter und der freiwilligen Unterordnung der russischen Bauern, wo es das Interesse des Nächsten und der Gesamtheit verlange, so glänzend illustrirt wie die eben erwähnten Teilungen. Kaum waren einige Jahre der Freiheit vergangen, und fast nirgends war eine größere Bauernwirtschaft mehr zu finden. Der geringste Streit unter den Familiengliedern genügte, um den einen Teil — in der Regel die Söhne und deren Frauen — dahin zu bringen, bei der Gemeinde den Antrag auf Abteilung von den Vätern und Brüdern zu stellen, und um dies zu erreichen, war weiter nichts nötig, als den übrigen Gemeindegliedern so und so viel Eimer Branntwein zu versprechen. Dieses ist zwar von jeher das vorzüglichste Mittel gewesen, um die Bauern zu irgend etwas willig zu machen, aber noch nie ist er so reichlich geflossen wie innerhalb der Jahre, wo alles geteilt und wieder umgeteilt wurde, was sich nur teilen ließ.

So häufig die Teilungen in den Familien in den ersten zehn Jahren der Bauernfreiheit übrigens auch vorkommen mochten, so hat doch innerhalb dieser Zeit nichts so häufig Veranlassung zu Festen und Gelagen bei den russischen Bauern gegeben, als die Anträge und Bemühungen solcher, die ihren Landanteil oder vielmehr die damit verbundenen Zahlungen los zu werden suchten, um entweder in der Stadt oder in den Fabriken als Arbeiter oder Bediente u. s. w. ein bequemeres Leben als das des Landwirts zu suchen, was bei der solidarischen Haftbarkeit der Bauern für alle Zahlungen und Abgaben ohne die Zustimmung der souveränen Gemeinde nicht erreicht werden konnte, und

diese ließ sich ihre Genehmigung gewöhnlich sehr hoch bezahlen, wenn es nicht zu heftigen Auftritten kommen sollte. Solche Auftritte waren übrigens so ziemlich die Regel, sobald es sich um Übernahme eines fremden Landanteils und der darauf ruhenden Zahlungen ohne besondre Entschädigung des Übernehmenden handelte.

Westeuropäischen und besonders deutschen Bauern wird es unerklärlich erscheinen, daß sich in jedem russischen Dorfe so und so viele fanden, die auf ihren Landanteil nur der darauf ruhenden Zahlungen wegen für immer verzichteten, sobald sie die Größe der Landanteile und die Zahlungen kennen gelernt haben; es darf aber nicht übersehen werden, daß es eben russische Bauern waren, die so handelten.

Selbst von deutschen Blättern ist die Behauptung der russischen Liberalen und Bauernfreunde wiedergegeben worden, daß die verzweifelte Lage der russischen Bauern ihren Grund in weiter nichts als in dem zu geringen Landanteil und den darauf ruhenden angeblich erdrückenden Zahlungen habe. Wird doch sogar noch heute von den Gegnern der deutschen Landwirtschaft und der Getreidezölle die Behauptung aufgestellt, daß sich die russischen Bauern infolge der niedrigen Getreidepreise und ihrer schweren Zahlungen in einer noch schwierigeren Lage als die deutschen befänden; es dürfte sich daher wohl empfehlen, hier nochmals vorzurechnen — was beiläufig gesagt im Interesse der deutschen Landwirtschaft nicht oft genug geschehen kann —, wie viel die russischen Bauern an Land erhielten und was sie hierauf zu zahlen haben, worauf sich dann ihre Lage mit der der deutschen Bauern sehr leicht vergleichen läßt.

Bei Aufhebung der Leibeigenschaft wurden den befreiten Bauern im europäischen Rußland im ganzen zugeteilt 117617600 Dessjatinen (à 4,28 preußische Morgen) oder etwa 500 Millionen Morgen, nur Ackerland, Wiesen und Weiden, unter denen sich jedoch keine unbrauchbaren Ländereien befinden durften, denn diese brauchten sie nicht zu nehmen und haben sie auch nirgends genommen. Gegenteilige Behauptungen beruhen entweder auf vollständiger Unkenntnis oder offener Fälschung des Thatbestandes. Im ganzen genommen besteht das den russischen Bauern überwiesene Areal aus Boden von so wunderbarer natürlicher Beschaffenheit, daß sich kaum die fruchtbarsten Stellen des deutschen Kulturbodens einigermaßen damit vergleichen lassen. Ländereien von solcher Beschaffenheit wie der größere Teil der russischen Schwarzerde sind in Deutschland überhaupt nirgends und kaum noch einmal auf einer andern Stelle Europas vorhanden.

Von den angegebenen Mengen fielen auf die männliche Seele im Durchschnitt $5\frac{1}{2}$ Dessjatinen = etwa $23\frac{3}{8}$ preußische Morgen oder auf die Wirtschaft $16\frac{1}{2}$ Dessjatinen = etwa 70 Morgen. Behaupten manche, daß die russischen Bauern nicht genug Land erhalten hätten, um überhaupt bestehen zu können, so ist dies — besonders bei Berücksichtigung der Beschaffenheit des Zugeteilten — die offne Unwahrheit.

An Zahlungen sollte auf die Auskaufssumme, die im Durchschnitt mit 30 Rubeln für die Dessjatine oder etwa 7 Rubeln für den Morgen berechnet war und in 49 Jahren amortisirt werden sollte, ursprünglich geleistet werden für die Seele oder deren Anteil jährlich 8—9 Rubel Obrok (Zinsen und Amortisation) und 4—5 Rubel Kommunal- oder sonstige Abgaben, im ganzen also 12—14 Rubel Kredit oder — die Mark zu 50 Kopeken gerechnet — etwa 24—28 Mark, oder auf die Wirtschaft von 70 Morgen etwa 36—42 Rubel = 72—84 Mark. Ausdrücklich muß hier noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß dieser den Bauern zugeteilte Grundbesitz, ebenso wie ihre Häuser, überhaupt alles, was zum Weiterführen der Wirtschaft unbedingt notwendig ist, unter keinen Umständen angegriffen werden kann, daß Hypotheken- und sonstige Gläubiger, abgesehen von dem in der Wirtschaft überflüssigen, am Grundbesitz der russischen Bauern also schlechterdings nichts zu suchen haben. Da dieser Grundbesitz überhaupt nicht verpfändet werden kann und darf, so kann von Hypotheken im westeuropäischen Sinn auch keine Rede sein.

So war die unerträgliche Lage der russischen Bauern der ursprünglichen Bestimmung nach, über die die Bauernfreunde und ihre Presse unendlich viel geschrieben und gejammert haben, bis diese Zahlungen schließlich wirklich so weit ermäßigt wurden, daß gegenwärtig auf die Dessjatine nur noch ein Rubel oder auf den Morgen 48 Pfennige Gesamtzahlung fallen. Nun vergleiche man einmal die Lage der Masse der deutschen Bauern mit siebzig Morgen, die die Hälfte des Wertes ihres Eigentums als Hypothek zu verzinsen haben! So sehr die russischen Bauernfreunde und ihre Presse übrigens auch wegen der armen, gedrückten Bauern agitirt haben, nie ist es ihnen eingefallen, wenn auch nur mit einem Wort, der Tausende von deutschen, lettischen und estnischen Pächtern zu gedenken, die zwischen den russischen Bauern saßen und noch ganz andre Zahlungen als jene zu leisten hatten. Daß diese das Drei- bis Fünffache für die gleiche Fläche wie die russischen Bauern allein an Pacht entrichten mußten, wo also durchaus keine Rede von Amortisation und Erwerb von Eigentum war, wurde ganz selbstverständlich und in Ordnung gefunden.

So unbedeutend die ursprünglichen Zahlungen auch sein mochten, so erschienen sie doch Hunderttausenden von russischen Bauern groß genug, um ein für alle mal auf ihren Landanteil zu verzichten, sodaß dann selbstverständlich die übrigen Glieder ihrer Gemeinde ihn übernehmen und die darauf fallenden Zahlungen auch leisten mußten. In den ersten zehn Jahren der Bauernfreiheit waren derartige Landanteile übrigens nie anders los zu werden, als daß der, der davon frei werden wollte, entweder der Gemeinde oder dem Übernehmer eine für russische Bauernverhältnisse oft sehr hohe Entschädigungssumme zahlte, jedenfalls eine Erscheinung, die anderwärts noch nie vorgekommen sein dürfte.

Eine geringe Änderung trat in diesem Chaos der russischen Bauernwirtschaft erst mit dem Verbot weiterer Teilungen in den Familien ohne Ge-

nehmigung der Obrigkeit und dem mit dem Verfall der gesamten Landwirtschaft zusammenhängenden, geradezu unerhörten Steigen der Getreidepreise oder vielmehr mit der riesenhaft wachsenden Verarmung und Not unter den befreiten Bauern ein.

Weniger als zehn Jahre der Freiheit hatten genügt, um ganze Gegenden mit dem wunderbarsten Boden und einer Überfülle der besten Wiesen, die früher Unmassen von Getreide ausgeführt hatten, dahin zu bringen, daß buchstäblich nicht ein einziger Bauer mehr das nötige Brotkorn baute, und eine Hungersnot der andern folgte. Es genüge die Thatsache, daß in den nördlichen Gouvernements vom Jahre 1861 bis 1881 des Tschetwert Roggen (9 Pud = 3 Zentner) auf dem Lande von 4 auf 16 und 18 Rubel, also auf Preise stieg, die noch nie dagewesen waren, so lange das russische Reich bestand. In den siebziger Jahren schwankte dort überhaupt immer der Roggenpreis zwischen 12 und 16 Rubeln, aber trotzdem lagen fast sämtliche Gutsländereien und ein sehr großer Teil des Bauernlandes vollkommen wüst und unbearbeitet, und auf dem übrigen wurde gleichfalls nichts weiter als reine Raubwirtschaft getrieben.

Jedenfalls hätten sich die Bauern schon weit früher wieder einigermaßen zur Arbeit verstanden, wenn ihre jedes Maß übersteigende Lüderlichkeit und Völlerei nicht fortwährend von den verblendeten Bauernfreunden und deren Presse in Schutz genommen und, trotz aller entgegenstehenden Erklärungen der Regierung, Hilfe und Unterstützung von seiten des Staates in Aussicht gestellt worden wäre, die in nichts geringerem bestehen sollte, als die noch übrigen Gutsländereien, wenn auch nur zum größeren Teil, aber unentgeltlich, unter die faulenzenden Bauern zu verteilen.

Was die Erklärungen der Regierung nicht zu Stande bringen konnten, brachte, wie gesagt, endlich die Not und der Hunger fertig: wenn auch widerwillig, so mußten sich doch die, die kein Brot mehr hatten, wieder dazu bequemen, den Pflug in die Hand zu nehmen, und außer diesen waren immer noch einzelne Bauern vorhanden, die aus den steigenden Getreidepreisen möglichst Nutzen zu ziehen suchten. Die letztern sind es auch allein gewesen, die sich zuerst bereit erklärten, frei werdende Landanteile mit den darauf ruhenden Zahlungen ohne jede Entschädigung zu übernehmen und schließlich denen, die Anteile abtreten wollten, sogar noch besondre Entschädigung zu zahlen, womit sich diese aber auch als die alleinigen Eigentümer der übernommenen Anteile betrachteten und keinem andern irgend welche Rechte daran mehr zugestanden.

Schon hierdurch hatte der Begriff vom teilbaren Gemeindebesitz unter den Bauern selbst ein gehöriges Loch erhalten, aber immerhin verursachte die Frage, wie es in der Zukunft damit werden würde, aus verschiednen Gründen noch keinen Streit in den Dörfern. Zunächst bestanden die ursprünglichen Zahlungen noch in ihrer ganzen Höhe, bei deren Beitreibung zudem jetzt weit weniger Nachsicht als früher geübt wurde, ferner fanden noch sehr viele in den Städten

und Fabriken das gewünschte Leben, und schließlich trösteten sich die, die ihre Anteile entweder abgetreten hatten oder für ihre herangewachsenen Söhne oder aus andern Gründen wieder einen Anteil wünschten, mit den früher erwähnten Versprechungen der Bauernfreunde, die ihnen von dem noch übrigen Gutslande einen — und was die Hauptsache war — unentgeltlichen Anteil in Aussicht stellten. Die Sache kam aber anders, als sich diese und alle diejenigen dachten, die jeden unter den Bauern jahrelang verhöhnt hatten, der seine festgesetzten Zahlungen leistete, und offen erklärt hatten, ohne jede Zahlung und Mühe gerade so weit zu kommen, wie die, die so dumm wären, noch Geld für einen Anteil zu zahlen.

Wie schon erwähnt, wurden die Zahlungen auf das den Bauern zugeteilte Land ganz bedeutend ermäßigt, trotzdem daß die Getreide- und Bodenpreise bedeutend gestiegen waren, ferner verschlechterte sich die Lage in den Städten und Fabriken, wodurch zahllose wieder in ihre Dörfer zurückgetrieben wurden, und drittens erklärte der jetzige Kaiser bei seiner Krönung den Bauerndelegirten am 21. Mai 1883 aufs entschiedenste, daß auf eine weitere und besonders unentgeltliche Zuteilung von Gutsland von nun an nicht mehr zu rechnen sei.

Nichts hat den russischen Bauern während der ganzen Zeit ihrer Freiheit eine solche Enttäuschung bereitet wie die eben erwähnte kaiserliche Erklärung. Alle bis dahin und so lange genährten Hoffnungen auf ein müheloses Besserwerden ihrer Lage hatte dieser 21. Mai zertrümmert, und wenn sie sich auch damit trösteten, daß ihnen der nächste Kaiser das Gewünschte sicher geben würde, da dieser ihrer Meinung nach das unbedingte Recht besitzt, über das Eigentum der Gutsbesitzer ganz nach Belieben zu verfügen, so ließ sich doch während der Regierung des eben gekrönten nicht mehr darauf rechnen, ohne Arbeit und Zahlung in den Besitz eines Bauernhofes zu gelangen. Um dahin zu kommen, blieb vorläufig nichts weiter übrig, als ohne Rücksicht auf die Zahlungen und Ansprüche der bisherigen Besitzer des Gemeindelandes dessen Umteilung zu verlangen, aber über diesen Punkt waren die Besitzer jetzt etwas andrer Meinung als früher, und damit war natürlich auch die Veranlassung zu dem erwähnten Streit vorhanden, der seiner ganzen Natur nach mit jedem Jahre schärfer wird.

Auf die Frage, was daraus nun eigentlich werden wird, läßt sich nur sagen, daß es unter den Slawophilen allerdings noch Heißsporne genug giebt, die ohne Rücksicht auf alle bitteren Erfahrungen und die Zukunft ihren Weg auch noch weiter über Stock und Stein verfolgen, also den Gemeindebesitz auch ferner zum Gegenstande jeder beliebigen Teilung machen möchten. Aber dazu dürfte herzlich wenig Aussicht vorhanden sein.

Der russischen Regierung kann es ebensowenig wie jedem wirklichen Kenner der russischen Bauern ein Geheimnis sein, daß es das gefährlichste

Experiment sein würde, das in Rußland bisher überhaupt zur Ausführung gekommen wäre, den jetzigen Ansprüchen und Ansichten der ungeheuern Masse der Bauern in Betreff des zugeteilten Landes rücksichtslos entgegen zu treten. Allerdings haben die Bauern niemals etwas dagegen einzuwenden, daß zu ihren Gunsten aus fremdem Leder Riemen geschnitten werden, oder ihnen, den erwähnten Wünschen entsprechend, der noch übrige Gutsbesitz geschenkt wird, aber auf die Zumutung, auf ihre durch die bisherigen 28jährigen Zahlungen erworbenen Ansprüche zu Gunsten solcher zu verzichten, die keinen Kopeken zu den Ablösungsgeldern bezahlt haben, dürften sie gegenwärtig eine Antwort geben, die mit den Ansichten der bisherigen Bauernfreunde über den Gemeindebesitz nicht ganz übereinstimmte. Schon die letzten Jahre haben gelehrt, daß mit dem angeblich jeder Autorität willig folgenden russischen Bauer selbst da nicht zu spaßen ist, wo es sich bloß um eingebildeten Besitz handelt. So sehr man sich auch Mühe gegeben hat, derartiges zu vertuschen, so ist es doch bekannt genug, daß die Bauern auf zahlreichen Plätzen, wo ihnen jedes Recht auf das benutzte Gutseigentum fehlte, da sie das Gut weder gekauft noch gepachtet noch längere Zeit ungestört besessen hatten, einfach darauf hin, daß ihnen einer ihrer Freunde gesagt hatte, daß es ihnen gehöre oder gehören müsse, selbst der bewaffneten Macht ganz offnen Widerstand leisteten. Verschiedene von solchen Vorfällen, die im westlichen Europa unbedingt zu schwerer Bestrafung geführt hätten, sind hier ohne jede weitere Folge geblieben, weil man sehr gut wußte, welche Stimmung das von Hoch und Niedrig mehr als zwanzig Jahre lang betriebene Verhätscheln der Bauern bei ihnen erzeugt hat.

Darauf, daß die russische Regierung den heißblütigen Anhängern des teilbaren Gemeindebesitzes zuliebe den schweren Fehler begehen und der Masse der Bauern entgegentreten werde, die unter den schwierigsten Verhältnissen auf ihrem Grundbesitz ausgehalten hat, läßt sich in keiner Weise rechnen. Nicht allein ihre ganze Haltung seit Aufhebung der Leibeigenschaft, sondern auch alle Gründe der Vernunft und Klugheit sprechen dagegen. Es ist bekannt genug, daß sowohl vor wie nach dem Jahre 1861 die Einführung des persönlichen Besitzes bei den befreiten Bauern nicht allein von einer großen Partei in Rußland, sondern noch weit mehr von den Westeuropäern als das einzige Mittel bezeichnet wurde, die russische Volkswirtschaft vor dem Untergange zu retten, und die Beibehaltung des teilbaren Gemeindebesitzes als ein schwerer Mißgriff galt.

Wir gestehen offen, daß wir längere Zeit selbst die letztere Ansicht teilten, bis uns ein längerer Verkehr mit den russischen Bauern und die Beobachtung der gesamten Zustände zu der Überzeugung brachte, daß die Antwort, die ein russischer Minister einem Korrespondenten auf die Bemerkung, der russische Bauernstand bestehe infolge des teilbaren Gemeindebesitzes und der vollen

Selbstverwaltung durchgehends aus Proletariern, vor etwa fünfzehn Jahren gab, unbedingt richtig war. „Die kaiserliche Regierung — sagte der Minister damals — giebt sich in Betreff der Zustände auf dem flachen Lande nicht den geringsten Täuschungen hin, sie ist sich aber trotzdem bewußt, auf dem richtigen Wege zu sein, wenn sie den gegenwärtigen Entwicklungsprozeß in keiner Weise stört. Durch Einführung einer Besitzform, die den russischen Bauern fremd ist, für die überhaupt alle Vorbedingungen fehlen, würde sie nichts weiter als ein riesiges vollkommen besitzloses und dann erst wirklich gefährliches Proletariat, also Zustände schaffen, deren Folgen sich nicht übersehen ließen."

In der That würden drei Viertel der russischen Bauern nach einigen Jahren aus Bettlern bestanden haben, wenn sie mit der Freiheit zugleich die vollständig freie Verfügung über das zugeteilte Land erhalten hätten; dies mußte auf jede Weise verhindert werden. Da sich erwarten ließ, was auch gegenwärtig vollkommen zu Tage tritt, daß die häufigen Teilungen des Grundbesitzes nach einiger Zeit ganz von selbst aufhören würden, so galt es nur, die beginnende Reaktion gegen diese Teilungen, so weit als nötig, zu unterstützen, um dann später dem Gemeindebesitz eine Form zu geben, die alle Vorteile des westeuropäischen persönlichen Grundbesitzes ohne dessen Schattenseiten enthält. Schon gegenwärtig würde es keine Schwierigkeiten mehr bieten, die Anteile des Gemeindebesitzes als nicht weiter teilbar und als Eigentum derer zu erklären, die die Auskaufssummen darauf bisher geleistet haben, doch empfiehlt es sich entschieden, mit dem Ordnen dieser Angelegenheit noch einige Zeit zu warten. Die Überzeugung, durch die geleisteten Zahlungen besondre Rechte auf das zugeteilte Land erworben zu haben, die ohne Entschädigung von keiner Seite angegriffen werden können, wird nach weiteren zehn Jahren allgemein so fest sitzen, daß die Regierung das, was ihr noch nötig scheint, dann ohne jedes Bedenken zur Ausführung bringen kann.

Eine ganz bedeutende Unterstützung, um bei dieser endgiltigen Regelung der bäuerlichen Grundbesitzverhältnisse die richtigen Wege zu gehen, bieten der russischen Regierung die reichen Erfahrungen, die sie mit den deutschen Kolonisten machen konnte. Ob bei der Gründung dieser Kolonien neben der Absicht, den russischen Bauern Muster und Beispiele vor die Augen zu stellen, um sie zur Nachahmung anzuspornen — eine Absicht, die sich, beiläufig bemerkt, bis jetzt in keiner Beziehung verwirklicht hat —, gleichzeitig auch darauf ausgegangen wurde, Experimente mit den verschiedensten Besitzformen zu machen, um dann später die zuverlässigste für die russischen Bauern zu wählen, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls bietet sich nach dem mehr als hundertjährigen Bestehen der deutschen Kolonien nun die reichste Gelegenheit, über die verschiedenen Besitzformen mit Zuverlässigkeit zu urteilen.

Das jämmerlichste Ergebnis, oder eigentlich gar keins, da die ganze Bude nach kurzer Zeit aus dem Leime ging, haben diejenigen deutschen

Kolonisten gehabt, die dem Ideale der Sozialdemokraten folgten und gemeinschaftlichen Besitz, gemeinschaftliche Wirtschaft, gemeinschaftliches Zusammenleben und Kindererziehen u. s. w. annahmen. Durch sie ist übrigens nur ein weiterer Beweis geliefert worden, was es mit der gesamten Weltwirtschaft und Bevölkerung werden würde, wenn die Hirngespinste der Kommunisten allgemein zur Ausführung kommten sollten.

Nicht wesentlich besser steht es mit denjenigen Kolonisten, die den russischen Gemeindebesitz angenommen haben, und leider ist dies die Mehrzahl unter sämtlichen Kolonien, die während der Regierung der Kaiserin Katharina II. gegründet wurden. Wäre in den mehr als 150, teilweise sehr großen und reichen Kolonien an der untern Wolga — in den Gouvernements Sharatoff und Shamara — nicht die Masse der Privatbesitzer oder derjenigen vorhanden gewesen, die, ohne Benutzung eines Anteils vom Gemeindelande, auf eigne Hand und Verantwortung wirtschafteten, so ließe sich mit Bestimmtheit sagen, daß die Bevölkerung dieser Kolonien — etwa 300000 Menschen — trotz einer tüchtigen Geistlichkeit und trotz aller Schulen wirtschaftlich wie sittlich und geistig auf dieselbe Stufe heruntergesunken wäre, auf der sich die dortigen russischen Bauern befinden. Nicht ein einziger unter den Kolonisten, die sich ausschließlich auf ihren Anteil vom Gemeindebesitz verließen, hat es zu etwas Ordentlichem gebracht; der gesamte wirkliche Wohlstand in diesen Kolonien, der so viele Russen und Slawophilen dazu verführte, fortwährend auf die glänzenden Erfolge des Gemeindebesitzes zu verweisen, gehörte von jeher ausschließlich den Privatbesitzern, denen es auch allein zu verdanken ist, daß es dort nicht zum ärgsten kam.

Die großartigsten Erfolge unter sämtlichen deutschen Kolonien Rußlands, Erfolge, die wir entschieden noch über die der zahlreichen deutschen Einzelbesitzer stellen, obgleich sich unter diesen viele befinden, die es zu wirklich fürstlichem Besitz gebracht haben, wofür aber auch wieder umso mehr vorhanden sind, die nicht von der Stelle kommen konnten, haben unbedingt die Kolonisten mit kommunal-persönlichem Besitz erzielt, und dessen allgemeine Einführung bei den russischen Bauern scheint auch das Ziel der russischen Regierung zu sein. Da es für manche Leser jedenfalls von Interesse ist, über diese Besitzform etwas Näheres zu erfahren, so teilen wir das Nötige darüber mit.

Der kommunal-persönliche Besitz — den wir in gewisser Beziehung auch in vielen Gemeinden Deutschlands finden, wenigstens so weit, als es das ausschließliche Gemeindevermögen betrifft —, in dem unsrer Überzeugung nach die für das Gesamtwohl einzig zuverlässige Besitzform und deshalb auch die der Zukunft liegt, besteht einfach darin, daß die Gemeinde der alleinige Besitzer des vorhandenen Grund und Bodens ist, und die einzelnen Wirte sich nur in erblicher Nutznießung ihrer Grundstücke befinden, die in den betreffenden Kolonien in folgender Weise geregelt ist.

Im Süden, im taurischen und im Gouvernemnnt Jekaterinosslaw, also in der Krim und dem nördlich daran grenzenden Festlande, hauptsächlich an dem Fluß Molotschnor, von dem diese berühmten Kolonien auch ihren Namen erhalten haben, sowie am untern und mittlern Dnieper und dessen Nebenflüssen ist das Gemeindeland in ganze und halbe Höfe mit 60 und 65 oder mit 30 Dessjatinen, d. i. etwa 250 und 125 preußische Morgen, in erblicher Nutznießung fest vergeben. Weiter als bis zu einem halben Hofe darf ebensowenig geteilt werden, wie der einzelne Besitzer seinen Anteil am Gemeindelande nach eigner Laune vergrößern oder verkleinern oder einem Beliebigen versetzen und verpfänden kann. Sein Nutznießungsrecht kann er allerdings vererben und nötigenfalls auch versetzen oder verkaufen, das letzte und entscheidende Wort in allen derartigen Angelegenheiten hat aber immer der wirkliche Besitzer des Landes, die Gemeinde, zu sprechen, in der bei solchen Angelegenheiten auch allein die Besitzer des Landes stimmberechtigt sind. Um jedoch denjenigen jungen Kolonisten, die in den Stammkolonien keine eignen Wirtschaften erhalten können, solche zu verschaffen, hat man aus dem Gesamtareal einen bestimmten Anteil ein für allemal ausgeschieden und verpachtet, wodurch die Mittel zum Ankauf weiterer Ländereien, die wieder in der gleichen Weise verteilt werden, beschafft worden sind und auch ferner beschafft werden. Bedenkt man, daß die erwähnten Pachtsummen für die ausgeschiedenen Ländereien in den betreffenden Gemeinden, die an und für sich schon hoch sind, durch Kapitalisirung und das unausgesetzte Zurückfließen der vorgeschossenen Kaufgelder einschließlich der Zinsen bereits zu einer riesigen Höhe angewachsen sind, so wird es leicht verständlich, wo diese Kolonien die Mittel zum Ankauf ganzer Quadratmeilen von Grund und Boden hernehmen. So einfach übrigens die Sache ist, so steht die Masse der dortigen Russen ihr doch wie einem vollständigen Rätsel gegenüber. Es ist ihnen unbegreiflich, wie diese Kolonisten die Mittel zum Ankauf so gewaltiger Flächen gewinnen, obgleich es ihnen schon hundertmal auseinandergesetzt worden ist.

So gewaltig die Erfolge der Kolonien mit dieser Besitzform übrigens auch sein mögen und in wie glänzenden Verhältnissen sie sich auch befinden, so wäre es doch wünschenswert, auch kleinere Anteile zu bilden, um es Strebsamen mehr als jetzt zu ermöglichen, sich emporzuarbeiten. Allerdings wird auf neugekauftem Lande zur Übernahme eines Hofanteils von 60 Dessjatinen nur der Besitz des nötigen Wirtschaftsinventars oder einer Summe von 300 Rubeln verlangt; aber nicht immer ist es einem Armen möglich, diese Summe aufzutreiben oder sich die nötigen Pferde, Kühe und Geräte zu verschaffen.

So ziemlich dieselben Verhältnisse treffen wir auch im Norden bei den Kolonisten mit Hofverfassung, doch wurden dem ganzen Hofe hier nur 35 Dessjatinen, d. i. etwa 150 Morgen, zugeteilt, die gleichfalls nicht weiter

als bis zur Hälfte geteilt werden dürfen. Leider fehlt in diesen Kolonien die erwähnte Einrichtung für den überzähligen Nachwuchs, wodurch die südlichen Kolonisten so mächtig geworden sind. Infolgedessen finden wir im Norden auch bereits viele Kolonisten ohne eigentlichen Besitz, die für die wirklichen Wirte mehr eine Last als eine Hilfe sind, da Neid und Verbitterung bei den Zurückgesetzten hier ebenso wie in allen gleichen Fällen ihre unangenehme Rolle spielen.

Daß die russische Regierung auf die allgemeine Einführung des kommunal-persönlichen Besitzes bei der endgiltigen Organisation des Bauernlandes lossteuert, dürfte keinem Zweifel unterliegen; aber auch dann, wenn alles dabei vermieden wird, was sich bei der Besitzform in den deutschen Kolonien als mangelhaft herausgestellt hat, ist es mehr als fraglich, ob die russischen Bauern in ihrer Gesamtheit dahin kommen werden, wo sich die erwähnten Kolonisten im Süden befinden. Bekanntlich ist es nicht immer dasselbe, wenn zwei dasselbe thun, und nirgends dürfte dies so zutreffen, als im vorliegenden Falle.

Zunächst fehlt den russischen Bauern in ihrer Gesamtheit die jahrhundertelange Schulung der deutschen in strenger Arbeit, Ordnung und Sparsamkeit, und derartige Eigenschaften lassen sich keiner Bevölkerung in ein paar Wochen oder Jahren beibringen. Weiter bedarf es sehr langer Zeit, um unter den Bauern die Folgen der Verwilderung seit ihrer Befreiung auch nur einigermaßen wieder gut zu machen. Nicht vergebens haben die Bauernfreunde mit ihrer Presse und in Verbindung mit der Umsturzpartei fünfundzwanzig Jahre agitirt, es werden mindestens fünfzig Jahre vergehen müssen, bis die Spuren ihrer Thätigkeit verwischt sind, und schließlich stehen die zahllosen Feiertage einem Emporkommen der russischen Bauern bis zur Höhe der deutschen überall hindernd im Wege.

Schon unzählige male ist die riesige Anzahl der Feiertage — die russischen Bauern haben zu den 120 offiziellen Kirchentagen noch eine ganze Masse örtliche hinzugefügt — Gegenstand der öffentlichen und privaten Besprechung gewesen, es ist aber, wenigstens jetzt, sehr wenig Aussicht vorhanden, daß in dieser Beziehung irgend etwas geändert oder etwas gethan werden wird, um eine Besserung anzubahnen; das Übergewicht der deutschen Kolonisten bleibt deshalb unter allen Umständen bestehen.

Trotz des eben gesagten enthält der Entwicklungsprozeß, den der Gemeindebesitz gegenwärtig durchmacht, seine große Bedeutung. Nicht allein, daß durch die Weigerung der gegenwärtigen Besitzer, das zugeteilte Bauernland noch ferner zum Gegenstande beliebiger Teilungen zu machen, die schon so häufig gerügten wirtschaftlichen Folgen dieser Teilungen wegfallen, die ganzen Verhältnisse der Bauern erhalten durch die Konsolidirung von Grund und Boden auch eine andre Gestalt, und das ist der frühern Wirtschaft gegenüber schon ein bedeutender Gewinn, besonders in einer Zeit wie der gegenwärtigen, wo sich

der russische Großgrundbesitz in einer nichts weniger als beneidenswerten Lage befindet.

Eine wesentliche Besserung haben dadurch insbesondere die politischen Zustände im Innern erfahren. Bis zu der mehrfach erwähnten kaiserlichen Erklärung vom 21. Mai 1883 herrschte unter der gesamten russischen Bevölkerung eine Unsicherheit und Ungewißheit über das Kommende, die vollständig geeignet war, bei einem Mißgriff die schwersten Verwicklungen hervorzurufen. Auf den durch die Gleichgiltigkeit der Regierung gegenüber dem Treiben der liberalen Presse und infolgedessen auch der Bauern im höchsten Grade erbitterten Großgrundbesitz hatte es allerdings einen günstigen Eindruck gemacht, daß unmittelbar nach dem Regierungswechsel dieser Presse jede weitere Agitation zu Gunsten der Bauern untersagt wurde, aber immerhin wußte noch niemand, was es schließlich werden sollte, ob die oberste Gewalt den Forderungen der Bauern und ihrer Freunde, den übrig gebliebenen Großgrundbesitz noch weiter zu teilen, erfüllen oder zum Schutze der Besitzer auftreten würde.

Die Bauern waren bis zur Krönung des neuen Kaisers ihrer Sache so sicher, daß ihre Wünsche in Erfüllung gehen würden, daß es bedenklich war, ihnen in dieser Beziehung zu widersprechen. Die geringste Veranlassung hätte damals genügt, um die Massen gegen die Besitzenden in Bewegung zu setzen; eine große Täuschung war es dagegen, zu glauben, daß die Bauern bewußt gegen den Kaiser und dessen Befehle auftreten würden. Allerdings konnte niemand sagen, was geworden wäre, wenn erst eine aufständische Bewegung gegen die Besitzenden im Gange war; das ganze Verhalten und Auftreten der Bauern stützte sich jedoch stets auf die Überzeugung, daß ihnen der Kaiser das ganze Besitztum der Edelleute geschenkt habe und man sie nur um das Ihrige betrügen wolle. Diese unglückliche Überzeugung war nicht allein durch die Agitation ihrer Freunde, sondern auch durch die Art und Weise der Befreiung sowie die Gleichgiltigkeit der Behörden ihrem Treiben gegenüber hervorgerufen worden, und keine Vorstellung oder Maßregel der Regierung ist bisher im Stande gewesen, sie vollständig auszurotten; ernstliche Unruhen unter den Bauern sind jedoch nicht mehr zu befürchten.

Die ungeheure Mehrzahl derselben ist durch jene kaiserliche Erklärung wirklich zu dem Bewußtsein gekommen, daß sie auf weitere Schenkung von Gutsland nicht mehr zu rechnen hat, und da sie sich zugleich im Besitz eines Areals befindet, das mehr als dreimal so groß als die Kulturfläche des deutschen Reiches ist, so ist auch für die nächsten Jahrzehnte kein zwingender Grund vorhanden, Kopf und Kragen zu riskiren, um in den Besitz des noch übrigen Gutslandes zu kommen. Gleichzeitig verstärkt sich im Laufe der Zeit das Bewußtsein, jetzt wirklich Eigentümer des überwiesenen Landes zu sein, bei dieser Mehrheit so weit, daß sich die russische Regierung unter allen Umständen auf sie verlassen kann, sodaß es nicht die geringsten Schwierigkeiten

bietet, mit der geringen Anzahl solcher fertig zu werden, die etwa Stänkereien anzetteln wollen. Daß die Wünsche der Bauern, das noch übrige Besitztum der Edelleute zu erhalten, nicht sobald einschlummern werden, besonders deshalb, weil sie im geheimen von der Umsturzpartei immer wieder genährt werden, darf man allerdings nicht aus den Augen verlieren, aber immerhin befindet sich die russische Regierung infolge des Aufhörens der Teilungen und der Konsolidirung des Gemeindebesitzes in mannigfacher Beziehung in einer angenehmeren Lage als die westeuropäischen Regierungen, die unausgesetzt mit der zunehmenden Verarmung des gesamten Grundbesitzes und dem Übermächtigwerden der Kapitalpartei zu rechnen haben.

Daß es bei einem ausbrechenden Kampfe zwischen Rußland und dem Westen aber nicht gleichgiltig ist, in welcher Stimmung sich die Massen bei beiden befinden, ist von maßgebender Seite zwar schon hinreichend anerkannt worden, es dürfte aber doch gut sein, wenn man in Deutschland von dem, was sich auf dem wirtschaftlichen Gebiete jetzt jenseits der deutsch-russischen Grenze vollzieht, etwas mehr Kenntnis nähme, als bis jetzt im allgemeinen geschehen ist. Am allerwenigsten entspricht den Interessen Deutschlands der Glaube, daß die Wirtschaft der russischen Bauern auch heute noch in voller Auflösung begriffen sei. Das letztere war bis vor kurzem allerdings der Fall, aber wie der Jude für das Gewesene nichts giebt, so bleibt auch hier nichts weiter übrig, als mit dem Vorhandenen und Kommenden zu rechnen, um durch die Ereignisse nicht überrascht zu werden.

Augsburger Schmalzbriefe

Von Adolf Buff

Die Fastengebote der katholischen Kirche waren im Mittelalter viel strenger als heutzutage: nicht nur Fleisch, sondern auch Milch, Butter, Schmalz, Käse und sonstige aus Milch bereitete Speisen gehörten an Fasttagen zu den nicht erlaubten Dingen. In Deutschland aber, wie wohl überhaupt in Nordeuropa, wo man nicht, wie in Italien, Olivenöl zum Backen hatte und wo deshalb vor allem Butter und Schmalz schwer zu entbehren war, scheinen diese strengern Bestimmungen niemals sonderlich beachtet worden zu sein. Gleichwohl waren damit Bedingungen gegeben, woraus sich unter Umständen, namentlich wenn es der

Geistlichkeit aus irgend welchen Gründen einfiel, die Erinnerung daran aufzufrischen, leicht mannichfache Unannehmlichkeiten und für viele wohl auch arge Gewissensnöte entwickeln konnten.

Im fünfzehnten Jahrhundert und besonders in der zweiten Hälfte desselben müssen dergleichen Gewissensbeängstigungen öfters eingetreten sein; wenigstens sehen wir, daß damals von vielen Seiten zur Beruhigung der Gemüter päpstliche Dispense, sogenannte Schmalz- oder Butterbriefe, erworben wurden, in den südlichen Teilen des Reiches z. B. von Kaufbeuren (schon 1438), Konstanz, Ulm, Biberach, Herzogtum Bayern, Stift Ellwangen, Zürich, Schaffhausen, Augsburg u. s. w. Die bloße Thatsache, daß eine Stadt oder ein Distrikt eine derartige Licenz erhalten hatte, übte natürlich für sich allein schon einen starken Druck auf alle Nachbarn, nach ähnlichen Vergünstigungen zu trachten; und von Rom aus, wo begreiflicherweise die Gebühren nicht ungern eingestrichen wurden, war man stets nach Kräften bemüht, die Bewegung hübsch im Flusse zu erhalten.

Im folgenden soll erzählt werden, wie unter Einwirkung von verschiednen römischerseits zu diesem Zwecke veranstalteten Manipulationen die Augsburger nach langem Zögern und nicht ohne Schmerzen in den Besitz einer solchen Dispensbulle gelangten.

Welche äußere Veranlassung es war, was sie zuerst bestimmte, sich um diese Wohlthat zu bewerben, ist nicht näher bekannt: wir wissen aber, daß der Rat der Stadt 1479 eine Gelegenheit fand, dem Kardinal Giuliano della Rovere, dem spätern Papst Julius II. und Neffen des damaligen Papstes Sixtus IV., die bezüglichen Wünsche der Bürgerschaft vortragen zu lassen. Augsburg liege, so stellte man ihm vor, in einem kalten Lande, wo der Ölbaum nicht gedeihe; das Olivenöl sei infolgedessen sehr teuer und für die Einwohnerschaft, die größtenteils aus Arbeitern und armen Leuten bestehe, im allgemeinen unerschwinglich; die wenigen Wohlhabenden aber, die sich in der Lage befänden, solches zu kaufen, wären an den Genuß nicht gewöhnt und hätten daher Ekel davor. Die Augsburger wünschten ähnlich gestellt zu werden, wie die Bewohner von Konstanz und der Konstanzer Diözese, denen vermöge einer besondern päpstlichen Licenz erlaubt sei, an Fasttagen Milch- und Eierspeisen zu genießen: in Augsburg geschehe dies zwar thatsächlich schon seit unvordenklichen Zeiten auch ohne eine solche Licenz; eine ausdrückliche Erlaubnis sei jedoch trotzdem höchst wünschenswert.

Angesichts der Thatsache, daß Augsburg zu den wichtigsten und reichsten Städten Deutschlands gehörte, war es eine etwas kühne Behauptung, die dortige Bevölkerung bestehe größtenteils aus armen Leuten und Arbeitern. Die fürsichtigen und weisen Herren des Rates gingen eben von der Ansicht aus, daß arme Leute weniger zu zahlen haben würden als reiche, was ja an sich gewiß ein ganz richtiger Gedanke war. Nur lief in der Rechnung ein

Fehler unter: in Rom war man in der Geographie doch nicht unwissend genug, um sich durch dergleichen handgreifliche Unwahrheiten täuschen zu lassen. Der Kardinal spielte aber den Unkundigen und stellte sich in harmlosester Weise, als nähme er alles als baare Münze. Er meinte leutselig, Not kenne kein Gebot, und wenn sich alles wirklich so verhalte, wie man ihm sage, so müsse da allerdings Abhilfe geschaffen werden. In der That sandte er am 3. Juni 1479 ein Breve an den Bischof von Augsburg, worin dieser im Namen und Auftrag des Papstes für alle Zukunft ermächtigt wurde, sämtlichen Einwohnern der Stadt an Fasttagen den Genuß von Butter statt des Öles, armen, schwächlichen und kranken Leuten aber auch sonstige Milchspeisen und ebenso, mit Ausnahme der Freitage in den Fasten und einiger andern Tage, Eier und Eierspeisen zu erlauben.

Wenn man genauer zusieht, so bedeuteten diese Vergünstigungen freilich eher eine Verschlechterung als eine Verbesserung des bisherigen Zustandes. Bisher hatte man sich in Augsburg um jene strengern Fastenvorschriften sehr wenig gekümmert: sie hatten, ohne daß darüber weiter nachgegrübelt worden wäre, einfach als unverbindlich gegolten und waren deshalb nicht als sonderlich drückend empfunden worden, wenn auch im einzelnen vielleicht manchem Bedenken und Gewissensskrupel daraus erwachsen sein mochten.

Nun aber hatte die höchste kirchliche Autorität sich über die Sache ausgesprochen, und wiewohl gemäß dieses Spruches der Genuß von Butter in Zukunft gestattet sein sollte, so waren im übrigen doch die Zugeständnisse derart mit Beschränkungen versetzt, daß sie, wenigstens für die wohlhabendern und mittlern Teile der Bürgerschaft, fast einem Verbote gleichkamen. Und was das schlimmste war: das Schreiben des Kardinals enthielt eine Klausel, derzufolge der Bischof den Dispens erteilen sollte, je nachdem es ihm für das Seelenheil der Bittsteller zuträglich erschiene; es lag also in der Willkür des jeweiligen Bischofs, ob er dispensiren wollte oder nicht. Zwischen diesem und dem Rate aber war selten große Freundschaft. Der Bischof war in der Regel bestrebt, von dem Einflusse, den er früher in der Stadt besessen hatte, möglichst viel zurückzugewinnen, die städtische Regierung dagegen trachtete, die wenigen Rechte, die ihm noch geblieben waren, immer mehr zu beschneiden; und aus dieser Lage der Dinge entstanden aller Augenblicke Händel, die oft zu großer gegenseitiger Erbitterung führten. Erst nach der Reformation bahnten sich allmählich dauernd friedliche Beziehungen zwischen beiden Gewalten an. Jene Klausel nun gab dem Bischof eine bequeme Handhabe zur Ausübung vieler kleinen Chikanen, wodurch er seinen Widersachern seine Macht fühlbar machen konnte, und er hat sich die Gelegenheit wohl nicht entgehen lassen.

Mit ihrem ersten Schmalzbriefe hatten die Augsburger also kein Glück, es war ein Gut von sehr zweifelhaftem Werte, was sie sich da erworben hatten. Allerdings war auch der Preis nicht hoch gewesen. Auf dem Rücken einer

im Augsburger Stadtarchiv befindlichen Abschrift des Briefes ist folgende Bemerkung notirt: „ein Thumbher am bäbstlichen Hof vast genant und hochgelert hat es erworben — — — 20 fl.“ Der damalige Augsburger Gulden war ein Goldstück im Werte von etwa 7 Mark nach unserm Gelde, zusammen also ungefähr 140 Mark, trotz der sehr viel größern Kaufkraft, die das Geld damals hatte, immerhin eine kleine Summe für eine so wohlhabende Stadt wie Augsburg, und für geringes Geld geringe Waare! Für diesen Satz hat man ja in einer bedeutenden Handelsstadt stets ein feines Verständnis. Die weisen Herren vom Rate begriffen leicht, daß der Stadtsäckel sich weiter öffnen müsse, wenn man eine Bulle mit günstigern Bedingungen haben wolle. Der Erwerb einer solchen ließ sich aber, nachdem die Sache überhaupt einmal angeregt war, kaum mehr umgehen; und in der That sind uns mehrere Umstände überliefert, aus denen hervorgeht, daß der Rat im Laufe der nächsten Jahre sich mit Vorbereitungen zu diesem Zwecke befaßte. So ward z. B. im Januar 1481 ein Läufer nach Konstanz geschickt, um eine Abschrift der dortigen Dispensbulle zu holen, desgleichen verschaffte man sich eine Abschrift von der Bulle, die Herzog Albrecht von Bayern für sich und seine Unterthanen erhalten hatte, und deren Bestimmungen als besonders günstig betrachtet wurden u. s. w. Man nahm sich jedoch offenbar Zeit und ging bedächtig zu Werke. Zu einer überstürzten Behandlung der Angelegenheit lag ja kein besondrer Grund vor; auch fürchtete man wohl, ein allzuhitziges Vorgehen möchte den Preis wesentlich verteuern.

Da langte plötzlich anfangs 1482, wie es scheint, noch ehe städtischerseits irgendwelche weitern Schritte in Rom unternommen worden waren, eine päpstliche Bulle betreffs der Fastenspeisen in Augsburg an. Was darin gestanden haben mag, wissen wir nicht, denn sie ist nicht mehr vorhanden, weder im Original noch in einer Abschrift, und es finden sich nirgends genauere Inhaltsangaben. Die zeitgenössischen Augsburger Chronisten thun des Ereignisses keine Erwähnung, es ist ihnen offenbar ganz unbekannt geblieben.*) Die Bestimmungen der Bulle müssen aber jedenfalls sehr unangenehm gewesen sein. Am 16. Februar 1482 ward in einer Ratsversammlung über „die päpstliche Gnad und Bull, so von Rom kommen ist, genugsamlich geredet und erfunden, daß männiglich sich dadurch nur mehr als zuvor im Gewissen beschwert fühlen möchte, und daß sie deshalb zur Zeit in Ruhe stehen gelassen und nicht verkündet werden solle,“ d. h. der Rat beschloß, wie wir etwa sagen würden, die „päpstliche Gnad und Bull“ einfach ad acta zu legen.

In dem Ratsprotokollbuche steht zu dieser Stelle, von der Hand eines Ratsschreibers, der ein paar Geschlechter später, in der Reformationszeit lebte, am Rande geschrieben, folgende Notiz: „nota das dise guten Herren zur Zeit,

---

*) Vgl. übrigens A. P. Gasser bei J. B. Mencken, Script. rerum Germanic. Bd. I, 1695.

do Luther noch nit geschriben, des Babsts Schalkhait gefült, derselben aber nit statgeben wöllen.“ Damit sind freilich die Anschauungen einer spätern Zeit in die frühere hineingetragen.

Was die von Rom übersandte Bulle bezweckte, darüber bestanden ja wohl bei niemand Zweifel: es wurde damit dem Rate ein Wink gegeben, die Mittel zum Erwerb einer andern mit günstigern Bedingungen recht bald flüssig zu machen. Allein die Augsburger Herren im Jahre 1482 waren doch nicht so verwegen, hierbei eine Schalkheit des Papstes vorauszusetzen oder überhaupt sich über die Sittlichkeit seiner Handlungsweise Gedanken zu machen. Für sie hatte der Papst das unzweifelhafte Recht, dergleichen Dispense zu erteilen oder zu verweigern, es war dies in ihren Augen ein legitimer Besitz, womit er völlig nach seinem Belieben schalten und walten konnte. Wollte er ihn verkaufen, so blieb nichts übrig, als den Preis zu zahlen, und es galt nur zu erwägen, wieviel das Ding wert sei. Wenn man von Rom aus den Augsburgern, um ihnen den hohen Wert einer päpstlichen Licenz einleuchtender zu machen, Schwierigkeiten bereitete, so war das freilich unbequem, aber nicht zu ändern, und die Herrn vom Rat nahmen die Thatsache einfach als solche hin, ohne Kritik daran zu üben. Es ist gewiß keiner unter ihnen auf den Gedanken geraten, über die Frage, ob der Handel sittlich oder unsittlich sei, Überlegungen anzustellen. Anderseits machten sie sich allerdings auch nicht das geringste Gewissen daraus, die unbequeme Bulle ohne Umstände zu unterdrücken; die Sache erschien ihnen eben im Lichte eines Handelsgeschäfts, nicht als religiöse Angelegenheit. Doch wurde in der erwähnten Ratssitzung vom 16. Februar 1482 zugleich der Beschluß gefaßt, daß nach einer Bulle, wie die von München eine hätten, getrachtet werden sollte. Die fürsichtigen und weisen Herren sahen ein, daß eine baldige Regelung der Frage rätlich sei.

Hierzu kam noch ein andres Ereignis, das ungefähr um die nämliche Zeit oder um weniges später eintrat. Das Augsburger Domstift hatte nämlich, aus Furcht vor der mächtig aufstrebenden Stadt, 1475 ein veraltetes Statut erneuert, das für alle Zukunft die Zulassung von Augsburger Bürgerssöhnen zum Kapitel verbot, und für diesen Beschluß von Papst Sixtus IV. eine Bestätigungsbulle erworben. Trotzdem gelang es dem Sohne eines reichen Augsburger Handelsherrn, Bernhard Arzt, der Geistlicher war und auch sonst alle Erfordernisse dazu besaß, sich von demselben Papste eine Domherrnpfründe in Augsburg auszuwirken. Das Kapitel verweigerte ihm die Aufnahme und berief sich auf das erwähnte Statut und die Bulle, die es sanktionirt hatte. Dies geschah 1482. Nun mischte sich die Stadt ein, deren Interessen ja ebenfalls entschieden verletzt waren, indem sie eifrig die Partei ihres Bürgerkindes ergriff; und daraus entspann sich ein langjähriger erbitterter Streit mit dem Domkapitel, wobei das Ausstehen einer befriedigenden Ordnung der Fastenvorschriften für den Rat eine Quelle von mancherlei Verlegenheiten war.

Denn dem feindlich gesinnten Teile der Geistlichkeit stand so lange ein bequemes Mittel zur Verfügung, ängstliche Gemüter zu verwirren und überhaupt unter der Bürgerschaft Beunruhigungen zu erregen.

Als sich daher Bernhard Arzt, der eine lange Reihe von Jahren in Italien studirt hatte und mit den italienischen Verhältnissen ziemlich bekannt war, nach Rom begab, um seine Sache dort in Person zu betreiben, wurde er von der Stadt beauftragt, zugleich für eine endgiltige Lösung jener andern Schwierigkeit zweckdienliche Schritte zu thun. Am 24. Januar 1483 schrieb ihm der Rat, für die Zurücknahme der päpstlichen Bulle, kraft derer jenes ärgerliche Kapitelsstatut bestätigt worden war, sei man in Augsburg bereit, 100 bis 200 Dukaten zu zahlen; ein Dispens aber bezüglich der Fastenspeisen in der Art, wie Herzog Albrecht von Baiern einen habe, dürfe 50, 60, ja bis in die 100 Dukaten kosten. Doch möge Arzt beileibe nicht merken lassen, daß die Stadt selber sich darum bemühe; er solle vielmehr thun, als ob er selbst, ganz aus eignem Antriebe und nur um die Augsburger mit einem Freundschaftsdienste zu überraschen, die Sache in Anregung bringe. Die Herren von Augsburg fürchteten, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, eine Steigerung im Preise, sowie es bekannt werde, daß die berühmte Reichsstadt selber als Käuferin auf den Plan trete. Wenn sie sich indes wirklich in der Hoffnung wiegten, mit dergleichen Manövern in Rom Erfolge zu erzielen, so waren sie hinsichtlich der Art und Weise, wie man dort Geschäfte betrieb, noch in irrtümlichen Vorstellungen befangen.

Gegen Ende Mai oder Anfang Juni 1483 kehrte Bernhard Arzt nach Augsburg zurück, ohne das mindeste ausgerichtet zu haben. Der Rat beschäftigte sich am 7. Juni eingehend mit der Angelegenheit, und es kam dabei natürlich auch die Frage, wie man „ain Bull, ayr, schmaltz und ander gemilchets zu verpotten tagen zu essen erlangen möchte,“ zur Verhandlung. Bernhard Arzt erschien persönlich in der Sitzung, um seine Ansichten und Erfahrungen darzulegen, wie er denn, als vornehmster Interessent, auch späterhin noch mehrfach zu Rate gezogen ward. Von demjenigen Teile seiner Ratschläge, der sich auf die Hauptsache bezog, d. h. auf die Frage, wie das Verbot der Aufnahme von Bürgerssöhnen in das Domkapitel beziehentlich die päpstliche Bestätigungsbulle desselben „abzutreiben“ sei, sind noch einige ausführlichere Aufzeichnungen vorhanden; hinsichtlich des ersehnten Fastendispenses dagegen findet sich nur ein kurzer Satz, worin freilich im Grunde alles Wesentliche mitgeteilt ist: „Item Umb die Bull vastenlicher Speyss halben sind erfordert 300 Ducaten.“

Außerdem wird Arzt seinen Freunden auch sonst über römische Verhältnisse einige belehrende Aufklärung erteilt haben, namentlich wird er ihnen gesagt haben, daß man es in der Hauptstadt der abendländischen Christenheit mit weltkundigen und geschäftsgewandten Männern zu thun habe, denen mit unwahrscheinlichen Vorspiegelungen wenig abzugewinnen sei.

Die Summe, die in Rom gefordert wurde, war übrigens viel Geld. Die gesamten städtischen Ausgaben im Jahre 1483 beliefen sich auf nicht viel über 15 000 Dukaten; ein Mehr von 300 Dukaten fiel da schon stark ins Gewicht, und zu einem solchen Opfer war der Rat noch nicht bereit sich zu entschließen.

Im Herbst 1483 zogen zwei Augsburger Abgesandte nach Rom, ein Ratsherr und ein Geistlicher, die unter anderm auch den Auftrag hatten, den gewünschten Fastendispens möglichst billig zu erhandeln. Am 23. Dezember 1483 schrieb der Rat, sie möchten allen Fleiß daran setzen, um den genauesten Preis zu erforschen („bey was gellt es zum nächsten zu erlangen wär"), und die Mahnung ward in einem Schreiben vom 25. Februar 1484 noch einmal angelegentlichst in Erinnerung gebracht. Allein die Gesandten kamen im Frühjahr wieder nach Augsburg, und die Sache rückte nicht von der Stelle.

Den 12. August 1484 starb Sixtus IV., doch der neue Papst, Innocenz VIII., zeigte sich nicht gefügiger. Die Stadt hatte damals als Sachwalter und Vertrauensperson in Rom einen geistlichen Herrn, Magister Paul Koler, Pfarrer von Egk, bestellt, der gleich für mehrere Jahre seinen Wohnsitz dort aufschlug. Dieser meldete in einem Berichte vom 17. April 1485, Papst Innocenz wolle sich auf eine Dispensbulle, wie man sie in Augsburg begehre und die die Angelegenheit zu einem endgiltigen Abschluß bringe, durchaus nicht einlassen. Er mache vielmehr einen andern Vorschlag: jeder Bewohner der Stadt möge für seine eigne Person einen Ablaß kaufen, wobei als Maß der Zahlung der Geldwert der Nahrung, die jeder an einem bestimmten Tage im Jahre zu sich nehme, anzusehen sein sollte. Die eine Hälfte von dem auf diese Weise eingehenden Gelde sollte dann zum Bau und zur Erhaltung der Augsburger Kirchen, die andre Hälfte zur Erneuerung der St. Petersbasilika in Rom verwendet werden: für seinen Teil aber beanspruche der Papst mindestens 400 Dukaten und für die Ausfertigung der Bulle noch einmal 100 Dukaten obendrein.

Auf diese Bedingungen konnte und wollte man in Augsburg selbstverständlich nicht eingehen, schon deshalb nicht, weil sich daraus aller Voraussicht nach eine dauernde und regelmäßige Abgabe an Rom oder doch wenigstens Ansprüche auf eine solche entwickelt haben würden, die dann wieder hätten abgekauft werden müssen. Die Herren scheinen indes doch allmählich zu der Einsicht gelangt zu sein, daß mit weiterm Zögern und Aufschieben nicht nur nichts zu gewinnen sei, sondern der Preis der Bulle sich eher noch steigern werde. Auch hatten sie unterdessen infolge der Gesandtschaften, die nach Rom geschickt, und der Verhandlungen, die dort geführt worden waren, reichlich Gelegenheit gehabt, sich an größere Nebenausgaben zu gewöhnen. So waren z. B., ganz abgesehen von einer Menge kleinerer Posten, im Jahre 1484 den 24. Januar 100, den 3. April 280, den 9. Juli 102, und 1485 den 22. Januar 304½, den 7. September 84 und den 8. Oktober 105 Dukaten von Augsburg nach Rom gezahlt worden. Das härtete allmählich ab. Kurz, man raffte sich endlich

zu einem Entschlusse auf, und am 7. Dezember 1485 ging im Auftrage des Rates durch Ulrich Fugger ein Wechsel für 2000 Dukaten nach Rom.

Wie viel davon zum Erwerbe der Dispensbulle verwendet wurde, ist nicht ersichtlich.*) Ein Teil, vielleicht sogar der größte Teil des Geldes war sicherlich dazu bestimmt, in dem Streite mit dem Kapitel unter den maßgebenden Persönlichkeiten zu Rom eine der Stadt günstige Stimmung zu erwecken. Doch sind zu diesem Zwecke auch später noch große Summen ausgegeben worden, z. B. gleich im Dezember des folgenden Jahres, 1485, abermals 2000 Dukaten, und die Stadt hat gleichwohl in diesem Handel kein Glück gehabt. Die Fastenfrage aber geriet doch endlich in Fluß.

Im Frühjahr 1486 langte in Augsburg eine päpstliche Dispensbulle an, die in jeder Beziehung befriedigen konnte. Vom 20. April 1486 datirt, bestimmt sie, daß sämtlichen Bewohnern der Stadt fortan für ewige Zeiten an allen Fasttagen, mit einziger Ausnahme des Karfreitags, der Genuß von Eiern, Butter, Schmalz, Käse und sonstigen Milchspeisen erlaubt sein sollte; und zum Schlusse ward jedem, der sich etwa unterfangen würde, ihnen darin etwas in den Weg zu legen, in regelrechter Form der Zorn des Allmächtigen und der heiligen Zwölfboten Petrus und Paulus angedroht.

Damit war die Frage zu einer allerseits befriedigenden Lösung gediehen, und es ist nie wieder der Versuch gemacht worden, den Augsburgern die ältern, strengern Fastenvorschriften aufzudrängen.

*) Ein Augsburger Chronist, der allerdings 80 bis 90 Jahre später schrieb, Ach. Pirm. Gasser, spricht von 400 Goldgulden, quadringentis nummis aureis (bei Mencken, Script. Rer. Germ. Bd. I, S. 1695); das wären etwa 300 Dukaten, also die Summe, die schon mehrere Jahre vorher B. Arzt als Preis einer Dispensbulle genannt hatte. Doch liegt dieser Angabe Gassers, der auch sonst den Hergang nicht ganz richtig darstellt, wohl eine Verwechslung zu Grunde. Die Summe, die thatsächlich für die Bulle gezahlt wurde, ist wahrscheinlich viel größer gewesen.

Nationalzeit, örtliche oder Weltzeit?

Von C. J. Böttcher

Die Frage, die hier besprochen werden soll,*) scheint auf den ersten Blick mehr vor die Sternwarten oder allenfalls vor die Hamburger Seewarte zu gehören als vor die Leser dieser Blätter. Aber hoffentlich gelingt es mir, zu zeigen, daß dieser Gegenstand, dem in den letzten Jahren die Regierungen fast aller Länder des Erdballs eine ernste Aufmerksamkeit zugewendet haben (in zwei großen Kongressen in Rom 1883 und in Washington 1884), zwar für die Astronomie, die Geographie und selbst die Geschichte bedeutsam genug ist, daß er aber seine eigentliche und hauptsächliche Wichtigkeit gerade im wirtschaftlichen Volksleben äußert, in Handel und Schiffahrt, Eisenbahnwesen und Telegraphie.

Wie die Frage nach der Uhrzeit schon in die gewöhnlichsten Fälle unsers Alltagslebens eingreift, beweise hier nur ein Beispiel. Wir wollen von Leipzig nach Dresden fahren. Nach dem jetzigen Fahrplane führt hier der schnellste Zug abends 6 Uhr 15 Minuten ab und ist 8 Uhr 24 Minuten in Dresden; er fährt somit 2 Stunden und 9 Minuten. Wollen wir zur Rückfahrt wieder die schnellste Gelegenheit wählen, so bietet sich nur der Zug früh 8 Uhr 37 Minuten, der uns schon 10 Uhr 34 Minuten nach Leipzig zurückbringt, also in 2 Stunden weniger 3 Minuten. Demnach hätten wir zur Rückfahrt volle 12 Minuten weniger Zeit gebraucht, als zur Hinfahrt. Das wäre ein Zehntel der ganzen Fahrzeit, und mit Recht würde man fragen: Wozu diese sonderbare Ungleichheit hin und her?

Nun, es ist bekannt genug, daß diese Ungleichheit in Wahrheit gar nicht besteht. Die Fahrzeit ist beidemal genau dieselbe, nämlich 2 Stunden 3 Minuten, und daß wir bei der Hinfahrt nach Dresden scheinbar 6 Minuten später ankommen, bei der Rückfahrt scheinbar 6 Minuten früher, liegt bloß daran, daß in Dresden eine andre Uhr gilt. Das aber rührt wieder davon her, daß zu unsern Dresdner Landsleuten alle Morgen die liebe Sonne 6 Minuten früher kommt als zu uns.

Noch weit auffallender wird dieselbe Erscheinung beim Zurücklegen längerer Wege nach Ost oder West. Gesetzt, ein Berliner will nach Königsberg fahren.

*) Nach einem Vortrage, gehalten in der Gemeinnützigen Gesellschaft in Leipzig am 29. März 1889.

Digitized by Google

Vor der Reise hat er seine gute Taschenuhr richtig gestellt nach einer der schönen Normaluhren auf den Straßen Berlins, dann wird er auf jeder neuen Station der Ostbahn an der Trommeluhr auf dem Perron eine immer stärkere Abweichung von seiner Taschenuhr ablesen, und wenn er am Ziel ist, so wird diese Abweichung bis auf volle 28 Minuten oder eine halbe Stunde gestiegen sein. Vollends die Fahrt von Metz nach Königsberg dauert scheinbar 2 ganze Stunden länger, als die umgekehrte westliche u. s. w. Bekanntlich beträgt diese Uhrdifferenz für jeden Grad geographischen Längenunterschiedes 4 Zeitminuten, nämlich wenn man von Ost nach West ein viertelmal um die Erde herumgekommen ist, einen Vierteltagoder 6 Stunden, auf 15 Grad 1 Stunde, auf 1 Grad 4 Minuten.

Am wunderlichsten aber gehts im Telegraphenwesen zu. Eine Depesche, die etwa der Festungs-Kommandant von Königsberg punkt 12 Uhr an seinen Kollegen in Metz schickt, hat dieser schon Vormittag 11 Uhr nach Metzer Zeit, also scheinbar 1 Stunde früher, als sie aufgegeben wurde. Ja als ein im ostindischen Simla am Mittwoch früh 1 Uhr 55 Minuten aufgegebenes Telegramm in London Dienstag Abend 11 Uhr 47 Minuten eintraf, hatte der Telegraphenbeamte Recht, zu sagen: „Dieses Telegramm muß morgen aufgegeben worden sein.“*)

Daß solche Uhrdifferenzen, die sich unvermeidlich aller Orten zeigen, beschwerlich fallen müssen, weniger für die Reisenden, außerordentlich stark dagegen für die Verwaltungsbeamten, liegt auf der Hand. Abhilfe ist auch schon mannichfach versucht worden. Ganz England hat Greenwicher Zeit, ganz Italien die römische. Wie stehts aber bei uns und in Österreich?

Zur Zeit nicht eben zum Besten. Wir wollen von Leipzig aus eine Rundreise machen durch die Tiroler Alpen und durch die östliche Schweiz. Wir stellen vor der Abreise unsre Uhr, nicht an einer Normaluhr, denn die haben wir in Leipzig noch nicht, wir bekommen sie vielleicht einmal, wenn wir eine Drittel-Millionen-Stadt sein werden, aber statt dessen an unsrer alle Mittage sorgfältig geregelten Rathausuhr. Nun geht es südwärts. An der Bahnhofsuhr in Eger mit ihren dreierlei Zeigern wollen wir seufzend vorüberfahren. Aber schon in Baiern stimmt unsre Uhr nicht; dort gibt es Münchener Zeit, die gegen die unsre ein wenig zurück ist. Bei Kufstein, beim Eintritt in Tirol, müssen wir plötzlich wieder zurechnen, denn wir sind in das Gebiet der Prager Zeit eingetreten. Ein Spaziergang aus Trafoi über das Stilfser Joch bringt uns römische Zeit, und Tags darauf können wir in Graubünden sein, dort richtet sich die Post nach Berner Zeit, diese aber ist von der Prager Zeit, die wir vorgestern hatten, um ein halbes Stündchen verschieden. Es ist ein Leidwesen! Aber nicht etwa bloß im Auslande ist es

*) Hammer, Nullmeridian u. Weltzeit. Hamburg, 1888.

so, denn fahren wir über den Bodensee heim, so genießen wir in Friedrichshafen die Stuttgarter Zeit, und beim Austritt aus Württemberg, ohne daß eine Zollabfertigung oder sonst etwas den Reisenden aufmerksam machte, kommt plötzlich wieder baierische Zeit u. s. w.

Daß diese Mißstände auf die Dauer nicht erträglich sind, wird von allen gefühlt. Es haben denn auch nicht bloß Eisenbahn- und Telegraphen-Verwaltungen in ihrem innern Dienste schon manche Erleichterungen eingeführt, sondern es sind auch bereits durchgreifendere Maßregeln geplant worden.

Die Frage gehörte zu allererst vor das Forum der europäischen Gradmessung. Dieses von unserm General von Baeyer gestiftete Riesenunternehmen der europäischen Völkerfamilie, mit dessen Großartigkeit sich die sieben Wunderwerke des Altertums nicht entfernt messen können, wenn auch von ihm nichts weiter ins Auge fällt, als einige schlichte Steinpfeiler, in Leipzig die beiden auf dem Rundgange der Pleißenburg — diese europäische Gradmessung hatte schon 1870 für ihren Antwerpener Kongreß die Frage der Zeitmessung und die eng damit verbundene nach dem Nullmeridian für die geographischen Längen auf ihrem Programm. Der französische Krieg vereitelte die gute Absicht. Dann erwarb sich im Jahre 1883 der Senat der freien Stadt Hamburg das Verdienst, die Frage für den Gradmessungskongreß in Rom im Herbst 1883 wieder anzuregen. Die dort versammelten Astronomen, Geodäten und Nautiker machten die Sache im wesentlichen spruchreif, und nun waren die Regierungen imstande, auf diplomatischem Wege vorzugehen. 1884 folgten sie der Einladung der Vereinigten Staaten zur großen Meridiankonferenz von Washington.

Amtlich vertreten waren die folgenden 26 Staaten*): Brasilien, Chile, Columbia, Costarica, Dänemark, das Deutsche Reich, Frankreich, Guatemala, Großbritannien, Hawai, Italien, Japan, Liberia, Mexiko, die Niederlande, Österreich-Ungarn, Paraguai, Rußland, Salvador, San Domingo, Schweden, die Schweiz, Spanien, die Türkei, Venezuela, die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Es wurden folgenschwere Beschlüsse in Washington gefaßt, und zwar fast einstimmig. Und so steht denn den Bewohnern der Erde, vermutlich mit der Wende des Jahrhunderts, eine tief einschneidende Neuregelung unsers Zeitrechenwesens bevor.

Um aber dieser zukünftigen Ordnung gegenüber einen klaren und festen Standpunkt zu gewinnen, ist es unerläßlich, daß wir zunächst einen Blick werfen auf den gegenwärtigen Gesamtzustand unsrer Zeitrechnung, ja auch auf ihre geschichtliche Entwicklung und das Wesen alles Zeitmessens überhaupt. Wir wollen die Zeitrechnung prüfen einerseits auf ihre Sicherheit und Einfachheit anderseits auf ihre Einheitlichkeit oder auf den Bereich ihrer Geltung.

---

*) Th. v. Oppolzer, Über Weltzeit. Ein Vortrag, 1885.

Zunächst die Sicherheit unsrer Zeitrechnung. Wir sagen aus dem Kopfe: Heute haben wir Freitag, den 29. März 1889, und ferner, indem wir die Uhr ziehen: jetzt ists $^3/_4$ auf 9 Uhr. Es plagt uns nicht der leiseste Zweifel, wenn wir das sagen, sondern wir sagen mit derselben Sicherheit: Es ist der 29., als ob wir sagten: es regnet. Mit jedem neuen Morgen, wenn wir an die Arbeit gehen, zählen wir einen neuen Tag. Und außerdem haben astronomische Wissenschaft und Herrschergewalt im Bunde schon längst ein zweifaches Geschäft zum Abschluß gebracht: nämlich einerseits die Tage zusammengefaßt in größere Gruppen (Wochen, Monate, Jahre), anderseits den Tag selbst eingeteilt in kleinere Bruchteile.

„Das eine Geschäft heißt Chronologie, sein Werkzeug ist der Kalender; das andre heißt Horologie, sein Werkzeug ist die Uhr." *) Kalender und Uhr hat jedermann zur Hand und fühlt sich so völlig geborgen.

Ein glücklicher Zustand. Aber so ist es nicht immer gewesen. Im Talmud ist uns ein merkwürdiger Brief aufbewahrt**), den der Rabban Gamaliel, der milde Lehrer des Apostels Paulus, an die Juden zu Babylon und in Medien richtet. Er lautet: „Wir machen euch hiermit bekannt, daß wir, da die Tauben zum Opfer zu zart und die Lämmer zum Passah noch zu jung sind, im Verein mit unsern Amtsgenossen für nötig erachtet haben, dem Jahre dreißig Tage zuzulegen." Dies erfuhren also die babylonischen Geschäftsinhaber ganz kurz vor dem Eintritt des Schaltmonats. Fast noch merkwürdiger sind Briefe des Cicero aus Kleinasien an seinen Freund Atticus und andre Bekannte in Rom. Er schreibt***): Täglich flehe ich, daß heuer kein Monat eingeschaltet werde. (Er hatte nämlich den sehnlichen Wunsch, heimzukehren.) Und an andrer Stelle†) legt er dem Atticus nahe, ob er nicht bei den Pontifices ein übriges thun könne, die Einschaltung zu hintertreiben. Und doch war dieser über den etwaigen Schaltmonat völlig im unklaren befindliche Briefschreiber kein weltfremder Privatmann, sondern der Statthalter einer großen römischen Provinz. Man versuche einmal, sich vorzustellen, ein preußischer Oberpräsident hätte keine Ahnung davon, ob das laufende Jahr 360 oder 390 Tage haben würde!

Aber auch nachdem das großartige Geschenk, das mit weitem Blick Julius Cäsar den fernsten Geschlechtern durch seinen Julianischen Kalender (seit dem 1. Januar 45 v. Chr.) gemacht hatte, in Besitz genommen war, und die zweite römische Weltherrschaft, die päpstliche, diesen Kalender dem ganzen Abendlande überliefert hatte, auch nachdem (532 n. Chr.) der Abt Dionys die Jahreszählung von Christi Geburt an durchgesetzt, und nachdem Papst Gregor (1582) die kleine noch nötige Kalenderverbesserung eingeführt hatte, die dann auch die

*) W. Förster, Sammlung wissenschaftlicher Vorträge 1. Bd. S. 69.
**) L. Ideler, Handbuch der Chronologie 1. Bd. S. 571. Sanhedrin Bl. 11 S. 2.
***) Ad divers. VII, 2. Ideler 2. Bd. S. 117.
†) Ad Attic. V, 9. Ideler S. 115.

Protestanten endlich, endlich annahmen, blieben doch der mannichfaltigsten Unsicherheiten noch immer genug übrig. Die Jahresanfänge z. B. (am 1. Januar, oder zu Weihnacht, oder zu Mariä Verkündigung, oder zu Ostern) haben geschwankt bis ins vorige Jahrhundert hinein, ein wahres Kreuz für den Geschichtsforscher. Und vollends die Stundenteilung ist erst in unserm Jahrhundert in Ordnung gekommen. Unser Geschlecht lebt rasch, und kein Mensch würde es heute glauben, wenn es nicht der berühmte Physiker Arago berichtete, daß man noch bis 1816 in Paris, der Weltstadt, eine volle halbe Stunde hinter einander von den verschiednen Türmen der Stadt dieselbe Stunde konnte schlagen hören. In dem schön geordneten System unsers Kalender- und Uhrenwesens haben wir die reife Frucht eines Jahrtausende langen Wachstums, eines mühevollen Ringens vieler bedeutenden Männer dankbar zu verehren.

Wollen wir nun fragen, ob Änderungen an diesem System noch weiter zulässig oder wünschenswert seien, so müssen wir untersuchen, ob dieses System mehr oder weniger zufällig, oder ob es mit Notwendigkeit geworden und gewachsen ist.

Im Anbeginn aller Kultur giebt es überhaupt kein Zeitmaß. Wenn im Urzustande der Völker der Jäger, der Hirt abends schlafen konnte und früh etwas zu essen fand, so war er zufrieden. Und doch prägt sich schon in diesem Wechsel von Schlafen und Wachen der ewige Rhythmus aus, den das Tagesgestirn, die Sonne, in das Leben und Weben der Menschen immer gebracht hat und immer bringen wird.

Frühzeitig sind sich denn auch die Menschen dieses Rhythmus bewußt geworden und damit übergetreten aus der zeitlosen Periode in die Periode der wahren Sonnenzeit. Aus dem ehrwürdigen Anfangskapitel der Genesis klingt es zu uns herüber: So ward Abend und ward Morgen, der erste Tag — und weiter: Gott machte zwei große Lichter, ein großes Licht, das den Tag regiere, und ein kleines Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne. Und das kleine Licht, der Mond, regierte nicht bloß die Nacht, sondern gab durch den Wechsel seiner Sichelgestalt die erste Taggruppe, den Monat (der ja in unsrer Sprache auch selber geradezu Mond genannt wird), und das Viertel der Mondperiode: die siebentägige Woche. Später kam dazu die Einsicht in den Wechsel der Jahreszeiten und die Einführung des Sonnenjahres. Auch griechische Weise nennen darum Sonne, Mond und die Sterne die „Organe" der Zeit.

Bei dieser wahren Sonnenzeit ist es geblieben Jahrtausende lang. Denn ob die Juden ihren Tag mit Sonnenuntergang begannen, die Römer und wir um Mitternacht (die Astronomen und Seefahrer, wie ich hier einschalten will, um Mittag), ob man die Nacht in Nachtwachen, Vigilien, oder sonstwie einteilte, immer waren doch Auf- und Untergang und der Gipfelstand der Sonne maßgebend. Schattenlängen, Schattenrichtungen an Sonnenuhren, zu denen

sogar die ägyptischen Pyramiden zu gehören scheinen, haben die Zeit bestimmt bis in die jüngsten Tage herein.

Erst unserm Jahrhundert war es vorbehalten, eine Verfeinerung der Zeitmaße auch für das bürgerliche Leben durchzuführen. Das kann man unserm ebenso gepriesenen wie geschmähten Jahrhundert nicht abstreiten, daß erst in ihm der unschätzbare Wert der Zeit für alle und für jeden wirklich zur Geltung gebracht worden ist, nicht bloß in dem einseitigen Sinne des Time is money, sondern auch in dem höhern, daß unsre ganze Lebensdauer mit all ihrem Streben und Hoffen aus Zeit besteht, weshalb ja in Goethes pädagogischer Provinz den Uhren die wichtigste Rolle zugewiesen ist. Je weiter nämlich die Arbeitsteilung im wirtschaftlichen Leben fortschritt und pünktliches Eingreifen vieler Kräfte in einander forderte, desto dringender wurde das Verlangen laut, ein genaues gleichförmiges Zeitmaß zu besitzen. Denn daß die natürlichen Sonnentage von Mittag zu Mittag ganz beträchtliche Verschiedenheiten ihrer Dauer aufweisen, war nicht verborgen geblieben.

Man wollte ein sogenanntes absolutes Zeitmaß. Ich muß hier vorbeigehen an der philosophisch wie mathematisch und naturwissenschaftlich gleich anziehenden Frage: Giebt es überhaupt ein absolutes, ein schlechthin unveränderliches Zeitmaß? Nur weniges will ich darüber andeuten. Daß unsre Seele unfähig ist, ohne Hilfe äußerer Eindrücke Zeitlängen abzuschätzen, erfahren wir täglich. Denn das einemal wird jemand gewahr, die Zeit sei ihm „verflogen, er wisse nicht wie,“ ein andermal wird ihm die Zeit „wer weiß wie lang.“ Für ein absolutes Zeitmaß braucht man äußere Erscheinungen, braucht man namentlich periodisch wiederkehrende Bewegungen, Kreisläufe oder Schwingungen. Viele dergleichen hat man versucht, die besten sind die des Pendels, von dem großen Huyghens 1657 eingeführt, und die der Spiralfeder in unsrer Taschenuhr und im Seechronometer. Aber auch diese wieder müssen schließlich verglichen werden mit einem konstanten Zeitmaße. Dieses konstante Zeitmaß ist nur vom Himmel zu holen, weswegen für alle Zeit die Astronomie die Wächterin unsrer Chronologie bleibt. Aber nicht der dehnbare Sonnentag ist dieses Zeitmaß, sondern der Sterntag, d. h. die Zeit, während deren irgend ein Fixstern, z. B. das Deichselende am Himmelswagen, wieder an seine vorige Stelle zurückkehrt. Dieses geschieht im gemeinen Jahre 366mal, im Schaltjahre 367mal; während die Sonne, die ein wenig langsamer ist, im Jahre genau einen Umlauf weniger macht, nämlich die bekannten 365 oder 366 Umläufe. Nach der wahren Weltansicht ist der Sterntag die Dauer eines einmaligen Umschwunges des Erdballes.

Gleichförmige Sternzeit giebt die Hauptuhr einer Sternwarte, die gleichförmige Sternzeit war schon den ältesten griechischen Astronomen wohl bekannt. Gleichwohl hat man niemals versucht, dieses wissenschaftlich beste Zeitmaß, den Sterntag, auch ins bürgerliche Leben einzuführen. Das natürliche Gefühl der Menschen, die mit der Sonne aufstehen und an die Arbeit

gehen, mit der Sonne sich zur Ruhe begeben, würde gar zu stark dadurch verletzt werden. Dagegen hat man, immer die Sternzeit als Regulator benutzend, in geistvoller Weise eine mittlere Sonne sich ausgedacht, die immer so wenig wie möglich (im Maximum bis zu einer Viertelstunde) von der wahren Sonne im Laufe abweicht, jedoch jahraus jahrein mit gleichförmiger Geschwindigkeit ihre Bahn durchmißt. So entstand die mittlere Sonnenzeit, die jetzt bei allen Kulturvölkern herrscht. Nicht als ob sie eben erst erfunden worden wäre. Schon Ptolemäus benutzt sie, wenn er mit dem Wörtchen ἀκριβῶς (genau genommen) von den landläufigen Stunden zu den gleichmäßig eingeteilten übergeht. Die große That unsers Jahrhunderts ist es nur, der mittlern Zeit zum völligen Siege im Alltagsleben verholfen zu haben.

Somit dürfen wir sagen, daß unsre Uhrrechnung, was Sicherheit und Einfachheit angeht, jede billige Anforderung der Wissenschaft wie des Lebens befriedigt, und auch von ihr wie vom Gregorianischen Kalender gilt das Wort Keplers: Auf Jahrhunderte hinaus genügt er, und für spätere Zeiten wollen wir nicht sorgen.

Also bleibt nur noch die eine Frage übrig: Inwieweit ist es möglich, die Zeitrechnung einheitlich für möglichst viele zu gestalten?

Noch in den dreißiger und vierziger Jahren, als man sich von Trier bis Königsberg drei Wochen lang in der Kutsche rütteln ließ, genoß man unterwegs die nötige Muße, sich in die Uhr jedes einzelnen Ortes hinzufinden, damals gab es kein dringendes Bedürfnis nach einer Einheit der Uhrzeit. Das änderte mit einem Schlage die Erfindung der Dampfschiffe, der Eisenbahnen, der Telegraphie. Die Uhrkontrole war jetzt keine theoretische Frage mehr, auch keine Frage der Bequemlichkeit, nein, wichtige wirtschaftliche Interessen standen auf dem Spiele, es ging sogar ans Leben, denn es galt, Zusammenstöße zu vermeiden, zu Lande wie zu Wasser.

Der bunten Verschiedenheit unsrer Bahnhofsuhren gegenüber ist man nun schnell mit dem guten Rate zur Hand gewesen: Schafft eine gemeinsame Uhrzeit durchs ganze Reich, wie es mit der gemeinsamen Münze, mit Maß und Gewicht so glatt und hübsch gegangen ist!

Das klingt einfach, ist aber unmöglich. Italien kann das, denn es erstreckt sich hauptsächlich von Nord nach Süd, Schweden kann es auch, selbst England, obwohl dieses sehr bezeichnender Weise für Irland eine besondre Zeit eingeführt hat. Aber wir im deutschen Reiche? Nehmen wir einmal an, wir hätten z. B. alle Berliner Uhr, dann würden für Memel und Metz Abweichungen von 30 bis 40 Minuten von der jetzigen dort üblichen Zeit sich ergeben. Dazu kommt, daß diese mittlere Ortszeit schon ihrerseits bis zu einer Viertelstunde der wahren Sonne am Himmel untreu wird, und, was das schlimmste ist, daß diese Abweichung durchaus nicht unveränderlich ist, sondern das Jahr hindurch fortwährendem Wechsel unterliegt. Die Folge würde sein, daß der

Nachmittag, der dem Vormittag gleich sein soll, z. B. in Memel bald 1¼ Stunde kürzer wäre als der Vormittag (nämlich zur ungünstigsten Zeit, im November), bald wieder (im Februar) nur um ½ Stunde kürzer, und das alles blos dem Reiseverkehr zu Liebe. Nun aber ist doch, Gott sei Dank, noch für alle Menschen das Reisen die Ausnahme, das Bleiben am Orte die Regel, ferner sind die meisten Menschen doch Landbewohner und der Natur nicht so heillos entfremdet wie wir Städter, sie leben mit der Sonne, teilen ihre Arbeit ein nach Vormittag und Nachmittag. Ja selber in den Städten würden manche Gewerbe, die z. B., wie die Maurer, mit einer bestimmten Uhrzeit die Arbeit beginnen, sie aber nach natürlicher Zeit, nämlich beim Dunkelwerden, beendigen, einer fortwährenden ärgerlichen Schwankung der Arbeitsdauer unterworfen sein. Soll nun all den Millionen ein arger Zwang aufgebürdet werden, nur einer kleinen Bequemlichkeit im Verkehrswesen zu Liebe? Das ginge nicht an.*)

Diesen Erwägungen hat denn auch die königlich preußische Eisenbahnverwaltung von jeher beigepflichtet und sich willig der großen Mühe unterzogen, alle Fahrpläne von Ort zu Ort für die dortige Uhr umzurechnen — eine Mühe, von der das Publikum gar nichts merkt, denn dieses findet zu seiner Befriedigung an der Bahnhofsuhr ganz dieselbe Zeit, wie drinnen in der Stadt an der Kirchturmuhr, der Küstriner Bürger Küstriner Zeit, der Dirschauer Dirschauische u. s. w. Kurz, eine deutsche Nationalzeit ist unmöglich. Auch hat sich von den gewichtigen Stimmen, die sich in dieser Frage geäußert haben — Professor Struve d. j. in Pulkowa, Professor Oppolzer in Wien, Professor Förster in Wien, Professor Hammer in Stuttgart Professor Weiß in Wien —, keine einzige für die Nationalzeit ausgesprochen.

Selber die Yankees, deren praktischer Sinn uns bis zum Überdruß vorgehalten wird, sind auf diesen sogenannten praktischen Gedanken der Nationalzeit nicht verfallen. Dagegen haben die nordamerikanischen Eisenbahndirektionen für ihre endlosen Strecken, z. B. für die Pacificbahn, eine Einrichtung geschaffen, die für deutsche Begriffe freilich sehr oberflächlich durchdacht erscheint, nämlich Eisenbahnuhren mit „Regional"-Zeiten, die ruckweise je eine volle Stunde überspringen. Der Wunsch war, daß auch alle bürgerlichen Zeiten sich diesen Eisenbahnuhren anschließen sollten; doch wird der ganze Plan an der Ungeheuerlichkeit scheitern, daß nahe Nachbarn dann nicht wissen werden, ob sie eine Stunde früher oder später rechnen sollen.

Nein, auf die Dauer ist es bei dem mächtig, unaufhaltsam wachsenden Völkerverkehr überhaupt nicht möglich, irgend welche Normal- oder Nationalzeiten aufrecht zu erhalten. Darum bleibt zuletzt nichts andres übrig, als folgender kühne Gedanke: alle Völker des Erdenrundes bilden eine einzige große

*) Ausführlicheres hierüber siehe in den beiden Vorträgen W. Förster's: 1. Zur Beurteilung einiger „Zeitfragen," insbesondre gegen die Einführung einer deutschen Normalzeit. Berlin, Janke, 1881. 2. Ortszeit und Weltzeit. Berlin, Moser, 1884.

Familie, diejenigen Dinge, welche sie gemeinsam angehen, sollen sie auch regeln nach einer ihnen allen gemeinsamen Zeit, einer Weltzeit. Ob dann der russische oder der nordamerikanische Astronom den seltenen Vorbeigang der Venus vor der Sonnenscheibe beobachtet, beide sollen, was sie gesehen haben, nach derselben Zeit registriren; alle Schiffe auf allen Meeren sollen dieselbe Zeit auf den Uhren und in ihren Tagebüchern führen.

Was für eine soll das nun sein? Dazu ist es zuerst nötig, einen Nullmeridian festzusetzen. Zur Schonung der nationalen Eitelkeit, namentlich der französischen, hat man in der That ernstlich versucht, einen sogenannten neutralen Anfangsmeridian aufzufinden; aber man ist bald davon zurückgekommen, auch die Franzosen selbst. Ein einziger Nullmeridian kann überhaupt in Betracht kommen: der der Londoner Sternwarte Greenwich, die zwei Jahrhunderte hindurch für die Astronomie und Schiffahrt mehr gearbeitet hat als die andern alle. Die Wahl des Greenwicher Meridians und der Greenwicher Zeit für alle Völker ist somit, wie Professor Struve sehr schön, ohne allen russischen Nationaleigensinn, ausgeführt hat, nur ein schuldiger Dankeszoll an die Bradley, Herschel u. a. Es ist aber auch diese Wahl die einzige aussichtsvolle, denn jetzt schon sind alle Schiffer, auch unsre deutschen, völlig vertraut mit den Greenwicher Einrichtungen. In unserm Hafen Swinemünde verkündet der dumpfe Schlag des Zeitballes den Ostseeschiffern auch den Mittag von Greenwich; und von den sämtlichen Seekarten, die auf weitern Fahrten gebraucht werden, sind schon jetzt neun Zehntel auf den Greenwicher Meridian bezogen. Und so lauten denn die folgenschweren Beschlüsse II, IV und V der im Eingang erwähnten Oktoberkonferenz zu Washington*):

Die Konferenz schlägt den hier vertretenen Regierungen vor, als Ausgangsmeridian für Längen den anzunehmen, der durch den Mittelpunkt des Meridianinstrumentes der Greenwicher Sternwarte geht. [Angenommen mit 22 Stimmen, also fast einstimmig, wie auch die folgenden Beschlüsse.]

Die Konferenz schlägt vor, für alle Aufgaben, für die es zweckmäßig erscheinen könnte, einen Universaltag anzunehmen, der aber [dieser Zusatz ist wichtig!] in keiner Weise den Gebrauch von Lokal- oder andrer Normalzeit beeinträchtigen soll, wo solche vorzuziehen ist.

Dieser Universaltag soll ein mittlerer Sonnentag sein; er soll für die ganze Welt um Mitternacht des Ausgangsmeridians beginnen. [Die Astronomen und Geodäten in Rom hatten als Anfang den ihnen gewohnten Mittag festgehalten; die Regierungsvertreter in Washington sind in richtigem Takt zu der üblichen bürgerlichen Zählweise von Mitternacht ab zurückgekehrt.] Sonach fällt der Universaltag mit dem bürgerlichen Tag und dem (Gregorianischen) Datum unter jenem Meridian zusammen; die Stunden des Universaltages sollen von 0 bis 24 fortgezählt werden.

Kurz, die jetzige englische Zeit soll Weltzeit werden für die ganze Erde. Ob dann in Berlin ein Telegramm aus Samoa oder aus Sansibar ankommt,

*) Otto Struve, Die Beschlüsse der Meridiankonferenz. Petersburg, Buchdr. d. kaiserlichen Akademie, 1885.

aus dem Dienstvermerk läßt sich dann unmittelbar ersehen, wie viel Minuten es unterwegs gewesen ist, und der aufnehmende Beamte in Berlin hat es nicht mehr nötig, alle möglichen fremden Zeiten, die oft nicht einmal sicher bekannt sind, umzurechnen, sondern hat nur eine einzige Zahl im Kopfe zu behalten, um die Weltzeit in Berliner Zeit zu übersetzen. Ebenso in jedem andern Orte. Wir Leipziger z. B. haben dann nach den Bestimmungen unsers verstorbenen Astronomen Bruhns immer nur 49 Minuten 34½ Sekunden, also fast genau 50 Minuten zuzufügen, so wird aus Weltzeit Leipziger Zeit.

Wenn wirklich der Vorschlag Professor Struves durchdringt, so wird mit der Wende des Jahrhunderts der weltbeherrschende Nautical Almanac, der jetzt noch von Mittag zu Mittag rechnet, die neue Zeit annehmen, und dann in allem innern Dienst der Astronomen, der Geodäten, der Nautiker, der Eisenbahn- und Telegraphenbeamten ausschließlich die Weltzeit gebraucht werden. Wie aber soll es alsdann im bürgerlichen Leben gehalten werden?

Nun, da die Nationalzeit hat zurücktreten müssen, so sind nur noch zwei Wege offen. Entweder behalte jeder Ort, wie bisher bei uns Norddeutschen, seine eigne örtliche Zeit: die Dienstuhr also nur drinnen im Dienstzimmer, außen auf dem Perron aber dieselbe Uhr wie drinnen in der Stadt! Oder aber: alle Ortszeiten werden völlig weggewischt und ausgelöscht, und alle Menschen gezwungen, auch im täglichen Thun und Treiben sich nach der Weltzeit zu richten.

Der letzte Vorschlag hat, ich kann nur sagen leider, einen eifrigen Verteidiger gefunden in dem verstorbenen Astronomen Oppolzer in Wien.*) Doch hat er keine Aussicht, von den Deutschen angenommen zu werden. Alle Gründe gegen die Normalzeit gelten im verstärkten Maße auch gegen die Weltzeit im Alltagsleben. Wer wird am hellen Morgen eines Familienfestes Lust haben, darum ein paar Stündchen mit der Feier zu warten, weil es an der Greenwicher Uhr noch nicht so weit ist? Ja für solche Orte, die weiter von Greenwich entfernt sind, käme es bei diesem Vorschlage zuletzt dahin, daß jemand ein Datum, sogar sein Neujahr, statt in ernster Mitternacht zu irgend einem Zeitpunkte des Vor- oder Nachmittags anfangen müßte; es würde zuletzt sogar der einfache Begriff „heute“ ins Schwanken geraten. Denn ganz die Blicke von der Sonne wegzuwenden werden die Menschen doch niemals lernen.

Eine wirksame Abweisung jenes über das Ziel schießenden Vorschlages sowohl, als auch der deutsch-nationalen Zeit hat der Vorsteher unsers geodätischen Reichsamtes und Direktor der Berliner Sternwarte W. Förster in der früher erwähnten kleinen Schrift: Einige „Zeitfragen“ niedergelegt. Ich kann mir nicht versagen, seine Schlußworte zu wiederholen: „Deutschland hat hier (auf dem Gebiete der Zeiteinrichtungen) die Mission, welche ganz im Geiste

*) Th. v. Oppolzer, Über Weltzeit. Wien 1885.

seines alten Berufes im Völkerleben liegt, ebensowohl für die Erhaltung der individuellen Freiheit und die Bekämpfung ungerechtfertigten Zwanges im bürgerlichen Leben, als für die Ausbreitung großer ordnender und umfassender Gedanken auf allen wirklich gemeinsamen Gebieten, auf denen der Zwang zur höhern Freiheit wird, einzutreten."

So verbleibe denn jedem Orte seine Ortszeit, wie bisher, der Welt aber die Weltzeit in allem Verkehr der Einzelnen und der Völker mit einander.

Möge an jedem Orte der Erde der Mensch seinen Tag anfangen, wie die liebe Sonne ihn bringt:

> Verschwunden ist die finstre Nacht,
> Die Lerche schlägt, der Tag erwacht;
> Drum freue sich, wer neu belebt
> Den frischen Blick zur Sonn erhebt!

Er möge ausgehen an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend, und seine sauern Wochen und frohen Feste feiern, wie die Sonne sie bringt. Und der Klang der Ostermorgenglocken möge herumziehen um die Erde, zuerst ertönen bei den neuseeländischen Christen, dann über unsre Lande hinweg bis endlich in die Bethäuser von Samoa, und so jeder des Seinigen, des heimatlichen Besitzes sich erfreuen.

In allen Stücken aber, wo die Menschen zu gemeinsamem Handeln berufen sind, möge jeder Augenblick im Ewigkeitenstrome für alle Erdbewohner auch seinem Namen nach als derselbe Augenblick erkannt werden, sodaß wir lernen mit voller Stärke als Glieder eines großen Haushaltes uns fühlen, dem Dichter nachempfindend:

> Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
> Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter.

Zum zweiten österreichischen Katholikentage

Zu den vielen bösen Gaben, mit denen die Revolution von 1789 Europa beschenkt hat, gehört unstreitig das Wiederaufleben des ultramontanen Geistes in der katholischen Kirche und die damit verbundene Verschärfung der konfessionellen Gegensätze. Sehr gut zeigt Nippold in seiner Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, wie die französische Umwälzung durch den religionsfeindlichen Zug, der in ihr bald zu Tage trat, in allen religiösen Gemütern

einen starken Rückschlag bewirkt hat und sie aus der freiern, duldsamern Richtung des achtzehnten Jahrhunderts wieder zurück in die starr-orthodoxe des siebzehnten geworfen hat. Das römische Papsttum hat daraus mit großer Klugheit verstanden, Gewinn zu ziehen, ja die Erniedrigung, die es von dem Erben der Revolution erdulden mußte, zu einem um so größern Triumph zu verwerten: die Sympathien selbst der häretischen und schismatischen Welt wandten sich dem katholischen Kirchenoberhaupte zu, und wenn das Jahr 1815 auch dessen weltliche Macht nicht wieder zu mittelalterlichem Glanz erhöhte, so war doch seine geistige Macht jetzt wieder größer, als sie seit Jahrhunderten gewesen war.

In Deutschland aber sproßte, wie Treitschke sagt, „aus dem kräftigen Zweige der Romantik neben der weltlich freien historisch-philosophischen Forschung ein ganz andres Reis hervor, eine streng katholische Wissenschaft, unduldsam, streitbar, konfessionell von Grund aus, eine Weltanschauung, die in notwendigem Wachstum schließlich dahin gelangte, das romantische Ideal mit dem römischen zu vertauschen und die gesamte moderne deutsche Bildung bis aufs Blut zu bekämpfen.“

Ob nun aber das restaurirte Papsttum und die katholische Wissenschaft der Sache, der sie doch dienen wollten — Erneuerung und dauernde Befestigung des religiösen Geistes in den katholischen Bevölkerungen, Ausbreitung des katholischen Glaubens über neue Gebiete —, in der Folge wirklich gedient haben, indem sie das starr-orthodoxe Kirchentum wieder heraufbeschworen und jeden Ausgleich mit den Ideen der neuen Zeit verwarfen, ist eine andre Frage. Zuerst haben sie freilich beide eine Reihe großer Erfolge errungen: die zahlreichen Konkordate, in denen sich so viele Staaten zu Zugeständnissen gegen das Papsttum herbeiließen, die im achtzehnten Jahrhundert ganz unerhört gewesen wären, die „Bekehrung“ bedeutender protestantischer Männer, insbesondre in Deutschland, zum Katholizismus, die Bildung einer neuen katholischen Litteratur, in der bald Talente ersten Ranges glänzten. Was aber die Hauptsache gewesen wäre, geschah nicht: in den breitern Schichten der katholischen Nationen gewann die Religion im Laufe des Jahrhunderts nicht nur nicht an Boden, sie verlor sogar ganz entschieden daran; es kann kein Zweifel sein, daß heute selbst der katholische Bauernstand in Österreich und Deutschland, von dem in Frankreich ganz zu schweigen, nicht mehr so tief religiös und kirchenfreundlich ist, wie zu der Zeit, als die Revolution die obern Klassen der Bevölkerung beinahe vollständig beherrschte; ein katholischer Eiferer hat es uns neulich selber gesagt, auch das Landvolk ist heute „von liberalen Ideen angefressen.“ Neben diesem Mißerfolge der katholischen Propaganda bedeuten die äußerlichen Niederlagen, die das römische Kirchentum in den letzten Jahrzehnten erlitten hat, die Annexion des Kirchenstaates durch Italien, die Aufhebung des österreichischen Konkordats, die neue österreichische Schul-

gesetzgebung, die französische Neuordnung des Kultuswesens u. s. w., nur sehr wenig.

Merkwürdig aber nun, daß die geistigen Leiter der katholischen Bewegung es gar nicht begreifen oder doch nicht gestehen wollen, daß die Schuld an dem Rückgange des Katholizismus — dem man in dem zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts eine neue Blüte mit Fug und Recht hätte prophezeien können, denn alle Bedingungen hierzu waren gegeben — eben nur, oder doch hauptsächlich, an der Richtung liegt, die diese Bewegung eingeschlagen hat. Aber noch mehr, sie geben sich auch der ungeheuern Täuschung hin, als sei nun eine Wendung zum Bessern eingetreten, und als seien die vom Liberalismus verführten katholischen Völker reuig bereit, in den Schoß des orthodoxen Kirchentums zurückzukehren. Was insbesondre Österreich betrifft, so meinen sie, weil dank der Abneigung gegen die Juden hier und da Klerikale, ja Geistliche in die öffentlichen Vertretungen von Stadt, Land und Reich gewählt worden sind, hätten die Wähler damit ihre katholische Gesinnung bezeugt. Nichts ist falscher als dies. Nicht „vereinigte Katholiken," sondern „vereinigte Christen" haben sich die Antiliberalen in Wien genannt, und von einem Gegensatze gegen andre christliche Bekenntnisse — doch ein wesentliches Merkmal der römischen Orthodoxie — ist nichts in ihrem Programm. Sie nehmen die Klerikalen heute als Bundesgenossen hin und fragen nicht, was sie sonst erstreben, sie wollen eine Weile mit ihnen gehen, aber ganz sicher ist, daß sie sich dort von ihnen trennen werden, wo das Hauptinteresse derselben erst beginnt. Nur das wirtschaftliche Programm ist ihnen gemeinsam, über das Verhältnis der Kirche zu Haus, Schule und Staat gehen ihre Ansichten gewiß weit aus einander. Da zeigen sich die einen eben doch als moderne Menschen, die andern als Vertreter mittelalterlicher Anschauungen, die heute alle Lebenskraft verloren haben.

Da thäten nun dem Katholizismus Männer not, die das begreifen könnten und ihren Glauben von den Fesseln starrer Orthodoxie zu lösen unternähmen. Man sage nicht, das sei undenkbar; die katholische Kirche müsse immer dieselbe sein, ewig gleich und unveränderlich, wenn sie nicht zu Grunde gehen solle. Sie war bereits anders, war es in dem Menschenalter, das der Revolution vorausging. Und hat nicht der heilige Vincenz von Lerins gesagt, daß, wie alles Lebendige, auch der katholische Glaube bildungs- und veränderungsfähig sei? Ist der Katholizismus des fünfzehnten Jahrhunderts ganz derselbe, wie der, der sich uns in den Beschlüssen von Trident darstellt? Waren die Bonald und Lamennais Ketzer? Nein, man wird uns nicht weiß machen, daß das Heil des Katholizismus in einem vertrockneten Bonzentum bestehe.

Aber die Wortführer des zweiten österreichischen Katholikentages, der zu Anfang dieses Monats in Wien versammelt war, scheinen alle dieser Ansicht

zu sein. Was da geredet und beschlossen wurde, das stand zum großen Teil in einem so grellen Gegensatze zu den Empfindungen und Meinungen unsrer Zeit, wie sie in allen Kreisen der Bevölkerung leben, daß man dreist behaupten kann: seit langem ist keine Kundgebung des römischen Kirchentums erfolgt, die ihm unter gebildeten und mindergebildeten Katholiken so geschadet hätte, wie diese. Nicht die Proteste gegen „die Folgen des Ereignisses vom 20. September 1870, das dem Oberhaupt der Kirche das mehr als ein Jahrtausend alte Erbe des Heiligen Vaters geraubt hat," nicht die Klagen über den „ungesühnten Frevel, der wie das Blut Abels gen Himmel schreit," nicht die Wünsche zur Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes, denen ein sächsischer Major (von Rochow) am kräftigsten Ausdruck gab, nicht diese haben wir dabei im Auge, obwohl sie gewiß auch nicht dazu beigetragen haben, dem Katholizismus neue Anhänger zu gewinnen. Viel bedenklicher ist, daß sich dieser Katholizismus dem modernen Staate so feindlich entgegenstellt und ihm einen Einfluß auf sehr wichtige Gebiete des geistigen und sozialen Lebens gar nicht oder in nur sehr beschränktem Maße gestatten will. Da sind es z. B. die Resolutionen über die Schule, vor allen die von dem Kalksburger Jesuiten Professor P. Abel vorgeschlagene und dann angenommene Resolution über die Mittelschule, die das größte Bedenken erregen müssen. „Da die Religion — heißt es dort — doch die Grundlage der Familie, des Staates und der Wissenschaft, folglich auch der Erziehung, des Patriotismus und der Bildung ist, so verlangen die versammelten Katholiken Österreichs 1. im Prinzip, daß die Mittelschule eben so gut wie die Volksschule eine konfessionelle sei; 2. in der Praxis zunächst, a) daß der Staat der Errichtung konfessioneller Privat-Mittelschulen, seien es Gymnasien, Pädagogien, Real- oder Gewerbeschulen, nicht bloß nicht Schwierigkeiten entgegenstelle, sondern dieselbe geradezu begünstige, zumal der Staat dadurch vielfach entlastet wird; b) in Bezug auf die bereits bestehenden Mittelschulen aber 1. daß der Religionsunterricht an den obern Klassen aller Realschulen eingeführt und auch auf die den Mittelschulen gleichgestellten öffentlichen Unterrichtsanstalten, namentlich auf die Gewerbeschulen, ausgedehnt werde; 2. daß im Interesse des Unterrichts und der Erziehung bei Auswahl und Anstellung der Lehrer und besonders der Leiter der Mittelschulen auf die christlich-gläubige und die österreichisch-patriotische Gesinnung der Schüler und Eltern die gebührende Rücksicht genommen werde; 3. daß durch die untergeordneten Unterrichtsbehörden bei Belassung, respektive Wiedereinführung christlicher und katholischer Einrichtungen, wie z. B. Kruzifixe, Schulgebete, Schulmesse, Empfang der Sakramente u. dergl., der überwiegenden Majorität der katholischen Schüler und Eltern Rechnung getragen werde; 4. daß bei Abfassung und Approbation der Lehr- und Lesebücher an Stelle der ängstlichen Ausscheidung aller katholischen Anklänge die Ausscheidung alles Unchristlichen und damit auch Unwissenschaftlichen trete; 5. daß das in der Schulgesetzgebung

enthaltene Verbot der Teilnahme an Vereinen nicht wieder auf rein religiöse, kirchlich approbirte Vereine ausgedehnt werde."

Auf den ersten Blick erscheinen diese Forderungen ja harmlos und billig, theoretisch wird man auch gegen die meisten Punkte nicht viel einzuwenden haben, aber ihre praktische Ausführung würde doch die Auslieferung der Mittelschule in die Hände des Klerus, nach kürzerer oder längerer Frist einen unerträglichen Gedanken- und Gewissensdruck zur Folge haben und — anstatt wahre religiöse Gesinnung zu fördern — Heuchelei bei Lehrern und Schülern großziehen. Glaube man doch ja nicht im Auslande, daß es mit der religiösen Erziehung auf den österreichischen Mittelschulen heute so schlimm bestellt sei, wie die Klerikalen es ausrufen; alle Schüler von den elfjährigen Kindern bis zu den neunzehnjährigen Jünglingen werden zu sonntäglichem Kirchenbesuch und zum Anhören der Predigt angehalten, gehen dreimal im Jahr zur Beichte und Kommunion, und es giebt Anstalten, wo der religiöse Unterricht an den Fleiß der Schüler größere Anforderungen stellt, als etwa der in der Geschichte und Mathematik. Nur wenige Kronländer giebt es, wo an den höhern Klassen der Realschulen Religionsunterricht nicht mehr erteilt wird, doch sind auch hier die Schüler bis zur Reifeprüfung zum Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes und der Predigt verpflichtet.

Auch gegen die österreichische Ehegesetzgebung hat sich eine Resolution des Katholikentages gewendet: er beklagt darin „die gesetzliche Regulirung der Apostasie und bittet alle parlamentarischen Vertreter der Katholiken Österreichs, ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, daß in der Gesetzgebung wieder der christliche Standpunkt eingenommen werde, und daß die Kirche in Ausübung ihrer Machtvollkommenheit und in Ausführung der von Christus ihr übertragenen Pflichten, speziell was die Spendung der heiligen Sakramente betrifft, die ihr gebührende Freiheit in vollem Umfange wieder erlange." Hierzu wurde dann noch ein „Amendement" beantragt, das dahin ging, daß die Gesetzgebung nicht nur auf christlichem, sondern auf katholischem Standpunkte stehen solle. Die Zeitungen melden nicht, ob es angenommen worden ist.

Der katholische Deutsch-Österreicher aber konnte für diesen Katholikentag um so weniger Sympathien hegen, als dabei bekannte Gegner der Deutschen und Gönner der slawischen Gelüste das große Wort führten: die Anwesenheit Lienbachers hat ihn darüber gewiß nicht beruhigt. Bezeichnend ist es, daß von Prag kein einziger der dortigen deutschen Professoren der Theologie gekommen ist, auch der Historiker Konstantin von Höfler und der Kirchenrechtslehrer Vering, zwei entschieden katholisch, aber zugleich auch deutsch gesinnte Männer, fern geblieben sind; offenbar fürchteten sie in einen Zwiespalt mit ihren politischen Überzeugungen zu gelangen.

Es soll keineswegs geleugnet werden, daß auf diesem „Tage" doch auch so manches gesagt worden ist, was unsre Staatsleiter beherzigen könnten:

insbesondre über Gegenstände der Volkswirtschaft, Ausbildung des Genossenschaftswesens, Arbeiterschutz und Arbeiterbildung. Der Streik der Pferdebahnkutscher und die bei dieser Gelegenheit bekannt gewordene schamlose Ausbeutung der Menschenkraft durch eine Aktiengesellschaft verlieh den Erörterungen über diese Dinge ein erhöhtes Interesse. Umsomehr aber wird man eben bedauern, daß die schroffe Haltung der Versammlung in der römischen, in der Schul- und Ehegesetzfrage es den verständigen Katholiken, die den politischen Verhältnissen Europas Rechnung tragen und nicht aller Zeitbildung feindselig gegenüberstehen, unmöglich macht, ihm beizustimmen und für ihn einzutreten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Pariser Ausstellung und die deutschen Künstler. Wieder einmal findet in Paris eine große Ausstellung statt, die eine „Weltausstellung" werden sollte, aber höchstens eine „Halbweltausstellung" genannt werden könnte, wenn dieses Wort nicht einen unangenehmen Nebensinn hätte; und wieder einmal schwelgen von Paris berauschte Korrespondenten in Schilderungen der unerhörten Wunder, die man dort schauen werde, wenn einmal — alles ausgepackt und aufgestellt sein wird. Es steht auch außer Zweifel, daß das europäische und außereuropäische Frankreich in der Lage wäre, selbst ohne Unterstützung von Griechenland, Norwegen und Monaco, und abgesehen von den gegen den Einspruch der bedeutendsten Künstler des Landes aufgeführten babylonischen Turm, eine Fülle der interessantesten und schönsten Dinge zur Schau zu bringen. Aber die Wiederholung der Klagen über das Fernbleiben oder die wenigstens nur unbedeutende Beteiligung der meisten Nationen sollte man sich sparen. Jeder Einsichtige weiß, daß die ungeheuern Summen, die die Beschickung der großen Ausstellungen verschlingt, in der Regel zum Fenster hinausgeworfen sind; wollen die Industriellen noch immer nicht dieser Wahrheit die Ehre geben, so ist das ihre Sache, die Regierungen jedoch sind ihren Ländern verantwortlich und erfüllen nur ihre Pflicht, wenn sie die Steuergelder für nützlichere Unternehmungen aufheben. Und eben so selbstverständlich war die Weigerung der monarchischen Regierungen, sich in irgend einer Weise an der Revolutionsfeier zu beteiligen. Völlig unbegreiflich aber ist es, daß Deutsche überhaupt auf den Gedanken kommen konnten, aus der Zurückhaltung herauszutreten. Im Jahre 1878 war die Hoffnung erlaubt, daß die Franzosen allmählich wieder zur Besinnung kommen und den Deutschen den Verkehr mit ihnen möglich machen würden, und als Zeichen des neu erwachenden Vertrauens mußte das nachträgliche Zugeständnis Deutschlands, wenigstens durch Werke der bildenden Kunst sich vertreten zu lassen, aufgefaßt werden. Kann diese Hoffnung heute noch aufrecht erhalten werden? Präsident Carnot verkündete die friedlichsten Absichten und meinte

es damit höchst wahrscheinlich aufrichtiger als Louis Bonaparte seinerzeit in Bordeaux. Allein was ist, was vermag er? Er, der auf den Präsidentenstuhl gehoben wurde, damit kein Mann von Energie den Sitz einnehmen könne, und geduldet wird, weil die Parteien Waffenstillstand geschlossen haben, um das Ausstellungsgeschäft nicht zu stören! Wie mag ihm doch ums Herz gewesen sein, als er feierlich erklärte, Frankreich habe für immer die Herrschaft eines Einzelnen abgethan, während doch die Wiederherstellung der Monarchie kaum lange auf sich warten lassen würde, wenn nicht mehrere Bewerber um den Thron das gleiche Recht und so ziemlich gleich großen Anhang hätten! Und wenn auch der Präsident und seine jetzigen Ratgeber den guten Willen zeigen, dem Unfug der Patriotenliga ein Ende zu machen, so spielt dabei doch die Sorge um die eigne Existenz die größte Rolle, hat niemand, entschieden niemand den Mut, auszusprechen, daß man ebenso um des eignen Landes wie um des Weltfriedens willen endlich aufhören müsse, der Bevölkerung einzureden, Frankreich sei 1870 heimtückisch überfallen und beraubt worden. Frankreich und Deutschland unterhalten diplomatischen Verkehr, aber einzig dadurch unterscheidet sich ihr Verhältnis von dem, in welchem Piemont und Österreich von 1848 bis 1849 zu einander standen. Der Teil, der den Kampf begonnen hat und unterlegen ist, betrachtet seine Niederlage als ein ihm zugefügtes schweres Unrecht. Freilich waren die Anlässe zum Kriege sehr verschieden. Piemont folgte dem Rufe der italienischen Provinzen Österreichs, dem Drange der ganzen Nation nach Vereinigung, während Frankreich die Vereinigung der deutschen Länder verhindern wollte und als Sieger sich Gebiete zugeeignet haben würde, die keine Sehnsucht hatten, französisch zu werden.

Trotzdem wäre es damals sicherlich keinem österreichischen Künstler in den Sinn gekommen, seine Werke nach Turin zu schicken. Nun soll es den Zeitungsberichten zufolge einem Herrn Liebermann — nomen et omen! — gelungen sein, eine Anzahl von deutschen Malern zur Beschickung der Pariser Ausstellung zu bestimmen. Der Mann führt einen deutschen Namen, ist wahrscheinlich auch in Deutschland geboren, daß er aber kein Deutscher ist, hat er durch diesen Schritt bewiesen. Er wird wohl zu den Internationalen gehören, die sich ihrer Heimat erinnern, wenn sie Ansprüche an sie machen wollen, für die Ansprüche der Heimat jedoch kein Verständnis besitzen, und das würde ihn gegen Vorwürfe schützen. Leider nennt man auch Namen von Künstlern, die als solche verdiente Verehrung genießen und sich in arger Gedankenlosigkeit, wie wir annehmen müssen, haben beschwatzen lassen. Haben sie sich denn garnicht die Frage vorgelegt, was erfolgen müßte, wenn zum Beispiel im nächsten Januar die Aufrichtung des deutschen Reiches durch eine Ausstellung in Berlin gefeiert werden sollte und dazu Einladungen nach Frankreich ergingen? Wissen sie garnichts davon, daß die Franzosen fortwährend jede Gelegenheit vom Zaune brechen, um ihren Geifer gegen die Deutschen auszuspritzen? Haben sie nicht gelesen, daß die in französischem Solde stehenden italienischen Zeitungen die Kölner Sänger mit Gemeinheiten überhäufen, weil sie Deutsche sind? Oder sollten sie sich etwa in liberaler Unschuld einbilden, durch ihr Entgegenkommen die Unversöhnlichen beschämen zu können? In der That melden die Zeitungen triumphirend, daß die Deutschen, die an der Revolutionsfeier und an der Eröffnung der Ausstellung teilgenommen haben, nicht beleidigt worden seien. Das ist doch rührend. Die Möglichkeit wollen wir nicht leugnen, daß die Pariser Künstler es als Ehrensache ansehen werden, ihren deutschen Genossen gegenüber zu zeigen, daß sie einen höheren Standpunkt einnehmen als die Politiker in der Kammer und auf den Gassen. Aber ob sie nun Schimpf

und Spott oder Medaillen, Legionskreuze oder Palmen mit nach Hause bringen, den Vorwurf des Mangels nationalen Selbstgefühls können die nach Paris pilgernden deutschen Künstler nicht von sich abschütteln. Da jammern ängstliche Gemüter über das Auftauchen eines deutschen, namentlich preußischen Chauvinismus; Großmäuler hat es immer gegeben, aber zum Chauvinismus haben wir wenig Anlage, denn es ist Uebertreibung des Nationalbewußtseins. Das Verdienst erkennen wir willig auch bei dem Feinde an, doch mit der Demut, der den Backenstreich und Hinhalten der andern Wange beantwortet, kommt man in der Welt nicht fort, und am wenigsten in der Politik. Des Musicus Miller „Tax'" ist älter als die „Segnungen der großen Revolution," und vor nahezu fünfzig Jahren schrieb ein Mann, dessen Bild wohl verdiente an einem Denkmal auf die Einigung Deutschlands angebracht werden, Paul Pfizer: „Nationalität ist die erste Bedingung der Humanität, wie der Leib die Bedingung der Seele." Das könnten sich auch unsre Künstler merken.

Der Rückgang der Wagnerei. In Leipzig herrscht augenblicklich wieder einmal große Unzufriedenheit mit den Theaterzuständen. Ob mit Recht oder mit Unrecht, können wir nicht beurteilen, da wir so ziemlich dem Grundsatze folgen, den vor Jahren einmal einer, als auch großes Theaterelend in Leipzig herrschte, alle Tage in der Tagespresse predigte: Machts wie ich, geht nicht hinein! Aber die Unzufriedenheit ist doch da, sie macht sich in Broschüren Luft, ja sie kommt sogar in Aufsätzen zum Ausdruck, denen die Tagespresse, die sonst doch alles lobhudelt oder bemäntelt, Aufnahme gewährt. Unter anderm ist da eine Broschüre erschienen: „Unser Stadttheater, durch ungefärbte Gläser besehen." Es ist ein ganz jämmerliches Machwerk, inhaltlich elend, sprachlich geradezu schulbubenhaft. Wir führen sie hier auch nur an, weil uns eine Stelle darin interessirt hat, die dem „Musikalischen Wochenblatte" nachgedruckt ist, und die wörtlich so lautet: „In Leipzig waren ehedem die Wagnerschen Tondramen Kassenmagnete für die Direktion, jetzt will, trotz der ausgezeichneten Leitung und Besetzung, nicht einmal »Tristan« mehr recht das Haus füllen, die letzte Aufführung des Werkes war sogar nur mäßig besucht. Herr Staegemann ist mit seiner emsigen Pflege des Possen- und Operettenkrams nur zu erfolgreich bemüht gewesen, den Kunstsinn des großen Publikums für alles Bessere (!) abzustumpfen, und die wirklichen Kunstfreunde haben bei der Wirtschaft der jetzigen Direktion das rechte Interesse an dem Theater überhaupt verloren." Daß die Wagnerschen „Tondramen" nicht mehr recht das Haus füllen, „trotz der ausgezeichneten Leitung und Besetzung," ist eine sehr bemerkenswerte Thatsache. Wir haben das schon vor zehn Jahren vorausgesagt, wurden damals freilich arg deshalb verketzert. Ob das wirklich nur mit der übermäßigen „Pflege des Possen- und Operettenkrams" zusammenhängen sollte? Daß die Herren Wagnerianer die Ursachen zunächst außerhalb der Sache suchen, ist ja begreiflich. Mit der Zeit werden sie sie wohl noch wo anders suchen lernen. Genug, die „Tondramen" des „Meisters" füllen das Haus nicht mehr recht — sieh sieh, das ist ja ein höchst merkwürdiges Eingeständnis!

Der Punktroman. Im vorigen Jahrhundert, in der Sturm- und Drangzeit, blühte der Gedankenstrichroman. Der Gedankenstrich war eine Zeit lang fast das einzige Interpunktionszeichen geworden, auf jeder Zeile stand er zwei-, dreimal, und manchmal wurden sogar ganze Zeilen mit Gedankenstrichen gefüllt. Heute haben wir etwas ganz ähnliches: den Punktroman. Ja im Grunde ist es genau

dasselbe, statt des Gedankenstriches macht man jetzt drei oder vier Punkte, bisweilen malt man auch ganze Zeilen voll Punkte hin, eine andre Interpunktion giebt es kaum noch daneben. „Und nun schließ die Mappe .... und lege sie dorthin .... auf das Nachttischchen .... damit ich sie gleich zur Hand habe .... So .... Gottlob .... nun bin ich aber wirklich totmüde ....,“ das ist die Art, wie alle unsre Romanschreiber und -schreiberinnen heute interpungiren.

Was das bedeuten soll? Ja, manche, die ihre Schauerromane in der Tagespresse unterm Strich ablagern, und die dort nach der Zeile bezahlt werden, thuns wohl, um die Zeilen schneller zu füllen und ein paar Fünfer mehr herauszuschlagen. Aber unsre „ersten“ Dichter? Unsre „führenden“ Schriftsteller? die werden doch wohl nicht nach der Zeile bezahlt? Nun, bei denen solls geistreich, tiefsinnig aussehen. Der Leser soll den Eindruck haben, als ob sie vor lauter Gedankenreichtum und Überschwang des Gefühles kaum Worte finden könnten, als ob sie wunder was verschwiegen und dem Leser zu ergänzen überließen; manchmal, wie in dem angeführten Beispiel, solls wohl auch wie ein atemloses, angsterfülltes Gestammel aussehen. Aber mit machen sies alle.

In einem Musenalmanach von 1771 fanden wir kürzlich ein paar Spottverse, die man mit geringen Veränderungen auch auf den Punktroman anwenden kann. Wir teilen sie mit, ohne uns im geringsten einzubilden, daß wir damit die Albernheit beseitigen könnten. Dergleichen hat seine Zeit wie alle Modedummheiten, wie gewisse Hüte und Shlipse, Wörter und Redensarten.

Der hat .... ich wette drauf .... aus Herzensgrund gelacht ....
Der als ein kühner Geist .... den ersten Punkt .... erdacht ....
Womit sich .... mancher jetzt .... das Schreiben .... leichter macht ....
Fehlts an Zusammenhang .... bemerkt man eine Lücke ....
Setzt man vier Punkte hin .... gleich hat man eine Brücke ....
Die das .... mit schlauer Kunst .... vereint ....
Was sich nicht paaren will .... und widersinnig scheint ....
Ihr allerliebsten Modebücher ....
Der Wunsch .... gesund zu sein .... ist eine Christenpflicht ....
Drum les' ich euch .... so oft mir Ruh .... und Schlaf .... gebricht ....
Ihr stört ja die Verdauung nicht ....
Man ist bei euch .... vor Kopfweh sicher ....
Denn pflegt ein Skribler mich mit Punkten .... zu beschenken ....
So nehm ich gleich dabei die Regel wohl in Acht ....
Hier hat der Autor nichts gedacht ....
Hier braucht der Leser nichts zu denken ....

Antwort. Auf die im 18. Hefte dieser Blätter veröffentlichte Anfrage über die Herkunft der beiden oft angeführten Zeilen: „Endlich blüht die Aloe, endlich trägt der Ölbaum Früchte“ ist uns von mehreren Lesern freundliche Auskunft zugegangen, für die wir im Namen des Fragstellers hiermit danken, und deren Inhalt wir im folgenden kurz zusammenfassen.

Die Strophe war so, wie sie der Fragsteller mitgeteilt hatte, nicht genau. Sie bildet den Schluß einer aus fünf Strophen bestehenden „Trost-Aria“ von Johann Christian Günther, dem bekannten, unglücklichen, jung verstorbenen schlesischen Dichter (geb. 1695, gest. 1723). Die erste Strophe lautet:

Endlich bleibt nicht ewig aus,
Endlich wird der Trost erscheinen;
Endlich grünt der Hoffnungsstrauß,
Endlich hört man auf zu weinen;
Endlich bricht der Thränen Krug,
Endlich spricht der Tod: Genug.

Die letzte Strophe hat folgenden Wortlaut:

Endlich blüht die Aloë,
Endlich trägt der Palmbaum Früchte;
Endlich schwindet Furcht und Weh,
Endlich wird der Schmerz zu nichte;
Endlich sieht man Freudenthal,
Endlich, endlich kommt einmal.

Höchst merkwürdig ist es aber nun, daß dieses Gedicht kein Original, sondern nur die Nachahmung eines ganz ähnlichen Gedichtes eines gleichfalls schlesischen Dichters, nämlich des Kirchenliederdichters Benjamin Schmolcke (geb. 1672, gest. 1737), ist. Unter dessen Kirchenliedern findet sich unter der Überschrift: „Das Letzte, das Beste" ein vierstrophiges Lied, dessen erste und letzte Strophe folgendermaßen lauten:

Endlich, endlich muß es doch
Mit der Not ein Ende nehmen;
Endlich bricht das harte Joch,
Endlich schwindet Angst und Grämen;
Endlich muß der Kummerstein
Auch in Gold verwandelt sein.

Endlich! o du schönes Wort,
Du kannst alles Kreuz versüßen;
Wenn der Felsen ist durchbohrt,
Läßt er endlich Balsam fließen;
Ei, mein Herz, drum merke dies:
Endlich, endlich kommt gewiß.

Daß nicht etwa Schmolcke, sondern wirklich Günther der Nachahmer ist, unterliegt keinem Zweifel: Günther war Schmolckes Schüler in Schweidnitz gewesen; er hatte dort die Lateinschule besucht, während Schmolcke das Amt des Pastors an der Friedenskirche und des Kirchen- und Schulinspektors verwaltete.

Litteratur

Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller. Das Jahr 1888. Berlin, Springer, 1889

Wir können unsre schon mehrmals ausgesprochene Meinung, daß die Geschichte der Gegenwart sich nicht schreiben läßt, weil die dazu erforderlichen Materialien teils gar nicht, teils nicht rein zu beschaffen sind, und das Urteil über Verhältnisse, Ereignisse und Personen immer, selbst bei der redlichsten Bemühung, unparteiisch zu sein, mehr oder minder befangen ausfallen wird, bei dem neuen Bande des Müllerschen Sammelwerkes nur wiederholen. Er ist wie die frühern nur relativ gut ausgefallen und kann, nach Zeitungsnachrichten zusammengestellt, auch nur die Ansprüche von Zeitungsschreibern und Zeitungslesern befriedigen. Der politische Standpunkt des Verfassers entspricht im allgemeinen dem, den diese Blätter einnehmen. Die Darstellung und Verteilung des Stoffes ist, wie nach seinen bisherigen Kompilationen zu erwarten war, klar und geschickt, wenn auch nicht gerade mustergiltig.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Das Ende des preußischen Kulturkampfes

Mit dem in Vorbereitung befindlichen Gesetz über die Verwendung der Gelder, die aus den gesperrten Gehalten der widerspenstigen preußischen Bischöfe erspart worden sind, wird die neueste Episode des tausendjährigen Kampfes zwischen Staat und Kirche einen vorläufigen Abschluß finden. Es ziemt sich wohl, nach einem kurzen Rückblick auf die Entwicklung dieses neuesten Kampfabschnittes die Lehren daraus zu ziehen, die er für die Zukunft zu geben imstande ist. Aber man darf dabei nicht gleichsam eine schiedsrichterliche Entscheidung erwarten darüber, wer in dem Kampfspiele gesiegt hat, denn Staat und Kirche sind keine feindlichen Mächte, sondern wetteifernde Ringer nach der höchsten Entwicklung der Menschheit; wir werden vielmehr unser Augenmerk ausschließlich darauf richten, festzustellen, wie die heutige durchschnittliche Anschauung über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche ist, und wie diese Anschauung in den Ereignissen und Wendungen dieses Kampfes hervortritt.

Nach den Vorbereitungen des Zusammenstoßes, die bekanntlich bis in den Anfang dieses Jahrhunderts zurückreichen und im Kölner Kirchenstreit in der Mitte des Jahrhunderts grell aufleuchteten, und nach der Unfehlbarkeitserklärung des vatikanischen Konzils im Jahre 1870 begann bekanntlich der Streit damit, daß in der ersten Hälfte der siebziger Jahre Gesetze mit steigender Schärfe und Richtung gegen die katholische Kirche erlassen wurden (wenn auch nicht ausdrücklich unter dieser Bezeichnung), die dem Verlangen des preußischen Staates genügen sollten, daß nicht in das Staatsgebiet und in den Geist seiner Untertanen eine Organisation hineinrage, welche in offener und versteckter Weise dem Staate überhaupt und also insbesondere dem preußischen Staate eine

Digitized by Google

untergeordnete Bedeutung gegenüber den Zielen und Bestrebungen der Kirche aufzwingen wollte. Diese hierarchischen Bestrebungen vermochte am wenigsten ein Staat zu ertragen, der augenscheinlich auf der erhabenen Auffassung der deutschen Reformatoren vom Staate und von der staatlichen Arbeit beruhte. Es ergingen daher Gesetze, die die gefährlichsten Orden und Brüderschaften der römisch-katholischen Kirche, eben die vornehmsten Träger der feindseligen Gesinnung gegen den Staat, aus dem Gebiete des Staates auswiesen, die Jesuiten durch Reichsgesetz aus dem gesamten Reichsgebiete. Demnächst wurden Gesetze erlassen, die die Vorbildung der Geistlichen in einem wenigstens nicht geradezu staatsfeindlichen Sinne verbürgen sollten, die verhindern sollten, daß die Kirche ihre Geistlichen durch drakonische Strafgewalt trotzdem wieder in das staatsfeindliche Fahrwasser zwingen könne, die endlich die Angehörigen der Kirche der Strafgewalt derselben insoweit entziehen sollten, als durch diese kirchliche Strafgewalt staatliche Maßnahmen vereitelt werden konnten. Hiermit war im Grunde der Staat mit seiner Verteidigungsarbeit fertig; alles folgende war nur noch Ausführung; es mußte Vorsorge getroffen werden, was zu geschehen habe, wenn sich die Geistlichen widerspenstig verhielten, wenn die Besetzung geistlicher Stellen von widerspenstigen geistlichen Obern verweigert würde, und dergleichen mehr. Eins dieser Ausführungsmittel war eben das, was jetzt am Schlusse des Kampfes noch in die Erinnerung zurückgerufen wird, nämlich die Verweigerung der staatlichen Beihilfen an die Bischöfe und Domkapitel, die der preußische Staat bekanntlich durch die kirchlichen Verträge der zwanziger Jahre an Stelle der eingezogenen, am Anfange des Jahrhunderts säkularisirten Kirchengüter zu zahlen sich verpflichtet hatte, die aber nunmehr den widerspenstigen Geistlichen notgedrungenerweise vorenthalten werden mußten, wenn man ihnen nicht geradezu zu ihrer Agitation die Mittel gewähren wollte. Ihre Höhe endlich erreichten die staatlichen Maßregeln in der gesetzlichen Bestimmung, wonach nach gewissen Vorbedingungen eine erledigte Stelle eines Geistlichen durch Wahl der Kirchenangehörigen, nötigenfalls unter Leitung eines Beamten der politischen Gemeinde wiederbesetzt werden sollte, nämlich dann, wenn die vertragsmäßige Besetzung der Stelle durch die kirchlichen Obern nicht zu erreichen war, und unter gewissen weitern Vorbedingungen, auf deren Einzelheiten wir hier nicht weiter eingehen. Hiermit war etwas bestimmt worden, was den obersten Grundsätzen der katholischen Kirche, namentlich ihren Anschauungen über den Unterschied zwischen Priester und Laie und die sakramentale Stellung des geistlichen Amtes, schnurstracks widersprach und unmittelbar auf Gedanken der Reformation von der allgemeinen Priesterschaft und der Mitwirkung der Kirchengemeinde bei der Besetzung des geistlichen Amtes zurückging. Unsers Wissens ist diese Vorschrift denn auch der katholischen Kirche gegenüber niemals praktisch zur Ausführung gekommen. Wenn sie somit auch keineswegs die wichtigste Ursache des durch die Kirchengesetze erregten katholischen

Widerstandes war, so zeigt sie doch am deutlichsten, warum in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre beginnend eben bis zu unsern Tagen der Staat sich veranlaßt sah, zahlreiche Bestimmungen jener Gesetze aus dem Wege zu räumen und so einer hämischen Beurteilung Grund für die Behauptung zu gewähren, er weiche Schritt für Schritt vor der Kirche zurück, während er doch in Wirklichkeit niemals auch nur im geringsten die berechtigten Gedanken widerrufen hat, die ihn zuerst zu seinem Vorgehen zwangen. Die Ursachen dieser zweiten, kampflösenden Periode des neuesten Kirchenstreites waren nur die, daß in jene Gesetzbestimmungen, wohl aus Unkenntnis einiger leitenden Persönlichkeiten mit katholischen Verhältnissen, manches hineingeraten war, was nicht aufrecht erhalten werden konnte, wenn man die katholische Kirche nicht geradezu zerstören wollte; dann aber und vornehmlich die, daß die maßgebenden Mächte innerhalb der katholischen Kirche selbst einen Teil der staatlichen Forderungen als berechtigt anerkennen mußten und so freiwillig nachgaben. Diese beiden Abschnitte in der Lösung des Kampfes sind auch äußerlich erkennbar, sie folgen zeitlich auf einander. Zunächst wurden jene übermäßigen Bestimmungen aufgehoben, die gar nicht so böse gemeint gewesen waren, bei deren Fortbestehen aber eine Versöhnung thatsächlich unmöglich war, und die denn auch, was hiermit zusammenhing, der endlichen Durchsetzung der staatlichen Wünsche nicht nur nicht förderlich, sondern geradezu hinderlich waren. Dann kam die Periode der unmittelbaren Verhandlungen mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche, die zu dem innerlichen Nachgeben dieser Geistesmacht führte. Als diese innerliche freiwillige Verständigung erreicht war, konnte man auf die noch weiter einer Aussöhnung im Wege stehenden Bestimmungen umso eher verzichten, als in solchen Dingen, wie es die Feststellungen über die obersten Grundsätze des Staates und der Kirche sind, von jeher ein allgemeines und innerliches Einverständnis ein bei weitem besseres und sichereres Bollwerk ist, als irgend welche Gesetzesvorschriften.

Wir sind also weit entfernt davon, zu behaupten, daß in dem neuesten sogenannten Kulturkampfe der Staat wieder einmal an dem Felsen Petri gescheitert sei. Wir meinen aber auch nicht, daß der Staat gesiegt habe. Sondern wir sind der Ansicht, daß der Gesichtspunkt von Kampf und Sieg bei geistigen Meinungsverschiedenheiten, oft innerhalb ein und desselben Menschen, doch immer nur in einem stark bildlichen Sinne genommen werden könne. Was wir betrachten, ist nur die in dem sogenannten Kulturkampfe hervorgetretene und nunmehr endgiltig vorliegende gemeine Anschauung über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das wir nun übersichtlich und gelegentlich auf die geschichtlichen Ereignisse hinweisend vorlegen wollen.

Man betrachtet heute Gesellschaft, Staat und Kirche als drei einander ergänzende, auf demselben Gebiete arbeitende Kräfte. Sie wirken alle drei zusammen zur Ausbildung und steten Vervollkommnung der Pflichtenlehre, nur

jedes von einem besondern Standpunkte aus. Sie haben das gleiche Ziel und erreichen es nur jedes auf einem besondern Wege, wobei aber keines der Hilfe des andern entbehren kann. Unter gesellschaftlichen oder, im engern Sinne, sittlichen Pflichten versteht man solche, die man fordert, wenn man sich auf den Standpunkte des einzelnen Menschen in dessen verschiedenen Lebenslagen stellt und wenn man, die möglichen Beziehungen desselben zu andern Menschen betrachtend, fragt, was er gegen die andern, und was bestimmte einzelne der andern gegen ihn für Pflichten haben. Unter staatlichen Pflichten versteht man solche, die sich, als das Verlangen einer gewissen Mehrheit zusammengenommen, der Gesamtheit gegenüber dem einzelnen darstellen, die also vom Standpunkte der Gesamtheit aus gefordert werden müssen. Endlich die kirchlichen oder Glaubenspflichten haben ihre Quelle in der Gegenüberstellung des einzelnen mit sich selbst, oder wenn man so will, in der Gegenüberstellung der irdischen Erscheinung des Menschen mit dem jedem Menschen innewohnenden und unentbehrlichen Gedanken von der Unsterblichkeit der Seele. Glaubenspflichten sind also solche, die der einzelne von sich selbst fordert. Nun erkennt man leicht und kann jederzeit darauf die Probe machen, daß, wenn man auf dem einen oder dem andern Wege daran geht, eine bestimmte praktische Pflichtenfrage, beispielsweise die der Armenpflege, lösen zu wollen, man in den meisten Fällen zu demselben Ergebnis gelangt und nur selten zu entgegengesetzten; man erkennt, daß Gesellschaft, Staat und Kirche jedes für sich gewisse zusammengehörige Einrichtungen begreift, die bestehen, um zu ein und demselben Ziel, nämlich der Vervollkommnung der Pflichtenlehre, zu gelangen. Wir kommen zu der Schlußfolgerung, auf welches diese manchem Leser vielleicht etwas zu allgemein scheinende Betrachtung hindrängt. Wir wollen sagen, daß in dem preußischen Kulturkampf, abweichend von den meisten früheren Kampfepisoden, wenigstens von staatlicher Seite niemals der Versuch gemacht worden ist, die Wirksamkeit der Kirche überhaupt zu verdrängen oder, was dasselbe wäre, sie gänzlich von staatlichem Einfluß abhängig zu machen. Daß solche übermäßige Bestrebungen, die selbstverständlich ebenso undurchführbar gewesen wären, wie der entgegengesetzte von der Kirche in früheren Zeiten öfters gemachte Versuch, gar nicht einmal auftauchten, hat dem ganzen Kampfverlaufe das Gepräge größerer Weisheit und größerer Mäßigung als in früheren ähnlichen Fällen verliehen. Ebensowenig wurde aber vom Staate der gleicherweise undurchführbare und in der preußischen Verfassung gewissermaßen mißbilligte Versuch gemacht, die Kirche vom Staate völlig zu trennen. Auch dieser Umstand hat zu dem verhältnismäßig gelinden Verlaufe der ganzen Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche wesentlich beigetragen. Wir sagten deshalb, und wir glauben mit Recht, daß in dem ganzen Eindruck jenes Zusammenstoßes zwischen Staat und Kirche unverkennbar die Anschauung und die Lehre enthalten seien, daß die Kirche eine der

heutigen, und wir dürfen wohl sagen, auch aller künftigen Gesittung unentbehrliche, wenn auch nicht minder unentbehrliche Einrichtung sei als der Staat, und zweitens, daß Kirche und Staat nicht völlig von einander getrennt werden können. Es ist eigentlich müßig, zu sagen, daß dies eine lobenswerte Errungenschaft des preußischen sogenannten Kulturkampfes sei, und dann etwa zu betrachten, wie es wohl gekommen wäre, wenn jene Mäßigung nicht gewaltet hätte; denn es erscheint nicht ganz zweckmäßig, geschichtliche Ereignisse von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten. Aber immerhin muß doch das gesagt werden, daß in keiner der Maßnahmen der staatlichen Vertretungen eine bewußte und verletzende Überschreitung jener Grenze, über die hinaus der Staat in das eigenste Gebiet der Kirche eingreifen würde, stattgefunden hat. Wenn vielmehr trotzdem der Widerstand der katholischen Bevölkerung einigemale bedeutend wurde und an einzelnen Stellen die katholischen Gläubigen sich in ihrem Bekenntnis und in den ihnen heiligen Gewohnheiten bedroht glaubten, so lag dies nur daran, daß, wie schon bemerkt, aus Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse Dinge angeordnet wurden, die die Gefühle der katholischen Bevölkerung verletzten, die aber nur als durchaus nebensächliche Ausführungsmaßregeln oder Ausführungsbestimmungen anzusehen waren, nicht aber als wesentliche Teile der staatlichen Grundsätze. Wir rechnen hierzu die jetzt wohl überall rückgängig gemachte, ehemals staatlich erzwungene Einräumung katholischer Kirchen an die Altkatholiken zur Mitbenutzung durch diese. Ging man bei Beurteilung dieser Frage von landrechtlichen, vornehmlich auf Gedanken der Reformation beruhenden Bestimmungen aus, so konnte man in diesem Vorgehen weder eine Überschreitung der Grenzen der Staatsgewalt erblicken, noch konnte man allein hieraus entnehmen, daß die Miteinräumung des Gotteshauses nach den einmal bestehenden innerkirchlichen Bestimmungen der römisch-katholischen Kirche bei dieser einen ganz andern Inhalt hat, als bei manchen andern Kirchen oder Religionsgesellschaften. Sie bedeutet nach den Satzungen dieser Kirche bekanntlich eine Entweihung des Gotteshauses und hat die Wirkung, daß nunmehr dieses Gotteshaus zu den meisten, oder vielleicht auch allen gottesdienstlichen Handlungen unbenutzbar wird, bis eine neue Weihung stattgefunden hat. Nun können zwar zweifellos die gesetzlichen Befugnisse der staatlichen Behörden, und auf gesetzliche Bestimmungen gründeten sie sich ja zweifellos, nicht dadurch beeinträchtigt werden, daß irgend eine innere Bestimmung dieser oder jener Kirche in ihren weiteren Folgerungen dem entgegensteht. Aber man muß doch erwägen, daß jene staatsgesetzlichen Vorschriften unzweifelhaft auf der stillschweigenden Annahme beruhen, daß Anordnungen über die Benutzung eines Gotteshauses lediglich Vorgänge der äußern Ordnung der Kirche sind, wie dies ja auch bei den meisten Kirchengesellschaften, nicht aber gerade bei der römisch-katholischen der Fall ist. Liegen diese stillschweigenden Voraussetzungen thatsächlich nicht vor, so wird dadurch

zwar die Giltigkeit und Kraft der gesetzlichen Vorschrift, die jene Voraussetzungen nicht ausdrücklich erwähnt, nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen in keiner Weise gemindert, aber immerhin ist es doch allgemein bestehende Verwaltungsübung, schonender zu verfahren, wie denn auch thatsächlich mit größerer Schonung verfahren wurde, nachdem die Tragweite jenes auf die vorhandenen innerkirchlichen Vorschriften keine Rücksicht nehmenden Vorgehens deutlich geworden war und die Folgen in der Erbitterung der katholischen Bevölkerung zu Tage traten.

Wir könnten diesem Beispiel, inwiefern bei dem Streite über äußere kirchliche Ordnung und das Zusammentreffen der Kirchengewalt mit der staatlichen Macht auch unweigerlich stets innerkirchliche Streitfragen mit zur Verhandlung kommen und berührt werden müssen, an dem Hergange des preußischen Kulturkampfes noch zahlreiche andre hinzufügen; wir wollen aber nur auf den bereits oben berührten Punkt hinweisen, wonach die Wahl des Seelsorgers nach der Vorschrift jenes Gesetzes unter gegebenen Umständen unter Mitwirkung einer staatlichen oder doch dem Staate untergeordneten Behörde stattfinden soll. Wir erkennen aus diesen Beobachtungen die eigentlich ganz selbstverständliche, aber doch vielfach mißachtete Wahrheit, daß auch die äußere Ordnung der Kirche, ja sogar die äußersten Grenzpunkte derselben, wo sie an den Staat stößt, immer mit den innern Glaubensvorschriften der betreffenden Kirche in einem nähern oder fernern Zusammenhange steht, man mag sich stellen, wie man will. Ja man muß sogar sagen, daß es gar nicht möglich sei, irgendwelche Gesetze über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche zu erlassen, ohne sich dabei, wenn auch nicht deutlich bewußt, einen einigermaßen bestimmten Begriff von dem Wesen dieser bestimmten Kirche und den ihr zu Grunde liegenden Glaubenslehren zu machen und ohne dabei, wenn auch nicht absichtlich, die Glaubenslehre zu beeinflussen und vielleicht zu ändern; vorausgesetzt überall, daß jene Gesetze und Vorschriften nicht lediglich leeren Wortschwall enthalten und gänzlich ohne Wirkung bleiben. Und so erkennen wir denn auch bei den Gesetzen des preußischen Kulturkampfes, daß der Gesetzgeber oder die maßgebenden Persönlichkeiten in den gesetzgebenden Gewalten der damaligen Zeit gleichsam ein Idealbild einer Kirche und damit ein Idealbild einer ihr zu Grunde liegenden Glaubenslehre in Gedanken hatten, das bei der Abfassung der Gesetze von wesentlichem Einflusse war. Jene Gesetze hatten nicht nur formelle Geltung gegenüber der römisch-katholischen Kirche, obwohl wir nicht fehl zu gehen glauben, wenn wir behaupten, daß dies von den meisten wegen ungenügender Kenntnis des gesetzlichen Wortlautes und wegen der fast ausschließlichen Anwendung und Bedeutung der Gesetze gegenüber der katholischen Kirche angenommen und geglaubt wird, sondern auch für alle andern Kirchen und Religionsgesellschaften, also auch für die evangelischen Kirchen; wenigstens ist dies bei den meisten einschlägigen Gesetzen der Fall; nur einzelne, die be-

stimmte besondre Organisationen zum Gegenstande haben, welche nur bei der römisch-katholischen Kirche vorkommen, machen hier eine Ausnahme. Jenes Idealbild einer Kirche und einer Glaubenslehre, das den Gesetzgebern in unbestimmten Umrissen vorschwebte, entspricht, wie dies nicht anders zu erwarten ist, den im deutschen Volke oder vielmehr im ausschlaggebenden Teile desselben herrschenden Anschauungen über Wesen und Aufgaben der Kirche und der Glaubenslehre. Wir wollen im Folgenden versuchen, diese Anschauungen zur Darstellung zu bringen.

Wir hatten schon oben bemerkt, daß man unter Glaubenspflichten heute diejenigen Pflichten versteht, die der einzelne von sich selbst, seinem eignen Gewissen gegenüber fordert und nach pflichtmäßiger Überlegung von sich verlangen muß. Die Quelle der Glaubens- oder Gewissenspflicht ist daher nicht wie beim Staate und der staatlichen Pflicht die Gegenüberstellung der Gesamtheit und des Einzelnen, noch auch wie bei der Gesellschaft und ihren Organisationen in Familie und Volk die Gegenüberstellung des Einzelnen in seinen verschiednen Lebenslagen und irgend welches andern, mit dem er in diesen Lebenslagen in Berührung zu kommen pflegt, als Mitglied der Familie, als Volksgenosse oder in irgend welchen andern freien Verbindungen; sondern die Quelle der Gewissenspflicht ist der unabweisbare Gedanke, daß der Mensch Pflichten erfüllen müsse, weil er vor sich selbst sonst nicht bestehen könne. Nach heutiger Auffassung ist also das eigne Gewissen des Einzelnen die hauptsächlichste Quelle der Glaubenspflichten, erst in zweiter Reihe kommt die Belehrung andrer, die Überlieferung in Betracht. Damit der Glaube lebendig bleibe, bedarf er des Gebetes; im Gebete erzeugt sich der die Wirklichkeit überwältigende Glaube, daß die Seele des Menschen sich erheben und gleichsam mit Gott unmittelbar Zwiesprache halten könne. Im Gebete entsteht der Glaube und die daraus entspringende Pflichtenlehre. Um zum Gebete zu gelangen, muß der Betende glauben, daß er von Gott etwas erbitten könne und daß dieser es ihm, wie ein Herr dem Knechte, entweder gewähren oder abschlagen könne. Mit dem Begriff, den der Mensch sich von Gott, als der notwendigen Voraussetzung seines Daseins, zu andern Stunden als denen des Gebets zu machen versucht, steht nun zwar die Vorstellung sehr im Widerspruch, Gott könne sich überreden lassen. Aber gerade deswegen, weil solcher Widerspruch nicht nur hier, sondern überall gefunden werden kann, zwischen allen nur irgend möglichen Gedanken und Thaten, wenn man nur bald längere, bald kürzere Zeit darnach forscht, und gerade deswegen, weil dieser Widerspruch, der im Gebete liegt, so unmittelbar, fast handgreiflich hervortritt, zwingt es den betenden Geist zu gewaltiger Anstrengung und Selbstüberwindung; es gebietet Schweigen allem, was sich andernfalls an Zweifeln erheben könnte; es bewirkt gerade das, was einem hohen und weitsehenden Geiste am notwendigsten ist, nämlich Bezwingung aller Rücksichten und Zweifel; es verleiht Stärke und Kühnheit. Im Gebete

rüttelt sich der Mensch mit der Frage, ob das, was er bittet, gut oder böse sei; ist es gut, so geht er gestärkt aus dem Gebet hervor; dies gerade verleiht ihm Mut und Gewißheit, die Bürgschaften des Erfolges. Ist das Gebet aber unrecht, so wird Gewissen und Herz zaghaft, und das Gebet ist verworfen. Die überwältigende wirkliche Macht des Gebetes in großen Augenblicken des Menschenlebens ist gleichsam das Sinnliche, Thatsächliche, Weltliche des Gebetes; der Gedanke dagegen, daß es von Gott selbst erhört oder verworfen sei, das Übersinnliche, Himmlische in ihm. Die sinnliche Macht des Gebetes verbürgt dem Glauben seine Stellung neben Recht und Sitte; es ist die Stelle, wo der Glaube zur Erde herabsteigt. Sie läßt die ungeheuerlichen, aber rasch zusammensinkenden Wirkungen des Fanatismus verstehen, der eine alles übertäubende, schwindelnde, gewaltsame Gebetserhebung ist, während das wahre Gebet nur kurz und besonnen sein kann. Im Gebete zeigt sich, was allem, das zum Glauben gehört oder mit ihm zusammenhängt, vornehmlich eigen ist; der sinnliche Bestandteil in ihm steht weit unvermittelter neben dem übersinnlichen Bestandteil, als bei andern Vorgängen der Gesittung. Die Gebetsübung muß aber zuletzt zu Selbsttäuschung und Aberglauben führen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit durch gemeinsamen Gottesdienst mehrerer gestützt wird. Denn gleichwie die gesamte Gesittung nicht bestehen könnte, wenn nur ein Mensch da wäre, sondern allein die Beziehungen zwischen mehreren Menschen erst das ausmachen, was man Gesittung nennt, ebenso kann auch der Glaube des Einzelnen nur dann bestehen, wenn er von Zeit zu Zeit einen ähnlichen Glauben an andern sieht. Diese notwendige Nahrung dem Gebete zu gewähren ist der Zweck jedes Gottesdienstes. Auf dem Gebete beruht die unsichtbare Kirche, und alle Betenden bilden die unsichtbare Kirche; auf der Notwendigkeit des gemeinsamen Gottesdienstes beruht die sichtbare Kirche, und jedesmal der Teil der Menschen, der ihn, seiner besondern Gesittung entsprechend, auf ähnliche Weise begeht, bildet eine sichtbare Kirche. Die unsichtbare Kirche ist nur einmal möglich; sichtbare Kirchen aber werden stets mehrere neben einander bestehen, weil niemals alle in ihrer Gesittung übereinstimmen können. Aus der Notwendigkeit der sichtbaren Kirchen ergiebt sich die notwendige Unterscheidung zwischen Priester und Laie. Denn indem mehrere zu gemeinsamem Gottesdienste zusammentreten, stellt sich ihre Gemeinsamkeit den Einzelnen, ähnlich wie beim Staate, gegenüber. Auch dieses gemeinsame Wesen muß Diener haben, die gleich der Obrigkeit die der Gesamtheit obliegenden Geschäfte ausführen, nämlich die Gemeinsamkeit des Gebetes, den Gottesdienst, äußerlich zur Erscheinung bringen und dadurch das Gebet des einzelnen stärken. Ebensowenig wie bei der staatlichen Obrigkeit ist es aber notwendig, daß einer oder mehrere der Kirchenangehörigen nur Priester, die andern nur Laien sind; sondern es kann jedermann zum Teil Priester, zum Teil Laie sein. Nur wenigstens für die Dauer eines Gottesdienstes oder so lange, als dies die

gewöhnlichen Fähigkeiten verlangen, muß einem das Amt, in höherem Maße Priester zu sein als die andern, übertragen sein, damit er die Gesamtheit durch sich vorstelle und den Gottesdienst leite. Die trotzdem vorhandene Priesterschaft aller Kirchenangehörigen kommt zum Ausdruck in dem gemeinsamen Gesang der Gemeinde, in der thätigen Teilnahme an der Liturgie und endlich in der für alle gleichmäßigen Feier des Abendmahles. In der Forderung des Kelches auch für die Laien ist also vorbildlich und sinnbildlich die Priesterschaft für alle gefordert. Gebet und gemeinsamen Gottesdienst kann niemand völlig entbehren; meint er es, so übt er sicherlich unter andern abergläubischen Formen etwas ähnliches aus.

Es ist nicht notwendig, daß alle, die zu einer sichtbaren Kirche gehören wollen, ganz dasselbe glauben, sondern es genügt, wenn ihr Glaube so weit übereinstimmt, daß ein gemeinsamer Gottesdienst stattfinden kann. Gemeinsamer Gottesdienst aber einigt den Glauben der einzelnen, und wenn er Jahre und Jahrhunderte hindurch auf gleiche Weise geleitet wird, so erbt sich auch derselbe Glaube von Geschlecht zu Geschlecht fort. Jedes Zeitalter fügt von seinen höchsten Gedanken hinzu, und der Glaubensschatz wächst an. Das Alte umkleidet sich allmählich mit dichterischem Beiwerk, das das Abgestorbene verdeckt und das, was nicht mehr verständlich ist, dennoch traulich macht und den Zeitgenossen nahe bringt. Aus diesen Gleichnissen und heiligen Geschichten schöpft der einzelne, was er für sein Leben braucht, und hält sie für fast ebenso unantastbar wie seine eignen notwendigen Gedanken von Gott, Christus und der Unsterblichkeit seiner Seele, an denen er nicht rütteln darf, wenn er zu Gott beten will. Er wird umso unverbrüchlicher daran festhalten, je länger er sich schon darin eingelebt hat, je älter er ist und je mehr er sich daher mit Selbstverleugnung gemeinsamen Rücksichten unterwirft. Wer in die ehrwürdige Lehre aber erst gerade eingeweiht ist, der thut gern von seinen frischen Gedanken hinzu; ihm ist das Gebet mehr als die sichtbare Kirche und der eigne Glauben mehr als das gemeinsame Bekenntnis. Dies ist der heilsame Gegensatz zwischen freiem Glauben und geschlossener Kirchenlehre, zwischen demjenigen Luther, der seinen feurigen Aufruf an den christlichen Adel deutscher Nation ergehen ließ, und dem Luther, der die Kirchenverfassung in Sachsen schuf, der Gegensatz zwischen Alt und Jung, zwischen Geschichte und Gegenwart; denn auch der Glaube und die Kirche sind menschliche Einrichtungen und haben hierin nichts vor allen andern voraus. Aber man zerstört nichts edles damit, wenn man dieser Ansicht ist. An Christus wird noch geglaubt werden, wenn auch an die Wunder nicht mehr geglaubt wird. Die dichterische Darstellung erhabener Wahrheiten ist heute eine andre als zu Zeiten der Römer; aber jene großen Wahrheiten bestehen darum doch in anderm Gewande ewig fort. An Christus würde geglaubt werden, auch wenn kein Buch von ihm Kunde gäbe, denn jedem ist es notwendig, an ihn zu glauben, weil er sonst

nicht zu leben vermöchte. Jetzt gerade müßte das Buch von ihm neu geschrieben werden, wenn es verloren gegangen wäre, und vieles darin würde dann ebenso lauten wie ehemals, aber freilich nicht alles, und einst wird die Zeit kommen, wo nichts mehr so lauten dürfte, aber an Christus wird auch dann nicht minder geglaubt werden. Man ehrt das Gewand des Verstorbenen, weil es ihm gehört hat, nicht um des Gewandes willen, das doch einmal zu Staub werden muß. Keine menschliche Einrichtung und kein menschliches Werk hat ein lebendiges Recht in sich, sondern nur dichterisch kann das von ihm gesagt werden, es ist zu einem Zwecke geschaffen, und mit dem Zwecke soll es dahin fahren. Der Glaube an Christus, der ebenso notwendig ist, wie der Glaube an Gott und das Bewußsein des eignen Daseins, ist weit höher als irgend ein Buch, das von ihm erzählt, wie es die Zeit versteht; jener Glaube ist ewig, das Buch aber ist morgen anders als heute. An dem gemeinsamen Bekenntnis wächst der schwache Glaube des Kindes empor, und wie es den Kindern am besten dienen mag, darnach muß das Bekenntnis sich schicken und richten.

Der Gegensatz zwischen überkommener Lehre und lebendigem Glauben zeigt sich in jeder Kirche, er ist auch der Gegensatz zwischen der römisch-katholischen und der protestantischen Kirche. Es braucht nicht gesagt zu werden, welche von beiden sich der einen Seite zuneigt, und welche der andern, noch auch kann hier entschieden werden, welche sich ihrer Neigung zu sehr hingiebt. Sicher ist, daß das Altüberkommene gewichen ist, zur Zeit der Reformation und später tausendfach; daß es noch immer weiter weichen wird, und daß alle Schwüre, daß fortan nicht mehr gewichen werden solle, eine Thorheit und Vermessenheit sind. Daß aber überhaupt jede Kirche sich vornehmlich jeder Neuerung in Sitte, Kunst und Wissenschaft spröde gegenüber verhalten muß, daß sie immer einer ehrwürdigeren Kunst und Sprache sich bedienen wird, als die jedesmalige Gegenwart, das liegt in ihrem Wesen begründet und muß so sein, wenn sie anders ihre Obliegenheit erfüllen soll, die Unverbrüchlichkeit unsrer notwendigen Gedanken zu stützen und zu erhalten.

Aus dem gleichen Grunde, weshalb niemals ein einziger Staat alle Menschen zusammen umfassen kann, sondern immer mehrere unabhängige Staaten nebeneinander bestehen müssen, aus demselben Grunde ist es auch unmöglich, jemals alle Menschen in einer Kirche zu vereinigen, sondern lebensfähige Gemeinsamkeiten werden stets nur in mehreren von einander unabhängigen Kirchen zur Entwicklung kommen. Die Grundlage jeder christlichen Kirche und jeder andern Religionsgesellschaft ist die ähnliche Ausübung des Gottesdienstes durch mehrere Gemeinden, die sich zu dieser Kirche halten wollen; die Grundlage aber des gemeinsamen Gottesdienstes jeder dieser Gemeinden muß wieder der ähnliche Glaube von mehreren Menschen sein, die sich zu dieser Gemeinde halten wollen. Wegen des innigen Zusammenhanges, worin Glaube, Recht und

Sitte stehen, wird in keinem Volke die Bestrebung fehlen, sich auch zu einem Staate und zu einer Kirche zu vereinigen. Aber gleich wie die Zugehörigkeit zu einem Staate nicht durchaus von der Gleichartigkeit der Sprache abhängig ist, sondern es genügt, wenn hinreichender gemeinsamer Stoff zur Rechtsbildung vorhanden ist, ebenso können auch sehr wohl mehrere Völker und Staaten zu einer Kirche vereinigt sein, wenn nur die sonstigen Berührungsstellen hinreichend zahlreich sind. Ebenso können sich in einem Staate oder Volke mehrere Kirchen und Religionsgesellschaften neben einander entwickeln; aber es ist dabei deutlich, daß wesentliche Verschiedenheiten zwischen ihren Glaubenslehren Reibungen auf staatlichem und gesellschaftlichem Gebiete zur Folge haben müssen, wie denn auf dieser Grundlage die gesellschaftliche Gegnerschaft gegen die Juden erwachsen ist. Die Verschiedenheit des Glaubens, der darauf beruhenden Pflichtenlehre und der hierauf beruhenden Pflichtenausübung und Handlungsweise ist der Grund dieser Vorgänge, die also mindestens erklärlich sind. Man ist daher durchaus berechtigt, den jüdischen Glauben zu bekämpfen, wenn man ihn für irrig hält. Denn nicht darin besteht die wahre Duldsamkeit, daß man es für nebensächlich und unerheblich erachtet, was einer glaubt, und darin, daß man daher von dem Glauben grundsätzlich niemals spricht, sondern darin, daß man dies nicht ohne bedeutende Ursache thut, weil man nur dann ein Recht hat, in das Gewissen des einzelnen einzudringen; es aber unter allen Umständen zu unterlassen, ist ganz dasselbe, wie ein Verbrechen nicht zu bestrafen.

Es ergiebt sich hieraus der Unterschied zwischen der Bedeutung der kirchlichen und der staatlichen Einrichtungen. Die Gesetze und Einrichtungen des Staates entstehen unmittelbar zu dem Zwecke der staatlichen Pflichterfüllung; ihre Notwendigkeit leitet sich aus diesem Zweck ab. Anders bei der Kirche, wo man zwischen unsichtbarer und sichtbarer Kirche unterscheidet, während beim Staate eine entsprechende Unterscheidung nicht besteht. Bei den Glaubenspflichten ist das Gewissen des einzelnen die Hauptsache, die Einrichtungen der Gesamtheit der Gläubigen, die Kircheneinrichtungen, dienen nur zur Unterstützung des Gebetes. Die sichtbare Kirche ist Nebensache der unsichtbaren; ihre äußere Erscheinung kann vorübergehend auch wohl entbehrt werden, ohne daß die Glaubenspflichten Schaden litten. Die staatlichen Pflichten dagegen fallen sogleich in sich zusammen, sobald die staatlichen Organisationen vergehen; sie sind die Hauptsache und erwachsen aus dem innersten Wesen des Staates; bei der Kirche sind sie nur äußerliche Werke ohne treibendes Leben. Daher rührt es, daß die staatlichen Gesetze und die staatliche Behördenorganisation stets von den Kirchen nachgeahmt werden, niemals aber umgekehrt; so kann man in der gegenwärtigen Kirchengesetzgebung der evangelischen Landeskirche und der evangelischen Kirchen in den neuen Provinzen sogleich die Nachahmung der staatlichen Selbstverwaltungsgesetzgebung erkennen; in der Generalsynodal-

ordnung kommt ganz leise auch der Wunsch zum Ausdruck, die evangelischen Kirchen Deutschlands zu einigen, gleichwie seine Staaten nunmehr im deutschen Reiche geeinigt sind; die Übereinanderstellung der Behörden ist ähnlich wie beim Staate. Die Organisation der katholischen Kirche ist eine Nachahmung der staatlichen Organisation des römischen Kaiserreichs. Aus sich selbst sind die kirchlichen Einrichtungen einer Fortbildung nicht fähig, und schließen sie sich nicht dem Fortgange der staatlichen Entwicklung an, so gewinnen sie allmählich das Aussehen einer Versteinerung. Kirchliche Behörden können daher staatliche Geschäfte auf längere Zeit nur dann führen, wenn sie geradezu staatliche Behörden werden, eher schon können die äußern Angelegenheiten der Kirche von staatlichen Behörden besorgt werden, aber selbstverständlich niemals der Teil der kirchlichen Geschäfte, der die Einwirkung auf das Gebetsleben des einzelnen bezweckt. Mit diesem steht das kirchliche Strafsystem im innigsten Zusammenhange. In der Gestaltung der Kirchenstrafen dürfte sich daher die Kirche weit weniger als Nachahmerin staatlicher Einrichtungen zeigen, als es namentlich diejenige Kirche thut, die meint, sie sei die kirchlichste von allen. Denn die Verletzung von Glaubenspflichten ist vornehmlich da zu strafen, wo sie befohlen sind, nämlich im Gewissen des einzelnen. Die öffentliche kirchliche Strafe kann daneben nur eine Hilfsstellung einnehmen und, den Zweck der Kirche schützend, namentlich verhindern wollen, daß der schädigende Einfluß der Verletzung von Glaubenspflichten durch ein Kirchenmitglied sich auch auf andre erstrecke. Bei der Begründung der kirchlichen Strafe kommt es daher vor allem auf das Ärgernis an, das die zu bestrafende Handlung verursacht hat, auf Reue und Besserung; alles dies ist bei der staatlichen Strafe von viel geringerer Bedeutung.

Wir könnten diese unsre Betrachtung ohne Schwierigkeiten noch weiter ausdehnen und beispielsweise darlegen, welches die heutige Auffassung eines großen und wichtigen Teiles des deutschen Volkes über die notwendige Verbindung zwischen Offenbarung und Glauben und die gegenseitige Unterstützung ist, die eins an dem andern findet. Wir haben aber für unsern Zweck bereits genügendes Material gesammelt. Wir wollten zeigen, daß wichtige Fragen der innern Kirchenthätigkeit und des Einzelglaubens in ihren weitern Folgerungen auch Einfluß gewinnen müssen auf die Gesetze, die der Staat über sein Verhältnis zu den Kirchen seines Gebietes zu geben in der Lage ist, und daß dieser Einfluß eben in den Gesetzen, die während des preußischen sogenannten Kulturkampfes entstanden sind, nicht zu verkennen ist. Nur eine den wirklichen Verhältnissen gänzlich abgewendete Einbildung kann gegenüber den Lehren, die aus diesen Gesetzen zu ziehen sind, behaupten, es könne der Staat jedes Bekenntnis und jede Glaubenslehre, welche es auch sei, dulden und seinen eignen Einrichtungen unbeschadet ertragen. Man braucht sich nur einmal vorzustellen, es bestehe im Gebiete des deutschen Reiches die mohammedanische

Religion in einem einigermaßen erheblichen Umfange. Würde sich unser Staat den Lehren von der Zulässigkeit der Vielweiberei und vieler andern mit jener Glaubenslehre in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Anschauungen anbequemen können? Es läßt sich eben die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Staat und Kirche, die beide von verschiedenen Seiten an der Ausgestaltung der Pflichtenlehre schaffen, auch auf einander mit ihren Einrichtungen und Lehren angewiesen sind, und daß daher notwendigerweise von dem einen Teile Gegenmaßregeln ergriffen werden müssen, wenn der andre Teil sich allzu sehr mit ihm in Widerspruch setzt. Bei diesem Streite aber wird zuletzt die Meinung als die letzte auf dem Kampfplatze bleiben, die auch für den anfänglich widerstrebenden Teil die heilsamste und ersprießlichste ist. Wir können es uns daher gar nicht verhehlen, daß in den Kulturkampfgesetzen die Reformation Luthers einen Streit mit dem römisch-katholischen Papsttum führt, indem Preußen in ganz vorzüglichem Maße zu dem, was es ist, durch die reformatorischen Ideen Luthers angetrieben worden ist. Wir erkennen diesen Zug unzweifelhaft in dem Verbote der Klöster, in der Zulassung der Wahl katholischer Priester durch die Kirchengemeinde, in der Beschränkung des Umfanges der kirchlichen Straf- und Zuchtmittel. Freilich gingen die Gesetze vielfach über ihr berechtigtes Ziel hinaus, das darin bestand, die kirchlichen Einrichtungen zu beseitigen, welche der als richtig und gut erkannten weitern Ausbildung der Pflichtenlehre durch den Staat entgegenstanden. Die gesetzlichen Bestimmungen, die über dieses Ziel hinausgingen, haben wieder fallen müssen. Aber es ist genug von ihnen übrig geblieben, um zu sagen: nicht der Staat hat über die Kirche im Kulturkampfe einen Sieg errungen, noch auch umgekehrt; sondern die Ideen der Reformation, die durch einen Erfolg ihrer Arbeit, nämlich die Mithilfe an der Ausbildung des preußischen Staates, ihre überlegene Kraft bewiesen haben, sind wieder einmal, wie so oft schon früher, dem Gedanken päpstlicher Weltherrschaft gegenüber siegreich geblieben. Den Männern, denen die Obhut der evangelischen Kirche anvertraut ist, und allen, die sonst diesem Glauben anhängen, liegt es ob, diesen Anstoß auch auf ihrem Gebiete fortwirken zu lassen und von neuem zu zeigen, daß der evangelische Glaube, sich stets verjüngend, noch die gleiche Kraft hat, wie in den Zeiten Luthers.

Kiel — Ronald Keßler

Adel und Bürgertum im deutschen Heere

Von einem norddeutschen Offizier

In der wohl zutreffenden Annahme, daß der in Nr. 1 des diesjährigen Jahrganges der Grenzboten befindliche Aufsatz „Das adliche und das bürgerliche Element im deutschen Heere" allgemeines Interesse erregt hat, sei es einem Offizier, der Gelegenheit gehabt hat, ebenfalls in verschiedenen Regimentern beide Elemente kennen zu lernen, gestattet, die in jenem Aufsatze dargelegten Anschauungen hier zu ergänzen, zu vertiefen und zu berichtigen.

Jener Aufsatz hat in Kürze folgenden Inhalt. Das adliche sowie das bürgerliche Element im deutschen Heere haben verschiedene Tendenzen. Das bürgerliche Element erhielt erst nach dem Tode Friedrichs des Großen infolge der Revolution Eingang in das Heer. Derfflinger war eine Ausnahme, der man keine Folge verstattet hatte. Erlangte das in seiner heutigen Gestalt der Revolution, deren Erbschaft es angetreten hat, entstammende bürgerliche Element das Übergewicht im Heere, so läge die Gefahr nahe, daß es, eben vermöge dieser seiner Entstehung und vermöge seiner Verwandtschaft mit den außerhalb des Heeres befindlichen linksseitigen Parteien, an dem straffen, auf persönlicher Autorität fußenden Zusammenhalt des Heeres rüttelte und das „kaiserliche Heer" mit der Zeit auf die Bahnen eines „Parlamentsheeres" brächte. Anderseits würde die Herrschaft des adlichen Elementes im heutigen deutschen Heere einen Anachronismus bedeuten, der das Heer zu einem ungeeigneten Stillstand verurteilen würde, wenn wesentliche, von dem bürgerlichen d. h. liberalen Elemente ihm zuströmende Hilfsmittel unterbunden werden würden. Eines aber besitzt diese Klasse von Offizieren: sie haben aus früheren Zeiten ein Kleinod gerettet: die Loyalität, die konkrete, der jeweiligen Person des Regenten ohne alle Rücksicht auf dessen persönliche Eigenschaften zugewandte Anhänglichkeit, die Treue und Pietät gegen den Fürsten. Damit sind die Tendenzen der beiden Elemente im Heere gegeben: das bürgerliche Element bildet dessen Linke, folglich das adliche dessen Rechte. Zwischen beiden Elementen findet ein Ausgleichungsprozeß statt, der nahezu als vollendet betrachtet werden kann, da mit Ausnahme der kommandierenden Generale die höheren Stellen im Heere nach

in den Händen bürgerlicher Offiziere sind. Von einem Antagonismus beider Elemente kann nicht die Rede sein: beide üben auf einander eine gedeihliche Wechselwirkung aus. Der bürgerliche Offizier ist genötigt, sich die Denkungsart und die Umgangsformen anzueignen, die durch das adliche Offizierkorps Friedrichs des Großen und früherer Regenten in die Armee eingeführt worden sind. Dadurch, daß jeder der beiden Teile die Vorzüge des andern sich aneignet, wird die Ausgleichung zwischen beiden beschleunigt werden. Dies etwa der Inhalt des besagten Aufsatzes.

Der Verfasser geht davon aus, daß im Heere Friedrichs des Großen das adliche Element ausschließlich vorgeherrscht habe. Der große König traute den Bürgerlichen nicht die unbedingte, rückhaltlose, todesmutige Ergebung für die Person des obersten Kriegsherrn zu. Das ist vollkommen richtig; aber daß dies so war, ist für den großen König im hohen Grade charakteristisch, denn die Verdrängung des bürgerlichen Elements aus der preußischen Armee ist erst durch ihn durchgeführt worden und lag nicht in der Konsequenz der frühern Entwicklung des Heeres. Dem Verfasser wird diese Thatsache ohne Zweifel nicht unbekannt sein; sie ist aber von so allgemeinem Interesse und dient so sehr zur Beleuchtung der ganzen Zeit von Roßbach bis Jena sowie zur objektiven Beurteilung des ganzen Themas, daß es zweckmäßig erscheint, sie an dieser Stelle eingehend zu betrachten. Max Lehmann hat in seinem vortrefflichen Buche über Scharnhorst das Verhältnis von Adlichen und Bürgerlichen ausführlich besprochen. Mit dem Verfall des Ritter- und Lehnswesens war der Niedergang der militärischen Tüchtigkeit und des kriegerischen Geistes des Adels Hand in Hand gegangen. Die Kurfürsten der Mark klagten, daß der Adel lieber den Wagen als das Pferd besteige. Im sechzehnten Jahrhundert wurden die Kriege durch geworbene Soldheere geführt, die, wenn auch die höchsten Führerstellen vom Adel besetzt waren, durchaus bäuerlicher und bürgerlicher Natur waren. Der große Kurfürst sah ein, daß auf den Adel infolge seines Lehnsverhältnisses nicht mehr zu rechnen sei. Als er im Jahre 1663 wegen der Türkengefahr ein Aufgebot der Ritterschaft erließ und diese zum großen Teile sich unter mancherlei Vorwänden ihrer Verpflichtung zu entziehen suchte, ließ er die Ablösung des Dienstes für jedes Ritterpferd gegen Entrichtung von 40 Thalern nach. Unter solchen Umständen konnte er schwerlich dem Adel allein das zu den Vorrecht Führerstellen des Heeres zugestehen. Nach dem Bericht der Militärreorganisationskommission vom 25. September 1807 (vergl. Lehmann, Scharnhorst Band II, Seite 644) bestand die Hälfte seiner Offiziere aus Unadlichen. Darüber mögen nun indeß Zweifel bestehen, da es in Folge der Ungenauigkeit der Listen jener Zeit sehr schwer ist, zu einem sichern Ergebnis zu gelangen. Jedenfalls war der Feldmarschall Derfflinger keine Ausnahme. Unter ihm kämpften bei Fehrbellin der Generalmajor Lütke und der spätere Generalmajor Hennigs (von Treffenfeld), beides

Bauernsöhne. Unter Friedrich I. erhielt zweifellos der Adel das Übergewicht in der Armee. Friedrich Wilhelm I. trieb diese Entwicklung insofern weiter, als er die Junker geradezu zum Waffendienste zwang. Doch bestimmte er noch in seinen Reglements, daß auch unadliche Unteroffiziere, wenn sie sehr große „Meriten," einen offenen Kopf, ein gutes „Exterieur" besäßen, zu Sekondeleutnants vorgeschlagen werden sollten. Die Rangliste von 1739 enthält einen bürgerlichen Oberst, zwei bürgerliche Oberstleutnants und acht bürgerliche Majors. Das „Korps derer Ingenieurs," das eine eigene Rangliste hatte, weist unter neun Stabsoffizieren fünf bürgerliche auf. Friedrich der Große war, im Gegensatz zu seinem Vater, der, obwohl despotisch, doch eine durchaus bürgerliche Natur war, ein echter Aristokrat. Als solcher traute er eben nur dem Adel das dem Offizier notwendige persönliche hohe Ehrgefühl zu. Dazu kamen die ständischen Gegensätze, die Friedrich der Große aufs schärfste aufrecht erhalten wissen wollte. Wohl hat er die Idee gehabt, daß der Degen den Offizier adeln solle, doch hat er Bürgerliche nur bei der Artillerie, den Husaren und den Garnisonbataillonen geduldet. Ja er hat sogar die bürgerlichen Offiziere, die während des siebenjährigen Krieges zugelassen waren, nach dem Kriege wieder entfernt. Wer wollte dem großen König darum einen Vorwurf machen? Friedrich vertrat den Satz: „Der friedliche Bürger soll gar nicht merken, wenn die Nation sich schlägt." Er blieb, obwohl er seinem Zeitalter den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat, doch immer das Kind seiner Zeit. „Der Eudämonismus seines Zeitalters ließ ihn die sittlichen Kräfte des Heerwesens verkennen," sagt Treitschke. Und Max Lehmann bemerkt, „daß es unter die stärksten Proben menschlicher Kurzsichtigkeit gezählt werden müsse, daß Friedrich der Große noch im letzten Jahrzehnt seiner Regierung, da doch wahrlich das deutsche Bürgertum mit berechtigtem Stolze auf seine Leistungen blicken durfte, sich zu der Behauptung hinreißen ließ, daß der Einbruch der Roturiers in das Offizierkorps der erste Schritt sein würde zum Verfalle und Sturze der Armee." Friedrich Wilhelm III. hatte, ähnlich seinem großen Ahn Friedrich Wilhelm I., eher bürgerliche als aristokratische Neigungen. Doch das Vorrecht des Adels zu brechen, wagte er zunächst nicht. Im Jahre 1806 zählte die Armee 695 bürgerliche Offiziere; aber sie waren in einzelnen Truppenteilen zusammengedrängt. Die Reorganisation der Armee von 1807 im Verein mit dem Steinschen Edikt hat dann erst den Charakter des Heeres bestimmt, wie er heute noch ist.

Worin besteht nun der Charakter dieses Heeres? Der Verfasser hat es gesagt: das deutsche Heer ist ein monarchisches, d. h. das Heer erkennt nur einen Richter über sich, den obersten Kriegsherrn. In dieser Eigenschaft lösen sich die Gegensätze, soweit sie zwischen Adel und Bürgertum im Heer bestehen, auf. Der Verfasser sagt daher sehr richtig, daß von einem Antagonismus beider Elemente im deutschen Heere nicht die Rede sein

könne. Auf der andern Seite schafft der Verfasser für die beiden Elemente verschiedene Tendenzen. Der Adel ist der Träger der Loyalität. Das bürgerliche Element führt dem Heere wesentliche Hilfsmittel, die zu dessen Heile dienen, zu. Die Herrschaft des einen Elements würde einen Stillstand bedeuten, die Herrschaft des andern würde das Heer auf die Bahnen des „Parlamentsheeres" drängen. Eine Vorherrschaft des einen oder des andern Elementes darf daher nicht stattfinden. Das bürgerliche Element im Offizierkorps bildet dessen Linke, das adliche folglich dessen Rechte. Mit andern Worten: der Verfasser überträgt die sozialen Unterschiede, wie sie im Parlamente durch die Rechte und Linke zum Ausdruck kommen, auf das Heer. Und da bleibt denn doch die Frage sehr berechtigt, ob da nicht doch von einem Antagonismus die Rede sein könne. In der That liegt der Gedanke nahe, daß dieser Antagonismus im Keime existire, aber im Heere kraft seiner Tradition, kraft seines Geistes, kraft der Energie der obersten Leitung immer wieder erstickt werde. Wenn es wirklich zwei verschiedene Tendenzen im Heere gäbe, so müßte die Frage aufgeworfen werden, ob dies auf die Dauer möglich sein werde. Wir halten aber die Voraussetzung, von der der Verfasser ausgeht, überhaupt nicht für zutreffend.

Der Verfasser sagt, daß das in seiner heutigen Gestalt der Revolution entstammende bürgerliche Element, eben vermöge dieser Entstehung und vermöge seiner Verwandtschaft mit den außer halb des Heeres vorhandenen linksseitigen Parteien an dem festen Zusammenhalt des Heeres rütteln würde. Er spricht an andrer Stelle „von dem bürgerlichen, d. h. liberalen Element." Er setzt also das bürgerliche Element eo ipso mit den linksseitigen Parteien in Verbindung und bürgerlich für liberal. Da geht er doch nach unsrer Meinung viel zu weit. Es giebt sowohl ein streng konservatives Bürgertum wie einen streng konservativen Adel. Was hält denn der Verfasser von dem preußischen Beamtentum, das doch in dem streng monarchischen Gedanken groß geworden ist? Aber nicht allein im Beamtentum, in allen Schichten des Volkes finden sich konservative Elemente, nicht zum wenigsten im Bauernstande. Aus den konservativen Elementen des Volkes rekrutirt sich aber und muß sich das Offizierkorps rekrutiren, und darum kann man nicht sagen, daß das bürgerliche Element im Heere seiner Natur nach freisinnig und in seinen letzten Folgerungen destruktiv sei. Noch weniger kann davon die Rede sein, daß das bürgerliche Element das Heer auf die Bahnen des „Parlamentsheeres" dränge. Was ist denn ein Parlamentsheer? In seiner Rede vom 12. Januar 1887 hat der Reichskanzler gesagt: „Ein solches, das von den wechselnden Beschlüssen des Parlaments abhängig ist," also ein Heer, bei dem nicht der oberste Kriegsherr, sondern das Parlament die Präsenzziffer bestimmt. „Es ist unmöglich," sagte der Reichskanzler, „daß die Verteidigungsfähigkeit Deutschlands von der jedesmaligen Stimmung und

Abstimmung des Parlaments in jedem Jahre abhängen könnte, daß die Armee auf die Hälfte reduzirt werden könnte und auf den einjährigen Dienst, was ja die Sozialdemokraten wollen.“ Nun, dieser Gedanke, einer politischen Körperschaft das Recht zuzugestehen, über das Heer die letzte Entscheidung zu fällen, kann keinem Offizier kommen. Es mag ja sein, daß hier und da Söhne aus freisinnigen Familien in die Armee treten, aber da tritt die Schule der Armee ein, und in diesem Sinne kann man noch wie zur Zeit Friedrichs des Großen sagen, daß der Degen den Offizier adle, denn der Offizier tritt in ein persönliches Verhältnis zum König: er wird der Kamerad des Königs (siehe Delbrück, Der preußische Offizierstand). Der Offizier mag an allen Fragen, die heute die Gesellschaft bewegen, seinen Anteil nehmen, aber er wird vom ersten Augenblick an, wo er in die Armee eintritt, so erzogen, daß von einer auch nur mittelbaren Mitwirkung in politischen Dingen nicht die Rede sein kann. In der Armee kann nur ein Gesetz und eine Autorität bestehen, nur der Wille des obersten Kriegsherrn ist ausschlaggebend. In dem Heere der Hohenzollern, in dem Heere, welchem Scharnhorst, obwohl ein Bauernsohn und erfüllt von den modernen Gedanken, doch seinen monarchischen Charakter gewahrt wissen wollte, in diesem Heere kann es nur ein einheitliches Offizierkorps geben, worin sich die konservativen Elemente des Volkes die Hand reichen, mit einer einheitlichen Tendenz: der unbedingten Ergebenheit gegen seinen Kriegsherrn.

Das „Parlamentsheer“ mag scheinbar die letzte Konsequenz des modernen Staatsgedanken sein. Aber auch nur scheinbar. Für den Laien mag es verführerisch sein, diesen Gedanken auszuspinnen. Aber nur für jemand, der die Dinge rein äußerlich ansieht. Es geht damit wie mit vielen andern Einrichtungen, die ohne Rücksicht auf ihre Eigentümlichkeit zu einer letzten Entwicklung gebracht werden sollen, während das letzte Wort darüber bereits gesprochen ist.

Heute, wo mehr denn je wissenschaftliche Bildung des Offiziers erstrebt wird, kann weniger denn je ein Offizier so oberflächlich sein und sein Geschick in andre Hände legen wollen, als in die des kompetentesten Richters der Armee, seines obersten Kriegsherrn. Man denke nur, wie schwierig es schon ist, derjenigen Dinge völlig Herr zu werden, zu denen man Talent, Beruf und Neigung hat, wie oft man seinen Vorurteilen zum Opfer fällt. Und nun soll man jemand mitsprechen lassen über Verhältnisse, zu denen er nur in äußerst losem Zusammenhange steht? gegen die er vielleicht eine Abneigung hat? Man denke den Gedanken des „Parlamentsheeres“ nur zu Ende! Würde er nicht alle Kräfte entfesseln, die sich in der Bekämpfung des stehenden Heeres vereinen? Der Gedanke des Parlamentsheeres würde gleichbedeutend mit Selbstvernichtung sein.

Darum bleibt es freilich nicht weniger wahr, daß die beiden Elemente

Gegensätze enthalten. Aber diese Gegensätze, mögen sie sich auch aus den sozialen Unterschieden entwickelt haben, können im Heere doch nur ethischer Natur sein. Und wo sie es nicht sind, müssen sie bekämpft werden. Sie entwickeln sich naturgemäß aus der doppelten Aufgabe des Heeres: sich neben der friedlichen Arbeit die Kriegstüchtigkeit, den kriegerischen Geist zu bewahren.

Wie der menschliche Charakter aus verschiednen Elementen zusammengesetzt ist, keiner aber alle zugleich enthält, so auch der der Gesellschaft. Die einzelnen Klassen verkörpern bald mehr, bald weniger bestimmte, aus gemeinsamen Interessen und Lebensbeziehungen erwachsene Eigenschaften. Frische, Lebendigkeit, Selbstbewußsein, sorglose Kühnheit und Entschlossenheit, das sind die Eigenschaften des aristokratischen Charakters. Diese wirken zusammen in dem festen, bestimmten, sich stets gleichbleibenden Willen und in der stolzen, instinktiven Sicherheit des Handelns. Weiter beruht die Überlegenheit des Aristokraten auch auf dem Zauber der Persönlichkeit. Die guten Formen einer vornehmen Erziehung geben dabei gleichsam nur die Schale ab, die den trefflichen Kern durchblicken läßt. Der echte Aristokrat zeigt sich nicht etwa in der stolzen, unnahbaren Exklusivität, sondern vielmehr in der Leutseligkeit des Umganges, die den scharfen Blick, den feinen Takt und die innere, allen Lebenslagen gewachsene Sicherheit verrät. Um mit Menschen umgehen zu können, braucht man kein Gelehrter zu sein. Ein Virtuose im Umgang und darum auch ein geborener Feldherr war der doch wahrlich wenig schulgebildete Blücher. Der Aristokrat verkörpert das ursprüngliche, elastische, aktive, in sich abgeschlossene Element der Gesellschaft, das weder drängt, noch sich drängen läßt, und das der Grundlage eines Baues vergleichbar ist. Gerade auf den hier geschilderten Eigenschaften aber beruht der kriegerische Geist der Armee und die Größe des Feldherrn. Sie sind die Grundeigenschaften derselben.

Dem Aristokraten gegenüber steht der Bürger als Vertreter einer emporstrebenden Gesellschaftsklasse, die, durchschnittlich in kleineren, wenigstens einfachern Verhältnissen lebend, sich als den Träger der Arbeit, der Kunst und der Wissenschaft ansieht. Es wäre nicht schwer, zu beweisen, daß Strebsamkeit, die gezwungen ist, sich allen Lebenslagen anzupassen und Wissenschaft, sofern sie als Zweck und nicht als Mittel behandelt wird, die Freiheit des Ganges beschränkt. Nur wenigen ist es gegönnt, die Wissenschaft so zu bebeherrschen, daß sie die Sicherheit des Handelns nie beeinträchtigt, sondern stärkt und kräftigt. Mag aber der Bürgerliche oft kleinlich und pedantisch sein, mag er sich das Ziel oft nicht hoch genug stecken, er ist dafür strebsam, arbeitsam, genügsam, bescheiden, pflichttreu und weniger mit Vorurteilen behaftet. Er bringt dem Heere das andre Element ein: stetige, planvolle, geduldige Arbeit, die sich nicht irre machen läßt und

wenn nicht von kühnen, so doch von vorurteilsfreien und gesunden Gedanken genährt wird.

Beide Elemente haben ihre Auswüchse, die zu beschneiden die schwierige Aufgabe der Heeresleitung ist. Auf der einen Seite ist es der unmotivirte Uebermut und Dünkel eines weniger gebildeten kleinen Bruchteils der Aristokratie, auf der andern das Strebertum um jeden Preis, das in der Wahl seiner Mittel nicht heikel ist, sondern durch Schmiegsamkeit zu ersetzen sucht, was ihm an Fähigkeit abgeht. Dieses ist besonders gefährlich, da den Offizier vor allem der streng sittliche Charakter auszeichnen muß, der in Bescheidenheit die Erkenntlichkeit für gute Dienste abzuwarten im Stande ist. Parvenüs, d. h. Leute, die eine Rolle spielen wollen, zu der sie nicht berufen sind, können im Heere nie geduldet werden.

Die Aufgabe der obersten Heeresleitung also ist es, die beiden Elemente so mit einander zu verschmelzen, daß ihre verschiednen Eigenschaften sich wechselseitig durchdringen und einander beleben, fördern und ergänzen. In diesem Sinne kann man mit dem Verfasser des im Eingange erwähnten Aufsatzes sagen: daß jeder der beiden Teile die Vorzüge des andern sich aneignet, dadurch wird die Ausgleichung zwischen beiden beschleunigt werden. Auf jeden Fall war es dankenswert, diese Frage angeregt, unparteiisch beurteilt und zu ihrer objektiven Lösung beigetragen zu haben.

Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende

1. Das alte deutsche Dorf

2

Wir haben im vorstehenden gesehen, daß ein Hauptcharakterzug des deutschen Dorfes seine natürliche Regellosigkeit ist, eine Vielgestaltigkeit, die in der glücklichsten Weise die Natur nachzuahmen scheint. Aber diese Unterschiede von Hof zu Hof, von Haus zu Haus machen — und hierin liegt die zweite große Eigentümlichkeit desselben beschlossen — nicht den Eindruck menschlicher Willkür und individueller Laune, sondern sie erscheinen überall als der Ausdruck einer gesetzmäßigen, naturwüchsigen Entwicklung, die im Dorfe ihre Schichten absetzt, wie der Baum seine Jahresringe, eines steten, ununterbrochenen Wachsens und

Werdens, das die Willkür des Einzelnen machtvoll bannt unter die Herrschaft gemeiner Sitte und Anschauung.

In dieser fortlaufenden Entwicklung, die alles von außen zugeführte vermöge ihrer innewohnenden Kraft auflöst und verarbeitet, liegt abermals ein Zug der Natur, den weder die slawischen noch die romanischen Ansiedlungen erkennen lassen. So verschieden sie sonst sind, sie bedrücken uns mit dem gleichen Gefühle des langweiligen Einerlei: die gestaltlose Blockhütte eines polnischen oder russischen Bauern kann man ebensowenig nach ihrer Geschichte fragen, wie es möglich ist, von den öden, fast fensterlosen, oben abgeschnittenen Steinmauern italienischer Dörfer eine Entwicklung abzulesen. Das deutsche Dorf bildet hierin die glückliche Mitte zwischen dem romanischen Südwesten, wo die Dörfer einen städtischen Anstrich zeigen, und dem slawischen Osten, wo umgekehrt die Städte häufig nichts andres sind als riesenhafte Dörfer. Diese Eigenart unsers Dorfes würde sich nicht so lebensvoll aufdrängen, wenn es nicht bis auf unsre Tage an dem Holzbau festgehalten hätte: überall steht unser Bauernhaus noch mit seinen Füßen im Walde, wenn auch sein Haupt die alte moosbewachsene Strohkappe abgeworfen hat. Wenn die Dörfer des slawischen Ostens einen so einförmigen Anblick gewähren, so liegt das darin, daß sie im struppigen Urwalde stecken geblieben sind, daß sie sich bei der Starrheit slawischer Art nicht haben entwickeln *wollen*; bei den romanischen hat das gleiche Verhältnis seinen Grund darin, daß sie bei ihrem Steinbau sich nicht haben entwickeln *können*. Denn für den ländlichen Bau bietet nur das Holz die Möglichkeit einer selbständigen und lebendigen Entwicklung. Zur Bearbeitung und künstlerischen Behandlung des Holzes genügen die Werkzeuge und Kenntnisse des einfachen ländlichen Zimmermannshandwerkes, es genügt eine bloße, durch Übung zu erwerbende Kunstfertigkeit, geleitet von dem eingebornen oder durch die Überlieferung des Dorfes geschulten Geschmack, und von dieser Seite steht selbst der Ausbildung und Bethätigung eines bäuerlichen oder doch rein ländlichen Kunstsinnes nichts im Wege. Das lange Werkholz bietet in seiner Aufstellung, Lagerung und Schichtung eine Menge Möglichkeiten, die zum Nachdenken anleiten, und die vorstehenden und abgeschnittenen Balkenköpfe und die Enden der Windbretter an den Giebeln und ähnliches fordern den Kunstsinn und Geschmack des Bauern, wenn er überhaupt da ist, geradezu heraus. Hat man doch sogar von bautechnischer Seite behaupten wollen, daß die Pferdeköpfe an den Windbrettern des sächsischen Hauses ihren Ursprung lediglich einem „Stilgesetz" verdanken, demzufolge jedes Werk der schaffenden Menschenhand den Eindruck des Fertigen und Abgeschlossenen in einer dem Auge leicht erkennbaren Weise machen müßte. Nichts von alledem beim Steinbau. Der eckige kleine Stein kann nur geschichtet werden und birgt kein Leben in sich wie das Holz. Die tote Steinwand muß künstlich belebt werden: um sie wirkungsvoll zu gestalten, kommt man mit einem Handwerk

nicht aus, es braucht neben dem Maurer noch den Steinmetz, beide vereint unter einer höhern Leitung; zu alledem gehört eine schulgerechte Kunst, gehören Maßstäbe und Mittel, wie sie über den Durchschnitt der einfachen Verhältnisse und Bedürfnisse des Dorfes hinausgehen. Das Eindringen des reinen Steinbaues — das ist keine Frage — gräbt der Selbständigkeit ländlicher Baukunst unfehlbar das Grab, es schleppt den Ausschuß städtischer Kunst und städtischen Kunstsinnes auf das Dorf und verhandelt ihn an den Meistbietenden.

Wir finden in unsern Dörfern bis zum heutigen Tage den Holzbau fast in allen denkbaren Abarten und auf den mannigfachsten Stufen der Entwicklung. Im äußersten Süden, auf der ganzen Erstreckung der Alpen, herrscht der Blockbau, der die Wände aus übereinander gelagerten, in der Ecke ineinander verzapften Balken fügt. Seine höchste künstlerische Ausbildung hat er im äußersten Westen erlangt, namentlich im Berner Oberlande, von da vollzieht sich nach dem Osten zu ein allmählicher Niedergang, der schließlich im östlichen Kärnthen und Steiermark mit einem nüchternen einstöckigen Holzhause abschließt, das an Einfachheit dem slawischen Hause beispielsweise in den Karpathen kaum etwas nachgiebt. Es hat mit dem Pfettendache der mittleren und westlichen Alpen selbst die allbekannten tannenzapfenartigen Deckbrettchen verloren, wie sie dort an die vorstoßenden Giebelenden der Pfetten genagelt werden, und kennt als einzigen Schmuck eine abgestufte Wellenlinie, die aber weniger auf den Balken, als an den Windbrettern, Thürholmbrettern u. dergl. Verwendung findet und sich merkwürdigerweise bis nach dem Norden unsers Vaterlandes verfolgen läßt, sodaß man sich versucht fühlen könnte, in dieser Linie die älteste Spur gemeindeutscher Kunstüberlieferung auf diesem Gebiete zu erblicken.

An den Blockbau, den wir im allgemeinen als die erste Stufe des Holzbaues zu betrachten haben, schließt sich im Südwesten des alten deutschen Landes der Ständer- oder Bohlenbau. Dieser bildet die Wände aus wagerechten (selten senkrechten) Bohlen, die in die aufrechten Ständer des Gerüstes eingelassen sind. Er gehört ausschließlich dem alemannischen Stamme an und ist noch heute im Flachlande der Schweiz, im Schwarzwalde verbreitet, hat jedoch durch das Vordringen des Blockbaues im Süden, des Ringelbaues im Norden starke Einbußen erlitten. Innerhalb der deutschen Grenzen deutscher Zunge finden wir den Ständerbau nur an einer Stelle wieder, im äußersten Norden unter dänisch redender Bevölkerung in der Gegend von Apenrade und Hadersleben bis nach Kolding hin — das sogenannte bulfjælshus, Stammbretthaus. Das ganze übrige Deutschland mit geringen auf die Waldgebirge fallenden Ausnahmen zeigt den Riegel- oder Fachwerkbau, der das Gerüst des Hauses aus einem durch Riegel und Streben verbundenen Ständerwerk herstellt, dessen Ausfüllung in früherer Zeit durch Wellerwerk, also durch ein

um senkrechte Stäbe geschlungenes mit Strohlehm bekleidetes Geflecht, heute ausnahmslos durch Mauerwerk von Bruch- oder Backsteinen bewerkstelligt wird. Innerhalb dieses weiten Gebietes entfaltet der Riegelbau eine weite Mannichfaltigkeit: bald ist er ein-, bald zweistöckig, bald diente sein Holzwerk nur dem Bedarf und der Zweckmäßigkeit, bald dem Zierrat und der Belebung der Wände; bald trägt es Naturfarbe, bald ist es bemalt u. s. w. Der Vollständigkeit halber sei bemerkt, daß an der Saale und mittleren Elbe und von da nach Osten zu der Riegelbau für den untern Stock sehr allgemein durch eine reine Erd- oder Lehmwand vertreten wird, und daß in den baumlosen Küstenstrichen der Nordsee schon mindestens seit einem Jahrhundert der reine Backsteinbau sich Eingang verschafft hat; doch auch in Ostfriesland und auf den Nordseeinseln zeigen die ältesten Bauernhäuser den Holzbau.

Diesen ganzen Reichtum lassen wir hinter uns, wenn wir nach Osten oder Westen das deutsche Gebiet verlassen. Die alten Länder der Slawen kennen noch heute nur den reinen Blockbau, der in einigen Gegenden Rußlands, dank der großen und allgemeinen Fertigkeit des russischen Bauern in der Handhabung von Beil und Messer ohne Dazwischenkunft des Zimmermanns, einige Anfänge künstlerischer Behandlung aufweist. Bemerkenswert ist, daß der Russe selbst für seine Kirchenbauten das natürliche Rundholz dem behauenen vorzieht und daß es der Bewohner des kleinrussischen Südwestens liebt, das Balkengefüge seines Hauses dem Anblick durch einen stets neu im Anstrich gehaltenen Lehmbewurf zu verdecken. Auf der romanischen Seite umgekehrt stoßen wir überall auf den Steinbau, mögen wir die Grenzen des germanischen Sprachgebietes überschreiten, wo wir wollen: ob in Belgien, vom Elsaß aus, in der Schweiz nach der französischen oder in Tirol nach der italienischen Seite, es ist immer das gleiche: der deutsche Bauer baut aus Holz, der welsche aus Stein.

Bei der Betrachtung des engen Verhältnisses, das sich das deutsche Bauernhaus zum Holze gewahrt hat, wollen wir nicht vergessen, der nahen Beziehungen zu gedenken, die der deutsche Hof zum Bauern unterhält. Der deutsche Bauer hat, um Raum für seinen Anbau zu gewinnen, den Wald zurückgedrängt, aber er hat ihn durch die Hinterthür wieder eingelassen und hoffähig gemacht. In dem größten Teile unsers Vaterlandes liegt das Dorf in einem förmlichen Hain von Obstbäumen förmlich versteckt, und auch das Gehöft selber findet sich häufig mit einer oder mehreren alten Linden geschmückt, die ihre weite Krone schirmend über das Heim der Bewohner strecken. Und was der Baumgarten für das mittlere Deutschland ist, das ist für den niedersächsischen Norden der Eichenkamp, ein kleines Gehölz von Eichen und andern Waldbäumen, das den stimmungsvollen Hintergrund für das mächtige Strohdach des alten Einbaues abgiebt und gewöhnlich ebenfalls durch einige besonders alte und hochstämmige Bäume auf dem vordern Teile des Hofes vertreten ist. Auch der

„Schopf“ von Tannen, der im steirischen Gebirge gern den Hort des Bauern, den oben erwähnten Feldkasten, beschattet, gehört hierher. Endlich sei noch der Linden des Dorfplatzes gedacht, die die altgeheiligte Stätte der Gemeinde bezeichnen und um die sich noch heute, wiewohl immer seltener, der Ländler schlingt — eine Erinnerung an eine einfachere, fröhlichere Zeit, wo der Sommer und die Sonne ihr Recht auf Fest und Freude noch nicht an den kalten Winter und das tote Gas abgetreten hatten. Möglich, daß die einzelnen Bäume auf dem Hofplatze selbst einst eine ähnliche Bedeutung für das Geschlecht hatten, wie jene Linden für das Dorf, daß sie das deutsche Seitenstück stellen zu dem schwedischen Vårdträd, dem heiligen Baume des Geschlechts, der für den Liebhaber von Wald und Feld noch ein besondres Interesse durch den Umstand gewinnen muß, daß der Begründer der botanischen Wissenschaft, Linnäus, einer Familie angehört, die sich nach einer solchen heiligen Linde benannt hat.*)

3

Eine weitere Eigenschaft, die das deutsche Dorf auszeichnet, ist seine Wirtlichkeit. Wir verstehen darunter nicht etwa den Umstand, daß der Wanderer in jedem, auch dem kleinsten Dorf ein Gasthaus, eine Schenke und darin eine, wenn auch bescheidene Unterkunft und Zehrung findet, wenn auch ein solcher Vorzug für das Behagen desselben nicht gering ins Gewicht fällt und er der ganzen Wanderlust wenigstens unsrer gebildeten Jugend als unentbehrliche Unterlage dient. Noch weniger kann unter der Wirtlichkeit des deutschen Bauers die Reinlichkeit verstanden werden, denn der deutsche Bauer, überhaupt der Deutsche von Haus aus, ist nicht reinlich, und wenn nach einer oft zu lesenden Behauptung die Höhe der Kultur nach dem Verbrauch von Seife gemessen werden soll, so kommt z. B. der schwäbische Bauer sehr schlecht weg. Im Gegenteil, der deutsche Bauer ist unreinlich angelegt, und zwar gilt dies ganz allgemein ohne Unterschied, ob Sachse, Franke, Schwabe oder Baier, ja in einigen Gegenden, ich meine nur Althessen, Unterfranken, Schwaben, kann man nicht umhin, ihn geradezu schmutzig zu nennen, und es wirft ein eigentümliches Licht auf die oben erwähnte Behauptung, wenn sich die größte Unsauberkeit gerade in denjenigen Strichen des mittleren Deutschlands breit macht, die vom frühen Mittelalter an am meisten unter der Einwirkung und Befruchtung städtischer Kultur gestanden haben. Von dieser Regel giebt es meines Wissens nur zwei Ausnahmen, und diese lassen sich vielleicht darauf zurückführen, daß die beiden betreffenden Bevölkerungen dem deutschen Volke nicht im eigentlichen Sinne angehören: nämlich die Friesen an der Nordseeküste, denen auch die berühmte holländische Reinlichkeit zu gute zu schreiben ist, denn der gemeine Holländer ist nur da reinlich, wo er friesischer Abkunft

*) Hyltén-Cavallius, Wärmd och Wirdarne, Stockholm, 1864. Teil II, S. 144.

ist, nur im Westen der Zuydersee, nicht im Osten, und die Tiroler, wieder mit Ausnahme der Zillerthaler. Der gemeine Friese betrachtet sich bis auf den heutigen Tag als etwas Besondres und spricht von einem zugewanderten „deutschen Knecht," und die tiroler Reinlichkeit die wohl im Etschlande gipfelt, weist vielleicht auf skandinavisches (gothisches) Blut, wie denn außer den Friesen und Tirolern die Schweden wohl das einzige germanische Volk sind, dem die Reinlichkeit wirklich im Blute steckt. Beiläufig sei bemerkt, daß diese Reinlichkeit ihre unübertroffene Höhe in der von aller Zivilisation entlegensten und ärmsten Gegend Schwedens findet, unter den Bauern der Landschaft Dalarne, den „Thalberten" (Dalekarliern), die, wenn sie von der Feldarbeit nach Hause kommen, alltäglich, bevor sie zu Mittag sich niedersetzen, nicht nur die Hände, sondern auch die Füße in einem großen, zu diesem Zweck auf den Hof gestellten Kübel abwaschen — ein für unsern hessischen oder lippischen Bauer, wenn er es sehen könnte, verblüffender Anblick! Sogar hinter einigen slawischen Stämmen, wie Slowenen und Bulgaren, steht unser Bauer in diesem Punkte weit zurück, wie jeder bezeugen kann, der, wenn er von Steiermark über Kärnten nach Krain wandert, nach dem schmutzigen, ja unflätigen Kärntner Dirndle der bildsauberen slowenischen deklice ansichtig wird.

Die Reinlichkeit ist dem deutschen Bauer nicht angeboren, sondern erst anerzogen. Was ihm aber angeboren ist und tief im Blute steckt, das ist seine Wirtlichkeit, das heißt der Sinn für Ordnung und Behagen, der stete Trieb, es vorwärts zu bringen, und zwar nicht bloß, um, wie etwa der geizige Bulgare, seinen Geldbeutel zu füllen, sondern auch, um die Besserung seiner Verhältnisse seiner Wirtschaft zu gute kommen zu lassen und in einer behäbigen Einrichtung von Haus und Hof zur Erscheinung zu bringen. Unser Bauer ist ein guter Wirt, er hält darauf, daß alles „ordentlich" und „rechtlich" zugeht und ausschaut, daß das ganze Anwesen stets in Bau und Besserung gehalten wird, wie es sich gehört; er duldet keine zerbrochenen Fensterscheiben, keinen abbröckelnden Lehmbewurf, er sorgt dafür, daß der Anstrich des Hauses rechtzeitig erneut werde, er kann es nicht leiden, daß sein Hof den Eindruck eines zerlumpten Vagabunden macht, der von der Hand in den Mund lebt, statt den eines anständigen Menschen, der stets auch bei der Arbeit einen ganzen Rock an hat. Man findet in den deutschen Dörfern keine ruinenhaften Häuser mit klaffenden Spalten und Fensterlöchern, aus denen das Grauen scheint, wie in Italien, und keine Strohdächer, die aussehen, als wäre das Stroh mit der Heugabel hinauf geworfen, wie an manchen Orten in Rußland; der schlagendste Beweis aber für die Überlegenheit unsrer Bauern über alle Romanen und Slawen in Hinsicht der Wirtlichkeit ist in der allbekannten Thatsache gegeben, daß es bei uns in dem elendesten Häuschen ein Ding, eine Vorrichtung giebt, deren Wert man erst da schmerzlich empfindet, wo man sie nicht hat — einen Abtritt. Diese Eigenschaft der Wirtlichkeit

begreift, wie schon erwähnt, die Reinlichkeit nicht ohne weiteres in sich, aber sie befähigt den Bauer, sie sich anzueignen, wenn ihm beigebracht oder anerzogen wird, was ihm von selbst nicht ohne weiteres einleuchtet, daß die Reinlichkeit auch zur wahren und wohlverstandenen Wirtlichkeit gehört.

Das Bild, das wir versucht haben von dem deutschen Dorfe zu entwerfen, würde nicht vollständig sein ohne die Erwähnung zweier Züge, die allerdings das Wesen desselben mehr nur äußerlich berühren, aber doch um so weniger fehlen dürfen, als sie sich der sinnlichen Wahrnehmung eines jeden, der ein deutsches Dorf betritt, zuerst aufdrängen und für den ersten Eindruck, den er von der Wirtlichkeit seiner Höfe in gewissem Sinne empfängt, leicht bestimmend sind. Ich meine den Düngerhaufen und den Hofhund. Im ganzen innern Deutschland ist der von den Gebäuden eingeschlossene Hofraum die Lagerstatt für jeglichen Mist und Unrat, der mit der umgebenden Jauchentunke den Innenraum besonders bei nassem Wetter dermaßen überschwemmt, daß der Fremde leicht genötigt wird, sich mühsam einen Weg zu suchen, wenn er es nicht vorzieht, auf den am Rande liegenden Steinen mit gewandten Sprüngen vorwärts zu kommen. Und auch im Norden auf den niederfriesischen Höfen wird der Mist grundsätzlich im Angesichte des Hofthores unmittelbar vor dem Haupteingange des Hauses, dem Dälenthor, aufgespeichert. Wir können das gar nicht anders und fühlen uns umso angenehmer berührt, wenn anderwärts, wie in Brabant und auch in Dänemark und noch mehr in gewissen Provinzen Schwedens (Wermland, Dalsland), der innere Hof sich unsern Augen wie ein stets sauber und rein gehaltener Platz oder Anger darstellt.

Was aber der Düngerhaufe für Auge und Nase, das ist der Hofhund für das Ohr des Ankömmlings. Denn neben den stygischen Fluten der Jauche liegt der Cerberus des Hofes auf der Wacht. „Phylax, der so manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht," er fehlt nie, er liegt irgendwo auf der Lauer, um die taktischen Fehler des unvorsichtigen Forschers zu einem wütenden Vorstoß gegen seine Waden zu benutzen. Oder er lockt, harmlos aus dem letzten Winkel kläffend, wie eine Sirene den mit der Jauchenscylla ringenden aufs Trockne, um, wie in der baierischen Oberpfalz, von der hintersten Stallthür her an der rundgehobelten, die ganze Länge des Hauptgebäudes bestreichenden Stange im Sturme daherzuschießen und ihm, wenn er nicht mit einem kühnen Sprunge sich rettet, in den Orkus zu befördern. Nirgends, nicht in Dänemark und Schweden, auch nicht in Ungarn und den benachbarten Slawenländern, erinnere ich mich so lästige und gefährliche Köter gefunden zu haben als in unserm lieben Vaterlande.

Beide oben berührte Eigenschaften des deutschen Hofes und Dorfes dürfen im allgemeinen für ganz Deutschland gelten, doch möchte ich eine Ausnahme nicht unerwähnt lassen: Tirol. Der Tiroler Bauer alten Schlages behält den Mist so lange als möglich im Stall, oder er wirft ihn, da das Haus nicht

in einem geschlossenen Hofe, sondern unmittelbar an der Straße liegt, auf die Straße, wo die feuchten Bestandteile ablaufen und der Rest zusammentrocknet. Was aber den eigentlichen Hof- und Kettenhund anlangt, so geht er der Tiroler Fauna geradezu ab. Höchstens findet man ein harmloses Hündchen im Hause, das seinen Ehrgeiz nicht darauf richtet, dem Schneider oder Feldscher in die Hände zu arbeiten. In dieser Beziehung, wie in dem Punkte der Reinlichkeit sowie der behäbigen und stattlichen und doch so echt ländlichen Wirtshäuser behauptet das Land Tirol unbestritten den Gipfel- und Höhepunkt der deutschen Wirtlichkeit.

Suum cuique

Alles Unheil in unserm höhern Unterrichtswesen, die Überlastung der Gymnasien mit Schülern und der Schüler mit Unterrichtsstoff, kommt nach Cauer vom Gymnasialmonopol.*) Drum Aufhebung des Monopols! Gleichberechtigung, freier Spielraum für alle neunjährigen Schulen, damit jede ihren Charakter rein ausprägen, die Gymnasien sich wieder auf das Latein konzentriren können. Und somit auf zum frischen, fröhlichen Wettkampf!

Den lautesten Beifall werden diese Sätze bei denen finden, deren ganzes Sinnen und Trachten eben die Berechtigungen sind, auf deren Alleinbesitz Cauer so großherzig verzichtet. Demnächst werden ihm die — wohl nicht mehr allzuzahlreichen Fachleute dankbar sein, denen das Lateinische eins und alles, und der lateinische Aufsatz die Krone des Gymnasialunterrichts ist. Cauer bezeugt dem Geschichtsschreiber des gelehrten Unterrichts, er habe uns aus dem dogmatischen Schlummer aufgerüttelt. Ich fürchte, hier ist noch ein Stück dogmatischen Schlummers, das der Aufrüttelung harrt. Es würde ja kein gutes Zeugnis für die Menschheit sein, wenn so edle, manches Jahrhundert hindurch mit Glanz betriebene Übungen nicht bis zuletzt ernsthafte Verteidiger fänden. Doch möglich auch, daß es nicht an Verbissenen fehlt, die da rufen:

---

*) Suum cuique. Fünf Aufsätze zur Reform des höheren Schulwesens, von Paul Cauer. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1889. Vier, einzeln bereits anderweitig gedruckte Aufsätze (1. Die Gefahr der Einheitsschule; 2. Professor Paulsen und das Gymnasium; 3. Der lateinische Aufsatz; 4. Die Schulreformpetition und die Heidelberger Erklärung), der dritte etwas erweitert; dazu ein neuer: Ist eine Schulreform in Preußen möglich?

Digitized by Google

Fiat schola latina, pereat mundus! Giebt es solche, so wird also von dieser Seite Cauern gewiß nichts in den Weg gelegt werden.

Doch es giebt, wie Cauer sehr wohl weiß, Freunde des klassischen Altertums und des klassischen Jugendunterrichts, darunter hervorragende Lateinlehrer, die dem lateinischen Aufsatz nicht besonders hold sind. Im günstigsten Falle halten sie ihn für eine ziemlich untergeordnete Geistesübung; zugleich aber für etwas, das seiner Natur nach, als schriftliche, bei Zensur und Schlußprüfung schwer ins Gewicht fallende Arbeit jeden Augenblick droht aus dem dienenden in ein herrschendes Verhältnis hinüberzutreten und dem Wichtigeren, einer umfassenden, leidenschaftlich in die Sache eindringenden und nicht gleich an parademäßige Verwertung denkenden Lektüre, Luft und Licht zu nehmen. Als Vorübung gar für den deutschen Aufsatz, wie ihn — ich hätte das nimmer für möglich gehalten — auch Cauer noch empfiehlt, pflegt er bei den Deutschlehrern nicht im besten Rufe zu stehen. Armseligkeit und Stumpfheit des Ausdrucks, Steifheit des Gedankengangs, Äußerlichkeit der Gedankenverbindungen, Übertriebenheit und Unlauterkeit des Urteils, kurz das, was uns in deutschen Schüleraufsätzen am ausdauerndsten entgegentritt, wird, zum Teil gewiß mit Recht, auf die lateinischen Aufsatzübungen geschoben, die über Stümpereien ja nicht leicht hinauskommen; vom Stilistischen im engern Sinne ganz zu schweigen. In diesen Kreisen wird man also Cauers Rückbildung des Gymnasiums schwerlich als eine Rettung begrüßen.

Um Cauers Absichten völlig gerecht zu werden, müßte man mehr davon erfahren. Er müßte sich über die von ihm gewünschte innerliche Erneuerung des Lateinbetriebes des nähern aussprechen, müßte uns aus der Erfahrung zeigen, wie es anschlägt bei der heutigen Jugend, die ja — wollten wirs beklagen, was hülf es? — doch nicht die selbe ist, wie vor Menschenaltern. Es ließen sich ja allerlei schöne und nützliche Übungen denken — nur nicht nach Seyffertischem Muster! Wie dem auch sei: sie wiederum stärker zu betonen, als es durch die preußischen Lehrpläne von 1882 geschehen ist, anstatt sie wenigstens aus der Schlußprüfung zu streichen, wie der schlichte Sinn jener Lehrpläne, nach Maßgabe der Erläuterungen (S. 20—21) zu gebieten scheint, ja eine solche Rückbildung des Gymnasiums zur Lateinschule ist, wie Cauer sehr wohl gefühlt hat, gar nicht denkbar ohne das zweite: Freigebung des Rechtes, die Abiturienten zu allen Fakultätsstudien zu entlassen, auch an Realgymnasien und Oberrealschulen!

Cauer hat Anspruch darauf, für einen denkenden Vertreter des humanistischen Unterrichts zu gelten. Doch hier hat man Mühe, nicht irre zu werden an dem Ernste des Cauerischen Humanismus. Wer so leichten Kaufes darauf verzichtet, die künftigen Techniker, Naturforscher und Ärzte dem Gymnasium, und somit allen diesen Kreisen die Gymnasialbildung zu erhalten, der erniedrigt den klassischen Unterricht zu einem Sport für solche, denen es gerade Vergnügen

macht — oder auch kein Vergnügen; denn wie würde sich die Ausführung gestalten? Cauer möchte jedem die geistige Nahrung zuführen, die seiner Natur gemäß ist. Dies ist Cauers Suum cuique. Dabei denkt er aber nicht etwa an einen Gegensatz, wie gelehrte und ungelehrte Bildung, sondern an die drei „gleichberechtigten Gelehrtenschulen.“ Wie will er nun, zum Beispiel in den etwa 200 Städten Preußens, die überhaupt nur eine solche Schule haben, wie will er es da anfangen, jedem die geistige Nahrung zuzuführen, die seiner Natur gemäß ist? Cauer weiß so ergreifend zu berichten von wohlgemeinten Regierungsmaßregeln, die eine der gewollten schnurstracks zuwiderlaufende Wirkung hatten. Die schönste Frucht solcher Erkenntnis, seine eignen Gedanken zu Ende zu denken, hat er verschmäht.

Ganz ablehnen werden Cauers Vorschlag die Freunde der Einheitsschule; das sind oder sollten sein alle, die an den Grundzügen des Gymnasiums festhalten, doch das Bestehende weiter entwickeln wollen. Cauer hat auch das wohl gefühlt; darum hat er sich diese seine besten Gegner etwas genauer angesehen — sehr genau? das kann man nicht sagen. Ihm ist Einheitsschule so etwas wie Allheitsschule, in der einfach alles Wissenswerte zugleich gelernt werden soll; als wollte oder müßte die Einheitsschule gerade die Nachteile der bestehenden Schularten in sich vereinigen. Ein klassischer Unterricht, der über der philologischen Technik nicht den Menschen, und über zusammenfassenden Betrachtungen nicht die allerelementarsten Handgriffe der philologischen Technik versäumt, und wiederum: größere Entwöhnung des Schülers von Büchern und Papier, Gewöhnung an eignes Hören und Sehen, an genaues Beobachten, Bestimmtheit des Denkens, vor allem durch intensiveren Betrieb des mathemathisch-physikalischen Unterrichts — ja, ist denn das gleichbedeutend mit Universalbildung? Und ist es denn unausführbar? Wird es nicht schon im heutigen Unterrichtsbetrieb vielfach angestrebt, heute mehr denn je? Läßt es sich nicht weiter versuchen, ehe man Maßregeln empfiehlt, die über kurz oder lang all diesen schönen Anfängen ein klägliches Ende bereiten müssen? Dies alles ist Cauern wohl hauptsächlich deshalb verschlossen geblieben, weil er sich nun einmal auf den lateinischen Aufsatz, also auf eine technische Einzelfrage festgebissen hatte. Der Verein, der in dem angedeuteten Sinne sich den weitern Ausbau des Gymnasiallehrplans und die weitere Ausbildung des Lehrverfahrens zur Aufgabe gemacht hat, muß bekämpft werden, weil er — keinen besondern Wert mehr auf den lateinischen Aufsatz legt! Lieber mögen sich Realgymnasien und Oberrealschulen in die Vorbildung zu den Fachstudien teilen, ehe man Gymnasien aufkommen läßt ohne den lateinischen Aufsatz!

An einem kleinen Vorteil, wenn es einer ist, festhalten und großen Gewinn preisgeben — das ist nicht das Kennzeichen eines Staatsmannes, wie ihn Cauer am Schlusse seines Buches in so schönen Worten als den künftigen Erretter aus allen unsern Schulnöten schildert.

Man spricht jetzt mit Vorliebe von diesem und jenem Krebsschaden unsers höhern Unterrichtswesens und drängt zu tiefeinschneidenden Operationen. Auch Cauers Vorschlag bedeutet eine tief einschneidende Operation. Solchen ungestümen Drängern gegenüber hat der preußische Kultusminister am 6. März eine bemerkenswerte Ruhe an den Tag gelegt.

Was wir für jetzt von der allgemeinen Schulpolitik erwarten, das ist: daß sie für Entlastung der mittlern und dadurch auch der obern Gymnasialklassen von dem Gymnasialballast durchgreifender wirke als bisher. Und gerade das hat der preußische Minister in mehr als einer Richtung zu thun versprochen. Seien wir also getrost.

Berlin Otto Schroeder

Jordans Eddaübersetzung

Der dichterische Wert der sogenannten ältern Edda und ihre Wichtigkeit für das Studium der germanischen Götter- und Heldensage sind so allgemein anerkannt, daß eine neue Übersetzung des Buches, wenn sie von einem sprachkundigen und formgewandten Mann unternommen würde, mit lebhaftestem Danke begrüßt werden müßte. Auf diesen Dank hat leider die Verdeutschung, die Wilhelm Jordan soeben veröffentlicht hat,*) keinen Anspruch, da ihm sämtliche Eigenschaften abgehen, die zur Bewältigung einer so schwierigen Aufgabe, wie die metrische Übertragung altnordischer Dichtungen sie zweifellos ist, eine unerläßliche Vorbedingung wären.

Jordan ist an seine Arbeit mit gänzlich ungenügenden Sprachkenntnissen hinangetreten; sein Unterfangen war mindestens ebenso kühn, wie es das eines Sextaners wäre, der sich an eine Übersetzung des Persius wagen wollte. Im Texte seiner Lieder ist diese mangelhafte Vorbildung minder bemerkbar, da er sich meist auf ältere Übertragungen (namentlich auf die wörtliche lateinische der arnamagnäischen Quartausgabe) verlassen hat; wenn er sich aber einmal von dieser Paraphrase losmacht und selbständig zu sein versucht, begegnen ihm die lächerlichsten Mißverständnisse, aus denen ich nur zwei herausgreifen will.

Im ersten Liede von Helgi dem Hundingstöter, Strophe 34, wird von Sinfjotli dem Gudmund der ehrenrührige Vorwurf gemacht, daß er abends Arbeiten zu ver-

*) Die Edda. Deutsch von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag, 1889.

richten habe, die man sonst nur den Sklaven zumutete, nämlich den Schweinen das Futter zu reichen und die Hunde zu ihrem Tranke zu locken. Nach Jordans Übersetzung gipfelt die Beleidigung darin, daß Gudmund — „zur Suppe Hündinnen melke"! In „Lokis Spottreden" (Lokasenna), Strophe 26, muß sich Frigg von Loki sagen lassen, daß sie, obwohl sie Widhrirs Frau sei, auch den Wili und We mit ihrer Liebe beglückt habe. Jordan, der keine Ahnung davon hat, daß Widhrir nur ein Beiname Odins ist, macht Wili und We (bekanntlich Brüder des obersten Gottes) aus Liebhabern der Frigg zu Kindern derselben und übersetzt:

Still, tadele du nicht, Tochter Fjorgyns,
die du maßlos fröhntest der Mannesminne,
und dem Wili, dem We als Widrirs Buhle
das Leben schenktest aus lüsternem Schoß.

(Der „lüsterne Schoß" gehört zu den geschmackvollen Zuthaten des Übersetzers.)

Noch deutlicher aber tritt die Unwissenheit zu Tage, wenn Jordan in seinen Anmerkungen eine wörtliche Wiedergabe des Urtextes (einen „deckenden Abklatsch" nach seiner eignen Bezeichnung) dem staunenden Leser darbietet. Hier hat er in seiner großartigen Ignoranz Böcke geschossen, gegen die solche Versehen, wie sie Lessing in der Horazübersetzung des Pastors Lange anstrich, harmlose Schnitzer genannt werden müssen, und einen Unsinn ans Licht gefördert, der lebhaft an das Mißgeschick erinnert, das Pagel Zarnewitz in Reuters „Dörchläuchting" in der Vergilstunde betraf. Bekanntschaft mit dem Altnordischen ist ja leider außerhalb der engsten Fachkreise so selten, daß ich es mir versagen muß, meine Behauptung in eingehender Weise durch Beispiele zu erhärten; doch sei wenigstens zur Erheiterung derjenigen, die der Sprache kundig sind, beispielsweise auf S. 7 verwiesen, wo in der Übersetzung von Hávamál 74 ein Dativ für den Nominativ, eine männliche Adjektivform für die weibliche, ein Verbum für ein Substantiv, eine Konjunktion für eine Präposition angesehen ist (das alles in fünf Zeilen!); oder auf S. 316, wo Jordan, durch das prehendit der Kopenhagener Glosse irregeführt, das altnordische Wort hreiß (richtiger hrævi), den Dativ von hræ, „Leiche," für ein Verbum gehalten hat, das er dann, der Lautähnlichkeit wegen, mit unserm greifen in Verbindung bringt, während umgekehrt náin (lies náir), das eine Verbalform ist, von dem Maskulinum nár, „Toter," abgeleitet wird u. s. w. Da Jordan bei dieser kindlichen Unwissenheit in grammatischen Dingen die Wörterbücher natürlich nicht zu benutzen versteht, legt er sich auf das bequemere Raten; eine Form wie snurtu erinnert ihn begreiflicherweise an das deutsche schnüren, womit sie gar nichts zu thun hat; mæfingr, „schlanke Finger habend," wird bei ihm zum „Mädchenfänger," runi, „der Eber," wird mit rún, „die Rune," verwechselt u. s. f. Unter diesen Umständen wirkt es denn unsäglich

komisch, wenn der Übersetzer dem Dichter der Atlakvihda „die verwegensten Härten, Worterfindungen und Gewaltthaten gegen die Grammatik (!)," dem Verfasser der Hamdhismál „unerhörte Wortbildungen und grobe Sprachfehler" vorwirft — Dinge, die lediglich bei Jordan, nicht aber in dem Urtexte zu finden sind. Daß er sich an diesem auch durch Konjekturen versündigt, die von blühendem Unsinn strotzen, wird hiernach nicht wunderbar erscheinen. In „Oddruns Klage," Strophe 21, wird z. B. ein ganz unverdächtiges und gut erklärbares Wort (ordhit) angefochten und statt dessen eine Form hordhit eingesetzt, die von einem Verbum hordha herkommen soll, das Jordan einfach erfunden hat.

Dilettanten sind bekanntlich groß im Etymologisiren, und Jordan leistet auch hierin das menschenmögliche, so z. B. wenn altnordisch if, „Zweifel," mit neuhochdeutsch Eifer kombinirt wird, tannfé (d. i. Zahngeschenk) mit der Tanfana des Tacitus, hnipna, „den Kopf hängen lassen," mit unserm „knicken" u. a. Der Name Attila, der von klarster Durchsichtigkeit ist (er bedeutet bekanntlich Väterchen), wird zu neuhochdeutsch „Adler" in Beziehung gesetzt; in dem Ortsnamen Nóatún, den Jordan nicht zu erklären weiß, obwohl seine Bedeutung längst sicher ermittelt ist, soll gar der biblische Noah stecken u. s. f.

Jordans A und O ist, wie schon angedeutet, die Kopenhagener Eddaausgabe, deren letzter Band im Jahre 1828 erschien. Daß in den zwei Menschenaltern, die seitdem verflossen sind, die Wissenschaft nicht stillgestanden, sondern in der Textkritik, der Wort- und Spracherklärung, der Sagenforschung, der Grammatik und Metrik erhebliche Fortschritte gemacht hat, kümmert ihn nicht. Er führt zwar ein paarmal die grundlegende Ausgabe der Edda von Bugge an, hat es aber in keiner Weise verstanden, sie eingehend zu studiren und auszunutzen. Eine so ausgezeichnete Leistung wie Müllenhoffs Kritik und Erklärung der Voluspá ist für ihn nicht vorhanden, er hätte sich sonst nicht durch die kostbare Note zu Strophe 35 dieses Gedichtes eine so arge Blöße gegeben. Daß ein Strom Schwerter und Messer mit sich führen soll, geht über seinen Horizont, obwohl ein Kenner der germanischen Sage, wofür Jordan doch gelten will, es hätte wissen oder doch aus Müllenhoff hätte lernen sollen, daß bei Saxo Grammaticus und in der Visio Godescalci ebenfalls von einem solchen Flusse berichtet wird. Da die neuere Litteratur beharrlich unbeachtet geblieben ist, so sind längst abgethane Erklärungen von Jordan wieder aus dem Schutt der Vergessenheit ausgegraben worden, wie z. B. die „himmlischen Rosse" in der fünften Strophe der Voluspá, die lange allen Interpreten ein Rätsel gewesen ist, bis vor einigen Jahren durch Hoffory eine ansprechende und wahrscheinlich richtige Deutung gefunden wurde.

Auf wissenschaftlichen Wert kann also die Jordansche Eddaübersetzung nicht den geringsten Anspruch machen, aber auch als dichterische Leistung muß sie als verfehlt und geschmacklos bezeichnet werden. An Stelle der kernigen Kürze

des Originals ist ein redseliger Wortschwall getreten, wie aus einer Probe ersichtlich sein wird. Die 78. Strophe des Spruchgedichtes Hávamál lautet in wörtlicher Verdeutschung folgendermaßen:

Volle Hürden sah ich bei Fitjungs Söhnen,
nun tragen sie den Bettelstab;
so ist der Reichtum wie ein Augenzwinkern,
er ist der vergänglichste der Freunde.

Dies hat Simrock in seiner metrischen Nachbildung sehr gut wiedergegeben (wenn auch die letzte Zeile einen Reimstab zu viel aufweist):

Volle Speicher sah ich bei Fettlings Sprossen,
die heuer am Hungertuch nagen;
Überfluß währt einen Augenblick,
dann flieht er, der falscheste Freund.

Bei Jordan sind aus diesen vier Zeilen sechs geworden:

Überfüllt einst sah ich die Vorratskammern
der feinen Söhnchen des fetten Brozen,
nun wanken sie barfuß am Bettelstabe.
Ein Zucken des Lides lang ist der Zeitraum,
der in nichts zu zerrinnen genügt dem Reichtum,
den in kürzester Frist verlierbaren Freunden.

Die letzte Zeile ist absolut unverständlich. Wenn dastünde: „dem in kürzester Frist verlierbaren Freunde,“ so wäre dem Sinne nach der Urtext richtig wiedergegeben; aber wie elend prosaisch sind die Wendungen: „dem Reichtum genügt ein Augenblick, um in nichts zu zerrinnen,“ „er ist der in kürzester Zeit verlierbare Freund!“ Welcher Übersetzung der Vorzug gebührt, darüber kann jeder, der nur ein Fünkchen von poetischem Gefühl besitzt, nicht einen Augenblick zweifelhaft sein.*)

Der „fette Broze“ ist wieder ein hübsches Pröbchen von Jordanschem Geschmack. Auch sonst fehlt es nicht an Wörtern, die man in einer Dichtung

---

*) Von allen Eddaübersetzungen, die wir besitzen, ist überhaupt die Simrocksche unstreitig noch immer die beste. Jordan, der naiv genug ist, sich auf seine hinlänglich gekennzeichnete Gelehrsamkeit etwas einzubilden, legt seinem Vorgänger zur Last, daß er „durchweg nicht sowohl den Urtext, als die Interlinearversion der Kopenhagener Edda wiedergebe.“ Bekannt ist allerdings, daß Simrock vom Altnordischen nicht allzuviel verstand und deshalb sich zu eng an die genannte lateinische Übersetzung anschloß, von der sich Jordan zuweilen, aber stets zu seinem Unheil, freigemacht hat. Immerhin aber war Simrock soweit mit der Sprache vertraut, daß ihm so grobe Verstöße, wie sie sich bei Jordan zu Dutzenden finden, nicht begegnen konnten, und vor allem besaß er mehr Geschmack und dichterisches Talent. Nicht ungerügt darf es übrigens bleiben, daß Jordan, der die Simrocksche Edda in einer älteren Auflage benutzte, einmal gegen einen Irrtum polemisirt, den Simrock selber schon berichtigt hatte. Das ist ein Verfahren, für das ein parlamentarischer Ausdruck erst noch gefunden werden soll.

anzutreffen nicht vermuten sollte. Um Reimstäbe zu gewinnen, hat der Übersetzer eine beträchtliche Anzahl veralteter oder dialektischer Ausdrücke verwendet, die der Mehrzahl seiner Leser durchaus unverständlich sein werden. Daß er für Ring das alte Wort „Baug" gebraucht, mag noch angehn (es haben das andre schon vor ihm gethan); wenn man es aber wieder lebendig macht, so sollte man ihm wenigstens sein richtiges Geschlecht und seine richtige Deklination lassen (Jordan behandelt es stets als Femininum und bildet den schwachen Plural: „die Baugen"). Welcher nicht sprachkundige Leser weiß aber, was eine „Querne" ist, auf der Jordan der Alliteration zuliebe das Mehl „quirlen" läßt; wie vielen ist wohl das wetterauische „Watz" für Eber bekannt oder „Jause" für Vesper, ein slawisches Lehnwort der bairischen Mundart, das in Norddeutschland niemals ein Mensch gehört hat; oder „ruhkzen" (mittelhochdeutsch ruckezen), wodurch das Geschnatter gewisser Vögel onomatopoetisch bezeichnet wird? Um einen Reim auf t zu erhalten, wird einmal das niederdeutsche „trecken" gebraucht. Der niedrigsten Sphäre der Umgangssprache entstammen Wörter wie „befleihen," „flecken" (flink bei der Hand sein fleckt die Hälfte), „ergattern" u. a. Jemand „einen Tort anthun" ist der Sprache der Dichtung ebenfalls unangemessen. Daneben stehen Wörter aus Jordans eigner Fabrik, die hoffentlich kein „Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache" verzeichnen wird: Ure für Ahnfrau, Schnappkost für Köder, Arglistkasten, Ausbruchspalt, Genasführ, mannstollgemut, Schönheitsausbund, Gierpest u. s. w. Dabei sei bemerkt, daß zu diesen schönen Wortbildungen das Original kein Vorbild gab. Die Zusätze, durch die Jordan den Text erweitert, verraten sich gewöhnlich ebenfalls durch ihren Ungeschmack. So wird z. B. die Lokasenna, die schon in der Urschrift an Derbheit nichts zu wünschen übrig läßt, von ihm noch vergröbert, so z. B. in Strophe 4 seiner Übersetzung:

> Sei gefaßt, wenn du vorhast
> das Fest zu schauen,
> um die gütigen Götter
> mit galligen Späßen
> und Spott zu begeifern,
> daß sie an dir
> den Dung sich abwischen.

Den „Dung" hat Jordan hinzugethan.

Eine Übersetzung der Edda sollte auch versuchen, dem deutschen Leser von der metrischen Technik der alten Alliterationspoesie eine Vorstellung zu geben, also die Gesetze derselben (die erst vor kurzem, namentlich durch die bahnbrechenden Untersuchungen von Sievers, aufgedeckt worden sind), soweit es sich thun läßt, beobachten. Bekanntlich sind in der Edda die rein epischen Gedichte in einem andern Metrum abgefaßt als die dialogischen und didaktischen. Die in den erstern übliche Strophe (das sogenannte fornyrdhislag) besteht aus

vier Langzeilen, von denen jede durch eine Cäsur in zwei Halbzeilen geteilt wird, die durch den Stabreim gebunden sind, z. B. Thrymskvidha 1 (nach Simrock):

Wild ward Wingthor | als er erwachte
und seinen Hammer | vorhanden nicht sah;
er schüttelte den Bart | er schlug das Haupt,
allwärts suchte | der Erde Sohn.

In den Liedern der letztern Gattung wechseln dagegen zwei Langzeilen mit zwei cäsurlosen Kurzzeilen ab; für diese gilt die unumstößliche Regel, daß sie stumpfen Ausgang haben müssen. Als Beispiel für diese Strophe (den sogenannten ljódhaháttr) wähle ich die schon oben mitgeteilte Stelle aus den Hávamál, die ich jedoch diesmal, da Simrocks Übertragung an metrischen Fehlern leidet, in eigener Nachbildung gebe:

Volle Hürden | sah ich bei Fitjungs Söhnen,
nun essen sie Bettelbrot;
Im Augenblick | kann Überfluß schwinden,
er ist der falscheste Freund.

Bei Jordan ist der Unterschied zwischen den beiden Strophenformen gänzlich verwischt: er verwendet durchweg die aus seinen Nibelungen genügend bekannten entsetzlichen Klapperverse, die durch ihre öde Eintönigkeit eine so ermüdende Wirkung ausüben. Auch die Gesetze der Alliteration sind ihm (obwohl er eine Abhandlung über den epischen Vers der Germanen und seinen Stabreim geschrieben hat!) unbekannt; dafür hat er sich ein eigenes, völlig willkürliches System zurecht gemacht, das den Thatsachen geradezu ins Gesicht schlägt. Das üblichste ist in der Langzeile des fornyrdhislag die Dreizahl gleicher Anlaute, von denen zwei (die Stollen) auf die erste Halbzeile, einer (der Hauptstab) auf die zweite fallen: wie in dem logischen Syllogismus auf die zwei Prämissen nur eine Conclusio folgt, so ist auch in der altgermanischen Metrik nur ein Hauptstab zulässig, der gleichsam die Klammer bildet, durch welche die beiden Stäbe der ersten Halbzeile zusammengekeilt werden; z. B. (Voluspá 33):

der Seligen Saal | besudelt das Blut.

Daneben ist es auch erlaubt, daß in jeder Halbzeile nur ein Reimstab verwendet wird, z. B. (Voluspá 28):

gebrochen war | der Burgwall der Asen.

Endlich sind auch die Reimbindungen a b | a b und b a | a b gestattet, z. B. (Welandslied 10):

briet am Feuer | der Bärin Fleisch

(Heimholung des Hammers 13):

wild ward Freyja | sie fauchte vor Wut;

in diesen Fällen ist jedoch ebenfalls nur ein Hauptstab vorhanden, der auf der ersten Hebung der zweiten Halbzeile seinen Platz hat; der auf die zweite Hebung der zweiten Halbzeile fallende Reim bildet mit dem korrespondirenden Reime der ersten Halbzeile nur eine Nebenalliteration. Hieraus ergiebt sich, daß die sogenannte „volle Stabung" Jordans, d. h. eine Langzeile mit vier gleichen Reimstäben, in der altgermanischen Verskunst streng verpönt ist, mithin Verse, wie die folgenden, unzulässig sind:

da schüttelt' er den Schild, | da schwenkt' er den Schaft;
um die Schläfen schlingt ihm | den Schleier geschickt;
erst traf er tötlich | Thrym den Thursen;
die betagte Frau Trübsal | auch traf er zu Tode u. s. w.

Nicht minder falsch gebildet sind solche Verse, in denen jede Halbzeile nur in sich alliterirt, wie sie bei Jordan massenhaft begegnen:

in der Haut der Hände | schwollen ihm Schwielen;
ich taucht' in die Tiefe | des Reiches der Riesen;
hast du vor eine Fahrt | über Berge und Belte u. s. w.

oder Langzeilen, die nur einen Reimstab in der ersten Vershälfte, dagegen zwei in der zweiten haben, wie sie ebenfalls sehr häufig von ihm verwandt worden sind:

noch ihren bestimmten | Standort die Sterne;
Odin schoß | den Schaft in die Scharen;
gellend ertönt | des Torwarts Tuba u. s. w.

Natürlich ist es auch nicht erlaubt, daß das zweite Glied eines Kompositums den Reim trägt, ohne daß das erste an der Alliteration teilnimmt, z. B.:

Vorzeitmähren | des Menschengeschlechtes;

oder daß ein Substantiv alliterirt, das ihm vorausgehende Adjektiv dagegen nicht, z. B.

nicht Sand noch See | noch kühle Salzflut

(bei Simrock richtig: nicht Sand noch See | noch salzge Woge) u. s. w.

Grammatik und Metrik sind also Jordans starke Seiten auch nicht. Aber auch seine Kenntnis der alten Götter- und Heldensagen ist sehr dürftig, was noch unverzeihlicher ist, da er es sich zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, „die heilige Halle germanischen Heldenruhms aus ihren Trümmern erstehen zu lassen." Schon oben wurde gelegentlich ein kleiner Beleg hierfür geliefert, großartiger noch ist die Unwissenheit, die Seite 533 in den letzten Zeilen des Buches zu Tage kommt. Zu Strophe 21 des Mühlenliedes macht Jordan folgende Anmerkung: „Mit dem Sohne der Yrsa scheint (!) Rolf Krake gemeint, dessen Mutter nach Snorros Edda Yrsa hieß und mit Adils, König von Upsala, verheiratet war. Von einer Verwandtschaft oder Verschwägerung, welche

sie berechtigt hätte, den Sohn zugleich Bruder zu nennen, ist nichts bekannt." Dabei wissen wir aus der Geschichte dieses Rolf Krake (Hrólfs saga kraka), die im ersten Bande der Fornaldarsögur gedruckt ist, daß König Helge mit Oluf die Yrsa erzeugte und später diese letztere, also seine eigne Tochter, ohne sie zu kennen, zur Frau nahm. Diese Yrsa gebar ihm den Rolf, der mithin thatsächlich sowohl ihr Sohn als ihr Bruder war.

Das Vorstehende wird zur Charakteristik des Buches genügen. Eigentlich ist es diese lange Besprechung nicht wert, aber es schien nötig, an dem Dilettantismus einmal ein warnendes Exempel zu statuiren. Ob es hilft, ist freilich fraglich: wir erleben es vielleicht noch, daß die Reklame auch dieses Opus des „großen Mannes," dem Homer, Sophokles, Dante und Shakespeare „die Hände reichen," als eine Musterleistung deutscher Übersetzungskunst und deutscher Gelehrsamkeit herausstreicht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Prachtwerk zur Geschichte der Handwerkerinnungen. Vor uns liegt ein reich ausgestatteter Großquartband, prächtig gedruckt und mit 27 Tafeln in Lichtdruck geschmückt: Die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau. Nach Balthaser Behems Codex picturatus in der k. k. Jagellonischen Bibliothek herausgegeben von Bruno Bucher. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1889. Auch nur in dem Bande zu blättern ist schon eine Lust. Die Lichtdrucke geben Miniaturen eines Krakauer Meisters aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wieder, welche die einzelnen Gewerbe: Bäcker, Schneider, Riemer, Goldschmiede u. s. w. bei ihrer Thätigkeit zeigen. Derartige Cyklen von Handwerkerdarstellungen giebt es aus späterer Zeit, aus dem siebzehnten Jahrhundert, mehrfach, in Holzschnitt- und Kupferstichwerken; aus so früher Zeit aber war bisher wohl hie und da eine vereinzelte Darstellung bekannt geworden, eine so vollzählige Reihe aber lag nirgends vor. Diese Bilder gewähren die anziehendsten Einblicke in die Thätigkeit der damaligen Handwerker, aber auch in die Sitten, die Trachten der Zeit und der Stadt, der sie entstammen, und sind dabei so reich an launigen Zügen aller Art, daß auch der, der gar kein gelehrtes Interesse für das Buch mitbrächte, sie mit wahrem Vergnügen betrachten würde. Die schöne, stattliche Veröffentlichung ist aber auch in ihrem Text ein wichtiger Beitrag zur deutschen Handwerksgeschichte.

Die Krakauer Universitätsbibliothek verwahrt unter ihren Handschriften auch eine mit Miniaturen geschmückte Handschrift aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Es ist ein prachtvolles Kopialbuch, worin der damalige Stadtschreiber von Krakau, Balthaser Behm, die Privilegien der Stadt, die Eidesformeln der Ratsmänner, Zunftältesten 2c., die sogenannte „Willkür," d. h. die

Polizeiordnungen der Stadt (Baupolizei, Wohlfahrtspolizei, Luxuspolizei u. s. w.), und endlich die Artikel der städtischen Zünfte — hier „Zechen“ genannt — in den ältesten damals vorliegenden Fassungen, zu bequemer Benutzung für den Rat und um nicht immer die Originale hervorsuchen zu müssen, gesammelt hat. Derartige Kopialbücher sind aller Orten, bald so, bald so, angelegt worden. Im Leipziger Ratsarchiv z. B. giebt es aus dem sechzehnten Jahrhundert für die vier genannten Gebiete vier gesonderte Bücher: ein Privilegbuch, eine „Willkür,“ ein Eidbuch und ein Zunftbuch. Das Krakauer zeichnet sich aus durch die verhältnismäßig alte Fassung, in der die Zunftordnungen darin vorliegen — die meisten stammen aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert —, und durch den erwähnten Bilderschmuck, mit dem ein unbekannter gleichzeitiger Maler den Sammelband versehen hat.

Die Handschrift hat schon vielfach die Aufmerksamkeit der Kunst- wie der Kulturhistoriker auf sich gezogen. Sowohl von den Miniaturen wie von dem Text sind wiederholt Proben und Bruchstücke mehr oder weniger gut und zuverlässig veröffentlicht worden. Eine vollständige, getreue, ihrem Werte entsprechende Publikation derjenigen Teile aber, die mehr als ortsgeschichtliche, die allgemein sittengeschichtliche Bedeutung haben, fehlte bisher, und so war es denn ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, dem k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie dieses schöne Werk als Angebinde zu seiner Jubelfeier darzubringen. Der Preis (20 Mark) ist im Vergleich zu der Ausstattung des Werkes, namentlich zu seinem Bilderschmuck, äußerst niedrig und wohl nur durch das fördernde Eingreifen der Handels- und Gewerbekammer für Niederösterreich ermöglicht worden.

Das Werk enthält den vollständigen Abdruck der „Willkür“ und sämtlicher Zunftordnungen der Handschrift in ihrer ursprünglichen deutschen, lateinischen oder polnischen Fassung (die letztere mit deutscher Uebersetzung). Bei weitem das meiste ist in deutscher Sprache abgefaßt. War doch Krakau damals eine vorwiegend deutsche Stadt; hatte sie doch seit 1252 das Magdeburger Stadtrecht angenommen, deutsche Einwanderer bildeten in ihr das eigentliche Bürgertum. Wo das polnische Element hineinspielt, bietet das Werk gleichzeitig sprachgeschichtliches Interesse; polonisirtes Deutsch und germanisirtes Polnisch gehen vielfach durcheinander, namentlich fallen deutsche Bezeichnungen als Lehnwörter im Polnischen auf. Der Abdruck sucht die Handschrift mit allen orthographischen Eigentümlichkeiten, namentlich auch mit allen Abkürzungen, wiederzugeben und geht hierin vielleicht etwas zu weit. Wenn wir auch nicht der Methode gewisser Publikationen das Wort reden wollen, die die mittelalterlichen Urkunden in einer künstlich und mit tausend Willkürlichkeiten zurechtgemachten Orthographie wiedergeben, die es nie und nirgends gegeben hat und die von den Originalen oft nicht die leiseste Vorstellung giebt, so empfiehlt es sich doch — namentlich im Lateinischen —, die Abkürzungen aufzulösen und die krausesten orthographischen Auswüchse der Zeit, z. B. die gehäuften Doppelkonsonanten (ffigulorum u. ähnl.) zu beseitigen. Doch das ist eine Kleinigkeit, auf die schließlich herzlich wenig ankommt. Solange Urkunden veröffentlicht werden, wird in diesen Dingen keine Einigkeit erzielt werden, und es ist auch nicht nötig. Es ist nicht einzusehen, weshalb nicht ein kleiner Bruchteil der unsäglichen Mühe, die es kostet, eine Handschrift aus dem fünfzehnten oder dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts für den Druck vorzubereiten, auch der zu schmecken bekommen soll, der dann den schönen, saubern, bequemen Abdruck als Quelle für geschichtliche Arbeiten benutzt. In einer vortrefflich geschriebenen Einleitung hat der Herausgeber über die Beschaffenheit der Handschrift Mitteilungen gemacht, die Miniaturen sorgfältig beschrieben und den Inhalt der Urkunden, zugleich im Hin-

blick auf ähnliche Veröffentlichungen aus andern Städten — Lübeck, Hamburg, Frankfurt u. s. w. — zu einem lesbaren Gesamtbilde verarbeitet.

Kein städtisches Archiv, keine Stadtbibliothek, kein Geschichts- oder Altertumsverein sollte sich dieses wertvolle Werk, dessen Beschaffung so leicht gemacht ist, entgehen lassen.

Über die Zeit des Guido von Siena betitelt sich eine ursprünglich in den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" erschienene Abhandlung von Professor Franz Wickhoff in Wien, einem jüngern Kunstforscher, der sich durch verschiedne Untersuchungen von bleibendem Werte einen sehr vorteilhaften Namen bei seinen Fachgenossen erworben, hier aber eine Arbeit geliefert hat, die Anspruch auf alle Beachtung auch in weitern Kreisen machen darf. Der angeführte Titel trifft eigentlich nur den Ausgangspunkt dieser Studie. Der Verfasser unterzieht nämlich zunächst die Gründe, durch die sich Gaetano Milanesi bestimmt gefunden hat, die Entstehungszeit der Madonna des genannten Meisters in San Domenico zu Siena für ein Werk vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu erklären (während die Inschrift darauf das Jahr 1221 nennt) und damit der Schule von Siena den Ruhm abzusprechen, vor Florenz die Bahn einer neuen Kunst in der Malerei beschritten zu haben. Die Beweisführung Milanesis ist ziemlich allgemein angenommen worden, wenn auch hie und da mit Vorbehalt. Burckhardt erwähnt, daß die Inschrift „als Fälschung betrachtet wird," Gsell-Fels aber, von dem die meisten Reisenden in Italien sich unterrichten lassen, nennt die Madonna schlankweg ein „kunstgeschichtlich berüchtigtes Bild." Den ersten Grund Milanesis, nämlich daß in den gleichzeitigen Dokumenten ein Maler Guido nicht zu entdecken gewesen ist (worauf auch Crowe und Cavalcaselle Wert legen) betrachtet Wickhoff mit Recht als wenig bedeutend, denn es wäre ja nur Zufall, wenn sich aus so früher Zeit ein Aktenstück mit dem Namen des Malers erhalten hätte. Von dem zweiten Grunde, dem aus dem künstlerischen Werte des Werkes abgeleiteten, bemerkt er eben so zutreffend, daß dieser immer etwas Subjektives behalten werde. Entscheidend sei der dritte, der paläographische. Und hier nun beweist der Verfasser an der Hand einer getreuen Wiedergabe der angezweifelten Inschrift und durch die Vergleichung mit andern, unzweifelhaft echten, erstens, daß die Anwendung der gothischen Majuskel keineswegs erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Italien gebräuchlich geworden ist, und daß auch die Annahme des Wegfalles von Zahlbuchstaben in der Jahreszahl auf schwachen Füßen steht.

Er begnügt sich aber nicht, dem Sienesen den ihm gebührenden Platz wieder zu erobern, sondern unterzieht die Nachrichten über denjenigen Künstler, dem die Kritik Milanesis zu gute gekommen ist, Cimabue, einer gründlichen Prüfung. Da ergiebt sich denn, wie aus den oft zitirten Versen Dantes, die nur besagen, daß Cimabues Ruhm durch Giotto verdunkelt worden sei, nach und nach die Legende von Giottos Schülerschaft u. s. w. erwachsen und von Vasari eine Biographie des erstern zustande gebracht worden ist, von dem nachweislich einzig und allein die Gestalt des Johannes in dem Mosaikgemälde des Doms zu Pisa bekannt ist. Wir können der mit ebenso viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit geführten Untersuchung, die sich zu einer Kritik der Methode Vasari überhaupt gestaltet, nicht im einzelnen folgen, sondern wollten nur auf die Abhandlung aufmerksam machen, die zu lesen noch genußreicher sein würde, wenn sie nicht von einer unglaublichen Menge von Druckfehlern belastet wäre.

Von modernen Schwächen. Die Flugschriftensammlung „Gegen den Strom,“ die im vorigen Jahre an dieser Stelle angezeigt worden ist, hat letzten Winter einen Zuwachs von fünf Heften erhalten: „Pikante Lektüre,“ „Moderne Wohlthäter,“ „Raubbau,“ „Moderne Vornehmheit,“ „Beruf und Geschäft.“ Über das erste haben wir einige starke Bedenken: es handelt von jener Schmutzlitteratur, die, zum großen Teil in Deutschland erzeugt — wir erinnern an das Verlagsbüreau in Altona —, ihren Absatz wohl meist in den Donaufürstentümern findet, sich aber hie und da auch bei uns in Kreise schleicht, wo sie viel Unheil stiften kann. Daß die Aufmerksamkeit der Behörden auf sie gelenkt wird, ist zwar recht gut, aber die Form, in der dies geschieht, dürfte eher Schlimmes als Gutes bewirken. Schon der Titel lockt ja Käufer an, die pikante, d. h. unzüchtige Lektüre suchen, und den billigen Preis von fünfzig Pfennigen kann selbst der Gymnasiast oder Lehrjunge erübrigen. Nun wird aber der Leser darin auf eine Litteratur verwiesen, von deren Dasein er in der Regel keine Ahnung hat, und von ihrem höchst unsittlichen Inhalt werden, wenn auch im Ton aufrichtigster Entrüstung, Andeutungen gemacht, die unreife junge Leute leicht lüstern machen können, sich weiter nach ihr umzusehen. Auch dazu bietet aber die Flugschrift selbst die Hand, denn sie giebt — gewiß in guter Absicht — die Adressen der deutschen Buchhändler an, die sich mit dem heimlichen Vertrieb dieser Litteratur befassen. Nein, über diesen Gegenstand sollte man nur in pädagogischen und juristischen Fachzeitschriften handeln, nicht in einer jedermann zugänglichen Sammlung von Flugschriften, am allerwenigsten unter einem so marktschreierischen Titel.

Ganz einverstanden dagegen kann man mit dem Inhalt der übrigen Hefte sein, der durch die Überschriften zur Genüge angedeutet wird; am treffendsten erscheint uns „Raubbau,“ das gegen jene Streber gerichtet ist, die „ohne Bedenken frivol und gewissenlos Ideen entwerten, um sich selbst einen vorübergehenden Wert zu verschaffen, die Empfindungen und Leidenschaften in geschäftsmäßiger Weise ausbeuten, die sich wahllos jeder Bewegung anschließen, welche ihnen geeignet erscheint, ihren Zwecken zu dienen, sie in die Höhe zu bringen, die jede erfreuliche, gesunde und lebenskräftige Regung durch ihren verdächtigen Übereifer entwürdigen und erdrücken. In den Händen dieser Menschen sind Patriotismus und Loyalität Handelsartikel geworden; die nationale Idee wird gewerbsmäßig ausgeschrotet, um vielen ein ganz schmackhaftes Brot zu verschaffen, zu welchem sie ihre Unfähigkeit niemals hätte gelangen lassen.“ Zum Schluß möchten wir aber der „litterarisch-künstlerischen Gesellschaft,“ die diese Flugschriften herausgiebt, doch den freundschaftlichen Rat geben, ihre Sammlung nun zu schließen oder doch eine längere Pause darin eintreten zu lassen. Sie hat in drei Jahren 21 Schwächen und Sünden der modernen Gesellschaft entdeckt und gegeißelt. Das ist gerade genug, und es würde selbst sehr strengen Richtern einiges Kopfzerbrechen kosten, noch nennenswerte neue Schwächen ausfindig zu machen. Nichts aber muß bei einer solchen Unternehmung ängstlicher vermieden werden als der Schein, als wollte man damit ein Geschäft machen, als ginge man auf die Suche nach sozialen Gebrechen, bloß um ein Buch darüber schreiben zu können.

Zum papiernen Stil. Zu den Greueln des papiernen Stils gehört (neben dem garstigen Mißbrauch, der mit dem Fürwort derselbe, dieselbe, dasselbe getrieben wird, indem man es fortwährend für er, sie, es — der, die, das — dieser, diese, dieses setzt, nur nie in seinem wirklichen Sinne, in welchem es dann durch der nämliche, der gleiche ersetzt wird) namentlich

auch die Unsitte, Prädikate, die aus einem Eigenschaftswort bestehen, in der flektirten statt in der unflektirten Form hinzuschreiben, also z. B.: der Erfolg mußte von vornherein ein zweifelhafter sein — die Stellung der neuen Direktion war eine außerordentlich schwierige — die Bezeichnung war keine ganz richtig gewählte u. s. w. Kein Mensch spricht so. Jedermann sagt: der Erfolg mußte von vornherein zweifelhaft sein — die Stellung der neuen Direktion war außerordentlich schwierig — die Bezeichnung war nicht ganz richtig gewählt u. s. w. Aber das klingt dem Zeitungsschreiber, dem Herrn Aktuar oder dem Herrn Referendar bei weitem nicht wichtig, gravitätisch, weitschweifig genug, er muß die Eigenschaftswörter flektiren, und der Universitätsprofessor, der Romanschriftsteller machts ihm natürlich nach — oder, wie man jetzt so schön sagt, „naturjemäß" nach.

Diese papierne Unsitte redigirt man jetzt selbst dem Kaiser in seine schlichten, frischen Ansprachen hinein. Nach den Zeitungsberichten soll er zu den abgeordneten Grubenarbeitern gesagt haben: „Merke ich, daß sich sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen, so würde (werde?) ich mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die mir zusteht — und dieselbe ist eine große — zur Anwendung bringen." Man kann seinen Kopf darauf wetten, daß der Kaiser so nicht gesagt hat, daß er vielmehr einfach gesagt hat: „und die ist groß." Aber nein, dem Zeitungsschreiber oder wer die Ansprache nun redigirt hat, ist das viel zu simpel, er übersetzt sichs in sein herrliches papiernes Deutsch, und da heißt es: „und dieselbe (!) ist eine (!) große."

Litteratur

Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, W. Friedrich, 1889

Eine unveränderte Sammlung aller politischen Aufsätze, die der Verfasser der „Philosophie des Unbewußten" seit 1870 in Zeitschriften veröffentlicht hat, und die, wenn man von einigen unbedeutenden und mißratenen Stücken absieht und von solchen, die von spätern Ereignissen in irrtümliche Urteile und Prophezeiungen verwandelt wurden, den Beweis liefern, daß man spekulativer Philosoph und Metaphysiker sein und sich doch dabei eine verständige, scharf und weit blickende Auffassung der irdischen Dinge, insbesondre der politischen Fragen, und ein warmes Herz für die Geschicke des Vaterlandes bewahren kann. Der Verfasser zeigt sich fast allenthalben als ungewöhnlich gut zu Hause in dem, was bei Beurteilung der einzelnen Situationen in Betracht kommt; sonst aber gewinnt man bei der Lektüre seiner Aufsätze den Eindruck, daß er den Bahnen der drei Philosophen folgt, an deren Hand sich das preußische Wesen zu seiner weltgeschichtlichen Mission geläutert und vertieft hat, den Bahnen Kants, der das preußische Pflichtgefühl seiner bewußt werden ließ, Fichtes, der zuerst die Bestimmung Preußens in Deutschland und die Aufgabe Deutschlands für die Welt beredt verkündete, endlich Hegels, des Apostels

der immanenten Vernünftigkeit aller geschichtlichen Entwicklung und des Erneuerers des ethischen Staatsbegriffs gegenüber den Gelüsten des Einzelnen und der Parteien.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte, von denen sich der erste „An der Wiege des neuen Reiches“ nennt und Fragen aus den Jahren 1870 bis 1872 bespricht, der zweite die innern Parteibildungen und Entwicklungskämpfe im Reiche in der spätern Zeit, und der dritte die gegenwärtige Weltlage ins Auge faßt. Im ersten begegnen wir zunächst einem früher in diesen Blättern abgedruckten Artikel, der, hervorgerufen durch die Erregung, die Rußlands Schritte in der Frage des Schwarzen Meeres 1870 in Österreich hervorbrachten, auf die Unklugheit des letztern hinwies, sich grollend von Deutschland zurückzuhalten, statt sich nach Regelung des unnatürlichen Verhältnisses zwischen beiden mit ihm zu verbünden. Der zweite Aufsatz dieses Abschnitts, veranlaßt durch die Forderung der Kölnischen Zeitung, Deutschland solle auf Metz verzichten, wenn Frankreich sich zur Schleifung der Befestigungen der Stadt verpflichte, verbreitet sich über den Wert der Festungen für die moderne Kriegführung. Der dritte richtet sich im Hinblick auf Virchows famosen Abrüstungsantrag gegen die Bekämpfung der stehenden Heere von seiten der demokratischen Liberalen und deren Schwärmerei für Miliztruppen, wobei auf Gambettas Volksbewaffnung als Abkühlung des Eifers hingewiesen werden konnte. Der nächste Artikel, 1871 verfaßt, behandelt die Schwäche und Aussichtslosigkeit der damals in ihren Anfängen stehenden und von den Liberalen mit großen Hoffnungen begleiteten altkatholischen Bewegung, der folgende den Kampf zwischen der päpstlichen Kirche und dem Staate. Es ist einer der wenigen, wo wir den Ansichten des Verfassers nicht allenthalben beipflichten können. Sein Urteil, der Kampf habe ein unglückliches Ende genommen, Bismarck habe seine Waffen zerbrochen, der Umschwung müsse einen noch geheimen Grund gehabt haben und hänge wahrscheinlich mit der Annäherung an Österreich zusammen, ist ein Irrtum, über den wir uns hier nicht weiter verbreiten können. Der sechste Aufsatz, der den ersten Abschnitt schließt, legt die ungewöhnlich gefährdete Lage Deutschlands auf Grund seiner geographischen Lebensbedingungen dar und betont im Hinblick darauf die Notwendigkeit einer Militärorganisation, die uns in den Stand setzt, den Kampf mit zwei Großmächten zugleich aufzunehmen, was durch die Ausdehnung der alten preußischen Landwehrverfassung auf das ganze Reich ermöglicht worden ist.

Die zweite Gruppe der hier wieder abgedruckten Aufsätze beschäftigt sich teils mit Fragen der Sozial- und der Wirtschaftspolitik, teils mit solchen, die das deutsche Parteileben betreffen. Bezüglich des letzterwähnten strebt er immer einerseits nach strenger Sonderung der politischen Parteibildung von der kirchlichen und der wirtschaftlichen, anderseits nach einer Vereinigung aller reinpolitischen Parteien, soweit sie national und reichstreu gesinnt und folglich Gegner der das Reich hassenden und bekämpfenden Parteien sind, drittens nach Ausscheidung der unnatürlich zu einem Organismus verbundenen extremen Glieder aus dem Zusammenhange mit den übrigen, da hierdurch allein ein dauernder Bestand gesichert wird, endlich viertens nach einem Verzichte der Liberalen auf das irrlichtartige Ideal der parlamentarischen Form der Regierung, dessen Verwirklichung für Deutschland die verderblichsten Folgen haben würde. In allen diesen Punkten hat die Entwicklung des deutschen Parteiwesens die von Hartmann gewünschte und empfohlene Richtung eingeschlagen, wenn auch noch nicht überall das Ziel erreicht. Die Nationalliberalen haben die frühere Verschmelzung wirtschaftlicher Forderungen mit politischen, die ihr Programm aufwies, als fehlerhaft erkannt und fallen lassen; sie haben ferner in dem Wahlkartell von 1887 den ersten schweren Schritt zu einem Zusammen-

gehen mit den patriotisch denkenden Konservativen gethan; sie haben nicht nur durch die Sezession ihren radikalen linken Flügel abgestoßen, sondern sich auch von den Deutschfreisinnigen und ihrer unfruchtbaren demokratischen Nörgelei immer weiter entfernt, und sie haben endlich ihrer frühern Liebhaberei für den Parlamentarismus im englischen und französischen Sinne mit rühmlicher Selbstüberwindung — denn es fiel den meisten recht schwer — den Abschied erteilt. Leider ist in der konservativen Partei noch keine solche heilsame Umbildung erfolgt, in ihrem Glaubensbekenntnis sind noch wirtschaftliche und kirchliche Interessen vermengt und verwachsen, und der klerikale Flügel hängt ihr noch am Leibe und macht eine dauernde Aufrechthaltung des Kartells mit den Nationalliberalen unmöglich. Ebensowenig ist es bis jetzt gelungen, aus den Sozialdemokraten eine nationalgesinnte Arbeiterpartei zu entwickeln; doch dürfen wir hoffen, daß hier noch nicht aller Tage Ende gekommen ist, und daß eine solche Partei sich bilden wird, wenn der Ausbau der Reformen Bismarcks auf diesem Felde vollendet und anderseits die internationale Sozialdemokratie, wie unausbleiblich, in anarchistischen und kommunistischen Unsinn versunken sein wird. Der neunte, zehnte und sechzehnte Aufsatz hat es mit Zoll- und Steuerfragen zu thun. Der Gedanke eines deutschen Volkswirtschaftsrates oder nationalökonomischen Parlaments neben dem politischen (Reichstag) und dem kirchlichen (Synode) ist dem Verfasser schon um 1866 gekommen und wird von ihm noch heute festgehalten, obwohl Bismarck ihn vor dem Widerstande des eifersüchtigen Reichstags, vielleicht nur zeitweilig, aufgab. Der 1881 von Hartmann verlangte mitteleuropäische Zollverein ist gleichfalls für ihn noch jetzt Wunsch und Hoffnung, und als beste Vorbereitung zu einer völligen Zolleinigung zunächst mit Oesterreich betrachtet er wie damals hohe Schutzzolltarife aller Länder, weil sie „die benachbarten Verkehrsinteressen am ehesten zum Umschlag in völligen gegenseitigen Freihandel bewegen und diesen Umschlag durch die Höhe des Tarifs gegen die außerhalb des neuen Zollvereins gelegenen Länder am ehesten ermöglichen.“ Der letzte Aufsatz bespricht die Reform, deren unsre Wahlgesetze nach Meinung des Verfassers dringend bedürfen, und macht Vorschläge, die sich hören lassen, aber freilich wenig Aussicht haben, von den Parlamenten angenommen zu werden. „Das Kokettiren mit dem demokratisch nivellirenden Zeitgeiste der Wählermassen ist — wie Hartmann verdrießlich selbst sagt — auch für die Nationalliberalen wichtiger geworden als die Beseitigung einer schreienden Ungerechtigkeit und eines unvernünftigen Mißverhältnisses zwischen politischem Recht und politischer Befähigung und Leistung Wenn die Männer, welche einst an der Feststellung des gleichen Wahlrechts begeistert mitgewirkt und so oft vor ihren Wählern über dessen Segen hochtönende Phrasen heruntergedonnert haben, keine Lust verspüren, sich persönlich an der Abänderung des gleichen Wahlrechtes zu beteiligen, so kann man das sehr menschlich und begreiflich finden, aber wenn Zweifel an der Unübertrefflichkeit und Unverbesserlichkeit des jetzt bestehenden Wahlrechts in ihnen erwacht sind, so sollten sie wenigstens ihre jüngeren Parteigenossen an der Mitwirkung bei einer solchen Reform nicht hindern.“

Der dritte Abschnitt des Buches nennt sich, wie bemerkt, „Die gegenwärtige Weltlage“ und umfaßt Erörterungen über die Großmächte und ihr jetziges Verhältnis zu einander, wobei unsre Beziehungen zu den Nachbarn umso ausführlicher dargestellt sind, je zweifelhafter sie erscheinen, also insbesondre unsre Beziehungen zu Rußland und England. Die hier aneinander gereihten Kapitel: Rußland in Asien und Rußland in Europa, die geographischen und ethnographischen Grundlagen des russischen Reiches, die politischen Ideale der Russen, das Ziel der russischen Regierungspolitik und Rußlands Verhältnis zu seinen Nachbarn, zählen zu dem

Besten unter dem vielen Guten, was unser Buch bietet, und noch wertvoller ist der den Schluß der Sammlung bildende Cyklus über England, den Wert, den seine Bundesgenossenschaft für uns haben könnte, seine Stimmung gegen uns, seine Bundestreue nach geschichtlicher Erinnerung, seine Bedeutung als Landmacht, als Seemacht und als Geldmacht, endlich die Gründe, aus denen es trotz alledem, was gegen ein deutsches Bemühen um einen Anschluß der Briten an den Dreibund zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien spricht, nicht ohne Nutzen und Vorteil sein würde, wenn die Engländer uns ersuchten, sich als vierter anschließen zu dürfen.

Einführung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments. Vorträge von Georg Behrmann, Hauptpastor in Hamburg. Gütersloh, Bertelsmann, 1888

Diese vierzehn Vorträge mit etwa 80 Seiten Anmerkungen sind für solche gebildete Christen bestimmt, die, im ganzen bibelgläubig, einmal das populär kennen lernen wollen, was die wissenschaftlichen Disziplinen der Einleitung in das Alte und Neue Testament zu behandeln pflegen. Der Verfasser ist ein sehr bewanderter Geistlicher, seine umfassende Lektüre hat ihm auch Kenntnisse der altbabylonischen und ägyptischen Forschung vermittelt, die er zur Schutzrede für das Alte Testament verwendet. Hier und da zeigt er, daß er nicht so ängstlich den neuern kritischen Ansichten gegenübersteht, aber für sein Publikum und seine diesmaligen Absichten mußte er den konservativen Standpunkt festhalten, der in der That sein theologisches Lebenselement ist. Er tritt der neuern Behandlung der alttestamentlichen und neutestamentlichen Schriften und der Evangelienkritik mit Schärfe entgegen und bestärkt die Laien in der Meinung, daß solche Kritik sich weder mit dem Glauben vertrage, noch eine wissenschaftlich gesicherte Methode habe. Ob er weiß, daß völlig gläubige Männer wie Franz Delitzsch, Kahnis, König, Weiß, Riehm sich anders zur Kritik stellen und doch den Offenbarungscharakter der heiligen Schrift festhalten, steht dahin. Seinem Publikum hat er es jedenfalls verschwiegen. Wenn er dadurch seinen „Gebildeten" hier und da den Weg zu besserer Erkenntnis der heiligen Schrift verbaut hat, so wird er die Verantwortung dafür tragen müssen. Wir haben aber die Zuversicht, daß das Gute in den Vorträgen diese Bedenken weit überwiegt. So möge auch das gedruckte Buch überwiegend heilsam wirken.

Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache. Von Dr. H. Schultz. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1888

Seit der allgemeine deutsche Sprachverein durch seine erfolgreichen Bemühungen um die Reinigung der Muttersprache in weitern Kreisen Sinn und Verständnis für den Ernst dieser Angelegenheit geweckt hat, scheint man auch den verwandten Bestrebungen des siebzehnten Jahrhunderts, für die selbst die Gelehrten mancher für „Schule und Haus" eingenisteten Litteraturgeschichten bisher meist nur Worte des Spottes hatten, gerecht zu werden. Die unbestreitbaren Abgeschmacktheiten, die man einzelnen übereifrigen Mitgliedern jener Gesellschaften in albernem Klüglingsdünkel und mit unberechtigtem Nachdruck immer und immer aufmutzte, daß sie z. B. Nase durch Löschhorn, Fenster durch Tageleuchter verdrängen, also selbst die uralten, durch und durch deutsch gewordnen Lehnwörter durch wenig glückliche Neubildungen ersetzt sehen wollten, beurteilt auch ein Laie milder, wenn er sieht, wieviel treffliche Wortschöpfungen, in denen heute die meisten von uns unentbehrliches Sprachgut und eine wertvolle Bereicherung unsers Wortschatzes erblicken — man denke an Wörter wie Abhandlung, Lehrsatz, Grundzug, Briefwechsel, Wörterbuch u. s. w. — daß wir diese eben jenen vielgeschmähten Männern

verdanken. Solchem offenbaren Gewinn gegenüber dürfen jene puristischen Thorheiten, ebenso begreifliche wie verzeihliche Verirrungen, kaum noch in Betracht kommen. Denn sehen wir auch einmal ab von der Thatsache, daß jene „deutschtümelnden“ Bestrebungen, deren Verkehrtheiten ja so leicht zu erkennen sind, nicht bloß wohlgemeint waren, sondern auch von unmittelbarem Erfolge gekrönt gewesen sind, so steht doch fest, was auf dem Gebiete geistiger Bestrebungen überhaupt gilt, daß die fehlgeschlagnen Versuche der Vergangenheit, wenn sie überhaupt auf ein vernünftiges Ziel gerichtet waren, nicht verloren sind, sondern nur den Sieg der Zukunft vorbereiten, und daß auch wir aus jenen Irrtümern viel lernen können.

An gelehrten und für die Gelehrten bestimmten Schriften, durch die eine solche doch einzig berechtigte Betrachtungsweise gefördert werden kann, hat es bisher nicht gefehlt. Aber erst jetzt, wo in weiten Kreisen Teilnahme und Empfänglichkeit für diese Dinge geweckt ist, darf ein Buch auch hier auf dankbare Leser rechnen, das, wie das oben angezeigte, vorzugsweise für die Gebildeten bestimmt ist. Doch ist Schultzes Buch nicht etwa eine bloße Zusammentragung und für das Publikum schmackhaft gemachte Zubereitung dessen, was andere durch mühsame Forschung gewonnen haben, sondern beruht, wie einzelne Hinweise und Ausführungen zeigen, auch auf selbständiger Untersuchung und berichtigt manche alte Irrtümer, dergleichen sich in den populären Litteraturgeschichten fortzuerben pflegen, sowie kleinere Versehen wissenschaftlicher Einzelforschungen. Schultz schildert geschichtlich unbefangen, aber mit dem warmen Anteil, der jeder ernstgemeinten vaterländischen Bestrebung an sich gebührt. Wir wollen nicht verschweigen, daß die Anordnung des Stoffes hie und da etwas weniger äußerlich sein könnte und daß die vielen Anhänge dem Buche ein etwas zerrissenes Aussehen geben und besser in das übrigen hineingearbeitet worden wären, daß der innere Zusammenhang zwischen den Bestrebungen der verschiednen Gesellschaften und einzelner Männer nicht überall scharf genug hervorgehoben wird, daß schließlich einzelne Kapitel, wenn sie einmal hier in Angriff genommen werden sollten, nicht so skizzenhaft, fast notizenmäßig hätten behandelt werden dürfen (z. B. der Anhang über die undeutschen Vornamen). Doch als Ganzes ist es ein, auch wegen der geschickten Auswahl der Zeugnisse und Belege, für den Nichtgelehrten höchst lehrreiches und dabei anziehend geschriebenes Buch. Auch die Vorschläge, die der Verfasser gelegentlich macht, so zu Gunsten deutscher Kunstausdrücke, sind beachtenswert; ob die Verdeutschungen „formlich“ für „formal“ und „Blattweiser“ für „Register,“ wo „Seitenweiser“ näher läge, glücklich gewählt sind, darüber wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten.

Der Feuerstoff, sein Wesen, seine bewegende Kraft u. s. w. Von L. Mann. Berlin, H. Steinitz, 1888

Diese Schrift ist ein typischer Vertreter einer ganzen Gattung. Immer wieder treten in der Naturwissenschaft Dilettanten auf, denen der langsame Gang und der fragmentarische Charakter der induktiven Erkenntnis nicht genügt und die deshalb den Versuch nicht aufgeben wollen, mit einer einzigen Grundhypothese die Erscheinungen der ganzen Welt zu erklären. Auch der strenge Forscher hat wohl derartige Anwandlungen, aber nur so lange er jung ist; hat er erst die Schule des wissenschaftlichen Denkens durchgemacht, so sieht er, daß es nicht anders geht, daß die Naturerkenntnis ein Stückwerk sein und bleiben muß, von dem sich nur einzelne Teile systematisch an einander schließen lassen; er gewöhnt sich daran, mit äußerster Vorsicht vorzugehen und seine Verallgemeinerungen nie

weiter auszudehnen, als er sie belegen kann. Wer aber nicht streng denken gelernt hat, der verfährt manchmal anders: er hilft sich mit lückenhaften Schlüssen über die Mängel seiner Erkenntnis hinweg und kommt auf diese Weise zu Scheintheorien, die die Gesamtheit der Naturerscheinungen in einer für ihn höchst befriedigenden Weise umfassen. Dabei gerät er selbstverständlich hie und da mit den herrschenden Ansichten der Gelehrten in Widerspruch, und hilft sich wieder auf sehr einfache Weise, indem er die Lehren der Fachmänner mißversteht und sie, nachdem er ihnen eine falsche Auslegung gegeben hat, für Unsinn erklärt. Wir haben in zwanzigjähriger Praxis schon eine ziemliche Anzahl derartiger Köpfe kennen gelernt. Der Entwicklungsgang ist fast immer derselbe. Ein Mann, der sich — meist von metaphysischen Gesichtspunkten aus — lebhaft für naturwissenschaftliche Dinge interessirt, erwirbt allerlei unscharfe Kenntnisse, in der Regel zum Teil aus populären Schriften. Er versucht sie in Zusammenhang zu bringen und stellt sich zu diesem Zwecke eine Theorie auf. Er vertieft dann seine Einzelkenntnisse durch Privatstudium wissenschaftlicher Werke, gelangt aber nicht zu vollem Verständnis ihres Inhalts. Er schließt demgemäß, daß die herrschenden Theorien unrichtig sein müssen, kämpft öffentlich gegen sie an und stellt ihnen seine eigene Auffassung gegenüber. Rezensenten, die selbst nicht Fachmänner sind, begutachten ihn, übersehen die Mängel seiner Deduktion und erklären seine Leistung für höchst beachtenswert. Er versucht dann, sich in den eigentlich fachmännischen Kreisen geltend zu machen, findet aber kühle Ablehnung. Der wirkliche Sachkenner entdeckt auf den ersten Seiten seiner Schriften so viele Fehler und Mißverständnisse, daß er sich nicht entschließen kann, weiter zu lesen, die Fachzeitschriften verweigern die Aufnahme u. s. w. Ergebnis: der gekränkte Verfasser erklärt die Zunftgelehrten für Esel, und das verkannte Genie, der totgeschwiegene Reformator ist fertig.

Unser Verfasser hat alle äußern Kennzeichen der Klasse. Am Schlusse seiner Broschüre finden sich die Rezensionen der Nichtfachmänner. Die Blätter für litterarische Unterhaltung bescheinigen ihm ernstes philosophisches Streben nach Wahrheit, die pharmaceutische Zeitung findet, daß sein Weg der rechte sei, die konservative Zeitschrift schreibt ihm originale und von außerordentlichen Kenntnissen „getragene" Anschauungen zu u. s. w. In der Vorrede aber beklagt er sich, daß die eigentlichen Fachgelehrten seine Untersuchungen hartnäckig ignoriren. Er hat auch alle innern Merkmale der Klasse. Gleich auf der ersten Seite, mit der die eigentliche Auseinandersetzung beginnt, steht der Beweis, daß der Verfasser die einfachsten Sätze der Mechanik nicht versteht, so deutlich ausgeprägt, daß jeder Physiker, der diese erste Seite gelesen hat, die Schrift sofort achselzuckend beiseite oder in den Papierkorb legen wird.

Da heißt es: „Nach der jetzt noch herrschenden Theorie ist die Massenanziehung eine unveränderliche Eigenschaft der Materie und ihre Wirkung bei zwei bestimmten Körpern dem Produkt der Massen direkt und dem Quadrate ihres Abstandes umgekehrt proportional. Die Kraft wächst in gleichen Zeiten stets um dieselbe Größe." Dieser Satz: „Die Kraft wächst in gleichen Zeiten stets um dieselbe Größe" steht nicht nur in keinem Lehrbuche der Mechanik, er gehört nicht bloß nicht zur herrschenden Theorie, sondern er beweist, daß Herr Mann nicht weiß, was eine Kraft ist. Für einen Menschen, der klare mechanische Begriffe hat, ist er einfach unverständlich. Kraft heißt bei uns das Produkt aus Masse und Beschleunigung eines gegebenen Körperteilchens; die Masse desselben halten wir auf Grund der Erfahrung für unveränderlich, seine Beschleunigung aber kann sich ganz beliebig ändern; wächst sie, so ist auch die Kraft im Wachsen, nimmt sie ab, so ist auch die Kraft in

Abnahme begriffen; von Proportionalität mit der Zeit ist dabei im allgemeinen keine Rede.

Weiter: „Die Kraft erstreckt sich durch den absolut leeren Raum." Der Satz findet sich in keiner maßgebenden modernen Schrift über Physik; im Gegenteil dürfte heutzutage kaum ein Physiker zu ermitteln sein, der an die Möglichkeit eines absolut leeren Raumes glaubte.

Weiter: „Die Wirkung der Kraft ist momentan und völlig unabhängig von den Zuständen und Bewegungen der betreffenden Körper, sowie von dem Vorhandensein andrer Substanzen." Das wird wieder kein ernsthafter Physiker behaupten. Richtig heißt der Satz so: „Die bis jetzt bekannten Thatsachen der Astronomie lassen sich erklären durch die Annahme, daß die Kraft, womit ein Weltkörper auf den andern wirkt, momentan und von der Geschwindigkeit der Weltkörper unabhängig ist. Das gilt aber nur innerhalb der bekannten, bei astronomischen Messungen unvermeidlichen Beobachtungsfehler; wenn also die Kräfte des Newtonschen Gesetzes sich in der Zeit fortpflanzen und wenn die Anziehung der Weltkörper von ihren Bewegungszuständen abhängig ist, so fallen die Wirkungen dieser Umstände in den Bereich der Beobachtungsfehler." Daß die Unabhängigkeit eine absolute sei, behauptet niemand; es wird nur behauptet, daß die etwaige Abhängigkeit nicht zu Abweichungen führe, die bis jetzt meßbar geworden seien; und wenn der praktische Astronom oder Anziehungstheoretiker diese Beschränkung nicht bei jeder Gelegenheit ausdrücklich zu Protokoll giebt, so geschieht das nur deshalb, weil sie sich für jeden Fachmann von selbst versteht.

Weiter: „Hiernach ist die Kraft eines Körpers, ja eines jeden Atoms, unendlich groß; erstens schon aus dem Grunde, weil bei Berührung der Atome die Formel selbst einen unendlich großen Wert ergiebt." Das ist wiederum nicht richtig. Erstens schreiben wir den Atomen endliche, wenn auch sehr kleine Dimensionen zu; wenn also zwei Atome sich berühren, haben ihre Mittelpunkte immer noch einen endlichen Abstand von einander, auf diese Mittelpunkte bezieht sich aber das Gesetz; die Kraft, mit der ein Atom auf ein andres wirkt, wird also nicht unendlich, wenn beide sich mit ihren Außenflächen berühren. Zweitens behauptet niemand, daß das Newtonsche Anziehungsgesetz auch dann noch gelten soll, wenn zwei Atome sich einander bis zur Berührung nähern; im Gegenteil wird Herr Mann, wenn er sich darnach umsehen will, bei den meisten modernen Atomtheoretikern die Behauptung vorfinden, daß das Newtonsche Anziehungsgesetz nur eine Näherungsformel sei, die gilt, so lange der Abstand zweier Atome sehr groß gegen ihren Durchmesser oder überhaupt gegen ihre größte Dimension ist.

Weiter: „Dann aber ist die Kraft eines Körpers unendlich groß, weil die Kraft sich auf unendlich große Massen erstreckt und trotz fortdauernder Wirkung nicht nur keine Abnahme erleidet, sondern stetig zunimmt." Hier behandelt Herr Mann die „Kraft" als ein Etwas, das sich, wie Masse oder Energie, einfach über den Inhalt des Weltraums summiren läßt. Das ist wieder ein Zeichen, daß er nicht weiß, was eine Kraft ist. Eine Kraft existirt nur an einem bestimmten Körperteilchen. Man spricht auch in abgekürzter Redeweise von einer Kraft, die an einem ganzen Körper thätig sei, indem man darunter die Resultante aller auf seine Elemente wirkenden Kräfte versteht, aber unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß diese Elementarkräfte parallel seien oder sich schneiden. Man spricht z. B. von der Kraft, womit die Erde einen Stein anzieht, oder von der Kraft, womit der Sirius die Sonne beschleunigt, weil in beiden Fällen die Elementarkräfte, die auf die Teile der Sonne oder des Steines wirken, als merklich parallel angesehen

werden können. Aber auch in solchen Fällen hat das Wort „Kraft" nur einen bestimmten Sinn, insofern man hinzufügt, „die an der Sonne" oder „die am Steine wirkt," und sobald man keinen affizirten Körper angiebt, kann von einer bestimmten Kraft überhaupt nicht die Rede sein. Der hier zitierte Halbsatz fällt also einfach unter die Kategorie des Sinnlosen.

Hiermit schließe ich meine Kritik des Einzelnen. Sie erstreckt sich über 14 Zeilen der Mannschen Schrift! (Seite 9, Zeile 11 bis 25.) Ich glaube, das Gesagte genügt vollkommen, um das Verschweigen des Restes zu rechtfertigen. Wenn man zu 14 grundlegenden Zeilen derartige Anmerkungen zu machen hat, so mag sich der Leser selbst vorstellen, was zu den übrigen 80 Seiten der Broschüre zu bemerken wäre. Der Verfasser beklagt sich, wie gesagt, darüber, daß die Fachmänner ihn totschweigen; wenn aber ein Fachmann seine Geduld zusammennimmt, um die Schrift zu lesen, so findet er eben nichts weiter als Mißverständnisse, Unklarheiten und falsche Deduktionen; da ist Schweigen und Ignoriren am Ende noch das Höflichste, was er thun kann. Es finden sich in Abhandlungen der hier geschilderten Art manchmal originelle Kombinationen, hie und da sogar ein guter Gedanke. Diese sind aber doch wissenschaftlich vollkommen wertlos, weil sie unscharf begründet und unklar angewendet sind. Und übrigens ist das, was die Verfasser für tief und eigenartig halten, meist nicht ihr alleiniges Eigentum, sondern irgendwie in fachwissenschaftlichen Arbeiten schon dagewesen. Ja nicht selten üben ähnliche Gedanken auch in der Fachwelt eine bewegende Kraft; aber sie dienen da nur als heuristische Hypothesen, als mögliche Ausgangspunkte, von denen aus man die nähere Untersuchung der Einzelerscheinungen in Angriff nimmt. Der streng erzogene Gelehrte behält aber dann seine leitenden Ideen für sich und veröffentlicht nur die Ergebnisse, die er scharf beweisen kann. Es ist ein Irrtum der Halbgelehrten, wenn sie glauben, tiefer und genialer zu kombiniren, als die Fachmänner; in der Regel kombiniren sie nur unklarer, veröffentlichen weniger gewissenhaft und sind deshalb schneller mit ihren Systemen fertig. Dieser Vorwurf trifft die vorliegende Schrift in vollstem Maße; wir können ihr daher nur prophezeien, daß die Fachmänner fortfahren werden, ihr keine Beachtung zu schenken. Budde

---

Druckfehlerberichtigung

Im vorigen Hefte ist S. 306 Zeile 3 von oben ein Druckfehler stehen geblieben: statt Molotschnor soll es heißen Molotschna.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Freiheit

Von Karl Jentsch

Als E. von Hartmann vor etwa zwölf Jahren in der „Gegenwart" nachzuweisen versuchte, wie bei fortschreitender Kultur die Freiheit mehr und mehr eingeengt werde, da mag die verschwiegene kleine Gemeinde, deren Glaubensbekenntnis er verriet, ein wenig erschrocken sein. In der Öffentlichkeit schwört außer jenem kecken Pessimisten alle Welt darauf, daß der Kulturfortschritt selbstverständlich auch den Fortschritt der Freiheit einschließe. Die Liberalen trösten sich über jene Erscheinungen, die sie als Reaktion beklagen, mit der Hoffnung, der Rückfall werde rasch vorübergehen; die Konservativen hingegen erklären die angebliche Reaktion für leere Einbildung und finden die Sache der Freiheit aufs schönste bestellt. Des Rätsels Lösung wird denen nicht schwer, die mit Ranke zu der Ansicht gelangt sind, daß der Kulturfortschritt sich auf die Steigerung des Reichtums an materiellen Gütern, auf die Vermehrung der Erkenntnismasse und die Vervollkommnung der Technik beschränkt, während in Bezug auf die übrigen idealen Güter der Besitzstand durch alle Zeiten hindurch so ziemlich gleich groß bleibt. Nach dieser Ansicht sind die Gesellschaftsformen zwar in beständiger Umbildung begriffen, weisen aber in jeder Periode sowohl Fortschritte als Rückschritte auf, sodaß der Beschauer, je nach Temperament und Vorurteil, ebenso leicht den stetigen Fortschritt wie den stetigen Rückschritt wahrnehmen, das goldne Zeitalter an den Anfang oder ans Ende der Weltgeschichte hinträumen kann. Freiheit und Unfreiheit bedeuten in der Menschenwelt ungefähr dasselbe, wie in der organischen Natur die chemische Bindung und Lösung der Elemente. Indem die Pflanzen- und Tierleiber teils im

Aufbau, teils in der Zersetzung begriffen sind, werden ihre Bestandteile abwechselnd gebunden und frei. Dabei kommt zwar ein beständiger Wechsel, aber kein eigentlicher Fortschritt heraus; denn jener Fortschritt zu höheren Organisationsstufen, den die Darwinianer lehren, vollzieht sich nach ihrer eignen Voraussetzung in so ungeheuer langen Zeiträumen, daß er über den Rahmen der Weltgeschichte hinausfällt, weshalb er, wenn er auch in Wirklichkeit stattfinden sollte, doch für die menschliche Erfahrung nicht vorhanden sein würde.

Daß dieser Wechsel kein müßiges, zweckloses Spiel ist, daß auch bei ihm von einem Fortschritt gesprochen werden kann, wenn auch weder im Sinne Hegels, noch in dem Häckels oder Hartmanns, daß gerade diese Ansicht zur Herrschaft eines gesunden Optimismus führt, ohne den Pessimismus, soweit er berechtigt ist, auszuschließen, das zu beweisen, würde den Gegenstand einer besondern Untersuchung ausmachen.

Die nachfolgenden zwei geschichtlichen Skizzen werden den Umbildungsprozeß der Gesellschaftsformen hinsichtlich der Freiheit einigermaßen veranschaulichen.

Nachdem sich in Ober- und Mittelitalien die Fluten der Völkerwanderung verlaufen hatten, fand sich das Land größtenteils im Besitze langobardischer und fränkischer Herren, denen italische Bauern als Leibeigne den Acker bestellten, während in den klein gewordenen verarmten Städten die Reste der industriellen Bevölkerung Gewerbe und einen sehr bescheidenen Handel betrieben. Nur Venedig schwang sich gleich im Anfange dieser Periode zu hoher Bedeutung empor. Zwei Jahrhunderte verhältnismäßiger Ruhe (1000—1200) genügten, die durch germanisches Blut aufgefrischte Stadtbevölkerung — jeder Römerzug führte einen neuen Strom zu — so weit erstarken zu lassen, daß sie sich von der königlichen wie von der bischöflichen Gerichtsbarkeit befreite und Republiken gründete. In ihren Zünften (früher scholae, später artes genannt) lebte der alte Bürgergeist fort (hie und da sogar die altrömische Munizipalverfassung: ein merkwürdiges Beispiel im Archivio Storico Italiano von 1888: Statuti della città di Concordia), und entfaltete bei wachsendem Wohlstande eine erstaunliche politische Zeugungskraft: mit der Frühlingssaat schossen alljährlich neue Verfassungen aus diesem fruchtbaren Boden hervor. Bald zogen die kraftstrotzenden Bürger aus, die Burgen der Feudalherren zu brechen, zwangen viele der letztern, in die Stadt zu ziehen und nach städtischem Recht zu leben, hoben die Leibeigenschaft auf und gewannen so Arbeitskräfte: zahlreich strömten die befreiten Bauern in die Stadt. Nicht durchweg entsprach die Freiheit, die sie dort fanden, der gehegten Erwartung. Manche häuften zwar Reichtümer und wurden vornehme Herren; die Mehrzahl aber blieb in eine Klasse von Menschen gebannt, die wir als Fabrikarbeiter bezeichnen dürfen. Sie klagten über Ausbeutung, über kärglichen Lohn, ja über Mißhandlung. Damit war ein neuer Gährungsstoff, ein Antrieb zu weiterem Fortschritt gegeben. Das

Stadtregiment, das anfänglich von den oberen Zünften geführt wurde, ward immer tieferen Schichten des Mittelstandes zugänglich, und am 22. Juli 1378, wo der Wollkrämpler Michele di Lando in Schuhen ohne Strümpfe den Regierungspalast zu Florenz betrat und zum Gonfaloniere di Giustizia ausgerufen wurde, feierte die Demokratie ihren höchsten Triumph. Natürlich dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Nicht daß diese kleinen Leute unfähig gewesen wären. Sie benahmen sich verständig und gemäßigt, hüteten sich vor Ausschreitungen und besorgten die Staatsgeschäfte so gut wie irgend eine der früheren Signorien. Man braucht das nicht wunderbar zu finden. Lesen und schreiben konnte auch der Ärmste, im Redenhalten, Wühlen, Wählen und Abstimmen übte sich jeder Weber und Schuster von Jugend auf, und die Verwaltung des kleinen Staates zu übersehen und zu durchschauen bereitete so hellen Köpfen — Dummheit gehört nicht zu den Nationallastern der Italiener — keine Schwierigkeit. Aber der Großhändler, der Fabrikant, der Gutsbesitzer verspürte wenig Lust, sich von seinen Arbeitern regieren zu lassen. Jene Herren streikten, d. h. sie stellten die Fabrikation ein, namentlich die Tuchweberei, die ein volles Drittel der Bürger ernährte, und Männer, die um Arbeit betteln, können den Staat nicht regieren.

Eine Oligarchie löste die Volksherrschaft ab, und über die andern herrschenden Häuser stieg das der Mediceer empor. Allmählich ging deren milde Diktatur in den monarchischen Absolutismus über, und als der Großherzog Leopold (der Bruder und Nachfolger des Kaisers Josef II.) den Thron bestieg, da hatte die allmächtige Büreaukratie im Verein mit der kirchlichen Inquisition das ehedem geistvollste Völkchen Europas so weit heruntergebracht, daß dieser merkwürdige und ausgezeichnete Fürst auf Mittel sinnen mußte, seinen Spießbürgern Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten einzuflößen und den Eingeschüchterten den Mund zum Reden zu öffnen. Nur noch hinter verschlossenen Thüren, in der Freimaurerloge, wagten selbständige Gedanken, Reformpläne, Witz und Satire sich hervor. Die französische Revolution weckte den erstorbenen Gemeingeist aufs neue, und in den Befreiungskämpfen des laufenden Jahrhunderts ist dieser wieder so weit erstarkt, daß in den Städten die Regsamkeit des politischen Lebens, die Freiheit des Wortes und die Lust am Reden kaum noch zu wünschen übrig läßt.

Mittlerweile war aber die ländliche Bevölkerung schon am Ausgange des Mittelalters durch ungünstige Pachtverhältnisse in eine Abhängigkeit von den städtischen Aristokraten geraten, die sich von ihrer früheren Leibeigenschaft nicht wesentlich unterschied. Ja H. Leo meint, im toskanischen Apennin habe der Bauernstand den Todesstoß erhalten, als um 1360 die letzten feudalen Häupter fielen, die Magnatenfamilien der Tarlati und Alberti verarmten, die Aldobrandeschi der Stadt unterthänig, die Ubaldini zu gewöhnlichen Landedelleuten herabgedrückt wurden. „Denn hier im Gebirge unter des Adels Schutz hatte

sich ein wahrer Bauernstand, obwohl nur durch die Hörigkeit, erhalten. In Freieigner verwandelt, waren sie bald von den städtischen Kapitalisten ausgekauft und in ebenso elende Vagabunden und hilflose Jahrespächter verwandelt, wie die Landleute in der Ebene es schon seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert geworden waren." Wie weit die Sache in unsern Tagen gediehen ist, das wurde vor kurzem in diesen Blättern beleuchtet. Die Regierung weiß vorläufig keinen andern Rat, als die Armen durch gesetzliche Erschwerung der Auswanderung in ihrer Zwangslage festzuhalten. Nicht gerade von eingreifender Bedeutung, aber charakteristisch für den Geist der mittelalterlichen Republiken ist der Umstand, daß, während die ländliche Leibeigenschaft bekämpft wurde, Venedig bis ins sechzehnte Jahrhundert aus dem Orient Sklaven einführte, die in die vornehmen Bürgerhäuser, namentlich auch von Florenz, verkauft wurden.

In Deutschland entstanden die Städte durch Zusammenziehung der Dienstmannschaften um Königspfalzen, Herrensitze, bischöfliche und Klosterhöfe. K. W. Nitzsch hat in seiner epochemachenden Untersuchung: „Ministerialität und Bürgertum" überzeugend nachgewiesen, daß die deutschen Stadtbewohner ohne Ausnahme ursprünglich unfreie Hofleute gewesen sind. Wie auf dem Lande, so unterschied man in der Stadt drei Klassen: Hörige, Zinsleute und Ministerialen. Die Handwerker und Krämer waren hörig, die Großhändler teils Zensualen, teils Ministerialen. Die städtische Zensualität gestaltete sich dahin aus, daß ihre Angehörigen schließlich nur noch die Heersteuer zu zahlen hatten. Aus den Ministerialen, den höheren Beamten, erwuchsen die ratsfähigen Geschlechter. Als Hauptmerkmale der Hörigkeit galten: der Mangel eines ordentlichen Gerichtsstandes, die Prügelstrafe und die Heiratsbeschränkungen; letztere bestanden namentlich in Verboten der Verehelichung mit Hörigen andrer Herrschaften und sollten nicht etwa der Übervölkerung vorbeugen, die damals nicht zu fürchten war, sondern im Gegenteil verhüten, daß dem Herrn die Kinder seiner Hörigen verloren gingen. Die Prügelstrafe wurde am Rhein in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts abgeschafft, als dort die Hörigen einen ordentlichen Gerichtsstand erlangten und in die Klasse der Zensualen emporstiegen. Etwas später fielen die Heiratsbeschränkungen. Das eigentlich befreiende Element bildete der Handel. Je höher mit fortschreitender Kultur und wachsendem Wohlstande die Bedürfnisse der Hofhaltungen stiegen, desto unmöglicher wurde die Befriedigung auf dem Wege der Naturallieferungen und persönlichen Dienstleistungen von Hofeleuten. Man sah sich genötigt, zur italienischen Geldwirtschaft überzugehen, die Diener zu besolden und seine Bedürfnisse auf dem Markte einzukaufen, also die Entstehung eines regsamen und intelligenten Handelsstandes zu begünstigen. „Insofern läuft die Ausbildung des Geldverkehrs mit der Entwicklung der persönlichen Freiheit parallel." (Roscher, System der Volkswirtschaft I, 241.) Ein solcher Handelsstand aber gedeiht

nur bei völlig freier Bewegung. Bald daher nahm er, so sehr auch die Herren, namentlich die Bischöfe, sich dagegen wehrten, die Marktpolizei und die Handelsgerichtsbarkeit in die Hand; damit war die Grundlage der städtischen Selbstregierung gegeben. Noch war der Prozeß der Befreiung des Bürgerstandes vom Herrendienste nicht zum Abschluß gelangt, da begann jener andre im Schoße der Bürgerschaft. Die Handwerker schlossen sich zur Wahrnehmung ihrer Interessen gegenüber den Rats- und Handelsherren in Bruderschaften oder Freundschaften (fraternitates) und Einungen (Innungen) zusammen. Hie und da gelangten sie zur Herrschaft und sperrten sich ab, wodurch die ausgeschlossene Masse zum Arbeiterproletariat herabgedrückt wurde. Kaiser Friedrich II., der seinem sizilischen Staate nicht allein die Wohlthat einer festen Rechtsordnung sicherte, sondern ihn auch ganz so absolutistisch-büreaukratisch einrichtete, wie fünf Jahrhunderte später sein königlicher Namensbruder den preußischen, versuchte in Deutschland das Innungswesen, als eine Schranke der Staatsgewalt, im Keime zu ersticken. (Das Verbot in Pertz' Monumenta, Leges II, 279.) Durch eine besondre Verordnung wurden in Goslar alle Gilden und Einungen verboten mit Ausnahme der Münzergenossenschaft. Diese Ausnahme erklärt sich, wie Nitzsch hervorhebt, aus dem Umstande, daß sich Staatsbehörden zur Kontrole der Prägung und zur Verhütung der Falschmünzerei damals nicht einrichten ließen. Während noch im Jahre 1074 die Diener Annos von Köln einem Kaufmanne sein befrachtetes Schiff wegnahmen, um es einem Gaste ihres Herrn für die Heimreise zur Verfügung zu stellen — den darob entstandenen Aufruhr bewältigte der Kirchenfürst —, konnte Erzbischof Engelbert um 1220 schon eine Spaltung zwischen Ratsgeschlechtern und Zünften dazu benutzen, von der Bürgerschaft 4000 Mark herauszuschlagen, und 1258 durfte sich der Erzbischof bereits als Beschützer des Volkes aufspielen und in einer Beschwerdeschrift darüber klagen, daß die Lebensmittelverkäufer von den Bürgermeistern tyrannisirt, die Zünfte von den Vornehmen mit Auflagen und Frohnden gedrückt würden, und die Stadt infolgedessen verarme.

Mit dem Emporkommen des Territorialfürstentums erstarb in den Städten wie in den freien Bauernschaften das politische Leben und die Fähigkeit der Selbstverwaltung. Aus Ursachen, deren Erörterung zu weit führen würde, übten die gewaltigen Ideen Luthers nicht sofort jenen befreienden Einfluß, den man im Anfange der Reformation erwarten durfte.*) Im achtzehnten Jahr-

*) Nur ein Umstand, der gerade im sechzehnten Jahrhundert die Lage der Arbeiter verschlechterte und ihre Abhängigkeit verschärfte, soll nicht unerwähnt bleiben, weil man auf den ersten Blick sieht, daß er mit der Reformation, die sonst wohl für alle Übel jener Zeit verantwortlich gemacht wird, in gar keinem innern Zusammenhange steht. Die Einfuhr von Gold und Silber aus dem neuentdeckten Amerika trieb die Preise aller Waaren in die Höhe die Arbeitslöhne aber blieben stehen. Freilich auch die Besoldungen; Luthers Klagen über

hundert sind auch in Deutschland die Städter bedeutungslose Spießbürger, und der Bauer fürchtet wieder den Stock des gnädigen Herrn wie Anno 900. Die nach Beendigung der Religionskriege neu erwachte Regsamkeit der gebildeten Geister, die Maßregeln aufgeklärter Despoten und Büreaukraten, die Bedrohung der Fürsten durch Napoleon, die die Fürsten veranlaßt, zur Rettung des Vaterlandes die Volkskraft zu entfesseln, das alles wirkt zusammen, jene liberale Periode herbeizuführen, deren gesetzgeberische Leistungen durch den Namen des Freiherrn vom Stein gekennzeichnet werden. Die von Preußen ausgehenden Einrichtungen des allgemeinen Schulzwanges und der allgemeinen Wehrpflicht bilden für die Wiederaufrichtung einer gesetzlichen Abhängigkeit der untern Stände von den obern ein fast unübersteigliches Hindernis. Denn gleiche Wehrpflicht fordert als Ergänzung gleiche politische Rechte, und der Schulzwang nötigt allen ohne Ausnahme die Waffe der Bildung auf, die noch stärker ist als das Geld; die Presse giebt den Armen das Mittel an die Hand, sich sogar ohne eine besondre Organisation unter einander zu verständigen.

Wenn man die politische Freiheit für die Krone aller Freiheiten und Gleichberechtigung für das Wesen der politischen Freiheit hält, dann hat mit der Verleihung des allgemeinen, gleichen und geheimen aktiven und passiven Wahlrechts in Deutschland die weltgeschichtliche Entwicklung mit Rücksicht auf die Freiheit ihren Höhepunkt erreicht; denn daß allen mündigen Männern das gleiche Recht der Mitwirkung an der Gesetzgebung eingeräumt worden wäre, war vor 1871, in der alten Welt und in einem Reiche von beinahe fünfzig Millionen wenigstens, noch nicht dagewesen. Freilich hatte der Reichskanzler den großen Wurf nicht in der Meinung gewagt, damit das Ideal überspannter Freiheitsschwärmer zu verwirklichen. Durch die Diätenlosigkeit wie durch die natürliche Abhängigkeit der Armen von den Reichen, der Ungebildeten von den Gebildeten, namentlich in einem Staatswesen von unübersehbarer Größe und Künstlichkeit, ist schon dafür gesorgt, daß nicht etwa eines schönen Tages die Großgrundbesitzer und die Tagelöhner im geraden Verhältnis ihrer Kopfzahl durch Reichstagsabgeordnete vertreten seien. Obwohl also die Möglichkeit einer demokratischen Zusammensetzung des Reichstages ausgeschlossen erscheint, hören doch die Ängstlichern unter den obern Zehn- oder Hunderttausend nicht auf, sich über eine völlig feuersichere Einrichtung des Wahlapparates den Kopf zu zerbrechen. Bis eine solche erfunden wird, dürften die Arbeitgeber auf die Ausübung ihres vielleicht nicht streng „legalen,“ aber nach Ansicht des Herrn

---

die schlimme Lage der Pfarrer sind bekannt. Roscher (a. a. O. I, 309—311) meint, heute sei das anders; schon die „materiell und moralisch so ungemein erleichterte Auswanderung“ bewirke, daß mit jeder Preiserhöhung der Tagelohn steige. Als Roscher das schrieb, war es ohne Zweifel richtig; ob aber auch heute noch, wo Amerika keine Paupers mehr aufnimmt, die russische Grenze hermetisch gesperrt ist, und die hoffentlich in Afrika vorhandenen Besiedlungsgebiete noch nicht zugänglich gemacht sind?

von Reinbaben (Reichstagssitzung vom 11. Januar d. J.) durchaus „legitimen“ Einflusses bei den Wahlen kaum verzichten, sodaß sich in vielen Fällen der kleine Mann gezwungen sieht, für eine Gestaltung des Staatswesens mitzuwirken, welche seinen persönlichen Ansichten und Wünschen schnurstracks entgegengesetzt ist.

Nach zwei Seiten hin bedarf nun diese geschichtliche Übersicht einer kleinen Erläuterung. Die landläufige Vorstellung, erst in der französischen Revolution habe sich der dritte Stand politische Rechte errungen, gilt nur, wenn man die Weltgeschichte mit dem siebzehnten Jahrhundert beginnen läßt, und auch dann nicht für alle Staaten Europas. Im dreizehnten Jahrhundert z. B. war die Bürgerschaft von Köln für sich allein stark genug, die Wahl des Welfen Otto gegen Philipp den Staufen durchzusetzen, nicht aus Freundschaft für die Klerisei, mit der sie gewöhnlich im Streite lag, sondern ihres englischen Handels wegen. In den italienischen Republiken stand der Edelmann nicht über, sondern unter dem Bürger; wollte er zu öffentlichen Ämtern gelangen, so mußte er sich in eine Zunft einschreiben lassen. Auf der Höhe der Renaissance galt in Italien die Geburts nichts, Geist, Talent und Kraft des Individuums alles. Auch in Deutschland finden wir zur Zeit der Reformation Juristen bürgerlicher Abkunft in den höchsten Staatsämtern.

Nicht minder verkehrt ist es, wenn man von der „mittelalterlichen“ Gebundenheit der Person durch die Korporation spricht, und die freie Entfaltung der Individualität als eine Errungenschaft der Neuzeit preist. Zunächst ist das Mittelalter unsrer Schulbücher eine so lange Periode und umfaßt so viele verschiedne Völker, daß nur die größte Gedankenlosigkeit ihm einen einheitlichen Charakter beilegen kann. Unter der ländlichen Bevölkerung Europas gab es in dem Jahrtausend von 500 bis 1500 freie Bauernschaften, Zinsbauern, Erbpächter, Hörige in buntester Mannichfaltigkeit mit den verschiedensten Abstufungen der Abhängigkeit, und Befreiungen wechselten mit Knechtungen. In den Städten, an die man bei der „korporativen Gebundenheit“ zunächst denkt, war diese Bindung häufig nicht strenger, ja meist lockerer, als die durch unsre heutige städtische Polizei, die staatliche Zoll- und Gewerbegesetzgebung und die Wehrpflicht. Es sind im ganzen dieselben Beschränkungen durch obrigkeitliche Aufsicht und durch mancherlei Verpflichtungen, die wir hier wie dort treffen; der Unterschied liegt nur darin, daß bei uns das Reich, der Staat und die Gemeinde jene Funktionen ausüben, welche damals den Zunftvorständen oblagen. In der Blütezeit des gewerblichen Lebens und Handels waren die Zunftverfassungen höchst liberal; der Eintritt in die Zunft kostete, in Florenz wenigstens, nur eine geringe Gebühr, der Austritt stand jederzeit frei; Befähigungsnachweis und was sonst zum Evangelium unsrer heutigen Zünftler gehört, wurde nicht gefordert. Wie wenig, oder vielmehr gar nicht, die Entfaltung der Individualität gehemmt war, sieht man bei einem Blick auf den Formenschatz der Renaissance:

fast jeder Meister ein Original, nirgends Schablone bemerkbar. Man konnte in der Zunft ein Dante oder ein Boccaccio werden, ein verzückter Madonnenmaler, ein gesunder Realist oder ein Zotenmaler. Wie bei gebundener Individualität die Schöpfungen der Künstler und Handwerker ausfallen, das zeigen deutlich genug Ägypten, Byzanz und China. Der moderne Individualismus aber besteht mehr aus einer Vielheit kirchlicher Sekten, philosophischer Schulen, politischer Parteien und ästhetischer Geschmacksrichtungen; innerhalb einer jeden solchen Gruppe zeigen die Personen eine starke Familienähnlichkeit. Und so gedankenlos und zerstreut ist unser durch eine Überfülle von Eindrücken und Ansprüchen müde gehetztes Geschlecht, daß man in Büchern und Zeitschriften den Preis der modernen individuellen Freiheit und die Klage über die nivellirende Wirkung der Schuldressur, des Weltverkehrs, der Mode hart neben einander findet. Ja noch mehr: unsre Zeit fängt an, sich zu rühmen, daß sie den Individualismus durch den Sozialismus, das Nationalgefühl und den Staatsgedanken überwunden habe! In einer Zeitschrift, die dem gemäßigten Liberalismus huldigt und die vor allem modern sein will, las man kürzlich den Ausruf: „Die Zeit der Individualitäten ist — Gott sei Dank! — vorüber: heute wissen wir, daß ein jeder nur als »Atom« seines Volkes etwas bedeuten kann!" Da wären wir denn auf dem Wege der Rückbildung wieder auf der Daseinsstufe der Korallentiere angelangt! Glücklicherweise giebt es aber noch Leute genug, die, weniger bescheiden und selbstlos, nicht daran denken, auf ihre Persönlichkeit zu verzichten; wenn wir auch nicht mehr, gleich den „Weltbürgern" einer vergangenen Periode, über unsrer Persönlichkeit die Pflichten gegen Staat und Vaterland vergessen.

Sodann: die Gewährung der Freizügigkeit war ein Akt wirklicher Befreiung in jener Zeit, da die sich mächtig entfaltende Industrie nach Arbeitskräften hungerte und die Lage der ihr zuströmenden Kleinhandwerker, Gesellen und Tagelöhner zu verbessern vermochte. Sobald aber das Bedürfnis gedeckt war, verfielen die Arbeiter der kläglichsten Abhängigkeit. Die Redensart von den „weißen Sklaven" ist zwar schon verbraucht, aber trotzdem dürfen wir uns der Verpflichtung nicht entziehen, immer wieder von neuem an die traurige Wahrheit zu erinnern, daß das „freie Spiel der Kräfte" Abhängigkeitsverhältnisse erzeugt, die sich von der Sklaverei nur rechtlich, aber nicht thatsächlich unterscheiden. Jene Zustände des englischen Arbeiterstandes, die seinerzeit Lord Shaftesbury, in unsern Tagen die Untersuchung des Schwitzsystems an den Tag gebracht hat, was die österreichischen Gewerbeinspektoren in Fabriken und noch mehr in kleinen Werkstätten gesehen haben, das alles ist über die Maßen traurig. Gesetzlich steht es in keinem Staate Europas den Arbeitgebern zu, ihre Arbeiter zu mißhandeln. Gerade die kleinen Arbeitgeber aber, sowie die Gehilfen und Werkführer der größern thun es oft genug. In Wien wurde neulich ein Geselle zu acht Tagen Gefängnis verurteilt, von dem es längst

bekannt gewesen war, daß er die Lehrlinge mißhandelte. Hätte er es nicht einmal gar zu arg getrieben, so würde das Gericht gar nicht in die Lage gekommen sein, sich mit ihm zu befassen. Er hatte einen Jungen an den Beinen aufgehängt und den kopfunter hängenden gehauen. Auf dessen Jammergeschrei war die ganze Nachbarschaft zusammengelaufen und hatte den Gemarterten, der schon blau im Gesicht war, befreit.

Das Schlimmste aber ist die häufige Mißhandlung von Kindern durch ihre eignen Eltern oder auf Veranlassung derselben. Das Elend stumpft viele Proletarier dermaßen ab, daß sie ihre Kinder entweder lediglich aus Rohheit und Bosheit mißhandeln, um an ihnen ihre üble Laune auszulassen, oder in der Trunkenheit, oder um sich ihrer zu entledigen, oder daß sie die armen Kleinen zu Arbeiten zwingen, die schon teils an sich, teils wegen übermäßiger Dauer bei mangelnder Kraft eine Marter sind. Auch in diesem Fluche der „höhern Kultur" ist England allen andern Staaten voran. Wie wenig durchgreifend die auf Betreiben Shaftesburys und andrer Philanthropen erlassenen Gesetze gewirkt haben, beweisen die Prozesse, welche die vor fünf Jahren gegründete Gesellschaft zum Schutze der Proletarierkinder gegen grausame Eltern und Vormünder anstrengt. In andern Ländern fehlt es nicht an ähnlichen Prozessen, und ein wie geringer Teil derartiger Verbrechen kommt zur Kenntnis des Richters! Es wird viel zu wenig beachtet, daß diese Greuel — wenn wir von China absehen — eine Eigentümlichkeit der modernen christlichen Industriestaaten sind. Bei den Naturvölkern hegen die Eltern meistens Affenliebe zu ihren Kindern, sie züchtigen sie nicht einmal für ihre Unarten. Bei den Griechen lag grausame Behandlung der Sklavenkinder so sehr außerhalb der Volkssitte, daß, wenn ein Fall vorgekommen wäre, er gewiß von einem der redseligen Philosophen als unerhörte Unthat lang und breit besprochen worden wäre, wie die von dem lebendig geschundenen Widder in Athen (der Tierquäler wurde bekanntlich zum Tode verurteilt). Die weit härtern Römer verfuhren doch erst in der Zeit übermütigen Reichtums, als Menschenfleisch billig geworden war, grausam gegen erwachsene Sklaven. Kinder wurden nicht industriell ausgenutzt, und nur die unersättliche Wollust verschuldete manche Greuel. Letzteres ist auch heute noch bei den Muhammedanern der Fall. Abgesehen hiervon werden deren Sklavenkinder wie eigne Kinder behandelt. Ein gleiches gilt von den brasilianischen Sklavenkindern, die freilich keine nach unsern Begriffen vernünftige Erziehung erhalten, deren dolce far niente aber doch wenigstens das Gegenteil einer schlechten Behandlung ist.

Im Deutschen Reiche steht es ja, dank der väterlichen Fürsorge gewissenhafter Regierungen und dem immer noch tief christlichen Sinne des Volkes, weit besser als in England und Österreich, aber schlimme Dinge kommen doch auch hier vor. In einer schlesischen Cellulosefabrik — die Arbeit darin ist der ekelhaften und gesundheitsschädlichen Dünste wegen an sich schon eine Marter —

ereignete sich vor einigen Monaten folgender Fall. Der neunzehnjährige Arbeiter Elsner war eines Tages von morgens 6 Uhr bis nachts 12 Uhr, also volle achtzehn Stunden beschäftigt, und kam, da er eine Stunde von der Fabrik entfernt wohnt, erst um $1^1/_2$ Uhr zu Bett. Um $4^1/_2$ Uhr, also nach dreistündiger Ruhe, begab er sich in die Fabrik zurück und trat seinen Dienst wieder an. Abends um 9 Uhr fiel er vor Schwäche um und zwar in die Kreissäge, die ihm eine Schulter zerriß. Hätte Elsner die Arbeit unterbrochen, so würden ihm 2 Mark abgezogen worden sein — bei 1 Mk. 10 Pf. Tagelohn! Über die Behandlung, die der Schwerverwundete dann noch erfuhr, führten Augenzeugen in der Presse Beschwerde. Einige Wochen später, nachdem die Geschichte in allen Blättern der Provinz erzählt worden war, erließen die Besitzer der Fabrik eine lahme Erklärung, die die mitgeteilten Thatsachen der Hauptsache nach bestätigte und als Entschuldigung anführte: die Überstunden seien eine „Wohlthat“ für die dortige Bevölkerung; bei dem vorhandenen Überfluß an „Arbeitskräften“ fänden sich stets Leute genug, die sich um solche Arbeit rissen.

Der Fall ist typisch. Er illustrirt den Satz des Henry George, daß unsre Industriellen äußerst thöricht sein würden, wenn sie die Sklaverei wieder einführen wollten. In der That: wozu Sklaven kaufen, wenn man sie jederzeit umsonst haben kann? Wozu die Peitsche schwingen, wenn die Arbeiter sich selbst mißhandeln, um nicht entweder dem Hungertode oder wegen Bettelns dem Gefängnis zu verfallen? Ein liberales Blatt behauptete dieser Tage, die Arbeiter würden sich auf keinen Fall zur Rückkehr in patriarchalische Abhängigkeitsverhältnisse verstehen. Es ist doch fraglich, wie eine allgemeine Abstimmung ausfallen würde. Die jüngern allerdings würden sich meistens dagegen erklären, weil in der Jugend die Hoffnung sehr stark ist, in diesem Falle die Hoffnung, bei freier Wahl des Aufenthaltsortes und Dienstverhältnisses doch noch in eine glücklichere Lage zu gelangen; von den ältern, erfahrenern dürften viele einen Zustand vorziehen, der ihnen, wenn auch nicht die Plackereien der Arbeit, so doch wenigstens die Sorge, sich Arbeit zu verschaffen, abnimmt. Die Abhängigkeit von einem Herrn, der Macht über Leib und Leben des Knechtes hat, ist entwürdigender und gefährdet das sittliche Leben im höchsten Grade. Die Abhängigkeit vom „Arbeitsmarkte“ ist quälender und aufreibender. Ja man darf sagen, daß diese Abhängigkeit von unpersönlichen Mächten etwas Unheimliches hat. Will der Arbeiter sich über seine Lage beschweren, so findet er sich liebenswürdigen Herren gegenüber, denen man es ansieht, daß sie viel zu human sind, um auch nur einer Fliege weh zu thun, und die dem Klagenden erwidern, es stehe ihm ja frei, wo anders Arbeit zu suchen; so leid es ihnen thue, sie könnten weder den Lohn erhöhen, noch die Arbeitsbedingungen erleichtern; sie selbst stünden unter dem unerbittlichen Gesetz von Angebot und Nachfrage, dem ehernen Lohngesetz, der göttlichen Weltordnung, oder wie die geheimnis-

volle Macht sonst genannt werden mag. So bleibt dem Arbeiter nicht einmal das bittersüße Gefühl des Hasses und der Rachsucht gegen seinen Peiniger, worin ein gemißhandelter Sklave einige Erquickung findet. In welchem Maße der großartige Plan des Reichskanzlers gelingen wird, an die Stelle des patriarchalisch fürsorgenden einzelnen Herrn den Staat oder das Reich treten zu lassen, kann erst die Zukunft lehren. Unter solchen Umständen verschaffen das Fabrikinspektorat und ein Arbeiterschutzgesetz oder das lebenslängliche Aushalten im Dienste bei einem Herrn mehr wirkliche Freiheit, als die Freizügigkeit, an deren Wiederabschaffung natürlicherweise in unsrer Zeit hochentwickelter Geldwirtschaft und vortrefflicher Verkehrsanstalten gar nicht zu denken ist.

In der That werden seit etwa fünfzehn Jahren die Freizügigkeit, die Gewerbe- und Handelsfreiheit für alle wirklichen und eingebildeten Übel verantwortlich gemacht, die uns drücken, und wir sind mit dem vermeintlichen Fortschritte der Freiheit dahin gelangt, daß in allen Ständen der Wunsch nach Unfreiheit laut wird. In der Landwirtschaft allerdings sind es die Besitzer, die Herren, die einerseits die freie Verfügung der Rittergutsbesitzer und Bauern über ihren Grundbesitz eingeschränkt sehen möchten, anderseits zur Bindung der Arbeiter eine strengere Gesindeordnung und Ansiedlung der Tagelöhner auf Rentengütchen mit der Verpflichtung zu Frohndiensten verlangen. Aber während das Gesinde von dem Wunsche nach Abschaffung der Kündigungsfreiheit weit entfernt ist, würden die meisten Tagelöhner sich gegen die lebenslängliche Bindung an einen Herrn nicht sträuben, wenn sie durch Anweisung eines eignen Ackerflecks gegen Nahrungssorgen geschützt würden. Unter den Handwerkern ist das Verlangen nach Wiedereinführung der Zünfte ganz allgemein. Und zwar wünschen sie nicht die liberale Zunftverfassung des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die sie gar nicht kennen, sondern die verknöcherte des vorigen Jahrhunderts, deren einzige Wirkung die Fesselung des Talents und des Unternehmungsgeistes war: lediglich auf Beseitigung der Konkurrenz durch gesetzlichen Zwang gehen sie aus. Die Fabrikarbeiter endlich sind bereit, das harte Joch jener Knechtschaft auf sich zu nehmen, das die Sozialdemokraten ihnen unter dem schönklingenden Namen „Organisation der Arbeit“ empfehlen, in der sehr unberechtigten Erwartung, der Verzicht auf die freie Verwendung ihrer Arbeitskraft werde ihnen ihr reichliches tägliches Brot, Fleisch und Getränk sichern.

Namentlich die Enttäuschung, die das Maschinenwesen der Menschheit bereitet, war diesem Umschwunge förderlich. Von den Maschinen erwarteten die einen und befürchteten die andern, sie würden die körperliche Arbeit überflüssig machen, und Optimisten frohlockten schon, nun sei die Ahnung des Aristoteles der Erfüllung nahe: wenn dereinst das Weberschiffchen von selbst gehe und das Plektron von selbst die Zither schlage, dann würden wir keine

Sklaven mehr brauchen. Vorläufig aber liegt die Sache so. Zuvörderst erfordert die Herstellung der Maschinen, die Gewinnung der Rohstoffe und die Beschaffung des Heizmaterials für die Dampfmaschinen eine gewaltige, zum Teil sehr mühselige, gefährliche und unerfreuliche Arbeit. Sodann hat die Vermehrung der gewerblichen Erzeugnisse zur Vermehrung der Bedürfnisse nicht sowohl verlockt als gezwungen. Während im frühern Mittelalter auch die vornehmeren Frauen nur ein einziges großes Stück feinen Tuches besaßen, das sie bei Festen trugen und dem sie durch verschiedene Befestigungsweise und verschiednen Faltenwurf, Anbringung von Verzierungen u. s. w. immer wieder ein neues Aussehen gaben, müssen heute schon die Männer und Frauen des Handwerkerstandes jährlich zwei „Saison"-Anzüge kaufen. Während noch vor dreißig Jahren die Sommerkleidung für Knaben der ärmeren Klasse sich auf Hemd und Hose, für Mädchen auf das Hemd und ein Kittelchen beschränkte, dürfen in vielen Städten die Kinder nicht mehr barfuß zur Schule kommen, tragen die Mädchen ganz allgemein Beinkleider und ist an Sonn- und Feiertagen wenigstens alles bis auf die kleinsten Kinder herunter mit Handschuhen versehen. So werden die Ausgaben für Kleidung, Gerätschaften, Anstandspflichten beständig vermehrt, was entweder vermehrte Arbeit zur Erzielung eines größeren Verdienstes oder Verminderung der Ausgaben auf Nahrung und Feuerung bedingt. Außerdem ist durch den Maschinenbetrieb die persölichen Arbeit entwertet worden, sodaß man für eine größere Arbeitsleistung eine geringere Summe Geld und namentlich eine geringere Menge von Nahrungsmitteln erhält. Als die Industrie noch in den Windeln lag, da galt eine Elle Tuch so viel wie ein Ochs, und heute! Vor vierhundert Jahren konnte man durch Abschreiben von Büchern wohlhabend werden, noch vor vierzig Jahren sich mit Abschreiben von Noten seinen Lebensunterhalt verdienen. Auch die Schmucksachen, verzierten Metallgeräte, farbigen Bilder, die heute gekauft werden, sind meistens nicht Originalarbeiten des Künstlers, sondern mechanische Vervielfältigungen eines Modells. Noch dazu ist die Fabrikarbeit häufig geisttötend, und darum an sich schon Sklavenarbeit. Schleiermacher erklärt, nach Roschers Ansicht mit Recht, jede rein mechanische Thätigkeit, durch die der Mensch ein lebendiges Werkzeug wird, für unsittlich. Die arbeitsparende Wirkung der Maschinen bleibt trotz alledem nicht aus; aber sie äußert sich nicht in der Verkürzung der Arbeitszeit für die Arbeitenden, sondern in der Verminderung der Arbeitsgelegenheit für die Arbeitsuchenden, und auch das vielbeklagte Gelehrtenproletariat wird zum Teil durch den Umstand erzeugt, daß bei der geringen Aussicht auf Versorgung im Gewerbe und Handel die Väter wie die Söhne ihre letzte Hoffnung auf den Staat und sein Beamtenheer setzen. In der Landwirtschaft endlich haben die Einführung der mechanischen Spinnerei und der Dreschmaschine den größten Teil der Winterarbeit weggenommen. Da nun in den ärmeren Gegenden die Tagelöhner im Sommer nicht so viel ver-

dienen, daß sie vom Überschuß auch noch den Winter hindurch leben könnten, so sind sie gezwungen, entweder in die Industrie zu flüchten und so die industriellen Arbeitslöhne noch weiter herabzudrücken, oder als landwirtschaftliche „Saisonarbeiter" (schlesische Sachsengänger!) den Sommer über in Gegenden zu arbeiten, wo sie ihren Unterhalt für den Winter mit verdienen. Die daraus den Landwirten der ärmern Provinzen erwachsende Not gehört nicht zu unserm Gegenstande. Eine (in sittlicher Beziehung nicht ganz unbedenkliche) Freiheit liegt ja ohne Frage in diesen Arbeiterwanderungen; aber doch nur für die jüngern Leute: die ältern können meistens nicht daran teilnehmen und haben von dem Herumziehen ihrer Kinder nur Kummer und Plage.

Wir sehen: von einer Annäherung an das sozialistische Ideal läßt sich nichts spüren; durch das Maschinenwesen sind alle Verhältnisse verschoben und verwickelt worden, aber man kann nicht sagen, daß wir dadurch der Freiheit näher gekommen wären. Ebensowenig allerdings, wenn wir den Durchschnitt ansehen, daß wir uns von ihr entfernten, denn im einzelnen hat uns ja die Maschine so manche Mühe abgenommen, auch den Verkehr erleichtert, was ebenfalls eine Befreiung bedeutet: ohne Eisenbahn (und Telegraphen) könnte der Ärmere weder seinen entfernt wohnenden, plötzlich erkrankten Vater besuchen, noch eine Arbeitsgelegenheit benutzen, die sich an einem fernen Orte aufthut. Roscher meint (a. a. O. I, 221): „Das höchste, freilich unerreichbare Ideal [des technischen Fortschritts] würde darin bestehen, daß alle Produkte ohne Kosten erzeugt würden. Alsdann wäre jeder unendlich reich, und alle Güter wären freie Güter, wie Luft und Sonnenlicht." Er führt auch noch den Ausspruch Schmitthenners an: „Der vollständige Sieg der Menschheit über die Natur würde darin bestehen, daß alle Menschen frei und alle Kräfte der Natur Knechte wären." Ich möchte lieber sagen, daß dies gar kein Ideal für Menschen sei. Ohne Ringen mit freiheitbeschränkenden Widerständen keine Kraftbethätigung, ohne körperliche, geistige, sittliche Kraftbethätigung kein echt menschliches Leben, kein Charakter, keine sittliche Schönheit, keine Glückseligkeit. Menschliches Ideal kann nur sein eine nach Maß und Art so geregelte Arbeit, daß allen Menschen die Entfaltung ihrer guten Kräfte, die sittliche Vollendung und ein bescheidner Lebensgenuß — die drei bedingen einander gegenseitig — ermöglicht wird.

Daß der Fortschritt der Technik den Menschen von der Natur unabhängig macht, ist richtig; durch ihn erst wird die Entstehung von Viermillionenstädten und überhaupt eine dichtere Bevölkerung der nördlichen Länder ermöglicht. Und so weit muß man E. v. Hartmann beistimmen, der das ebenfalls anerkennt. Nicht aber, wenn er behauptet, daß der Kulturfortschritt in demselben Maße, als er von der Natur befreit, die Abhängigkeit von Menschen vermehre. Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, ist es nicht der Kulturfortschritt an sich, was die Freiheit beschränkt, sondern die durch ihn allerdings beförderte, aber auch ohne ihn eintretende Anhäufung und Zusammendrängung der Menschen

und die Erschwerung der Existenzbedingungen. Die Hungersnot, die bei einem rohen Volke durch eine Mißernte beim gänzlichen Mangel an Verkehrsmitteln verursacht wird, macht ebenso die Ärmeren zu Sklaven, wie der Preisdruck infolge von Überproduktion bei einem hochzivilisirten, durch vortreffliche Verkehrsanstalten mit Getreide und Fleisch reichlich versehenen Volke. Der Kulturfortschritt an sich wirkt, je nachdem, bald befreiend, bald einschränkend, wie in Beziehung auf das Maschinenwesen bereits angedeutet wurde. Dasselbe gilt in geistiger Beziehung. Jene Fesseln z. B., die die christliche Moral und die bürgerliche Ehrbarkeit nicht bloß den verbrecherischen Gelüsten, sondern mitunter auch den wirklichen und rechtmäßigen Bedürfnissen einer nach voller Entfaltung verlangenden Menschennatur anlegen, werden auf mittleren Bildungsstufen (im Bürgerstande und bei mäßig gebildeten Völkern) am strammsten gehandhabt. Hochentwickelte Geister sind vorurteilsfrei, und Zeiten, in denen sie vorherrschen, neigen zur Libertinage, nicht minder wie die vornehmsten Gesellschaftskreise aller Zeiten und — der Pöbel. Auch die sehr lästige und schädliche Fesselung durch Aberglauben, durch orientalisches Zeremoniell und chinesisch-byzantinisch-spanische Etikette, durch Kastenwesen ist wahrlich kein Erzeugnis hoher Bildung, sondern findet sich bei halbgebildeten wie bei zurückschreitenden und verkümmernden Völkern ein.

Was ist denn überhaupt die Freiheit? Die psychologische, die Willensfreiheit muß man als Thatsache gelten lassen, aber sie wird ewig ein ungelöstes Rätsel bleiben. Worin die sittliche Freiheit besteht, wissen wir ganz genau; in der Herrschaft des Pflichtgefühls über die Begierden und in dem Vorherrschen der edleren vor den unedleren Begierden. Die äußere Freiheit aber ist nicht eine, sondern so vielfach, wie die menschlichen Verhältnisse sind, sodaß die einen Freiheiten durch andre, entgegengesetzte ausgeschlossen werden. Wohl nirgends wird durch Außerachtlassung der wirklichen Verhältnisse solche Verwirrung angerichtet und soviel Phrasennebel erzeugt wie dann, wenn von der Freiheit die Rede ist. Wenn ein Mann, der aus Furcht vor seinem Hauswirt nicht wagt, in seiner Wohnung zu husten, sich die Füße warm zu laufen, mit seinen Knaben Pferdchen zu spielen und seine Frau auszuzanken, wenn ein Arbeiter, der mit müden Beinen laufen oder der sitzen muß, während er das Bedürfnis der Bewegung fühlt, wenn ein Krämer, der einiger Pfennige wegen jedes dummen Jungen gehorsamsten Diener spielt, wenn solche Leute in dem erhebenden Bewußtsein schwelgen, „freie Staatsbürger“ zu sein, so soll ihnen dieser Trost im Elend nicht mißgönnt werden. Aber in der wissenschaftlichen Untersuchung muß man schon den Worten ihre natürliche Bedeutung lassen; Einschränkung und Abhängigkeit sind eben nicht Freiheit, sondern das Gegenteil davon. Der städtische Liberalismus entspringt zum Teil aus der heftigen Sehnsucht nach Gütern, deren Genuß dem Städter versagt ist. Der Gutsbesitzer spricht nicht von der Freiheit, weil er die wertvollste Art der-

selben als etwas alltägliches genießt. Manche Freiheiten des städtischen Rentners muß er freilich entbehren; er kann nicht jeden Abend ins Theater gehen, und er kann nicht jeden Monat seinen Käfig wechseln. Dafür erfreut er sich des Glücks, überhaupt in keinen Käfig gesperrt zu sein. Sollte auch seine Wohnung nicht geräumig sein — häufig genug hat sie diesen Vorzug —, so ist er doch nur beim Schlafen und Essen in sie gebannt. Die Räume, in denen er sich während der übrigen Zeit bewegt, sind weit genug, daß er den Kopf hoch tragen, mit den Beinen weit ausschreiten und die Ellbogen rühren kann, ohne Furcht, das Porzellan oder die Nerven einer Nachbarin zu verletzen: in Scheuer und Stall, in Hof und Garten, in Wiese, Feld und Wald schaltet er frei als Herr von allem, was sein Auge erblickt. Ist er gut gelaunt, so darf er sich sein Liedchen pfeifen und lachen, daß sein Haus erdröhnt; will er schelten, so braucht er seiner Stimme keinen Dämpfer aufzusetzen. Die köstlichsten Gaben der Natur, die zwar allgemeine Güter genannt werden, die sich aber trotzdem der Städter oft nur um schweres Geld in spärlichem Maße verschaffen kann: Sonnenlicht, Saatengrün, reine Luft, Blütenduft, sie strömen ihm ungesucht zu in Hülle und Fülle, machen sein Herz weit und sein Gemüt fröhlich, erhalten ihn an Leib und Seele gesund. Schwer und hart ist seine Arbeit oft genug, aber niemals unerfreulich: bei aller Mühe bleibt die Wartung des Viehs, das Pflügen und Säen, das Heumachen, die Ernte und gar die Wein- oder Obstlese eine Lust und wird als solche empfunden; auch von den Knechten und Tagelöhnern, wenn sie nur nicht überangestrengt und schlecht beköstigt werden. Mechanische Arbeit hingegen an Dingen, die kein Interesse einflößen (Baumwollenfäden, Streichhölzer u. dergl.) in geschlossenen, düstern, mit ekelhaften Dünsten erfüllten Räumen ist Sklavenarbeit im schlimmsten Sinne des Wortes. Haben doch die Alten zu den Arbeiten in den Bergwerken und auf der Ruderbank nicht beliebige Sklaven verwendet, sondern entweder Kriegsgefangene, gegen die man grundsätzlich hart war, oder solche Sklaven, die für Vergehungen gestraft werden sollten. Menschen, die unter solchen Umständen arbeiten, können nur durch eines von beiden aufrecht erhalten und vor Vertierung oder Verzweiflung bewahrt werden: entweder durch sozialistische Träume, die ihnen ein baldiges Ende ihrer Pein und einen irdischen Himmel vorspiegeln, oder durch einen tiefgewurzelten christlichen Glauben, der ihnen die unerschütterliche Hoffnung einflößt, daß im bessern Jenseits auch sie der Freiheit der Kinder Gottes teilhaftig und in den Besitz ihrer Menschenwürde gelangen werden. Demnach würde für unsre Industriestaaten Verminderung der industriellen und Vermehrung der ackerbauenden Bevölkerung einen Fortschritt zur Freiheit bedeuten.

Überhaupt hängt die Freiheit mit dem Vermögen, dessen vornehmste Gattung ja der Grundbesitz ist, aufs innigste zusammen. Frei ist nach dem vollkommen richtigen Begriffe der Alten nur der Mann, der nicht nötig hat,

seinen Lebensunterhalt in Dienstbarkeit oder durch Lohnarbeit zu erwerben, sondern der seinen väterlichen Acker mit seinen eignen Ochsen pflügt. Er ist um so freier, je weniger er gezwungen ist, das Pflügen eigenhändig zu besorgen. Kann er sich auf die Leitung seiner Wirtschaft beschränken, den größten Teil seiner Zeit mit frei gewählten Beschäftigungen ausfüllen: Wissenschaft, Kunst, Litteratur, Staatsangelegenheiten, so ist er der allerfreieste.*) Bekanntlich wurde auch noch die Verwertung der eignen Bodenerzeugnisse im Großhandel zu den artes liberales gerechnet, denen gegenüber alle gröberen Arbeiten für den Broterwerb mit Recht opera servilia hießen. Daß die Zahl solcher glücklichen Freien verhältnismäßig klein blieb, erschien ebenso selbstverständlich, wie daß sie, und zwar sie allein, den Staat nicht sowohl regierten als ausmachten; und wenn wir den politischen und sozialen Wirrnissen unsrer Tage auf den Grund sehen, so finden wir die uralte Frage wieder, ob und wie weit ein freier Arbeiterstand möglich sei. Daß wir in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht haben, daß namentlich in Deutschland und Frankreich die Zahl der kleinen Besitzer sich außerordentlich vermehrt hat und hierdurch die Grundlage für die Freiheit breiter geworden ist, könnten nur verbissene Pessimisten leugnen.

Allein in je kleinere Kreise die Unfreiheit zurückgedrängt wird, desto abstoßender erscheint sie dort, und desto leidenschaftlicher entbrennt der Kampf von beiden Seiten. Denn das darf nicht übersehen werden: je mehr die Zahl der Unfreien verringert wird, desto empfindlicher fühlen die bisherigen Freien sich eingeengt. Wie auf dieser Erde jedes Bestehende durch seinen Gegensatz bedingt wird und die Tugend z. B. nicht ohne Laster gedacht werden kann, so scheint auch die Freiheit der einen nicht denkbar zu sein ohne die Knechtschaft der andern. Der allgemeine gleiche Reichtum würde ohne Zweifel die allgemeine gleiche Armut, und die allgemeine gleiche Freiheit die allgemeine gleiche Knechtschaft sein. Den positiven Inhalt des an sich negativen Freiheitsbegriffs bildet die Macht: die Macht des Menschen, seine eigne Kraft zu entfalten, daher denn ein kraftloses Wesen, ein Kind oder ein geistig unkräftiger Wilder unter Gebildeten, weil abhängig, nicht frei sein kann. Zu solcher Macht gehört nach oben hin Unabhängigkeit, nach außen Spielraum im materiellen und geistigen Sinne des Wortes, nach unten hin die Verfügung über leblose

*) Nur eine sehr weibliche Logik könnte dagegen einwenden, daß der stramme Dienst unsrer Beamten und die aufopfernde Arbeit der Familienväter und Mütter in unserm Tagelöhnerstande höher stünden und wahrere Befriedigung gewährten als das schöngeistige otium cum dignitate eines Cicero; denn es wird ja hier nicht nach dem sittlichen Werte der verschiedenen Lebensweisen und nach den Bedingungen der Glückseligkeit gefragt, sondern nach dem Wesen der äußern Freiheit. Edle und glückliche Menschen findet man auch unter den Sklaven. „Wie viele Herren liegen trunken auf dem Ruhebette, die Sklaven aber stehen nüchtern dabei! Welchen soll ich nun unfrei nennen, den Nüchternen oder den Trunkenen?“ sagt Johannes Chrysostomus in einer Homilie.

und lebende Werkzeuge zur Vollstreckung des eignen Willens. Wer nie in seinem Leben jemand etwas zu befehlen hat, der fühlt sich schon darum unfrei; wogegen dem verheirateten Tagelöhner, der seinen Kindern und wohl auch seiner Frau gebietet, diesen Personen gegenüber die eigne Freiheit zum Bewußtsein kommt. Je kräftiger und größer ein Geist ist, desto zahlreicherer lebender Werkzeuge bedarf er, um seine Pläne zu verwirklichen; fehlen ihm jene, so empfindet er dieses Hemmnis seiner Wirksamkeit als Freiheitsbeschränkung. Könnte jene allgemeine gleiche Freiheit, die jeden auf den Wirkungskreis seiner eignen zwei Hände einengen würde, einen Augenblick hergestellt werden, so würden die Stärkeren diesen Gleichgewichtszustand sofort wieder zu Ungunsten der Schwächeren stören. Längere Zeit erhält sich ein solcher Gleichgewichtszustand zuweilen in abgelegenen bäuerlichen Gemeinwesen, wo es weder Reiche noch Proletarier giebt, und wo die Söhne, bis sie den Vater beerben oder in ein Gut einheiraten, bei andern Bauern als Knechte dienen, ohne daß zwischen Herr und Knecht sich ein Standesunterschied bemerkbar macht. Bei jeder neuen Besiedelung eines Gebietes in Amerika tritt dieser Zustand von neuem ein: jeder ist dort so lange sein eigner Schuhputzer und Ochsenknecht, bis sich Vermögensunterschiede ausgebildet haben. Daher denn die Engländer, die sich auf Freiheit einigermaßen verstehen, liberty und property gern zusammen nennen. (Roscher a. a. O. I, 153). Ist demnach das Aufhören aller Knechtschaft kaum denkbar, so wird doch die soziale und Staatskunst vorzubeugen haben, daß sich die Knechtschaft und Freiheit nicht wieder zu Ständen und Kasten verhärten, sondern im Flusse bleiben, so daß ein stetiger Übergang aus einer Klasse in die andre stattfindet, und das härtere wie das angenehmere Los wechselsweise bald diesen bald jenen trifft, nicht ohne alle Mitwirkung von Verdienst und Verschuldung. Weit weniger innig als mit dem Besitz, hängen alle die Freiheiten, nach denen sich des Menschen Herz sehnt, mit der Staatsverfassung zusammen. Jene bäuerliche Unabhängigkeit und Gleichheit kommt nicht blos in Uri und Appenzell, sondern mit der angenehmen Zugabe gänzlicher Freiheit von allem Polizeizwange auch im Innern Rußlands und in Sibirien hie und da vor, während die polizeilich geordnete Sonntagsfeier der frommen Stadt Basel in der freien Schweiz dem stramm monarchisch regierten Berliner als die höllische Ausgeburt des finstersten Despotismus erscheinen würde.

Damit wären wir denn bei den sogenannten bürgerlichen Freiheiten angelangt. Man kann zwei Gruppen derselben unterscheiden. Die erste ist mehr juristischer Natur und umfaßt die mancherlei Befreiungen von dinglichen und persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen. Was die dingliche Abhängigkeit anlangt, so ist bereits hervorgehoben worden, wie die Gebundenheit des Besitzes und die Gebundenheit an ein Pachtgut von den Gutsbesitzern und Arbeitern je nach der Lage bald mehr als Zwang, bald mehr als Schutz und Sicherung

der Existenz empfunden wird. Heute neigt man wieder der zweiten Auffassung zu und wünscht jene Verhältnisse in der Gestalt von Fideikommissen, Höferollen und Rentengütern zurück. Das Ideal in dieser Beziehung wie in Bezug auf Freizügigkeit überhaupt wäre erreicht, wenn jeder ziehen (bez. sein Gut verkaufen oder nach Ablauf einer gewissen Pachtzeit das Pachtverhältnis lösen) dürfte, aber keiner zu ziehen (zu verkaufen u. s. w.) genötigt wäre, weil jeder dort, wo er sich befindet, seine Nahrung fände.

Die persönliche Freiheit ist aus sittlichen Gründen als ein so hohes Gut zu achten, daß sie, einmal errungen, niemals wieder preisgegeben werden darf, obwohl die Lage des Lohnarbeiters weit unbequemer ist als der Sklavenstand und sich bei großer wirtschaftlicher Abhängigkeit thatsächlich nicht von der Sklaverei unterscheidet, ja, wie wir oben sahen, mitunter weit schlimmere Mißhandlungen durch unpersönliche Mächte im Gefolge hat. Daß der vom Christentume geforderten innern Freiheit der Stand des äußerlich Freien besser entspricht als der des Sklaven, ist zuerst vom Apostel Paulus, dann noch unzähligemale ausgesprochen worden und hat in der nachhaltigsten Weise auf die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse innerhalb der christlichen Welt eingewirkt. Wo sich die Hörigkeit nicht beseitigen ließ, da hielt man wenigstens darauf, daß sie nicht in die gröbste Form der Sklaverei ausartete, und daß die Menschen nicht als Tiere oder Sachen behandelt wurden. Aus unzähligen Beispielen, die angeführt werden könnten, hebe ich nur eins heraus. Kaiser Konrad II. verfügte im Jahre 1031: „Da wir gehört haben, daß die Leibeigenen (mancipia) der heiligen Kirche von Verden wie unvernünftiges Vieh für jeden beliebigen Preis verkauft werden, so wundern wir uns nicht allein über diese nichtswürdige Gewohnheit, sondern verwünschen sie auch als einen Greuel vor Gott und den Menschen, besonders da nach den Canones die kirchlichen Grundstücke und Leibeignen nur gegen andre gleichwertige Grundstücke und Leibeigne ausgetauscht werden dürfen.“ (Der wesentliche Unterschied zwischen dem Hörigen und dem Sklaven besteht darin, daß jener nur als Zubehör des Gutes mit diesem verkauft, verpfändet oder vertauscht werden darf, der Sklave aber persönlich verkauft, demnach, gleich dem Vieh, auf den Markt gebracht werden kann.) Konrad verbietet also diese Gewohnheit und befiehlt, daß die bereits veräußerten Hörigen von der Kirche zu Verden wieder eingelöst werden sollen. (Pertz, Monumenta. Leges II, 38.)

Die politischen Freiheiten im engern Sinne umfassen jene Rechte, die ein gesetzliches Verhältnis zwischen den Bürgern und der Obrigkeit verbürgen, so daß die Bürger nicht der Willkür eines Mannes oder einer Oligarchie preisgegeben, sondern lediglich zum Gehorsam innerhalb des Gesetzes verpflichtet sind, zu dessen Gestaltung sie selbst mitwirken.*) In dieser Gruppe

*) Eine weltgeschichtlich sehr wichtige Art der Freiheit: die politische Unabhängigkeit eines Volkes von andern Völkern, lassen wir beiseite.

ist wieder zu unterscheiden zwischen der Rede-, Versammlungs-, Vereins- und Preßfreiheit, die einen allgemeinen Kulturwert hat und auch unter der absoluten Monarchie gewährt, in der Republik unterdrückt werden kann, und zwischen den Freiheiten des konstitutionellen Staates und der Republik, die den Bürgern die Teilnahme an der Gesetzgebung oder an der Verwaltung oder an beidem sichern. Diese Rechte oder Freiheiten, wenn man sie so nennen will, haben einen weit höhern Wert in kleinen Staaten als in großen. In einem Freistaate von 100 000 bis 400 000 Einwohnern hat jeder einzelne Bürger Aussicht, einmal in seinem Leben Mitglied der Regierung zu werden, und seine Abstimmungen fallen ins Gewicht, üben einen nachweisbaren Einfluß auf die Gesetzgebung. Im Großstaate sind durch das Prüfungswesen schon alle Nichtstudirten, und vollends die Armen, von den höhern Staatsämtern ausgeschlossen, und jener Zehnmilliontelanteil an der Gesetzgebung, der den Wählern verfassungsmäßig zusteht, verschwindet für die Wahrnehmung so vollständig, daß ein hoher Grad von Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue dazu gehört, wenn im gegebenen Falle ein Armer der Versuchung widerstehen soll, seine staatsbürgerlichen Rechte um ein Linsengericht zu verkaufen.

Einwirkungen auf ein ungeheures Ganze, die ihrer Geringfügigkeit wegen nicht wahrgenommen werden, machen dem Einwirkenden keine Freude und können schon aus dem Grunde nicht segensreich genannt werden, weil sich ihr Erfolg weder berechnen noch nachweisen läßt. Daher denn eine segensreiche Thätigkeit für das Gemeinwohl den Bürgern eines Großstaates fast nur innerhalb jener kleinern Kreise möglich ist, die ein jeder zu überschauen vermag: in der politischen und Kirchengemeinde, im Kreise, in der Korporation. Wenn es wahr wäre, daß Fürst Bismarck auf die Vernichtung der bürgerlichen Freiheit ausgehe, so brauchte er nur den Liberalismus gewähren zu lassen, der jeder kirchlichen und korporativen Selbständigkeit abgeneigt ist und die Selbstverwaltung der Provinzen und Gemeinden nur soweit gelten läßt, als sie in seinem Sinne gehandhabt wird. Es ist vollkommen richtig, daß die Kirchen zuweilen auf Knechtung ausgehen; aber ein festes Glaubensbekenntnis und eine stramme Kirchenzucht wird nicht von den Gläubigen, sondern nur von den Dissentirenden als Joch empfunden, daher denn nach einem Zustande zu streben ist, wo die Gläubigen eines Bekenntnisses nach ihrem Glauben leben dürfen, aber keine Macht haben, einen Andersgläubigen zu gleichem Bekenntnis und Leben zu zwingen. Es ist ferner richtig, daß Korporationen und landschaftliche Stände zuweilen die Freiheit ihrer Mitglieder unterdrücken; aber es kommt anderseits auch vor, daß sie gegen eine Regierungsgewalt Schutz gewähren, die alle über einen Kamm scheren und alle Besonderheiten vernichten will. Zur Freiheit gehört eben doch unter anderm, daß man mit seinen Standesgenossen oder Landsleuten den von den Vätern ererbten Bräuchen und Gewohnheiten treu bleiben darf, die, wenn sie vielleicht auch keinen höhern

Zweck erfüllen, wenigstens die Anhänglichkeit der Gleichgearteten und die gegenseitige Hilfsbereitschaft verstärken, die Grundlage für wertvollere Organisationen darbieten, wenn solche nötig werden sollten, und denen nachleben zu dürfen ein Gefühl des Wohlbehagens erzeugt. Jedenfalls ist der nicht frei, der nicht nach seinem Geschmack leben darf.

Wir sehen, die Alternative: Freiheit oder Knechtschaft kommt in Wirklichkeit fast gar nicht vor. Zivilisirtes Leben ist nicht denkbar ohne verschiedenerlei Abhängigkeitsverhältnisse, denen gegenüber je nach den mancherlei Standpunkten eine sehr verschiedne Haltung beobachtet zu werden pflegt.

Der Christ wird vor allem das freie Bekenntnis seines Glaubens und die sittliche Freiheit erstreben; eine Mischung von äußerer Freiheit und Abhängigkeit, bei dem jene beiden Güter am besten gedeihen, wird ihm als der angemessenste soziale und politische Zustand erscheinen. Der Menschenfreund wird darauf bedacht sein, den Druck zu mildern, der immer und überall auf den untersten Schichten der Gesellschaft lastet. Der Privatmann wird, wenn er die Macht hat, sich dasjenige Abhängigkeitsverhältnis aussuchen, das seiner Eigenart am wenigsten widerstrebt, und wird innerhalb desselben seine Bande so viel wie möglich zu lockern suchen. Der demokratische Politiker wird für die untern Klassen ein möglichst hohes Maß von Bewegungsfreiheit und eine möglichst ausgedehnte Teilnahme an Gesetzgebung und Verwaltung erstreben. Ein Staatsmann endlich, der ohne vorgefaßte Theorie das Wohl des großen Ganzen im Auge behält, wird zwischen der Regierungsgewalt und der individuellen Freiheit das Gleichgewicht herzustellen suchen. Zur letztern gehört die Selbständigkeit der Kirchen, Stände, Korporationen, Landschaften, Gemeinden insofern, als der kleine Mann seinen Willen ja nur in Gemeinschaft mit seinesgleichen geltend zu machen vermag. Überwiegt im Staate die Regierungsgewalt zu stark, so werden die Individualitäten erdrückt, das Volk wird dumm, und die Regierung, die ja nicht vom Himmel fällt, mit ihm. Überwiegen aber die Individuen und die kleinern Kreise, so wird der Staat gesprengt, und man gelangt entweder zu dem bekannten Schwanken zwischen Anarchie und Despotismus, oder das Leben erstarrt in jenen kleinern Kreisen, die zu beschränkt und einseitig sind, als daß sie ohne Zusammenhang mit einem großen Ganzen ihren Angehörigen immer frische Ströme von Ideen und würdigen Aufgaben zuführen könnten. Außerdem gerät ein Volk, das der starken Zentralgewalt entbehrt, gewöhnlich in Abhängigkeit vom Auslande. (Ähnlich beurteilt Roscher diese Verhältnisse a. a. O. II, 1—16.)

Patent oder Lizenzprämie?

Ein Beitrag zur Verbesserung des Reichs-Patentgesetzes

Von Karl Freytag

Der Ruf nach Verbesserung unsrer Patentgesetzgebung ist so alt wie diese Gesetzgebung selbst. Immer und immer wieder sind Klagen über ihre Unzuträglichkeiten in allen beteiligten Kreisen laut geworden, und noch vor wenig Monaten haben diese Klagen von der Tribüne des Reichstags herab einen beweglichen Ausdruck gefunden. Aber die politische Erörterung und die öffentliche Meinung haben sich diesen Beschwerden gegenüber bisher recht ablehnend verhalten. Nachdem der mehr als achtzehnjährige heiße Kampf zwischen Patentfreunden und Patentfeinden durch den Sieg der erstern endgiltig entschieden, die einseitige Manchestertheorie auch auf diesem Felde geschlagen und das Gesetz vom 25. Mai 1877 glücklich unter Dach und Fach gebracht war, gab man sich gern der Meinung hin, damit nun alle Schwierigkeiten beseitigt oder doch ein Gesetz geschaffen zu haben, das allen billigen Anforderungen genügte; und als trotzdem die Klagen über die Ungerechtigkeiten und wirtschaftlichen Nachteile des Patentwesens nicht verstummen wollten, tröstete man sich mit dem Bewußtsein, daß die so schmerzlich empfundenen Mängel jedem gesetzlichen Erfindungsschutze anhafteten und durch keine Umgestaltung der einmal getroffenen Bestimmungen zu vermeiden seien. Man verfiel auch hier wie so oft (und wie dies namentlich von seiten der grundsätzlichen Gegner des neuen Alters- und Invalidenversicherungsgesetzes vielfach geschieht) dem verhängnisvollen Irrtume, zu glauben, daß nun, da die Prinzipienfrage entschieden sei, nicht weniger als alles gethan sei, ohne zu bedenken, daß jedes neue Gesetz, namentlich auf dem wechselreichen wirtschaftlichen Gebiete, stets ein Schritt ins Dunkle ist, und daß der praktische Erfolg erst zeigen muß, ob der tastende Fuß auch den richtigen Pfad gefunden hat.

So begann denn die Hochflut von gelehrten und ungelehrten Veröffentlichungen über die Patentfrage, die die sechziger und siebziger Jahre gebracht hatten, sich allmählich zu verlaufen, das öffentliche Interesse an dem doch so außerordentlich wichtigen Gegenstande erlahmte zusehends, und in den letzten zwölf Jahren ist fast kein einziger neuer und fruchtbarer Gedanke auf diesem Gebiete in die

Digitized by Google

Öffentlichkeit gedrungen. Auch die jüngst am Bundesratstische abgegebene Erklärung, daß Verhandlungen und Beratungen über eine Verbesserung der Patentgesetzgebung in der Schwebe seien, hat bei weitem nicht die ihr gebührende Beachtung gefunden; sie ist unter der Fülle „sensationellerer," aber für die wirtschaftliche und Kulturentwicklung unsers Volkes viel unwichtigerer Stoffe fast gänzlich unbeachtet geblieben.

Und doch sollte schon die Thatsache, daß man in Regierungskreisen eine Verbesserung des Patentwesens als dringend notwendig empfindet, überall dazu anregen, an einer Lösung der wichtigen Frage mitzuarbeiten. Die folgenden Erörterungen werden hoffentlich zeigen, daß eine solche Lösung nicht nur notwendig, sondern auch möglich ist. Selbst wenn sich gegen den von mir vorgeschlagenen Weg wichtige Bedenken erheben sollten, würde ich es schon mit Freuden begrüßen, wenn die Anregungen, die ich biete, eine lebhafte Erörterung der Sache herbeiführten; unter mancher Spreu wird sich dann immer ein Körnchen Weizen finden.

Gerade in diesem Augenblicke, wo man im Begriff steht, der Industrie zu Gunsten der Arbeiter neue, in ihrem Umfange und ihren Folgen noch gar nicht mit Sicherheit zu übersehende Lasten aufzuerlegen, und wo die Industrie sich in opferwilligster Weise bereit erklärt hat, jene Lasten auch auf sich zu nehmen, dürfte die Erwägung zeitgemäß erscheinen, ob es nicht möglich sei, auch der Industrie auf dem Wege der Gesetzgebung bestehende Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und ihr die Bahn für eine gedeihliche Entwicklung frei zu machen. Daß der gesetzliche Erfindungsschutz, wie er gegenwärtig im deutschen Reiche und fast in allen andern Kulturländern der Welt durch Verleihung von Patenten gewährt wird, zu mancherlei Schädigungen und Beschränkungen der Industrie und des Erwerbslebens führen muß, wird selbst bei oberflächlicher Betrachtung nicht verborgen bleiben können; wie groß aber die Nachteile sind, die ein einziges Patent ganzen Industriegebieten zufügt, wie schwer die Fesseln, die es allen Konkurrenten jenes Glücklichen anlegt, der nun einmal zuerst darauf verfallen ist, dies oder jenes Verfahren anzuwenden oder — anzukaufen, kann nur der ermessen, der selbst einmal durch die Praxis in die Lage versetzt worden ist, eine eigne Erfindung verwerten zu müssen.

Vor allem pflegen „Erfinder" die wenig berechtigte Eigentümlichkeit zu besitzen, daß sie arm, oft blutarm sind. Mancher erfinderische Kopf hat von Haus aus nicht die geringsten Mittel, und in Not und Entbehrung müht er sich auf seinem Dachstübchen jahrelang einsam ab, nur aufrecht gehalten von der Hoffnung, dereinst, wenn seine Erfindung gelungen sein wird, alle seine Not beseitigt und alle seine Entbehrungen belohnt zu sehen. Mancher aber auch hat sein ganzes Vermögen in fruchtlosen Versuchen geopfert, bis es ihm gelingt, die richtige Lösung seines Problems zu finden. Alle diese würden gar nicht im stande sein, ein Patent zu erwerben, wenn nicht der Gesetzgeber ein menschliches Rühren gefühlt und diesen Umstand in wohlwollende Erwägung

gezogen hätte. Der dritte Absatz des § 8 des deutschen Patentgesetzes giebt ihnen die tröstliche Kunde, daß „einem Patentinhaber, welcher seine Bedürftigkeit nachweist, die Gebühren für das erste und zweite Jahr der Dauer des Patentes bis zum dritten Jahre gestundet und, wenn das Patent im dritten Jahre erlischt, erlassen werden können." Gewiß eine sehr menschenfreundliche Bestimmung, darauf berechnet, das vielhundertjährige Erfinderelend zu beseitigen oder doch zu lindern.

Ob sie aber ihren Zweck ganz erreicht? Ich glaube nicht. Denn nun, nachdem der gesetzliche Schutz thatsächlich erlangt ist, beginnen für den Erfinder zwei andre, freilich notwendige, aber für ihn doch darum nicht weniger drückende Bestimmungen des Gesetzes drohend ihr Haupt zu erheben: § 9 und § 11, 1. Diese Vorschriften drohen ihm das Patent zu entziehen, 1. wenn er die Gebühren nicht spätestens drei Monate nach der Fälligkeit (also im Falle der Stundung nach Ablauf des zweiten Jahres) entrichtet. 2. Wenn er es unterläßt, im Inlande die Erfindung in angemessenem Umfange zur Ausführung zu bringen oder doch alles zu thun, was erforderlich ist, um diese Ausführung zu sichern.

Er beginnt also nun ein rastloses Suchen nach einem Kapitalisten, der befähigt und geneigt ist, sein Patent auszubeuten. Wird es ihm aber gelingen, einen zu finden? Wird nicht in tausend Fällen die Gefahr bestehen, daß ein Laie die Tragweite und die praktische Verwendbarkeit der Erfindung verkennen oder doch unterschätzen wird? Denn die von tüchtigen Ingenieuren und sachverständigen Technikern geleiteten Patentbüreaus vermögen zwar für Angebot und Nachfrage eine in vielen Fällen segensreiche Vermittlung zu bieten, aber sie sind nicht imstande, die aus dem Wesen der Sache selbst erwachsenden Schwierigkeiten zu beseitigen.

Wenn es nun gleichwohl dem geplagten und gehetzten Erfinder endlich gelingt, einen seiner Erfindung geneigten Kapitalisten zu finden, wird er nicht stets der Unterliegende sein? Wird er nicht jede Bedingung gern annehmen, wenn er nur hoffen darf, sein Schmerzenskind anzubringen? Und kann man dem Kapitalisten verübeln, wenn er den Vertrag für sich möglichst günstig zu gestalten sucht? Er ist auf den Geldgewinn angewiesen, und niemand kann es ihm verargen, wenn er bei einem unsichern Geschäft, für dessen Gelingen er nicht die geringste Bürgschaft hat, als vorsichtiger Geschäftsmann die Lasten möglichst zu verringern und den Lohn für sein Wagnis möglichst zu erhöhen sucht. Können für ihn sittliche Erwägungen, wie die Rücksicht auf die unendlichen Opfer an Zeit, Kraft und Geld, die der Erfinder hat bringen müssen, maßgebend, kann der viel berufene „Schutz des geistigen Eigentums" seine Aufgabe sein? Erwägt man noch, daß in neunundneunzig unter hundert Fällen der Käufer der Erfindung ein gewiegter, in Geldsachen erfahrener Kaufmann ist, der Erfinder aber meist ein grüblerischer, weltfremder Kopf, daß jenem fast immer die Sachkenntnis fehlt, die ihn allein bestimmen könnte, neben seinem

Risiko noch eine hohe Erfinderprämie zu zahlen, diesem aber die gesicherte gesellschaftliche Stellung und Routine, die erforderlich wird, um seinen Vorteil geltend zu machen, so wird man sich nicht verhehlen können, was ich als ersten Haupteinwand gegen unser Patentwesen bezeichnen möchte, daß das Patent in seiner gegenwärtigen gesetzlichen Gestalt seinen Zweck, die Rechte des Erfinders in materieller Beziehung zu schützen, nur sehr unvollkommen erfüllen kann.

Hat nun aber der Kapitalist die Erfindung erstanden und die zu ihrer Verwertung notwendigen Industrieanlagen errichtet, so sind zwei Fälle möglich: entweder die Erfindung bewährt sich in der Praxis nicht, oder sie wird nach kurzer Zeit von einer andern noch zweckmäßigern überholt, dann sind die bedeutenden Geldopfer vergeblich gewesen, und der Fabrikant hat sich, verführt durch die Erteilung des Patentes, großen Verlusten ausgesetzt, vor denen er sich aus Mangel an technischen Kenntnissen nicht hinreichend zu schützen vermochte, oder aber sie erweist sich als gewinnbringend und praktisch verwendbar, dann ist dem Fabrikanten für fünfzehn Jahre ein unbeschränktes Privatmonopol in die Hand gegeben, das die Interessen der Gesamtheit aufs schwerste schädigen und beeinträchtigen muß. Und das ist mein zweiter Haupteinwand gegen das Patentgesetz.

Man mag mit dem hergebrachten Pathos gegen die Staatsmonopole eifern, man mag ihren verderblichen Einfluß auf die Industrie in den schwärzesten Farben malen: das wird man doch zugeben müssen, daß der Gewinn, den das Staatsmonopol einem einzelnen Industriezweige entzieht, der Gesamtheit als Überschuß wieder zufließt, daß die Kontrole der gesetzgebenden Körperschaften jeden auffallenden Mißstand in der Verwaltung, jede dauernde zu hohe Steigerung der Preise verhindert, daß der Staatsbetrieb eine sorgfältigere Wahl der Beamten verbürgt, und daß er endlich, wie die Erfolge der Reichspost und aller Staatsbahnen überzeugend beweisen, eine in vielen Fällen außerordentlich zweckmäßige, durch keine Privatindustrie zu leistende einheitliche Organisation ermöglicht.

Das durch ein Patent verbürgte Privatmonopol dagegen ist nichts als ein gesetzlich verbürgtes, wenn auch zeitlich beschränktes Recht auf die Ausbeutung andrer. Der Besitzer eines Patentmonopols ist in der Lage, jeden Preis für seine Produkte fordern zu können, den das Bedürfnis den Käufer zu zahlen zwingt, und nichts hindert ihn, seine Forderungen bis zu einer solchen Höhe emporzuschrauben, daß der gesellschaftliche Wert der patentirten Erfindung gänzlich hinfällig wird. Gesetzt, die erste Nähmaschine wäre in allen Staaten patentirt, so würde der glückliche Inhaber eines solchen Universalpatentes in der Lage sein, den Preis für seine Maschine so hoch anzusetzen, daß die Verzinsung und Amortisation des zu ihrer Anschaffung erforderlichen Kapitals unter Berechnung der Abnutzungsquote denselben Betrag erreichte, der erforderlich wäre, um dieselbe Zahl von Produkten, die die Maschine liefert, durch Handarbeit herstellen zu lassen. Die Produzenten

würden dann noch immer gezwungen sein, Maschinen zu kaufen, da in der Regelmäßigkeit und Gleichmäßigkeit ihrer Arbeit keine mechanische Vorrichtung durch die menschliche Hand erreicht werden kann. Der ganze Vorteil der Erfindung würde also dem Produzenten und dem Patentinhaber zufallen, ein Zustand, dessen Ungerechtigkeit und Unhaltbarkeit deutlich in die Augen springt, besonders wenn man bedenkt, daß nach unsern Ausführungen der Patentinhaber häufig keineswegs der Erfinder ist, und wenn man erwägt, wie unendlich viel der Erfinder selbst noch seinen weniger erfolgreichen Vorgängern, technischen Ratgebern, Männern der Wissenschaft, ja der ganzen Kulturentwicklung seiner Heimat, seines Vaterlandes, der Menschheit zu danken hat!

In Wirklichkeit wird nun freilich schon die Geschäftsklugheit den Patentinhaber lehren, seine Preise nicht bis zu dieser äußersten Grenze hinaufzuschrauben; er wird sich sagen, daß er durch ein erweitertes Absatzfeld selbst bei nidriegern Einzelpreisen immer noch einen höhern Gewinn erzielen kann, und die Erfahrung lehrt, daß das Ziel, das der erste Erfinder auf diesem Wege erreicht hat, bald auch einem zweiten auf einem andern Wege zugänglich wird, sobald es nur erst einmal jedem klar vor Augen steht.

Überhaupt zeugt es von einer sehr einseitigen, kurzsichtigen Betrachtungsweise, wenn man das Verdienst des einzelnen an einer Erfindung überschätzt; vielmehr beweist gerade der Umstand, daß in ganz auffallender Weise viele der wichtigsten Entdeckungen von zwei verschiedenen, von einander ganz unabhängigen Forschern zu gleicher Zeit gemacht worden sind, nachdrücklich darauf hin, daß auch Geistesthaten notwendige Erzeugnisse geschichtlicher Entwicklung sind, so notwendig, wie das Knospen und Grünen des Baumes im Lenz.

Aber anderseits ist es auch wieder gerade die Furcht, das Patent durch eine verwandte Erfindung vereitelt zu sehen, die den Inhaber treibt, es möglichst auszunutzen, und die maßlose Höhe der Preise vieler patentirten Gegenstände und deren plötzliches Sinken, sobald das Patent erloschen ist, zeigt zur Genüge, wie außerordentlich das Patentmonopol alle Erzeugnisse, die es in seinen Bereich zieht, verteuert.

Es kommt hinzu, daß das Patent dem Produkt in den Augen der Käufer noch immer einen gewissen magischen Schimmer von Vortrefflichkeit, Zweckmäßigkeit und sonstigen Vorzügen verleiht, einen Schimmer, der sich freilich nur zu oft als eitel Truggold erweist. Das Patent ist deshalb ein ausgezeichnetes Reklamemittel, geeignet, die nicht patentirten, aber oft viel zweckmäßigeren und besseren Erzeugnisse in den Schatten zu stellen und zu verdrängen, wie die Auszeichnung „Paris" noch immer dazu dienen muß, um Kravatten, Hüten, Tüchern von zweifelhafter Güte urteilslose Käufer zuzuführen. Die Produzenten wissen deshalb sehr wohl, warum sie auch auf nicht patentirten Gegenständen das Wörtchen „Patent" anbringen; hat doch zum Schutze gegen derartigen Unfug ein besondrer Strafparagraph im Patentgesetz hinzugefügt werden müssen.

Endlich — und dies ist mein dritter Haupteinwand — wird der Fortschritt durch die Erteilung von Patenten in ganz außerordentlichem Maße beeinträchtigt und geschädigt. Jeder, der mit der Geschichte der Erfindungen vertraut ist, wird in ihr die Erfahrung bestätigt finden, daß der erste, geniale, grundlegende Gedanke jedesmal von einem einsamen Grübler gefaßt wird, sein weiterer Ausbau aber, seine Verbesserungen und Vervollkommnungen fast immer während der Fabrikation selbst von weniger genialen, als praktischen Männern gefunden und in die Praxis eingeführt werden. Wie unendlich viel mehr Gelegenheit bietet sich nun zu solcher Verbesserung, wenn ein Gegenstand in hundert oder tausend Fabriken hergestellt wird, als in einer einzigen, wie werden dagegen durch die jetzt übliche gewaltsame Vereinzelung jeder freien Entwicklung die Lebensadern unterbunden!

Wie viele Arbeiter, die jetzt der industriellen Reservearmee anheimfallen, würden lohnende Beschäftigung finden können, wenn die durch neue Erfindungen eröffneten Industriegebiete gleich von vornherein jedem Produzenten offen stünden, für wie viel ausgezeichnete technische Kräfte, die jetzt brach liegen oder sich in einer wenig angemessenen Verwendung aufreiben und zersplittern, würden sich neue verheißungsvolle Bahnen erschließen! Denn in dem alten Geleise gemächlich weiter traben tötet auf die Dauer Lust, Anlage und Kraft; wer aber mitten im Strome der Zeit steht und an der Fortentwicklung seines Berufszweiges, an der Vervollkommnung menschlicher Einrichtungen mitarbeiten darf, wird die Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit bewahren, die Gefahr, von dem Strudel der Unzufriedenheit mit fortgerissen zu werden und unter die Feinde des Bestehenden hinabzusinken, wird für ihn nicht bestehen.

(Schluß folgt)

Eine Mobilmachung des deutschen Reiches vor 200 Jahren

Von O. Elster

Die Kriegsbereitschaft des deutschen Reichsheeres erregt heutzutage die Bewunderung aller Welt. Die deutschen Einrichtungen, um das Friedensheer auf den Kriegsfuß zu setzen, werden fast von allen Staaten nachgeahmt, aber noch keinem ist es gelungen, das Vorbild zu erreichen. Denn der deutsche Mobilmachungsplan ist ein strenggewahrtes Geheimnis der Heeresleitung, trotzdem daß so viele Köpfe daran mitarbeiten müssen. Aber obgleich der Plan nur in großen

Zügen selbst den Angehörigen des Heeres bekannt ist, so hat doch sowohl das Heer selbst wie das gesamte deutsche Volk das Zutrauen zu der obersten Leitung des Heeres, das der Mobilmachungsplan die Prüfung eines Ernstfalles glänzend bestehen werde, ist er doch bis in die kleinsten Einzelheiten hinein ausgearbeitet. Für jeden Truppenkörper bis zur Kompagnie, Schwadron oder Batterie herab sind die Bestimmungen für den Kriegsfall festgesetzt; ein Zaudern, eine Unsicherheit giebt es nicht; jedem ist sein Posten zugewiesen; jeder weiß, was er zu thun, an welchen Ort er sich zu begeben hat. Bedroht ein Feind das deutsche Reich, so fliegt mit Blitzesschnelle die telegraphische Mobilmachungsordre nach allen Garnisonen, und nach wenigen Tagen steht das deutsche Heer schlagfertig an der Grenze, das Vaterland, den heimischen Herd zu schützen, des Vaterlandes Ehre und Ansehen aufrecht zu erhalten.

So ist es heute. Welch andres Bild zeigt sich uns, wenn wir zwei Jahrhunderte zurückblicken! Auch damals galt es, die deutsche Grenze zu schützen gegen den Erbfeind jenseits des Rheins. Es galt, den stolzen König Ludwig XIV. von Frankreich, der durch seine berüchtigten Reunionskammern schon so viel deutsches Gebiet, u. a. Straßburg mit dem Elsaß, an sich gebracht hatte, vom weitern Vordringen in Deutschland abzuhalten und die Mordbrennerbanden, die Ludwigs Minister Louvois gegen das deutsche Land losgelassen hatte, aus den rheinischen Gebieten wieder zu vertreiben. Wie ein Mann würde sich heute das deutsche Volk erheben; damals währte es fast ein Jahr, ehe sich das heilige römische Reich deutscher Nation aufraffte, um dem kecken Eroberer entgegenzutreten. Daß Ludwig XIV. es wagen konnte, ungestraft sich deutsches Gebiet anzueignen, ungestraft die schöne Pfalz, das blühende Schwaben zu verwüsten, daran trug nicht zum kleinsten Teil der Umstand die Schuld, daß das deutsche Reich als solches über keine Militärmacht zu verfügen hatte.

Der westfälische Frieden 1648 hatte die deutschen Fürsten fast vollkommen selbständig gemacht, den leichten Bau des Reiches noch mehr gelockert und die unmittelbare Einwirkung des deutschen Kaisers auf das Volk auf das geringste Maß eingeschränkt. Das Bewußtsein war dem deutschen Volke vollständig abhanden gekommen, daß es selbst mit Gut und Blut einzustehen habe für die Erhaltung des Reiches; daß es selbst zu den Waffen zu greifen habe, wenn der Kaiser zum Reichskriege aufforderte. Das Kriegswesen war zum Handwerk herabgesunken, das bezahlte Söldner besorgten. Der Bauer wollte seinen Hof, seinen Pflug nicht mehr verlassen, die Städter nicht die sichern Mauern und Wälle, um sich mit der Waffe um die kaiserliche Fahne zu scharen. Die Fürsten und die reichsunmittelbaren Edelleute erkannten kaum noch dem Kaiser die Berechtigung zu, sie zum Kriege aufzurufen, und die landsässigen Adlichen und Ritter folgten wohl der Fahne ihres Landesherrn, aber nicht mehr dem kaiserlichen Banner. Die Reichskriegsverfassung war

gänzlich in Verfall geraten, obgleich auch früher schon nicht viel Rühmens davon gemacht werden konnte. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatte man allerdings einige Versuche gemacht, Reformen einzuführen. Man schuf die Matrikularbeiträge, die die Stände des Reiches zum Unterhalt eines Reichsheeres im Fall der Not zahlen mußten. Hierdurch wurde aber dem Söldnerwesen erst recht Thür und Thor geöffnet, denn es wurde den Ständen die Möglichkeit gegeben, die Hilfe an Kriegsvolk in eine entsprechende Geldsumme umzuwandeln. Auf dem Reichstage zu Speier (1570) wurde sodann die Kreiseinteilung als Grundlage der Wehrverfassung des Reiches aufgestellt, und vielleicht wäre es damals zu einer wirklichen Reichskriegsverfassung gekommen, wenn der dreißigjährige Krieg nicht alle Anläufe dazu zerstört hätte. Nach dem westfälischen Frieden nahm der Reichstag zu Regensburg die Verhandlungen über das punctum securitatis publicae wieder auf, und seine Debatten erfüllten mit „weltkundiger Langerweile" die letzte Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, während im Westen die Franzosen, im Osten die Türken die Grenzländer des deutschen Reiches verheerten. Indes kam 1681 doch ein Beschluß zustande. Ein Reichsheer von 40 000 Mann sollte aufgestellt werden, das in bestimmten Kontingenten auf die einzelnen Kreise verteilt wurde. Die Unterabteilung auf die kleineren Stände wurde den Kreisen überlassen. Dieses Reichsheer sowie die gesamte Reichskriegsverfassung blieb aber ein schöner Traum. Die Truppen waren nur auf dem Papier vorhanden, die Kreise, vor allem die sogenannten „vorderen Kreise": der fränkische, der schwäbische, der ober- und niederrheinische, der burgundische u. a., beachteten die Bestimmungen der Reichskriegsverfassung gar nicht, und auch die andern Kreise, die zum Teil aus kompakteren Staaten zusammengesetzt waren, nahmen auf die Reichsverfassung keine Rücksicht, wenn sie auch aus Sonderinteressen stehende Söldnerheere unterhielten; so vor allen Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten, dem die welfischen Lande, Braunschweig, Hannover und Celle, sofort nachfolgten; ferner Hessen-Kassel, Kursachsen und Baiern, weshalb die aus diesen Staaten zusammengesetzten Kreise die „armirten Stände" genannt wurden. Auch Österreich hatte seit 1681 sein stehendes Heer, das allerdings wegen der fortwährenden Türkenkriege auf andern Kriegsschauplätzen kaum zur Verwendung kommen konnte. Wie groß unter Umständen das Heer einzelner Staaten war, geht daraus hervor, daß z. B. Braunschweig-Lüneburg, d. h. die gesamten welfischen Stammlande, im Jahre 1685 dem Kaiser 15 000 Mann Hilfstruppen zum Kampfe gegen die Türken stellte, abgesehen von dem Korps, das in venetianischen Diensten auf Morea focht.

Bei den eben geschilderten traurigen Verhältnissen der Wehrverfassung stand das Reich, als König Ludwig XIV. im Herbst 1688 den frevelhaften Einfall in Südwestdeutschland machte, wehrlos da. Die durch den Einfall zuerst betroffenen Kreise, der schwäbische und der fränkische, hatten allerdings

in Ungarn gegen die Türken einige Regimenter stehen, waren aber daheim ohne jede Kriegsmacht. Württemberg unterhielt eine Art Miliz, aber diese focht teilweise in Morea, teils waren die Truppen an die Generalstaaten „verkauft," der oberrheinische Kreis war vollständig zerrissen; die geistlichen Fürsten des kurrheinischen Kreises standen zum Teil sogar auf Seiten Frankreichs; Hannover hatte ein Verteidigungsbündnis mit Frankreich geschlossen; Brandenburg und Kursachsen hatten sich zur Neutralität verpflichtet, und auf Baierns Hilfe glaubte Ludwig XIV. bestimmt rechnen zu können. So überschritten denn die Heere Frankreichs ungehindert am 24. September die Grenze, während am 3. Oktober erst in Regensburg das französische Kriegsmanifest überreicht wurde. Die Pfalz, der fränkische und der schwäbische Kreis wurde verwüstet, Frankfurt, Nürnberg, Ulm u. a. Städte mehr durch Kontributionsbillete in Schrecken gesetzt, ungeheure Geldsummen (2061216 Franken bis Ende 1688) fortgeschleppt, und schon am 11. Oktober öffnete Mainz, ohne daß ein Schuß gefallen war, dem Feinde die Thore. Als hierauf das zunächst bedrohte Frankfurt beim Reichstag in Regensburg den Schutz des Reiches anrief, da hatte der Mainzer Gesandte die Stirn, zu fragen, ob man denn auch gewiß sei, daß Frankreich den Frieden gebrochen habe.

Über die grausame Kriegsführung der französischen Generale, die allerdings auf Geheiß des Kriegsministers Louvois handelten, hallte ein Schrei der Entrüstung durch das geplagte deutsche Land. Es war, als ob sich das alte Reich aus tiefen Schlummer emporrütteln wollte. „Philister über dir, Teutscher!" rief eine Flugschrift. Die erbitterten Bauern griffen zu den Waffen, um die Nachzügler oder Marodeurs der französischen Heere niederzuschlagen. Die Weiber von Schorndorf belagerten die württembergischen Kommissare auf dem Rathause, weil die braven Frauen sich an die Franzosen verraten glaubten. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit ging durch das deutsche Land, und noch nach Jahresfrist gedenkt der venetianische Gesandte in Wien nicht ohne Bewunderung „der ungewohnten Harmonie, mit der sich der schwerfällige Körper des Reichs, gleichsam von einem Willen beseelt, gegen die drohende Knechtschaft erhob." Es wäre den Regierungen ein leichtes gewesen, den Volkskrieg zu entfesseln, aber sie zahlten lieber Kontributionen und stellten Geiseln, als daß sie die Leitung der nationalen Verteidigung in die Hand genommen hätten. In Wien und in Regensburg kamen die endlosen Verhandlungen nicht vom Fleck; man konnte sich nicht einigen, ob ein Friedensbruch vorliege und ob demnach der Reichskrieg zu erklären sei. Inzwischen brachte aber der drohende Ruin der vordern Reichskreise wenigstens einige Stände zur Besinnung, und da man vom Reich keine Hilfe zu erwarten hatte, so wandte man sich an die „armirten Stände." Unter andern nahm Frankfurt eine hessen-kasselische Garnison von 1800 Mann in Sold und Pflege. Die norddeutschen Stände Brandenburg, Hannover, Braunschweig, Celle, Kursachsen und Hessen-Kassel traten auf Antrieb des

tapferen Stadthalters der Niederlande, Wilhelm von Oranien, am 10. Oktober in Magdeburg zusammen, und bereits am 12. kam es zum Abschluß des sogenannten „Magdeburger Konzerts.“ Darnach sollten am Mittelrhein 10000 Mann Sachsen mit 1500 Brandenburgern, 7400 Hannoveranern und 2000 Hessen, am Niederrhein Brandenburg (etwa 18000 Mann) für sich allein operiren. Außerdem übernahm es Kursachsen, Gotha, Weimar und Eisenach zur Stellung von drei Regimentern zu veranlassen. Zwar kam es wegen der Quartierleistung und Entschädigungsgelder der „vordern Kreise,“ denen man doch Rettung bringen wollte, zu mancherlei Streitigkeiten, die Hauptsache aber war, daß den rheinischen Landen in der That Hilfe gebracht wurde und die Franzosen beim Anmarsch der Verbündeten über den Rhein zurückwichen.

Und was sagte das Reich, was sagte man in Wien und Regensburg zu diesem selbständigen Vorgehen der „Armirten“? Man verurteilte es aufs schärfste, ja man befürchtete die Bildung einer protestantischen Union im Gegensatz zu dem katholischen Österreich und Baiern! Auch von den „vordern Ständen“ ernteten die Verbündeten für ihren selbständigen Patriotismus wenig Dank.

Die Kreise beklagten sich bitter über die Quartierlasten, die sie nicht tragen wollten, da sie schon von dem Feinde so arg mitgenommen seien. Diese Verhältnisse traten den Operationen der Verbündeten überall lähmend in den Weg. Nur die Autorität des Reiches, so schwach sie an und für sich war, konnte hier Wandel schaffen, denn das Reich allein konnte den Kreisen die Verpflichtung zur Tragung der Quartierlast auferlegen.

Aber das „Reich,“ vor allem Österreich und Baiern, ließ noch immer auf sich warten. Zwar hatte bereits im Oktober dem französischen Kriegs-Manifest eine stolz klingende, wahrscheinlich von dem Philosophen Leibniz verfaßte kaiserliche Denkschrift geantwortet, doch zu einer Kriegserklärung war es bis zu Anfang des Jahres 1689 noch nicht gekommen.*) Schließlich ließ sich doch die Angelegenheit nicht länger aufschieben, zumal da sich auch die Aussicht eröffnete, daß Spanien, England und die Generalstaaten zu einer Koalition gegen Frankreich zusammentreten würden. Am 11. Dezember wurden die üblichen Formalitäten, die zur Erklärung eines Reichskrieges nötig waren, eingeleitet. Die „Avokatorien“ und „Inhibitorien“ gegen die Krone Frankreich wurden erlassen. Kaiserliche „Kommissionsdekrete“ forderten von den Ständen „Reichsgutachten“ über die allgemeine Lage ein. Mitte Januar 1689 liefen die ersten „Vota“ ein. Die Ansprüche der „Armirten“ auf Quartierentschädigung und die Klagen der nicht armirten Stände über Quartierlast

*) Diese Aussicht verwirklichte sich im Mai 1689, nachdem Wilhelm von Oranien seine bekannte Expedition nach England vollführt hatte, die mit seiner Erhebung zum König von Großbritannien endete.

waren zu prüfen. Alle wollten von der Einquartierung verschont bleiben; auch den Beitrag zum „Defensionswerk" könnten sie nicht leisten. Mühlhausen und Nordhausen beklagten sich über die hannoversche Einquartierung; Dortmund beschwert sich über Brandenburg; kurz, des Jammerns und Klagens, des Elends und der Not war kein Ende. Jeder hatte seinen eignen kleinen Vorteil im Auge, mochte auch das große Ganze darüber zu Grunde gehen. Endlich, nach drei bis vier Monaten, wurde an die Krone Frankreich die Kriegserklärung des Reiches gerichtet. Nun kamen aber noch die schwierigsten und verwickeltsten Verhandlungen. An die Aufstellung einer Reichsarmee aus den einzelnen Kreiskontingenten war nicht zu denken, weil die meisten Kreise überhaupt keine Truppen hatten und bis zur Aufstellung derselben die kostbarste Zeit verflossen wäre. Anderseits hatten die „Armirten" eine weit höhere Truppenzahl im Felde, als sie nach der Verfassung von 1681 zu stellen hatten. 65 000 Mann etwa hatten sie über ihre Kontingente aufgestellt. Was mit diesen überschüssigen Mannschaften beginnen? Sie auf die nicht armirten Kreise verteilen? Die Kreise sträubten sich gegen die Übernahme solcher Truppenmengen, und der Kaiser hatte nicht das Recht, sie ihnen aufzunötigen. Sie als Hilfstruppen betrachten? Wer zahlte dann die Subsidiengelder? Das Haus Österreich oder das Reich? Außerdem bezogen einige der Armirten schon von England und den Generalstaaten, andre von Spanien und Savoyen „Subsidien," hatte doch das jus foederum, die „große" Errungenschaft des westfälischen Friedens, die meisten der deutschen Fürsten schon zu den Waffen greifen lassen, ehe noch der Reichskrieg erklärt war. Schließlich blieb doch nichts anderes übrig, als die Kosten, Sold und Verpflegung den einzelnen Kreisen aufzulegen. In den vorderen Kreisen erhob der Reichspfennigmeister Baron von Hohenfeldt die Gelder; im niedersächsischen und im westfälischen Kreise der kaiserliche Gesandte Baron zu Gödens, und im obersächsischen Kreise anfangs ein Reichspfennigmeister, später der kaiserliche Gesandte in Dresden. So war denn mit Mühe und Not dank des thatkräftigen, allerdings selbständigen Eingreifens der norddeutschen Stände der Reichskrieg eröffnet. Die kaiserlichen und baierischen Regimenter rückten im Monat März 1689 aus Ungarn an den Rhein und vereinigten sich hier mit den Truppen der „armirten" Stände. Die Franzosen wurden endlich über den Rhein zurückgeworfen, nachdem die meisten Städte am Rhein nur noch rauchende Trümmerhaufen waren; wir erinnern nur an Heidelberg, Mannheim, Oppenheim, Worms und Speyer, Städte, die samt und sonders in Flammen aufgegangen waren.

Es kann hier nicht unsre Aufgabe sein, den Gang des großen Krieges weiter zu verfolgen.*) Wir wollten unsern Lesern nur einmal vor Augen führen,

*) Ludwig XIV. hatte bei der Kriegserklärung an Deutschland nicht geglaubt, daß sein Friedensbruch eine „europäische Koalition" zu Wege bringen würde. Aber dem Einflusse

wie es in Deutschland aussah zu einer Zeit, als man auf die nationale Verteidigung gar keinen Wert legte und alles den einzelnen Kreisen oder Staaten überließ. Die Lehre für die Gegenwart mag sich jeder selbst daraus ziehen.

Einer Auffassung möchten wir hier aber doch noch entgegentreten und zwar der, als ob in jener Zeit die alte deutsche Tapferkeit aus dem deutschen Volke verschwunden gewesen wäre. Wie hoch man die Tapferkeit der deutschen Truppen anschlug, beweisen die mannigfachsten Aussprüche fremder Fürsten oder Gesandten der damaligen Zeit. Vorzüglich auf den Schlachtfeldern in Ungarn gegen die Türken bewährte sich die deutsche Tapferkeit aufs glänzendste.

Die Weimarische Ausgabe von Goethes Briefen

Von Heinrich Düntzer

Was wir von dieser Abteilung der großen Goetheausgabe gefürchtet hatten, ist weit schlimmer eingetroffen. Wenn der von Hirzels Sammlung „Der junge Goethe" hergenommene Plan, alle vorhandenen Briefe Goethes zu geben, herausgerissen aus dem frisch quellenden Leben wechselseitiger Rede und Gegenrede und bunt durch einander gewürfelt, bloß an den Faden der Zeit gereiht, uns eine heillose Verschwendung schien, die nicht einmal den Zweck eines vollständigen Bildes seiner schriftlichen Mitteilung an Freunde und Bekannte erfüllt, da unzählige Briefe verloren gegangen sind, außerordentlich viele der Zeitangabe entbehren, weshalb manche nicht sicher eingeordnet werden können, so erwarteten wir doch einen zuverlässigen Abdruck mit sicherer Beseitigung aller offenbaren Schreibfehler, eine durchaus gleichmäßige Behandlung und eine auf gründlicher Kenntnis beruhende, mit wissenschaftlichem Ernst geführte Untersuchung der

---

Wilhelms von Oranien war es zu verdanken, daß sich fast ganz Westeuropa dem französischen Herrschaftsgelüste entgegenstemmte. Bis 1697 wütete der Kampf mit wechselndem Glück; der Friede zu Ryswick machte dem Ringen zwischen Frankreich einerseits und Deutschland, England, den Niederlanden und Spanien anderseits ein Ende. Ein Zurückweichen des französischen Übergewichts war die Folge des großen Krieges; das deutsche Reich mußte aber trotzdem die Kosten desselben tragen. Frankreich gab einige Eroberungen auf dem rechten Rheinufer zurück, dagegen behielt es alles, was es auf dem linken Rheinufer sich angeeignet hatte, darunter Straßburg, das der „Krone Galliens" einverleibt und dessen Name in der deutschen Reichsmatrikel gelöscht wurde.

Zeit der undatirten Briefe, zugleich mit kurzer Angabe der Entscheidungsgründe und der abweichenden Ansichten andrer Forscher. Aber wie sehr ist diese berechtigte Hoffnung getäuscht worden! Zwar haben der Redaktion eine sehr große Zahl Briefe in der Handschrift vorgelegen, auch manche noch unbekannte, durch deren rasche Veröffentlichung sie sich ein größeres Verdienst erworben hätte, als durch diese Jahre lang sich hinschleppende Sammlung; auch sind manche Urschriften oder Vergleichungen von Urschriften eingesandt worden. Von noch vorhandenen sind nur die Briefe an die Fahlmer und die Gräfin Stolberg nicht verglichen worden. Aber auch die Beobachtung, daß eine Nachvergleichung der den Herausgebern zugänglichen betreffenden Briefe „kaum eine Veränderung zur Folge gehabt“ hat, kann diesen Mangel nicht entschuldigen, umsoweniger, als sich in einzelnen Fällen wirklich Bedenken erhoben, selbst die gründlichsten Forscher sich zuweilen in der Lesung geirrt haben, und eine Nachvergleichung immer Übersehenes herauszustellen pflegt. Was die Vergleichung einzelner Briefe von seiten der Besitzer betrifft, so haben diese nicht immer auf alle äußern Umstände, wie z. B. Format und Art des Papiers, geachtet, die sonst berücksichtigt wurden, auch überhaupt keine strenge Gleichmäßigkeit beobachtet, die leider auch von den Herausgebern selbst nicht durchgeführt worden ist. Bei den untergegangenen oder bis heute verschollenen Briefen blieb freilich keine andre Auskunft als den vorhandenen Drucken zu folgen, doch hätte man, da alle vorhandenen Briefe zeigen, daß Goethe in der Anrede immer du, dein geschrieben hat, nicht in denjenigen, deren Urschrift abhanden gekommen ist, hier mit den Drucken, die darin bloß der Sitte der Zeit folgten, große Buchstaben wählen dürfen, was z. B. in den Briefen an Merck (wie 389. 514) fast possirlich wirkt, da Goethe mit dem großen Buchstaben gleichsam den Hut vor dem jovialen Freunde abzuziehen scheint; man hatte nicht einmal die Umsicht, hierin Goethes sattsam bezeugten Gebrauch durchzuführen.

Daß der Abdruck nicht überall die Urschrift treu wiedergiebt, verrät schon ein Nachtrag des dritten Bandes, der eine beträchtliche Anzahl Berichtigungen bringt, wobei es sich zuweilen um den Ausfall eines bedeutenden Wortes oder gar mehrerer handelt (!), und das an Stellen, die längst richtig gedruckt waren. Aber auch im ersten Bande zeigen sich Abänderungen, die von einer urkundlichen Wiedergabe, welche sogar den bunten Wechsel von daß und dass u. ä. befolgt, fern gehalten werden mußten. Solche finden sich schon in den beiden Schreiben des Vierzehnjährigen, bei denen hätte bemerkt werden müssen, daß nur das zweite von Goethes Hand, das erste von einem Schreiber herrührt. Die Urschrift (auch vom ersten liegt uns ein Faksimile vor) hat 1, 18 Betrübtnüß (mit t vor nüß), 2, 12 hefftig; Punkte fehlen 4, 5. 23. 25; in Dumm 5, 21 ist das zweite m durch einen übergesetzten Strich bezeichnet. Unter den Lesarten wird irrig behauptet, über beiden Briefen sei vom Empfänger bemerkt „empfangen“ oder „Empfangen“; beidemal steht Pres: das erstemal

mit dem Zusatz Phl., d. h. Philandria. Es wäre wohl am Platze gewesen, kurz zu bemerken, was die Philandria gewesen ist und wer der hier angeredete Archon war, der nur zwei Jahre mehr als Wolfgang zählte. Soll denn die Ausgabe nur der kleinen Zahl derer gelten, die mit der Goetheforschung bis in die äußersten Winkel vertraut sind? War es nicht Pflicht, wo es möglich war, mit kurzen Angaben dem Leser zu Hilfe zu kommen? Die Leipziger Briefe an die Schwester und an Behrisch haben zwar gegen Geigers liederlichen Abdruck im „Goethe-Jahrbuch" bedeutend gewonnen, aber leider sind nicht alle Fehler verbessert. Seite 32, 4 muß es 13 statt 23 heißen (der Brief kann unmöglich elf Tage liegen geblieben sein, ohne daß Goethe dies entschuldigt hätte). 50, 28 staring (statt starring) owe like countenance, wie es in dem Gedicht „Der Misanthrop" heißt: „Kommt sein ganz Gesicht der Eule verzerrtem Ernste bei." In notre T. 55, 28 war Tante auszuschreiben; denn Schmidt irrte gar sehr wenn, er in T einen Namen vermutete, noch absonderlicher war Geigers Gedanke an Treptow, den man bloß zu denken braucht, um seine Undenkbarkeit zu erkennen. 64, 19 ist burn statt born verdruckt. Statt Orçus 88, 3 muß es doch Orça heißen; daß Orçus ein bloßer Studentenwitz sei, ist hier wenig glaublich, jedenfalls hätte der Herausgeber, wenn er einen solchen annahm, darauf hinweisen müssen. 75, 14 fordert der Gedanke n't statt des ersten 't. 94, 5 hatte schon Geiger statt des hier irrig beibehaltenen la vient degager nachträglich aus dem hier angeführten Marmontel verbessert vient la dégager. 97, 25 muß es statt Ziblis heißen Biblis (d. i. Byblis, wie umgekehrt 90, 27 Mykon statt Mikon steht), und daselbst 28 sehe ich nicht, wie in comme tu m'aimes toi das letzte Wort gehalten werden kann. 132, 7 ist in den Worten: „Diese (meine) glückliche Hand drückte sie an meine Brust" meine offenbarer Schreibfehler für ihre. Man braucht dazu kaum an die Stelle im „Werther" zu erinnern: „Ihre (Lottens) Sinnen verwirrten sich, sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust." So wenig ist also die völlige Reinigung jener von Druckfehlern stark heimgesuchten Briefe hier gelungen, weil es an anhaltender Achtsamkeit gebrach.

Zum zweiten Bande wären außer den im dritten nachträglich verzeichneten Versehen noch manche andre anzugeben gewesen. So habe ich mich aus meiner vor vielen Jahren gemachten Vergleichung der Handschrift der Briefe an Betty Jacobi überzeugt, daß der Abdruck nicht ganz genau ist, besonders nicht überall das Doppel-S statt ß und ck statt k angegeben ist, wie es geschehen mußte, wenn einmal darauf Rücksicht genommen werden sollte, und daß auch manche Abkürzungen ohne Angabe aufgelöst sind. Sonst bemerke ich, daß 128, 9 nicht Lotgen, sondern Lolotgen, 143, 5 nicht fünfzehnten, sondern nach Goethes festem Gebrauch funfzehnten, 137, 5 Bekandtschafften steht, ich an der unlesbar gemachten Stelle 145, 10 f. mir angemerkt habe: „Bey Gott, Sanftmutigstes zu verbrennen," was ich freilich so wenig verbürgen kann, wie

an den Stellen, wo meine Vergleichung eine Abweichung vom ersten Drucke gegen den jetzigen zeigt. Jedenfalls durfte 137, 15 nicht Bettys Angabe fehlen „beantw. 11. Jan. 74.“ Am schlimmsten ist es, daß Brief 236 Goethes Adresse „An Betty“ fehlt, die nicht allein zeigt, daß der vom Herausgeber vermutete Ort „Ems“ falsch ist, sondern dem ganzen Briefe gewissermaßen dramatisches Leben giebt, wie von mir längst bemerkt worden ist. Goethe übergab das Blatt Jacobi, um es sofort seiner Gattin zu senden: er schrieb es kurz vor der Abreise von Köln am 25. Juli, im Gasthofe zum heiligen Geiste, wo er das geschäftige Treiben des Rheinwerfts vor sich sah, das ihm auch das Bild eingab: „Die gesperrte Schifffart geöffnet, Handel und Wandel im Flor.“ Auch steht im Briefe, abweichend von beiden Drucken: „Und so willkomm tausendmal, willkommen!“ Auf fällt es, daß bei den Briefen an Betty nie das Format angegeben wird: es sind meist Oktavblättchen, nur die längern Briefe sind auf Quartbogen geschrieben. Auch in den ersten Briefen an Jacobi ist nicht alles richtig. So muß es 183, 7 gekonnt, wie im ersten Drucke steht, statt gekannt heißen; ebenso ist jeglichen eine vom Herausgeber gemachte Schlimmbesserung statt jeglichem, da ja Dative vorangehen. Auch sonst zeigt dieser Brief, dessen von mir noch benutzte Urschrift beim Drucke nicht vorlag, manche Abweichungen. Erst in der Berichtigung des dritten Bandes wird hier S. 183, 19 Dram statt Dramas verbessert, das ich mir nicht angemerkt hatte, aber ohne anzuzeigen, daß nachträglich der Brief gefunden worden ist, und der sonstigen Änderungen zu gedenken.

Doch wir unterlassen es, weiter auf den Wortlaut der Briefe einzugehen, der leider nicht überall das urkundlich Überlieferte so sicher erkennen läßt, daß er in Untersuchungen über Goethes Rechtschreibung und Satzzeichnung zu Grunde gelegt werden könnte. Viel wichtiger ist die richtige Zeitfolge der Briefe, da durch falsche Stellung derselben die Entwicklung der Lebensverhältnisse verschoben wird. Hier war umsomehr die äußerste Sorgfalt geboten, als man da, wo eine andre Bestimmung sich nicht notwendig aufdrängte, der häufig unsichern, oft geradezu verzweifelten Anordnung des letzten Herausgebers folgen wollte. Wie sehr man es hier an strenger, umsichtig alle Anhaltepunkte erspähender Untersuchung hat fehlen lassen, zeigt schon das Verzeichnis der Umstellungen der Briefe vom zweiten Bande, die der Nachtrag des dritten bringt. Aber auch schon im ersten Bande wäre manches zu ändern. Der Brief an Herder 72 ist, freilich mit Fragezeichen, aus dem Sommer 1771 datirt, darauf folgen vier Sesenheimer Briefe „Juni 1771?“, wozu die Lesarten bemerken, die Zeitfolge der letztern sei unsicher. Genauere Untersuchung, ja nur die Benutzung der schon vorhandenen würde eine andre Bestimmung ergeben haben. Der Herderbrief ist nicht im Sommer, sondern Mitte Mai geschrieben, ehe Goethe vor Pfingsten (19. Mai) nach Sesenheim ging. Die Briefe an Salzmann sind nach dem ersten Druck unrichtig geordnet. Bereits

vier Wochen war Goethe von Straßburg, als er den hier den Reigen eröffnenden Brief an Salzmann (73) schrieb. Vierzehn Tage vorher, in die zweite Woche nach Pfingsten, fällt Brief 75, mit der Bitte um Zuckerzeug; den Dank dafür spricht 76 aus, der nach der Datirung „Mittwoch Nachts“ auf den 5. Juni fällt. Der Brief, der hier als erster folgt, ist eine Woche darauf geschrieben, etwa den 12. Nach dem letzten Briefe (74), der beginnt: „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme,“ soll Salzmann der Botin einen Louisdor geben, daß er sich auslösen könne. Die unzweifelhafte Folge der Briefe ist hier unbegreiflich verschoben, die beiden ersten sind die letzten geworden. Brief 77 wird richtig in den Sommer 1771 gesetzt, was aber näher bestimmt werden mußte; er gehört in die Mitte des August, ist am Vorabend des Abschiedsrittes nach Sesenheim geschrieben. Der ihm hier folgende Brief (78) fällt vor ihn, da er die Antwort auf Herders Erwiderung des Maibriefes (72) ist und sofort nach Empfang der letzteren abging. Das alles ist nichts neues, nur vom Herausgeber so wenig beachtet worden, wie die sich gegenseitig erläuternden Briefe selbst. Auch bei den Briefen an Kestner fehlt es nicht an starken Versehen, wenn auch ein paar richtiger bestimmt sind als im ersten Drucke, was aber längst von andern geschehen war. Ein sehr starker und folgenreicher Irrtum ist es, wenn Brief 138, die Erwiderung auf die den Dichter niederschlagende Kunde von der erfolgten Vermählung, zwischen den 9. und 10. April gesetzt wird; denn wir wissen, daß die Vermählung Palmsonntag den 4. April erfolgte. Goethe hatte sie erst Ostern erwartet und wollte vorher, am Karfreitag, Lottens Silhouette begraben, mit ihr „heilig Grab machen.“ Die Anzeige der vollzogenen Vermählung erfolgte doch spätestens am 5., sodaß Goethe sie am 6. erhielt, worauf er sofort erwiderte. Der Herausgeber vermutet, Brief 135 und 136, welche die verspätete Sendung der Trauringe begleiteten, seien, obgleich sie noch keine Ahnung der vollzogenen Trauung enthalten, am 7. geschrieben; sie fallen Ende März oder in die allerersten Tage des April. Brief 138 gehört vor 137; die Nachträge zum dritten Bande gedenken dieser notwendigen Umstellung nicht, dagegen der von 149 (fälschlich „etwa 8. Mai“ datirt) vor 147. Noch schlimmer ist es, wenn der neue Herausgeber darin der ersten Ausgabe folgt, daß er den Brief vom ersten Christtag (196) in zwei spaltet und die zweite Hälfte durch ein lustiges ὕστερον πρότερον in den Oktober verlegt (175). Hätten ihn entschiedene sachliche Gründe nicht überzeugt, der Augenschein hätte ihm, da ihm beide Handschriften vorlagen, zeigen müssen, daß meine schon vor dreißig Jahren geäußerte Behauptung unzweifelhaft richtig ist. Aber er folgte blind dem Verzeichnis Strehlkes, das leider ein unzuverlässiger Führer ist.

Im Nachtrag zum zweiten Bande sind einige Briefe nach der aus Goethes Rechnungsbüchern gewonnenen Angabe seiner Postsendungen näher bestimmt, mehrere Briefe Lavaters nach den Untersuchungen eines jungen, sehr wackern

Mitarbeiters, Dr. von der Hellen, umgestellt, der auf der freilich von mir schon vor einem Menschenalter bemerkten Unzuverlässigkeit der Datirungen Hegners fußt. Leider ist auch diesem gut geschulten, scharfsinnigen Forscher ein Mißgriff begegnet, da er bei Lavater nur immer dessen „Physiognomische Fragmente“ im Sinne hat. In Brief 325 geht der Journal nicht auf ein „bloßes Verzeichnis physiognomischer Aufsätze“ Lavaters, sondern ganz offenbar auf dessen Verteidigung wegen Gaßner, Goethe hatte statt dieser leidenschaftlichen Abwehr, die der Züricher Freund ihm eingeschickt, eine andre in die Frankfurter Zeitung einrücken lassen. Lavater selbst bezieht sich darauf in dem Briefe an Herder vom 31. Mai.

Auch im dritten Bande wird nachträglich eine Reihe von Umstellungen als notwendig angezeigt. Das ist keine Annehmlichkeit für den Benutzer der Sammlung und beweist nur den Mangel rechtzeitiger Sorgfalt. Leider ist hiermit die Zahl der Versehen keineswegs geschlossen; es wären noch manche andre Briefe umzustellen. Wir wollen hier nur einige dieser Fälle beleuchten. Wenn man es dem armen Guhrauer, der bei seiner äußersten Bedrängnis fast vor vierzig Jahren die sehr schwierige Herausgabe des Knebelschen Briefwechsels übers Knie brechen mußte, wohl nachsehen darf, daß er die hier unter 369 und 370 abgedruckten Briefe in den November 1775 setzte, so hat der neuere Herausgeber durchaus keine Entschuldigung, wenn er ihm darin folgt und die längst nachgewiesene Unmöglichkeit verkennt, wovon sich freilich auch bei Strehlke keine Spur zeigt. Daß Brief 369 fast neun Jahre später, am 26. September 1784, geschrieben ist, habe ich schon im Jahre 1853 so schlagend nachgewiesen, daß jeder Zweifel ausgeschlossen scheint. Die „wunderliche Societät“ von sieben Personen, die Knebel am 27. auf den Hals kommen wird, waren außer Goethe Fr. Jacobi und dessen Schwester, Claudius, Herder nebst Gattin und der junge Fritz von Stein. Damals hielt sich Knebel in Jena auf, während er im November 1775 im nahen Tiefurt weilte und Goethe am 27. nach Erfurt ging. Ebensowenig kann Brief 370 zwischen den 27. November und den 3. Dezember, in die Anwesenheit der Stolbergs, fallen. Damals herrschte im Kreise des Hofes ein sehr bewegtes Leben, wozu die Äußerung des Briefes nicht stimmt: „Unser Dichter von der Ostsee ist zu diesen trüben und kurzen Tagen sehr erwünscht gekommen.“ Das „sehr erwünscht“ paßt so wenig zu der jubelnden Freude über die Ankunft der Stolbergs wie „unser Dichter von der Ostsee“ zu den beiden gräflichen Dichtern, die dänische Kammerherren waren. Der Brief wird in die kürzesten Dezembertage 1778 fallen. Freilich ist, bei der Dürftigkeit unsrer Nachrichten über jene Tage, bis heute nicht zu sagen, wer jener Dichter von der Ostsee gewesen ist, vielleicht Overbeck, der Mitarbeiter an Vossens Musenalmanach; unzweifelhaft zeugt es dagegen von der größten Unachtsamkeit, die beiden Briefe von 1778 und 1784 in den Aufenthalt der Stolberge zu verlegen. Dabei sei bemerkt, daß auch Brief 371

genauer bestimmt werden konnte; er ist am 2. Dezember geschrieben. Ein andres Beispiel von auffallendem Mangel an Umsicht bieten die Briefe an den Leipziger Kaufmann Steinauer. Von den vier Briefen dieses Jahres an ihn ist nur einer datirt; Anhaltepunkte zur Bestimmung der übrigen bietet das schon angeführte Verzeichnis von Goethes Postsendungen, das noch vierzehn andrer Briefe und Pakete an ihn vom April bis zum Oktober 1776 gedenkt. Einen Brief, worin es heißt: „Die Wagen rasseln schon, die Pferde klappern, es geht nach Tiefurt," wird auf den 1. oder 13. Mai verlegt, obgleich hier offenbar ein Steinauer schon bekanntes bewegtes Leben in Tiefurt vorausgesetzt wird, der Einzug in Tiefurt dagegen erst eine volle Woche später stattfand. Ein bedeutendes Gewicht für eine spätere Zeit liegt auch in den Worten: „Schicken Sie aber auch der Schröter Briefe an mich"; denn die Unterhandlungen mit der Schröter, wegen ihrer Anstellung am Hofe, begannen erst im Sommer, wie das Tagebuch nachweist. Gegen die Ansetzung des Briefes auf den 30. August spricht bloß der Umstand, daß das Postverzeichnis keinen Brief von diesem Tag erwähnt; möglich wäre, daß der Brief einen Posttag liegen geblieben wäre. Als erster Brief an Steinauer werden die Zeilen 438 gesetzt, die kaum als erste briefliche Mitteilung gelten können. Wir wagen nicht, die Zeit dieser Zeilen und des Briefes 520 fest zu bestimmen; der letztere wird hier ohne Zweifel viel zu spät angesetzt, da er nicht in die Zeit der ernstlichen Verhandlungen mit der Schröter fallen kann. Wir könnten weiter zeigen, wie verfehlt die Versetzung der Zettel an Einsiedel 527, 528 und 531 in den November ist, da diese sich vielmehr auf die beabsichtigte Vorstellung der „Mitschuldigen" im Juni beziehen, die durch Einsiedels Halsstarrigkeit nicht zustande kam, auch die des Briefchens 534 in den Dezember statt auf den 24. März, eine Willkür, durch die die zeitlich nicht festzustellenden Zeilen 737 zwischen Briefchen gepfercht sind, die sich auf die nicht im September, wie es hier heißt, sondern am 22. August 1778 für die Herzogin-Mutter veranstaltete Rembrandtische Beleuchtung des Parkes beziehen.

Aber wir brechen ab. Das Gesagte wird hinreichen, zu beweisen, daß bei der hohen Stufe, welche die Herausgabe brieflicher Urkunden in Deutschland heute erreicht hat, unser Altmeister Goethe hier eben kein Glückslos gezogen hat. Ein verfehlter Plan ist auf eine der Wissenschaft nicht würdige Weise ausgeführt worden.

Rassen- und Klassenhaß

Aus Österreich

Unmittelbar vor Beginn der Reichsratsferien wurden im Abgeordnetenhause zwei Erklärungen abgegeben, die eine ernste Mißbilligung einer „krankhaften Erscheinung" in unserm öffentlichen Leben und die nach allen Seiten gerichtete Mahnung enthielten, jener Erscheinung entgegenzuwirken. Der Führer der Opposition, Herr von Plener, und der Ministerpräsident drückten an zwei auf einander folgenden Tagen, dem Sinne nach völlig übereinstimmend, ihr Bedauern über die Maß- und Rücksichtslosigkeit in den Parteikämpfen der Gegenwart aus und suchten das Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl zu wecken. Ganz verschiedne Anlässe waren es, welche die beiden Redner, in denen zwei entgegengesetzte Richtungen sich gewissermaßen verkörpern, genau zu derselben Schlußfolgerung führten. Herr von Plener war sichtlich erschreckt durch den Ausbruch eines wilden Adelshasses bei Gelegenheit einer Verhandlung über ein neues Fideikommiß. Über den Wert der Fideikommisse sind die Ansichten bekanntlich geteilt, und es lassen sich genug erhebliche Gründe gegen die ganze Einrichtung vorbringen. Aber der eine Oppositionsredner, der Wiener Abgeordnete Kronawetter, der Wortführer der vorstädtischen Konfusokratie, frischte seine herkömmlichen Redensarten von der alleinseligmachenden Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und von der herrlichen französischen Revolution, mit der für ihn erst die Geschichte der Menschheit beginnt, diesmal durch Wendungen auf, die den unnötigen Beweis erbrachten, daß ihm der Ton der guten Gesellschaft fremd ist. Und noch viel ingrimmiger ließ sich ein Herr Pollak aus Böhmen aus. Er kommt nicht, wie konsequenterweise Kronawetter, zur Abschaffung des Erbadels. Wer „arbeitet," z. B. seine Aktien arbeiten läßt, erwirbt sich nach dieses Redners Vorstellung das Recht auf den ererbten Besitz, vielleicht darf auch die Verwaltung von Gütern Arbeit genannt werden, nur nicht, wenn diese Edelleuten gehören, denn die arbeiten nicht. Wie viele Mitglieder der Talmi-Aristokratie, „Söhne von Börsenfürsten" u. s. w., kein höheres Ziel kennen, als in allen noblen und unnoblen Passionen, allen Nichtigkeiten und Ausschweifungen adelichen Nichtsthuern ähnlich zu werden, wie gut es

Digitized by Google

auch die „Finanzbarone" verstehen, Ländereien und Waldungen aus Bauernhänden zu erwerben und zusammenzulegen, davon weiß der Mann nichts, oder er findet eben, daß das ganz was andres sei. Wenigstens brachte er für einen von andrer Seite erwähnten jüdischen Leuteschinder die köstliche Entschuldigung vor, der sei zu seiner Handlungsweise durch unbillige Pachtbedingungen genötigt. Da wird jemand, der vielleicht andre Pachtbewerber durch das Anbieten von Bedingungen, bei denen er nicht bestehen könnte, aus dem Felde geschlagen hat, zu dem bedauernswerten Opfer aristokratischer Habsucht, und muß, gewiß mit blutendem Herzen, sich an den Arbeitern schadlos halten!

Dieser Vertreter eines sogenannten Bürgertums würde kaum noch durch die Behauptung Verwunderung erregt haben, daß der Qualm in den Städten nicht von den Fabrikschloten, sondern von den Cigarretten aristokratischer Tagediebe herrühre; und Herr von Plener hätte ohne Zweifel die Mühe, jenen abzuthun, den ministeriellen Rednern überlassen, wenn er nicht ein geschätztes Mitglied der Partei wäre, die sich gern etwas auf ihre Mäßigung zugute thut. So hielt er denn dem hitzigen Freund Bourgeois eine förmliche Strafpredigt und entwickelte dabei Anschauungen, die manchen Parteigenossen stark verblüfft haben mögen. Er erkannte die Berechtigung und Notwendigkeit des Adels im Staate an, pries aber die englischen Einrichtungen, die einerseits den Rücktritt der jüngern Söhne in die bürgerliche Welt und bürgerliche Berufsarten, anderseits das Aufsteigen ausgezeichneter Bürger in die Peerage ermöglichen. Das ist sehr schön, doch was werden zu dem ersten Satze seine politischen Freunde sagen, die eben denselben Satz in seiner Anwendung auf bäuerliche Verhältnisse für das größte Unheil, die schreiendste Ungerechtigkeit erklären? Und was den zweiten Punkt betrifft, so wird sich der Redner wohl nicht verhehlen, daß der Zuführung frischen, guten Blutes in die Adelskaste in Österreich nichts so sehr im Wege steht, als die besonders unter den Bürgerministerien massenhaft erfolgten Verleihungen des erblichen Adels.

Der Ministerpräsident war zu dem Ausspruche, daß gegen Krankheiten der Gesellschaft diese selbst „Remedur" finden und mit gegenseitiger Achtung der Überzeugungen den Anfang machen müsse, durch mehrere Interpellationen veranlaßt worden, die, obwohl von verschiednen Seiten und in ganz entgegengesetzter Absicht eingebracht, doch in ursächlichem Zusammenhange standen. Zu ihrer Erklärung muß etwas weiter ausgeholt werden.

Gleich nach den letzten Gemeindewahlen in Wien war zu bemerken, daß der Kampf gegen die antisemitische Bewegung mit viel größerm Kraftaufwande als bisher aufgenommen wurde. Sichtlich war ein allgemeines Aufgebot ergangen, um den Feind von allen Seiten zugleich und mit allen Waffen anzugreifen. Bis dahin hatte man geglaubt, ihn durch Spott, Verachtung und sittliche Entrüstung vernichten zu können, und in einer Wählerversammlung, zu der nur sogenannte Waschechte (sinnigerweise in die Börse) geladen worden waren,

versicherten sich die Anwesenden gegenseitig, Wien werde niemals so tief sinken, antisemitisch zu wählen. Als dies trotzdem eintraf, ergingen sich die Zeitungen in den schwärzesten Schilderungen der Zukunft Wiens, alle Redegewaltigen wurden zu Hilfe gerufen, und sogar der einstige Minister Herbst mußte öffentlich beweisen, daß er nichts liest, als sein Leibblatt, dem er nacherzählte, außerhalb Österreichs gebe es gar keinen Antisemitismus, verstehe man ihn gar nicht. Ein Verein „zur Hebung des Fremdenverkehrs“ glaubte im Sinne seines Programms zu handeln, indem er ausposaunte, Fremde könnten nicht mehr wagen, nach Wien zu kommen, weil sie befürchten müßten, für Juden angesehen und beschimpft zu werden. Den Hauptschlag aber führten die Getreidehändler. Diese hatten im vorigen Jahre beschlossen, keinen „Saatenmarkt“ mehr in Wien abzuhalten, weil kein genügendes Geschäft gemacht werde; der eigentliche geheime Grund soll jedoch die Wahrnehmung gewesen sein, daß der Saatenmarkt die fremden Käufer mit den Produzenten selbst in Berührung bringe und somit die Zwischenhändler entbehrlich mache. In der Hoffnung, daß dieser damals allgemein bekannt gewordene Beschluß inzwischen wieder in Vergessenheit geraten sein werde, faßten sie ihn noch einmal, doch nun mit der Begründung, die ja meistens dem auserwählten Volke angehörenden Kornspekulanten würden in Wien nicht sicher sein. Und richtig meldete der Telegraph aus allen Sitzen des Getreidehandels zustimmende Erklärungen. So war der Beweis geführt, daß Wien veröden müsse, weil es Antisemiten in die Gemeindevertretungen abgeordnet hat.

Die Osterzeit brachte allerdings mehrere lästige Erscheinungen. Zuerst einen außergewöhnlich häßlichen Betrugsprozeß, der sich nicht totschweigen ließ und Wasser auf die Mühle der Antisemiten war, dann die Krisis in dem Pferdebahnunternehmen, dessen Hauptaktionär ein schon von früher her sehr — populärer jüdischer Bankier ist. Die Gesellschaft beantwortete die äußerst billigen Forderungen der Kutscher in hellem Übermute mit dem Versprechen, im Laufe der nächsten Monate diese Forderungen in Erwägung zu ziehen und dann nach Möglichkeit zu befriedigen. Es war doch zu durchsichtig, daß sie nur über den gefährlichen Augenblick hinauskommen und Zeit für Vorkehrungen gewinnen wollte, um bei passender Gelegenheit die Unbotmäßigen davonzujagen; und hatte von Anfang an die öffentliche Meinung, die wirkliche, auf Seiten der armen Kutscher gestanden, so wurde nun die Empörung gegen die Tramway-Gewalthaber allgemein. Leider erinnerte sich das Publikum nicht daran, daß es vor einer längern Reihe von Jahren dieselbe Gesellschaft durch passiven Widerstand sehr schnell gezwungen hatte, eine willkürliche Fahrpreiserhöhung rückgängig zu machen. Dafür ergriff der Pöbel in seiner Art Partei, bewarf die wenigen Wagen, die trotz des Ausstandes der Kutscher verkehren konnten, mit Steinen, kühlte auch an jüdischen Branntweinschänken seinen Mut und ließ es zu blutigen Zusammenstößen mit Polizei und Militär kommen.

An diese Vorgänge klammerten sich nun Judenfreunde und Judenfeinde. Die Behörde hatte wohl eingegriffen, sowohl um den Unfug des Mob zu dämpfen, als um dem Unfug der Gesellschaft zu steuern und den streng in den gesetzlichen Grenzen gebliebenen Kutschern zu dem zu verhelfen, was man wohl Menschenrecht nennen darf. Aber das geschah angeblich zu spät, und zugleich wurden Maßregeln gegen die Antisemiten gefordert, wobei man sich anstellte, als ob es vor dem Auftreten dieser Partei in Wien keine gefährlichen Klassen gegeben habe. In diesem Sinne hielt Herr von Chlumecky im Abgeordnetenhause eine Rede, die fast Wort für Wort ebenso am Platze gewesen wäre, wenn er die Absicht gehabt hätte, Schutz der katholischen Kirche und ihrer Diener gegen die judenliberale Presse zu beanspruchen. Nicht geschickter benahmen sich die Antisemiten mit ihrer Klage über die Gewaltthätigkeiten der bewaffneten Macht und über die Verunglimpfungen ihrer Partei. Da die beiden Interpellationen sich gegenseitig ad absurdum führten, hatte Graf Taaffe mit deren Beantwortung leichtes Spiel. Und er war großmütig genug, die Interpellanten nicht zu einem Bekenntnis zu nötigen, wie sie an seiner Stelle vorgegangen sein würden, ob nach des Einen Meinung die Polizei angewiesen werden müsse, sich vor dem Einschreiten gegen Unruhstifter nach deren politischem Programm zu erkundigen, und nach des Andern Verwaltungsgrundsätzen vor jedes Gewölbe eines Juden ein Doppelposten gestellt werden solle, da man ja niemals wissen kann, ob es nicht einen schlimmen Buben gelüsten könnte, Steine hineinzuschleudern. Der Abgeordnete Vergani dürfte sich freilich kaum Rechnung machen, einmal an die Regierung zu kommen, aber sein Kollege Chlumecky ist längst zu Taaffes Nachfolger ausersehen und hätte daher eine derartige Frage nicht ungehörig finden können.

Übrigens hatten die Feiertage noch eine Überraschung gebracht. Nach den Feiertagen beschwerten sich alle liberalen Zeitungen aufs bitterste über eine vom „Vaterland“ verübte Indiskretion, Verletzung des Amtsgeheimnisses, Entheiligung des Osterfestes durch eine schmähliche Judenhetze. Die genannte Zeitung wird sonst beinahe ausschließlich in klerikalen Kreisen gelesen, nun griff aber jedermann nach dem Blatte. Denn wenn Organe, die sonst den Satz vertreten, daß alles in die Öffentlichkeit gebracht werden müsse, alles ohne Unterschied, und die, wenn sie in den Besitz eines geheimen Aktenstückes gelangt sind, nicht leicht berücksichtigen, ob die Veröffentlichung Schaden anrichten kann oder nicht, sich derart über den Mißbrauch erhitzten, so mußte wohl etwas Fürchterliches geschehen sein. Und was war es? Eine Anzahl Juden hatte dem Grafen Taaffe eine Denkschrift überreicht, die den Nachweis liefern sollte, daß in Österreich überall und tagtäglich die gröbsten Gesetzverletzungen zum Nachteil ihrer Rasse verübt würden. Der Schritt scheint in tiefster Stille beraten und ausgeführt worden zu sein, nicht einmal die befreundeten Zeitungen soll man ins Geheimnis gezogen haben. Und das war

ein großer Fehler, denn unter den Journalisten würde sich doch einer oder der andre gefunden haben, der auf den Widersinn des Inhalts aufmerksam gemacht oder wenigstens Sprachverbesserungen angeraten hätte. Wer z. B. schreiben kann: „Im Zusammenhange hiermit wird gebracht," verrät zu deutlich, daß er gewohnt ist, „auf der Börs'" zu gehn. Das wäre nun wohl Nebensache. Aber vor allem muß die Frage aufgeworfen werden, ob denn die Verfasser der Denkschrift dem Grafen Taaffe nicht so viel Einsicht zugetraut haben, die Schwächen ihrer Darstellung zu erkennen, bevor er durch gegnerische Zeitungen aufmerksam gemacht worden wäre? Denn nur so ist ihre Betrübnis über das Bekanntwerden des Schriftstückes verständlich.

Daß die Antisemiten jubeln, ist leichter zu begreifen. Wollte man alle Unwahrheiten, Übertreibungen, unbewiesenen Behauptungen, Trugschlüsse und Denunciationen mitteilen, es bliebe nichts übrig, als die ganze mehr als einundzwanzig hohe Zeitungsspalten füllende Denkschrift abzudrucken. Eine Blumenlese mag genügen.

Früher war es ein stehender Trumpf der judenfreundlichen Presse, es sei eine Schande für die Christen, sich vor dem kleinen Häuflein ihrer jüdischen Mitbürger zu fürchten. Jetzt gestehen die über eine Unzahl von Zeitungen aller Art verfügenden Juden ihre Ohnmacht gegenüber einer Handvoll kleiner, wenig verbreiteter, meistens sich mühsam erhaltender Blätter ein. Allerdings ist deren Zahl größer, als wir bisher geahnt haben. Denn um ihre Not recht arg erscheinen zu lassen, zählen die Verfasser der Denkschrift jedes in irgend einem Winkel des Reiches erscheinende, ihnen unangenehme Wochenblättchen auf und versichern, es gäbe deren noch viel mehr, bestätigen also unvorsichtig, daß die Bewegung überall Boden hat. Allerdings geht aus den Stichproben (deren Richtigkeit vorausgesetzt) auch hervor, daß ein Teil dieser Presse sich eines äußerst rohen Tones befleißigen muß. In dieser Beziehung hat der Vorwurf des „Vaterlands," die Stellen seien aus dem Zusammenhange gerissen, keine Bedeutung; wenn auf der Gegenseite z. B. Stimmung gegen die Geistlichkeit gemacht wird, so geschieht es in der Regel mit viel mehr Vorsicht.

Wie nicht anders zu erwarten war, wird die Frage als religiöse behandelt, was nicht hindert, gelegentlich auch Stimmen derjenigen Judengegner anzuführen, die einen ausgesprochen unchristlichen Standpunkt einnehmen. Die Juden bilden keinen eigenen Volksstamm, sondern „eine Religionsgenossenschaft, deren Angehörige nach ihrer Landsmannschaft auch Angehörige der verschiednen Volksstämme des Vaterlandes sind"; mit welcher Geschwindigkeit sie das gemeinsame Vaterland gegen ein anderes umtauschen, im Handumdrehen z. B. Angehörige des französischen Volksstammes werden können, davon weiß die Denkschrift garnichts. Nomadenvolk seien sie allerdings vor Jahrtausenden gewesen, aber auch andere Völker seien einmal gewandert. Der Vorwurf, daß sie andere Völker haßten und verachteten, werde schon durch die Annahme

eines einzigen Elternpaares der ganzen Menschheit im alten Testament widerlegt. Wer das nicht schwarz auf Weiß vor sich und durch die Stellungnahme der jüdischen Zeitungen nicht jeden Gedanken an Fälschung beseitigt sähe, würde die Kühnheit einer solchen Beweisführung nicht für möglich halten! In andern Fällen werden offenkundige Thatsachen einfach mit Unsinn, albernes Märchen, oder auch damit abgefertigt, den Verfassern sei davon „nichts bekannt." Die Alliance israélite ist ein ganz harmloser gemeinnütziger Verein. Daß eine Zeitschrift eine eigne Rubrik „Der Jude im Gerichtssaal" eröffnet hat, andre wenigstens nie unterlassen, die Nationalität zu erwähnen, wenn ein Jude als bankbrüchig oder sonst wegen eines Verbrechens oder Vergehens verurteilt worden ist, geschieht in der gehässigen Absicht, die Welt glauben zu machen, daß „die Juden ein überaus (!) großes Verbrecherkontingent stellen, während doch nachweisbar das Gegenteil der Fall ist": leider unterläßt die Denkschrift den Nachweis, daß sie ein überaus kleines Verbrecherkontingent stellen; und daß das Hervorheben der von Juden begangnen Verbrechen durch das Vertuschen solcher Verbrechen von andrer Seite veranlaßt wird, gehört wohl wieder zu den „nicht bekannten" Dingen. Das „Deutsche Volksblatt" habe gleich in seiner ersten Nummer nichts als Judenhetze getrieben, da darin von „gastlich geduldeten Fremdlingen, Rasseneigentümlichkeit, eingewanderten Semiten, jüdischen Geldfürsten, jüdischen Spekulanten, jüdischen Zwischenhändlern, jüdischem Wesen, jüdischer Presse" u. dergl. m. gesprochen werde. Von solchen Dingen soll eben nicht gesprochen werden. Triumphirend wird einem Salzburger Blatte „Kyffhäuser" als Widerspruch vorgehalten, daß es einmal den Juden „kapitalistische Richtung" nachsage, dann aber behaupte, der Charakter der sozialistischen Bewegung entspreche gerade dem jüdischen Charakter am meisten. Sonach scheint es eine Erfindung des bösen „Kyffhäuser" zu sein, daß den Hunderttausenden jüdischer Geldmänner die sozialdemokratischen oder anarchistischen Führer, deren Namen alle Welt kennt, gegenüberstehen, oder daß sich auch beide Eigenschaften in einer Person vereinigen. Wie Berlin seinen Singer, hat Wien seinen Adler — doch davon weiß die Denkschrift nichts.

Zu den logischen Meisterstücken gehört folgender Satz: „Wenn in allen den antisemitischen Journalen fortwährend von dem Konnex des Verfalls eines Reiches und der Thätigkeit der Juden in demselben gesprochen wird, wenn fortwährend Juden als Revolutionäre denunzirt werden, so zeigt das Beispiel Spaniens, wo seit nahezu vier Jahrhunderten gar keine Juden leben (! von dem Minister Mendizabal ist ihnen „nichts bekannt"!), gradezu, wie der Verfall so vieler Reiche von alters her und bis auf die Neuzeit, in welchen Juden gar nicht oder nur in verschwindender Minorität vorkommen, daß alle jene Suppositionen falsch und erdichtet sind." In der That, was kann überzeugender sein? Wenn jemand behauptet, daß die Cholera tötlich sei, so wird

das schon durch den Umstand widerlegt, daß viele Menschen an ganz andern Krankheiten gestorben sind.

Nachdem so alle Anschuldigungen, die von Antisemiten gegen Juden erhoben werden, glänzend widerlegt sind, kann der Spieß umgekehrt werden. Die Staatsgrundgesetze gewähren jedem Staatsbürger gleiche Rechte, die Antisemiten sehen die Juden nicht als gleichberechtigt an, folglich verletzen sie die Staatsgrundgesetze. Es giebt Vereine, die keine Juden aufnehmen wollen — das ist gegen die Staatsgrundgesetze. Umgekehrt darf kein Antisemit Geschworner werden, „da sich gewiß nicht behaupten läßt, daß Antisemiten, notorische Antisemitenhäuptlinge zu jenen Personen gehören, die sich wegen ihrer Verständigkeit, rechtlichen Gesinnung, Ehrenhaftigkeit und Charakterfestigkeit für das Amt eines Geschwornen vorzüglich eignen." Allerdings wäre es das einfachste, wenn jeder Angeklagte das Recht hätte, die Personen zu bestimmen, von denen er abgeurteilt zu werden wünscht.

Und leider läßt sich die Lehrmeinung nicht mehr aufrecht erhalten, daß nur die urteilslose Menge, die Besitzlosen und Ungebildeten, jenen „Antisemitenhäuptlingen" Heeresfolge leisteten. „Ist es nicht merkwürdig," fragt die Denkschrift naiv, „daß bei den Gemeinderatswahlen des Jahres 1888 gerade die Wahl des zweiten Wahlkörpers, die Wahl der Intelligenz auf Antisemiten fiel?" Gegenüber von Manifestationen wie diese Denkschrift hört das wohl auf, eine „Merkwürdigkeit" zu sein. Sie selbst aber findet einen andern Grund. Unter den Juden ist allgemein die Meinung verbreitet, „es gewähre die hohe k. k. österreichische Regierung die (!) Duldung der hier herrschenden (!) antisemitischen Bewegung, welche allgemein verbreitete Meinung — mag dieselbe auch irrig sein — diese Bewegung offenbar mächtig fördert, so daß heute die Abwicklung der Angelegenheit gefahrdrohend über unsern Glaubensgenossen schwebt." Auf den köstlichen Stil dieser Sätze braucht nicht besonders aufmerksam gemacht zu werden. Aber diese Behauptung wird wenigstens nicht beweislos hingestellt, nur sind die Beweise wieder darnach. Nämlich: Versammlungen, in denen die Juden ein eigner fremder Volksstamm genannt und jüdische Ausbeuter für die ungünstigen Erwerbsverhältnisse verantwortlich gemacht werden, wohnt der Polizeikommissär „in seiner Amtstracht als der Stellvertreter der hohen Regierung bei und giebt durch sein Stillschweigen zu erkennen, daß nach Auffassung der hohen Staatsregierung die Verbreitung von Haß und Feindseligkeiten gegen eine Religionsgenossenschaft — wenn diese die jüdische ist — als gesetzlich zulässig angesehen wird." Ferner: Beamte und Lehrer nehmen vielfach an Vereinen und Versammlungen mit antisemitischer Tendenz teil, was ihnen die Regierung natürlich verbieten müßte. Ferner: der Landesausschuß von Salzburg untersteht sich, gewisse Lieferungen nur christlichen Bewerbern geben zu wollen, und stellt sogar für die Besetzung der Stelle des Handelskammersekretärs die Bedingung der christlichen Konfession

auf. Aber nicht nur autonome Behörden gehen so vor. „Auch bei Staatsbehörden, sogar bei Gerichtsbehörden, soll (!) der gleiche Widerstand gegen die Geltung der zitirten, von Sr. Majestät allergnädigst gewährten und (!) sanktionirten Staatsgrundgesetze bestehen, wenn es sich um unsre Glaubensgenossen handelt. Während in der andern Reichshälfte, in Ungarn, es vorkommt, daß auch Juden staatsanwaltschaftliche und richterliche Ämter sogar bei dem höchsten Gerichtshof bekleiden, ohne daß darob oder gar gegen dieselben irgend eine Klage erhoben wird [ein Irrtum!], gilt in Österreich dermalen die Erlangung der Stelle selbst eines Staatsanwaltssubstituten erster Instanz oder einer eigentlichen Richterstelle (über die (!) des Auskultanten) für einen Juden als unerreichbar, und wird es sogar beispielsweise seit Jahren als eine Sache vollständiger Unmöglichkeit angesehen, daß ein Israelit auch nur eine Auskultantenstelle beim k. k. Landesgericht erlange." Daß getaufte Juden die höchsten Stellen im Justizdienste bekleiden, bleibt natürlich unbeachtet, denn die sind ja keine Juden mehr. Genug, jüdischen Bewerbern, die nicht so rasch befördert werden, wie sie wünschen, „gilt" es als feststehend, daß sie ihres Glaubens wegen gegen „später eingetretene, wenn auch minder qualifizirte christliche Kollegen" zurückgesetzt werden, bei Staatsbehörden „soll" Widerstand gegen die Durchführung der Gleichberechtigung vorkommen, und die Denkschrift begnügt sich, diese „Beispiele der Nichtbeachtung der Gesetze" anzuführen. Und auf Grund solcher Darstellungen bittet sie den Minister, „die dem Rechte und Gesetze entsprechende Verfügung zu treffen," das heißt nach dem ganzen Inhalte dafür zu sorgen, daß die Juden in allen Zweigen des Staatsdienstes zu den höchsten Stellen gelangen, daß sie in jede Gesellschaft und Verbindung aufgenommen werden müssen, daß Beamte und Lehrer, die keine Freunde des Judentums sind, abgesetzt, solche Vereine unterdrückt, solche Zeitungen verboten, Antisemiten als unfähig für das Geschwornenamt bezeichnet werden u. s. w. Damit dürften die Herren sich wohl vorläufig zufrieden geben.

Kann man sich da noch wundern, daß die Zeitungen jener Partei tagtäglich förmliche Denunziationen gegen Geistliche bringen, die sich geweigert haben, den zwanzigsten Jahrestag der Verleihung der Schulgesetze durch Gottesdienst zu begehen? Wahrscheinlich verlangen die Staatsgrundgesetze auch, daß man Gott selbst für die Gesetze danken müsse, die man für schlecht hält. Das ist die Freiheit, wie die Herren sie meinen. Und sie könnten doch den Gegnern der Schulgesetzgebung das bischen stille Opposition wirklich gönnen. Die Zeit ist wieder gekommen, wo die Abgeordneten, wie Bret Harte sagt, zu ihren Wählern zurückkehren, um ihnen, je nach deren Geschmack, mitzuteilen, daß das Land dem Ruin entgegengehe, oder daß die Aussichten niemals befriedigender gewesen seien, wozu in Österreich noch die dritte Weise kommt: „Die Regierung ist die schlechteste, die sich denken, aber die beste, die sich erwarten läßt; sie mißhandelt die Slawen, gestattet jedoch diesen, wenn auch noch keineswegs

in genügendem Umfange, die Deutschen zu mißhandeln, deshalb wollen wir ihr in Erwartung besserer Zeiten noch das Leben gönnen." Und für alle Parteien ist diesmal wieder das Hauptthema die Schule, aber vergebens hofft man auf eine Äußerung gesunder Realpolitik. Der Unterrichtsminister hat den Versuch gemacht, sich zwischen den Parteiforderungen hindurch zu winden, und hat dadurch glücklich alle Parteien gegen sich aufgebracht. Die Klerikalen thun es ohne die Konkordatschule nicht, die Liberalen begnügen sich nicht, gegen diese Bestrebungen Front zu machen, sondern verkünden überall unter „stürmischem Beifall" die Lehre, daß ein Volk am glücklichsten sein würde, wenn jeder männliche Staatsbürger den Doktorhut trüge und jedes Mädchen wenigstens das Lehrerinnenexamen ablegen könnte, die Tschechen fordern überall, wo einige Dutzende ihrer Landsleute sich niedergelassen haben, tschechische Gemeinde- oder womöglich Staatsschulen u. s. w., und da die liebe Jugend nicht früh genug durch Zeitungslektüre gebildet werden kann, wird in der That der „Rassen- und Klassenhaß" fast zugleich mit den Blattern eingeimpft. Was da aufgeht, wird die Zukunft spüren.

Litteratur

Moderne Argonauten. Humoristischer Roman von Frank Harkut. Jena, Hermann Costenoble, 1889

Dieser humoristische Roman von Frank Harkut, dem Verfasser von „Sylvia" (einem Buche, das wir, wie wir gestehen, nicht kennen) verspricht in seinen Anfängen viel, leider mehr, als er in der spätern Ausführung zu halten vermag. Der Roman schildert eine mehr und mehr überhand nehmende Menschenart, die die Engländer „Globetrotter" (das deutsche „Weltbummler" scheint uns ziemlich gleichwertig) zu nennen pflegen, Menschen, die überall, nur nicht bei sich zu Hause sind. Das eigentliche Vaterland dieser Weltbummler ist England, aber neben ein paar englischen Exemplaren der Gattung führt der Verfasser der „Modernen Argonauten" auch ein deutsches vor: Herrn Gustav Tiefewinkel, wegen seiner Verdienste um die Republik Tehuantepec „Don Gustavo" genannt. Dieser alte Junggeselle und ewig junge Hamburger Geschäftsmann lernt auf einer abenteuerlichen Fahrt nach Malakka eine exotische Schönheit, halb Malaiin, halb Europäerin, aber ganz malaiische Patriotin kennen. Mata Niala alias Marion Nyborg sucht überall nach Bundesgenossen, um einen von England begünstigten Usurpator irgend eines malaiischen Sultanats zu stürzen; Herr Gustav Tiefewinkel, gleichzeitig von einem späten Johannistrieb, von Gold- und Erwerbsdurst und von der abenteuerlichen Aussicht berauscht, in irgend einem hinterindischen Ländchen die deutsche Schutzherrschaft an die Stelle der britischen zu setzen, läßt sich auf eine Art Verschwörung ein, wirbt in Deutschland

seinen alten Schulfreund, einen bedeutenden Geologen, für den neuen Argonautenzug nach einem andern goldnen Vließ und einer andern Medea. Da er aber dabei den klugen Spekulanten nicht verleugnen kann, der für alle denkbaren Fälle gewinnen und keinen Groschen opfern will, so ist er schließlich der Geprellte. Die indische Goldgrube entdeckt sein Freund Christoph Boonekamp Meyer vor ihm, die Braut schnappt ihm der britische Resident beim Maharadscha von Kunong-Kertchil, Lord Dudheen (früher Mr. O. Halloran) weg, der rechtmäßige Sultan Ali, den man zu seinem Throne verhelfen wollte, zündet im Opiumrausch sein Haus an und findet den Tod in den Flammen. Don Gustavo Tiefewinkel aber verstreitet sein Vermögen in kostspieligen und fruchtlosen Prozessen und begegnet uns am Schluß als Inhaber eines Lombardgeschäfts in Madrid. Um diese Zeit hat sich indeß schon aller Humor der Erfindung und alle Teilnahme an dem karrikirten Helden verflüchtigt, wenn auch zugestanden werden soll, daß die Darstellungsweise des Verfassers bis zum Schluß eine gewisse Sorgfalt zeigt. Ob das Ganze im Sinne unsrer Fortschrittspartei eine Satire gegen deutsche Kolonialbestrebungen sein soll und ihr die wohlfeile Weisheit zu Grunde liegt, daß Michel in überseeischen Dingen gegen John Bull jederzeit den kürzeren ziehen werde, lassen wir dahingestellt. Es kann sich auch bloß um eine Illustration zu Sancho Pansas Spruch handeln: „Mancher Mann, der zu scheeren glaubte, ist geschoren hinweggegangen," und als solcher mag der Roman gelten.

Wilde Kirschen von Heinrich Hansjakob. Heidelberg, Weiß, 1888

Wir kennen leider nicht die ältern selbstbiographischen Erzählungen, auf die sich der Verfasser beruft, um ihn ganz würdigen zu können. Diese „Wilden Kirschen" setzen ein Publikum voraus, das dem Erzähler durch Landsmannschaft und wohl auch durch Kenntnis seines persönlichen Wirkens nahe steht, denn er erzählt meist von Dingen, die keinem andern so wichtig oder interessant erscheinen können, als dem, der selbst in Haslach und im Elsaß zu Hause ist. Der Titel „Wilde Kirschen" soll bildlich für die Originale heitrer und ernster Art gelten, die in dem kleinen alemannischen Städtchen so zahlreich wie die wilden Kirschen wachsen. Hansjakob schildert sie nicht, um poetische Wirkungen zu erzielen, sondern um eine halbvergangene Wirklichkeit, die Zeit seiner Jugend, dem Gedächtnis der Nachwelt festzuhalten. In dem Vorwort erklärt er sich deshalb gegen Rosegger, der ihm zu viel Dichter und zu wenig eigentlicher Sittenmaler sei. Wir wollen darum nicht streiten, ob Roseggers Aufputz ein Vor- oder ein Nachteil ist; aber wir müssen gestehen, daß er unterhaltender schreibt, und Wissenschaft im strengen Sinne bietet ja Hansjakob auch nicht. Indes behält man von der Persönlichkeit dieses seine Kirchlichkeit niemals vordrängenden katholischen Pfarrers das freundliche Bild eines mitteilsamen und genauen Kenners der Alemannen in Sprache, Sitte und Charakter.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die kirchlichen Verhältnisse in Österreich

Die Stellung der Deutschen in Österreich wird durch nichts so sehr erschwert, als durch den Gegensatz, worin sich die Leiter der katholischen Partei zu den Trägern des nationalen Gedankens unter den Deutschen befinden. Wir können nur von einer „katholischen Partei" sprechen, weil der Ausdruck „katholische Kirche" nicht anwendbar ist. Zu der Kirche, von der die Gesamtheit aller in Österreich lebenden Katholiken nicht getrennt gedacht werden kann, müssen sich auch die Gegner der sogenannten „Klerikalen" zählen, so lange sie mindestens durch Taufe und Trauung, durch Teilnahme am katholischen Gottesdienste und Religionsunterricht ihre Zugehörigkeit zu dieser Religionsgenossenschaft öffentlich bekennen. Über rein kirchliche Angelegenheiten besteht auch kaum ein Streit. Mit Ausnahme der „Unfehlbarkeit," die im wesentlichen doch nur organisatorische Bedeutung hat, erfahren die Dogmen wenig Anfechtung, kein Gottesdienst, kein religiöser Aufzug wird gestört, kein Bistum, keine Pfarre, kein Kloster im Bestande gefährdet, man freut sich allgemein an dem Erstehen neuer, mit künstlerischem Geschmack ausgeführter Gotteshäuser, man schätzt und ehrt die kirchliche Kunst in allen ihren Richtungen, die Volksvertretung bemüht sich mit seltner Eintracht, auch die materielle Lage der niedern Geistlichkeit nach Kräften zu verbessern, obwohl dies von manchen hohen Kirchenfürsten viel besser und ausgiebiger besorgt werden könnte; anderseits wendet auch die Kirche gegen ihre lauen und widerstrebenden Glieder keine von allen jenen harten Strafen an, die in ihrer Macht stehen, zu deren Handhabung sie sogar verpflichtet ist. Wir hören nichts von Bann und Exkommunikation, selten von Entziehung der Sterbesakramente oder von Verweigerung der kirchlichen Trauung wegen Zweifeln

an der Glaubensfestigkeit von Braut oder Bräutigam — kurz man macht von beiden Seiten Zugeständnisse. Der Kampf ist nur dort entbrannt, wo sich geistliche und weltliche Interessen berühren. Die „katholische Partei“ braucht nicht für den geistigen Gehalt der katholischen Lehre, nicht für die Aufrechterhaltung der katholischen Kirchenorganisation einzutreten, sie will den Einfluß des Klerus auf eine Anzahl weltlicher Einrichtungen erhöhen, sie will das gesamte private und öffentliche Leben mit religiöser Gesinnung durchdringen. Sie legt sich offiziell den Namen der „katholisch-konservativen Partei“ zu, ist aber weit eher „radikal-katholisch,“ katholisch um jeden Preis, für den Staat nur insofern interessirt, als er den Katholizismus fördert. Von einem bedingungslosen Austriazismus kann bei den österreichischen Klerikalen nicht die Rede sein, nicht die Familie Habsburg an und für sich, sondern nur die dem Papsttum treugebliebene und stets ergebene Dynastie wird von ihnen geschätzt und unterstützt, bei jeder leisen Schwankung der Kirchenpolitik der Habsburger hat sich ein sehr deutliches Grollen, Murren und Drohen der Papisten vernehmen lassen. Wenden wir uns der andern politischen Richtung zu, deren Beziehung zu den kirchlichen Verhältnissen wir erörtern wollen, so meinen wir unter den Trägern des nationalen Gedankens unter den Deutschen selbstverständlich nicht die, die sich nur deshalb der deutschen Sprache bedienen, weil es zu ihrem Bedauern noch keine österreichische giebt, nicht die, die das Deutschtum „hochhalten,“ weil und so lange es die Stütze des österreichischen Staates ist, nicht die, die an allerhöchster Stelle, so oft sie nur zu Gehör kommen, sich die Versicherung abzugeben beeilen, sie seien zwar Deutsche, aber daneben gewiß auch so ausgezeichnete Österreicher, daß kein Tscheche mit ihnen wetteifern könne, und sie würden — wenn man sie nur dazu kommen ließe — mit den Deutschnationalen schon fertig werden; nein, diese vornehmen Patrioten, diese staatsmännischen Naturen, die heute noch die letzten Strahlen ihres Ruhmes auf die vereinigte deutsche Linke fallen lassen, bevor sie samt dieser oftmals umgetauften, aber in ihrem Werte unveränderten „Staatspartei“ in das Meer der Vergessenheit sinken, wollen wir ihrer eignen Bewunderung überlassen, in der sie gewiß außerordentliches leisten; die ehrlichen Deutschen haben mit ihnen nichts andres zu thun, als sie zu bekämpfen, und zwar mit jenem Ungestüm und jenem heiligen Zorn, den die geschäftsmäßige Heuchelei notwendig hervorrufen muß. Wir meinen jene Deutschen in Österreich, die es immer und unter allen Umständen sind, mit oder ohne eine bestimmte Staatsform, mit oder ohne Habsburg, womöglich aber mit ihm, die von niemand verlangen, daß er um ihretwillen oder um des Staates willen seine Nationalität verleugne, die sich aber auch ihrerseits für nichts andres als für Angehörige der deutschen Nation anzusehen vermögen und dies mit Freude und Stolz immerdar thun, die sich auch nicht scheuen, diese Gesinnung ihrem angestammten Fürstenhause gegenüber offen zu bekennen und den Standpunkt zu vertreten, daß dieses von ihnen

heute nichts andres verlangen könne, als damals, wo es die Herrschaft in diesen Landen antrat. Für diese Deutschen also, die, frei von allen Großmachtsträumen, nur an dem festhalten, was ihnen wie jedem andern gebührt, die nichts anstreben als ihr nationales Recht, ist es schmerzlich, ihr eignes Volk in Parteien zerrissen zu sehen. Es ließe sich darüber hinwegkommen, daß innerhalb der sogenannten intelligenten Klassen Meinungsverschiedenheiten über Schutzzoll und Freihandel herrschen, daß die einen dem Juden offen die Freundschaft kündigen, während die andern die Faust in der Tasche gegen ihn ballen, daß die Formen noch nicht gefunden sind, durch die die Produktion geregelt und dem Arbeiter der ihm gebührende Anteil an dem Gewinn derselben gesichert werden soll; aber es ist für eine nationale Partei unerträglich, wenn sie im Kampfe für die Ehre und Selbständigkeit des Volkes von dem zahlreichsten und kräftigsten Teile desselben allein gelassen wird, wenn sie schwach und verkümmert gegen mächtige Gegner in die Schranken treten soll. Freilich, die ganz klugen Politiker, die alles zu gleicher Zeit erreichen zu können vermeinen, die verlangen die historisch begründete Vorherrschaft der Deutschen über Tschechen, Polen, Slowenen, Magyaren gleichzeitig, während sie sich kaum gegen die Angriffe eines einzigen dieser Völker mit Erfolg zu wehren vermögen, und halten es noch obendrein für angezeigt, den Vertretern der eignen Bauernschaft auf alle von ihnen gestellten Forderungen die entschiedenste Verneinung entgegenzuhalten. Sie schmieden Programme nach alten Rezepten, werfen sich voll Gesinnungstüchtigkeit und Konsequenz in die Brust und sehen dabei ruhig zu, wie ihre Gegner eine Position nach der andern erringen, sie halten das für echt deutsch, wenn auch der Zusammenhang der Gesamtheit der Deutschen in Österreich immer mehr gelockert wird. Es lebe Rechthaberei und Eigendünkel, wenn auch die Nation darüber zu Grunde geht!

Die deutsche, nationale Partei wird so lange den slawischen Nationalparteien nicht gewachsen sein, so lange sie nebst der nationalen Unabhängigkeit der Deutschen in Österreich auch noch bestimmte Verfassungsformen, staatliche Traditionen retten und befestigen will, und so lange es ihr nicht gelingt, alle Klassen des Volkes unter ihrem Banner zu vereinen. Um dies zu erreichen, ist es durchaus nicht notwendig, daß die deutschen Nationalen insgesamt ins ultramontane Lager übergehen. Davon sind auch die slawischen Nationalen ziemlich weit entfernt. Der Bauer ist kein blinder Fanatiker, er wird weder verlangen, daß Österreich für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes einen Krieg mit Italien beginne, noch daß die Jesuiten zur Leitung der Universitäten berufen werden. Die Beschlüsse der Katholikentage lassen die Bauernschaft in ihrer Gesamtheit ziemlich kalt. Auf deren Programme und Resolutionen hin wird man sie nicht zur Wahlurne treiben. Aber sie verlangt weitergehende Erleichterungen im Schulbesuche, Einschränkung des Lehrstoffes in den Volksschulen und vor allem Bürgschaft dafür, daß die Kinder

im Alter von sechs bis zwölf Jahren durch Mangel an Übereinstimmung zwischen dem Religionsunterrichte und den weltlichen Lehrgegenständen nicht in ihrem Glauben erschüttert werden.

So weit glauben nun viele gut national gesinnte Männer in Deutschösterreich nicht gehen zu können, sie halten die Gefahr, die dem Volke durch die Befestigung des Einflusses der katholischen Geistlichkeit erwachsen kann, für größer als die, die aus der Spaltung zwischen Bürgertum und Bauernstand, aus dem stets zunehmenden Mißtrauen hervorgeht, mit dem sich die arbeitenden Klassen gegenseitig beobachten. Erneuerung des Konkordats, Überflutung der österreichischen Volksschulen mit Schulbrüdern nach Art der frères ignorantins in Belgien, Herabsetzung des Bildungsniveaus der Gesamtheit scheinen ihnen die unvermeidlichen Folgen jedes Nachgebens gegen die Wünsche der ländlichen Bevölkerung hinsichtlich der Schule zu sein. Von dieser Überzeugung erfüllt, setzten die Liberalen mit den ihnen zugänglichen Agitationsmitteln zuerst einen Sturm gegen den Schulantrag des Prinzen Liechtenstein in Szene und demonstriren neuerdings gegen die vom Ministerium vorgelegte Schulnovelle. Dabei werden immer von neuem die teils zutreffenden, teils falschen Beweisgründe für die Notwendigkeit schlechterdings unveränderter Beibehaltung der Schulgesetze von 1869 mit großer Leidenschaftlichkeit vorgebracht, und vor der großen Menge, die immer für den Widerspruch an sich am meisten eingenommen ist, wird als Haupttrumpf die Behauptung ausgespielt, daß die Erhaltung der Schulgesetze eine rein nationale Forderung sei, von der die Deutschen um ihrer Eigenart willen nicht abgehen könnten.

Daraus ergiebt sich nun zweierlei: erstens eine weitere Trennung der in der Opposition befindlichen Deutschen von der überwiegenden Mehrheit der deutschen Bauern, deren Vertreter heute zur Schmach und zum Schaden der Nation mit deren Feinden Hand in Hand gehen. Es hatte sich in den letzten Jahren in vielen Gegenden schon zum Bessern gewendet, die geistlichen Abgeordneten hatten es den Bauern kaum mehr begreiflich machen können, daß sie immer nur für Tschechen und Slowenen eintreten müßten; wer Auge und Ohr für das Leben und die Stimmung im Landvolke offen hat, konnte wahrnehmen, daß bei so manchem klerikalen Wähler ein Umschwung im Werke war, der vornehmlich auf einem gewissen, dem bäuerlichen Wesen entsprechenden Selbstgefühle beruht, das sich dagegen sträubt, daß andre es ihm gleich oder gar zuvor thun wollen. Wenn man die kirchlichen Fragen ganz aus dem Spiele gelassen und die Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben hätte, dem Bauern in den ihn allein berührenden Fragen der Schulverwaltung Recht zu geben, so wäre es nicht unmöglich gewesen, daß die bäuerlichen Vertreter bei den nächsten Reichsratswahlen Zugeständnisse hinsichtlich ihrer nationalen Haltung hätten machen müssen. Hauptsächlich aus dem Grunde, weil den klerikalen Hetzern die Nahrung für ihre Agitation gegen die Deutschnationalen auszugehen

drohte, haben sie den taktischen Vorstoß mit dem Antrage Liechtenstein gemacht. Und nun haben sie ihren Zweck vollkommen erreicht. Die Opposition schwelgt in Einigkeit und läßt sich hinreißen, alle Forderungen der katholischen Partei, gerechte und ungerechte, in Bausch und Bogen abzulehnen. Die Hetze mit Demonstrationen und Petitionen geht nun auf beiden Seiten frisch und fröhlich wieder an. Beschuldigungen der härtesten Art schwirren hin und wieder, die liberalen Städte und Märkte kämpfen im guten Glauben für ihr Deutschtum, und die Bauern werden den Ultramontanen mit Gewalt in die Arme getrieben.

Zweitens wird durch die schroffe Haltung der Deutschen in der Schulfrage auch die Kraft der slawischen Majorität gefördert, die heute noch die Deutschen schädigt, wo sie nur kann. Eine entgegenkommende Behandlung der Schulgesetze hätte vielleicht den Weg zu einer Verständigung mit den Alttschechen geebnet, die in ihrer Bedrängnis durch die taboritischen Jungtschechen am ehesten zu einzelnen Zugeständnissen auf nationalem Gebiete geneigt wären, wenn man sich im übrigen auf einen konservativeren Standpunkt stellte. Statt dessen liebäugelt das einige Deutschtum mit den internationalen Demokraten, wie Kronawetter, und mit den Jungtschechen, die bereits den Vernichtungskrieg gegen die Deutschen gepredigt und ihrem Hasse gegen sie in der unanständigsten Weise Ausdruck gegeben haben. Welche widernatürlichen Szenen haben die liberalen Deutschen im Abgeordnetenhause bei Gelegenheit der letzten Rede Eduard Gregrs aufgeführt!

So geht es mit der nationalen Politik der Deutschen in Österreich nicht einen Schritt vorwärts, aber viele Schritte zurück. Von einer Zusammenfassung aller Kräfte zur Verteidigung des Notwendigen und zur Erreichung eines gesicherten Einflusses auf die Regierung ist man weiter als je entfernt. In allen Lagern wird gegen Windmühlen gekämpft. und dabei verringert sich das Interesse eines großen Teiles der gebildeten Klassen am politischen Leben zusehends. Für ein kluges Nachgeben auf der einen Seite, um dafür alle Macht auf der andern in die Wagschale werfen zu können, giebt es unter den Deutschösterreichern kein Verständnis. Die Hindeutung, die der Schöpfer der Schulgesetze, Herr von Hasner, mit der Bemerkung gemacht hat, er würde, um die lex Liechtenstein zu vermeiden, nötigenfalls die ganze Schulgesetzgebung den Landtagen überweisen, diese gewiß nicht unbedachte Billigung eines Rückzuges der Deutschen auf den Föderalismus, ist beinahe ungehört verhallt, sie scheint in dem Kreise der aktiven Staatsretter der Opposition niemand Stoff zum Nachdenken gegeben zu haben. Auch hat sich unter den vielen Rednern, die bei den Jubelfesten zur Verherrlichung der Gesetze von 1869 auftraten, noch keiner angeregt gefunden, die Frage aufzuwerfen, in welcher Weise man die Interessen der katholischen Kirche in der Schule befriedigen könne, ohne die nationalen Interessen zu verkürzen. Und doch läge hier der Angelpunkt der ganzen Bewegung. Unbedingte Achtung vor den streng kirchlichen Bedürfnissen,

Berücksichtigung der bäuerlichen Anschauungen, dagegen Abweisung aller politischen Ansprüche der Ultramontanen müßte der Grundsatz sein, auf dem sich die Deutschen zu einer wirklichen Macht im Staate erheben könnten. Den Kampf gegen die Kirche können und dürfen sie heute nicht führen.

Zu einer Umgestaltung der konfessionellen Verhältnisse ist die Gegenwart nicht geschaffen: alle darauf abzielenden Versuche sind gänzlich, mitunter schmählich, gescheitert. Die Zeit des Glaubenswechsels ist vorüber, dazu fehlt die Tiefe und Innigkeit der religiösen Überzeugung. Man könnte es vom nationalen Gesichtspunkte wohl wünschenswert finden, daß die Deutschösterreicher Protestanten werden, aber man kann es heute weniger durchführen, als wenn man es noch mit der ganzen spanischen Inquisition zu thun hätte. Freilich dürfte bei einer darauf gerichteten Agitation in diesem oder jenem Städtchen die Bildung einer evangelischen Gemeinde zu erzielen sein: wen aber würde eine solche glaubenslose Gemeinde befriedigen, welches innere Leben wäre ihr beschieden? Von den Armen und Niedrigen aber, die ihrem Gott ihr Elend und ihre Sorgen zu klagen haben, die den Trost in bestimmten Verheißungen und in verständlichen Formeln vernehmen wollen, wären die Aufgeklärten, die sich eine Organisation nach evangelischem Muster schaffen wollten, für immer getrennt. Die katholische Kirche würde durch eine solche Bewegung selbstverständlich schwer getroffen; um sie hintanzuhalten, legt sie den Aufgeklärten auch so wenig Hindernisse in den Weg, als ihr gestattet ist: unschädlich machen aber würde man sie nicht, ihre Kraft würde nach wie vor dort liegen, wo sie heute liegt, in dem streng gläubigen Bauernstande. Sollte sich jemand vermessen, dreihundert Jahre nach der Gegenreformation im Zeitalter Darwins noch einmal reformiren zu wollen? Man wird sich wohl bescheiden müssen, auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse zu bleiben und diese so zu gestalten, daß die katholischen Priester, wenn sie ihre Stellung im Volke nicht selbst gefährden wollen, in den nationalen Angelegenheiten der Deutschen ebenso mit diesen gehen, wie sie es in Böhmen, Krain, Ungarn, Polen, ja selbst in Frankreich thun. Diese Aufgabe zu lösen wird jedoch nur derjenigen deutschen Partei gelingen, die auf den Kulturkampf verzichtet und den grundbesitzenden Teil der Bevölkerung vor allen andern zu befriedigen trachtet. An einem guten Vorbilde für diese Politik fehlt es nicht.

Patent oder Lizenzprämie?

Ein Beitrag zur Verbesserung des Reichs-Patentgesetzes

Von Karl Freytag

(Schluß)

Trotz aller Beschränkungen sind natürlich die meisten Erfindungen nichts als Verbesserungen früherer Entdeckungen, Verbesserungen freilich, deren praktischer Wert den der ersten Idee meist weit übertrifft. Gerade bei diesen Verbesserungen aber tritt die ganze Unvollkommenheit der bestehenden Patentverhältnisse in die grellste Beleuchtung.

Der Erfinder, der ein Verbesserungspatent anstrebt, ist gezwungen, sich mit dem Besitzer des Urpatentes zu einigen, um von ihm die Erlaubnis der Mitbenutzung seines Monopolrechtes zu erlangen. Gelingt ihm dies nicht, so ist der Wert der zweiten Erfindung auf volle drei Jahre völlig hinfällig; sie kann zwar gesetzlich geschützt, aber nicht praktisch ausgebeutet werden, und damit ist für den unglücklichen Verbesserer jede Möglichkeit ausgeschlossen, vor Ablauf dieser Frist für die gebrachten Opfer an Zeit, Klugheit, Kraft und Geld, für die Patentgebühren und die Entschädigung des Patentanwalts, für alle jene langen Reihen von Zeitaufwand, Unannehmlichkeiten, Scherereien und Kosten, welche die Erlangung eines Patentes erfordert, auch nur die geringste Entschädigung zu erhalten.

Drei Jahre aber sind eine lange Zeit in unsrer schnell vorwärts schreitenden Entwicklung, und ein Erfinder ist selten in der Lage, lange zu hoffen und zu harren; er wird also fast immer geneigt sein, um jeden irgend annehmbaren Preis sein Erfinderrecht an den Inhaber des Urpatentes zu verkaufen, und so erwirbt dieser, oft ohne irgend ein geistiges Verdienst um die Erfindung beanspruchen zu können, auf völlig gesetzlichem Wege das Recht, den ersten und zweiten und jeden folgenden Erfinder, der seine Patentrechte zu kreuzen gezwungen ist, für eine geringe Entschädigung nach Belieben auszubeuten, ein Zustand, der den Zielen eines gerechten, wirksamen, gesetzlichen Erfindungsschutzes recht wenig entspricht.

Dann erst, wenn die drei ersten, kostbaren und unersetzlichen Jahre verstrichen sind, kommt — und zwar meist zu spät — dem zweiten Erfinder der

Digitized by Google

§ 11, Abs. 2 des Patentgesetzes zu Hilfe, der bestimmt, daß das Patent nach drei Jahren zurückgenommen werden kann, „wenn im öffentlichen Interesse die Erteilung der Erlaubnis zur Benutzung der Erfindung an andre geboten erscheint, der Patentinhaber aber gleichwohl sich weigert, diese Erlaubnis gegen angemessene Vergütung und genügende Sicherstellung zu erteilen."

Das sieht nun für den ungeduldig harrenden Verbesserer auf den ersten Blick ganz tröstlich aus, in der Praxis aber ist der Schutz, den ihm diese Bestimmung bietet, eine recht schwache Brücke, die den, der sie betritt, nur selten trägt.

Vor allem wird es selbst einer so außerordentlich objektiven, in ihren Entscheidungen so glücklichen Behörde, wie wir sie in dem deutschen Reichs-Patentamt haben, unendlich schwer werden, zu entscheiden, was unter „öffentlichem Interesse" zu verstehen sei. Worin besteht es, wann kommt es in Frage?

In sehr vorsichtiger, wohlbegründeter Weise hat es die Gesetzgebung vermieden, dem Patentamte neben der Entscheidung darüber, ob eine Erfindung neu sei, nach den Vorschlägen einiger auch noch die unerfüllbare Pflicht aufzubürden, bei der Erteilung eines Patentes darüber zu urteilen, ob sie auch zweckmäßig sei. Was aber durch jene Beschränkung klug vermieden ist, läßt der § 11 durch ein Hinterpförtchen wieder hereinschlüpfen und stellt dadurch dem Patentamt eine Aufgabe, die selbst unter Hinzuziehung aller Sachverständigen völlig unlösbar ist. Bei den meisten Erfindungen ist es für niemand, oft selbst für den Erfinder nicht, möglich, die Tragweite derselben im voraus abzuschätzen, und es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man die unzähligen, immer wieder vorgetragenen, jedem Kinde bekannten Beispiele für diese Erscheinung wieder anführen, die leicht noch um hunderte vermehrt werden könnten. Sie alle beweisen aufs klarste, daß es völlig außer dem Bereiche menschlichen Scharfsinnes und menschlicher Urteilskraft liegt, auch nur für die nächste Zukunft Wert, Tragweite und Bedeutung einer Neuerung auf technischem oder einer Entdeckung auf wissenschaftlichem Gebiete von vornherein zu beurteilen oder auch nur oberflächlich zu schätzen. Derartige Zukunftsgrößen sind ihrem eigensten Wesen nach unberechenbar, unmeßbar, ein Maßstab zu ihrer Beurteilung kann erst aus ihren Erfolgen gewonnen werden.

Darum ist aber auch die weitere Aufgabe unerfüllbar, die der oben angeführte Paragraph dem Patentamte stellt, nämlich die, zu beurteilen, was unter einer „angemessenen Entschädigung" und „genügenden Sicherstellung" zu verstehen sei.

Jedem Politiker und Juristen sind die Klippen und Gefahren bekannt, die eine nicht ganz genaue Definition bietet, und der römische Rechtsgrundsatz Omnis definitio periculosa est hat noch immer seine Giltigkeit bewahrt. Geradezu unmöglich aber war es in diesem Falle, eine passende Definition zu finden, weil eben die Sache selbst eine solche nicht verträgt.

Es ist bekannt, daß ein Amerikaner, der auf kleine Metallplatten zur Schonung der Absätze unter den Stiefeln ein Patent nahm, zum Millionär

dadurch geworden ist. Ich kenne leider die Geschichte dieser glücklichen Erfindung nicht, aber soviel behaupte ich kühnlich, daß nach Ablauf von drei Jahren noch kein Patentamt der Welt imstande gewesen wäre, in einem Streitfalle den materiellen Wert derselben auch nur annähernd richtig zu beurteilen und die Summe zu bestimmen, die der Patentinhaber als eine „angemessene Vergütung“ oder „genügende Sicherstellung“ zu betrachten auch nur mit einem Schein von Recht und Billigkeit hätte gezwungen werden können. Keine Erfindung ist so blendend und fällt durch ihre Vorteile so in die Augen, daß sie den angeborenen konservativen Hang der Menschen, ihre Vorliebe für das „gute“ Alte, Langbewährte sofort zu besiegen vermöchte. Auch der mit allen Mitteln der Reklame gründlich vertraute amerikanische Geschäftsmann wird erst Monate und Jahre brauchen, ehe der neue Gegenstand, den er einzuführen bestrebt ist, in weitern Kreisen bekannt geworden, von einigen Neuerungssüchtigen zuerst schüchtern gekauft, durch die Praxis bewährt ist und auch bei denen, die fest am Alten hängen, Anklang findet. Ja man müßte aus psychologischen Gründen die fünfzehnjährige Giltigkeitsdauer eines Patentes für viel zu kurz erachten, wenn nicht die mannichfachen Beschwerden und Nachteile, die sich aus unserm Patentwesen ergeben, eine längere Frist als völlig unerträglich erscheinen ließen.

Alle diese Mängel unsers Patentwesens, die hier nur in ihren Haupterscheinungen kurz gezeichnet werden konnten, scheinen den Vertretern der Freihandelstheorie Recht zu geben, die mit der ganzen Hartnäckigkeit verbissener Doktrinäre zwei Jahrzehnte lang gegen jeden Erfindungsschutz gekämpft haben, bis sie endlich überwunden wurden.

Aber sie scheinen es nur. Denn in Wahrheit würde ein Sturm der Entrüstung die politische Partei hinwegfegen, die das Prinzip des Schutzes der wirtschaftlich Schwachen, das wie ein roter Faden unsre ganze Wirtschaftspolitik durchzieht, in einer seiner wichtigsten Erscheinungen verleugnen und preisgeben wollte, die jener Zügellosigkeit und Willkür Thür und Thor wieder öffnete, die Stuart Mill mit Recht als einen Ausfluß nicht freihändlerischer, sondern freibeuterischer Grundsätze bezeichnet hat.

Denn darüber ist bei allen maßgebenden Beurteilern und in allen beteiligten Kreisen nur eine Stimme: lieber wird man das bestehende Patentgesetz mit allen seinen Unzuträglichkeiten und wirtschaftlichen Nachteilen geduldig weiter ertragen, als zu dem alten Zustande der Anarchie, des Freibeutertums und des Erfinderelends zurückkehren, und selbst in der freisinnigen Partei, die sich so lange als die berufene Vertreterin der Manchestertheorie gerirte, dürften sich heute nur wenige Stimmen für eine solche Umkehr geltend machen. Vielmehr wird jeder Versuch einer Patentverbesserung das als leitenden Gesichtspunkt festzuhalten haben, daß die neue Erfindung auf technischem Gebiete den starken Schutz der Gesetzgebung niemals wird entbehren können,

und die gesetzgeberische Aufgabe wird darin bestehen müssen, diesen Schutz möglichst stark zu machen und von den wirtschaftlichen Nachteilen zu befreien, die ihm bisher angehaftet haben.

Als der erste Versuch eines solchen Patentersatzes ist der Vorschlag einer Nationalbelohnung zu betrachten, der, von keinem geringern als von Goethe zuerst angeregt, im Beginn der sechziger Jahre unter der Fülle von Patent- und Gegenpatentschriften wieder auftauchte und lebhaft erörtert wurde. 1862 erschien in der Deutschen Illustrirten Gewerbezeitung ein Aufsatz des um unsre Patentgesetzgebung hochverdienten Dr. H. Grothe, der zuerst diesen Gegenstand behandelte und zugleich Anregungen zur Durchführung des Gedankens einer solchen nationalen Erfinderprämie bot. Grothe wollte — es war die Zeit Lassalles und Schulze-Delitzschs — die Ausführung seiner Idee großen genossenschaftlichen Organisation übertragen, denen die Prämiirung neuer und zweckmäßiger Erfindungen obliegen sollte. Aber er hielt an diesem Plane nicht lange fest: bald darauf veröffentlichte er im „Arbeitgeber" eine neue Abhandlung über denselben Gegenstand, worin er sich ganz der von dem „Verein Deutscher Ingenieure" geleiteten Agitation zur Einführung eines Patentgesetzes nach englischem Muster anschloß, wie wir es denn auch in unserm Reichspatentgesetz erhalten haben. Als ein Jahr später die preußische Regierung aus sachverständigen Kreisen Urteile über den Gegenstand einforderte, nahm die Kölner Handelskammer den Grothischen Vorschlag in etwas andrer Form wieder auf, indem sie folgendes Gutachten abgab: „Erfindungspatente dürfen in Zukunft in Deutschland nicht mehr erteilt werden. Die bestehenden erlöschen nach Ablauf der vorgeschriebenen Dauer, jedenfalls aber nach fünf Jahren. Aus gemeinsamen Mitteln (sic!) werden jährlich angemessene (!) Beträge zur Belohnung für wichtige (!) Erfindungen ausgesetzt. Mit Prüfung der letztern und mit Zuerkennung der Preise wird eine ständige Behörde beauftragt."

Man sieht, daß sich in diesem Gutachten alle die gefährlichen Klippen finden, die ein gutes Patentgesetz vorsichtig umschiffen muß, wenn es der Gefahr entgehen will, kläglich zu scheitern. Da sind sie wieder, die „angemessenen" Beträge, von denen niemand wissen kann, ob sie dem materiellen Werte der Erfindung im geringsten entsprechen; da sind wieder die „wichtigen" Erfindungen, von denen nur eine zukunftschauende Prophetin zu ahnen vermag, ob sie überhaupt irgend eine Wichtigkeit oder Bedeutung haben, da ist wieder die „ständige Behörde," die natürlich kraft ihres Amtes allwissend und unfehlbar ist! Und wie sollen die Kosten bestritten werden? „Aus gemeinsamen Mitteln"! Als ob der steuerzahlende Bauer ein Interesse daran hätte, daß der Dandy der Großstadt patentirte elektrische Busennadeln und Manschettenknöpfe trägt, oder der arme Handwerker daran, daß ein reicher Konkurrent noch bessere Maschinen und Werkzeuge erhält, um ihm, dem armen Teufel, die letzte Arbeit zu entreißen! So lange das Prinzip der ausgleichen-

den Gerechtigkeit in der Finanzpolitik herrschend bleibt, wird sich unsre Gesetzgebung immer mehr dahin entwickeln, daß der, der einen Gegenstand braucht, auch seine Kosten trägt, nicht aber die Staatsangehörigen zu Leistungen herangezogen werden, von denen sie ihrerseits nicht den geringsten Vorteil zu erwarten haben.

Aber obwohl schon eine flüchtige Betrachtung die Undurchführbarkeit und Unhaltbarkeit der Nationalbelohnungsidee deutlich erweist, ist sie doch, solange die Patentfrage überhaupt auf der Tagesordnung stand, immer und immer wieder aufgetaucht, und man hat wiederholt versucht, für diese und ähnliche Gedanken in Deutschland wie im Auslande eine Agitation zu entfalten. So erließ in Deutschland Böhmert am 13. Mai 1867 einen Aufruf zur Gründung eines internationalen Belohnungsfonds. Wertheim u. Comp. in Frankfurt, Sir Roundell Palmer in London waren lebhaft bemüht, weitere Kreise für die Idee zu erwärmen, die Pariser Ausstellung sollte zu internationalen Vereinbarungen über diesen Gegenstand benutzt werden, aber immer scheiterten alle diese utopischen Beglückungspläne an dem gesunden Sinne der Industriellen und der Regierungen. Jetzt fristet der Gedanke der Nationalbelohnung nur noch in der sozialistischen Litteratur ein wenig beachtetes Dasein, und in der That dürfte er nur in einem kommunistischen Zukunftsstaate nach Aufhebung jedes individuellen Arbeitsentgelts seine Verwirklichung finden; auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung ist der Vorschlag undurchführbar.

Das Ziel der Nationalbelohnung aber, einen Patentschutz zu gewähren ohne Aufhebung der freien Konkurrenz, des Grundgesetzes unsrer ganzen wirtschaftlichen Entwicklung, und ohne die aus einer solchen Aufhebung entspringenden Nachteile und Hemmnisse, ist gewiß gut und berechtigt, und der Versuch, dieses Ziel auf einem andern, gangbarerem Wege zu erreichen, dürfte des Schweißes der Edeln wohl wert erscheinen.

Denn darüber wird man sich nicht täuschen können: die Aufhebung eines Teiles der freien Konkurrenz durch die Erteilung von Erfinderpatenten ist der Grund aller krankhaften Erscheinungen, die wir als Folgen der Patentgesetzgebung kennen gelernt haben, und das Wort Goethes:

> Es ist ihr ewig Weh und Ach,
> So tausendfach,
> Aus einem Punkte zu kuriren

wird sich darum auch hier bewähren. Ich möchte im folgenden einen Weg zu diesem Ziele vorschlagen, den meines Wissens noch niemand gezeigt hat; ob er wirklich dahin führt, oder ob noch ungeahnte Hindernisse ihn kreuzen, mögen Berufenere beurteilen.

Dieser Weg ist die Einführung der Lizenzmarke. Und zwar denke ich mir die künftige Organisation des Patentwesens nach Durchführung der Patentverbesserung folgendermaßen.

Alle bestehenden Patente hören auf, Monopolrechte auf den patentirten Gegenstand zu sein, als Ersatz wird den Inhabern und allen denen, die künftig Patente erwerben, die Befugnis zugesprochen, für jeden durch das Patent geschützten, innerhalb des Schutzgebietes angefertigten Gegenstand (bezw. für jede im Handel übliche Zahl- und Gewichtseinheit desselben) eine prozentuale, durch die Gesetzgebung festgestellte Erfindungssteuer zu erheben. Jedem, der diese Steuer entrichtet, ist die Fabrikation des patentirten Gegenstandes (mit einer noch zu erwähnenden Ausnahme) völlig freigestellt. Der Erfinder quittirt über den richtigen Empfang dieser Steuer durch Herausgabe einer mit seinem Namen und der Nummer des Patents versehenen Quittungsmarke (Lizenzmarke), die auf dem patentirten Gegenstande angebracht wird, um zu zeigen, daß der Fabrikant die Erlaubnis zur Anfertigung von dem Inhaber des Patents auf gesetzlichem Wege erworben hat. Der Verkauf eines patentirten, aber nicht mit einer Lizenzmarke versehenen Gegenstandes unterliegt als Patentverletzung, die Fälschung der Lizenzmarke als Betrug und Urkundenfälschung hoher gesetzlicher Strafe.

Ich bin mir wohl bewußt, daß eine solche fundamentale Änderung des Patentgesetzes den tiefgreifendsten Einfluß auf unser ganzes gewerbliches Leben haben müßte, aber ich befürchte nicht, daß dies ein nachteiliger Einfluß sein könnte. Denn der Gedanke, den ich hier ausspreche, hat bereits die Feuerprobe der Praxis bestanden. Einige Erfinder, die nicht durch materielle Sorgen gezwungen waren, ihr Patent sofort in baares Geld umzusetzen — ich nenne nur den „Reformator" des Klaviers, Paul von Jankó — haben den Versuch gemacht, die Lizenzmarke praktisch einzuführen, und dieser Versuch ist gelungen.

Und wie sich der Versuch im einzelnen bewährt hat, ebenso gut, ja tausendmal besser würde er sich, das ist meine zuversichtliche Hoffnung, auch im ganzen Verkehrs- und Industrieleben bewähren, wenn er gesetzliche Billigung erhielte. Der Ausnahmezustand, der dadurch entstanden ist, daß das Grundgesetz unsrer ganzen Gesellschaftsordnung, das der freien Konkurrenz, zu gunsten der wichtigsten Industriezweige von der Gesetzgebung durchbrochen wurde, würde mit all seinen verderblichen Folgen verschwinden, ohne daß, soweit sich überhaupt eine künftige Entwicklung beurteilen läßt, neue Gefahren und Mißstände infolge der von mir vorgeschlagenen Änderung zu befürchten wären, und die ungesunde, durchaus überflüssige Verquickung von Erfindungsschutz und Privatmonopol würde mit einem Schlage beseitigt sein. Vor allen Dingen würde der Erfinder vom Fabrikanten völlig unabhängig sein. Er würde außer den Gebühren für die Erlangung des Patents, die als Prohibitivmaßregel gegen eine krankhafte Patentsucht und als Quelle eines Ersatzes der dem Staate aus der Überwachung des Patentwesens erwachsenden Lasten immer ihren Wert behalten werden und im Falle der Bedürftigkeit gestundet werden können, keiner

Mittel bedürfen als derer, die für Ankündigungen, Anfertigung der Lizenzmarken und andre kleine Ausgaben nötig sind, und sobald die Erfindung erst von einem einzigen Fabrikanten benutzt ist und sich praktisch bewährt hat, wird er aller Sorge um den materiellen Ertrag derselben enthoben sein, wenn nicht die Gesetzgebung durch zu hohe Ansetzung der prozentualen Erfindungssteuer die Nachfrage nach Lizenzmarken vermindert.

Auch der Fabrikant würde durch die Einführung der Lizenzmarke nicht so schwer benachteiligt werden, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Denn wenn es ihm auch unmöglich ist, das unbeschränkte Monopol für sein Fabrikat zu erwerben, so ist doch auch die Gefahr, die er übernimmt, viel geringer, da er nicht gezwungen ist, von vornherein eine bedeutende Summe für den Ankauf des Patents auszugeben, von dem er nicht einmal mit Sicherheit weiß, ob es ihm auch nur einen geringen Gewinn abwerfen wird. Die Konkurrenz freilich wird ihren preisdrückenden Einfluß auch hier geltend machen, aber dafür erschließt sie auch dem Absatz immer neue Gebiete, übernimmt die Reklame in weitern Bezirken und mildert so auch wieder beträchtlich die für den Einzelnen fast unerschwinglichen Opfer, die die Einführung eines neuen Produktes stets erfordert.

Dem Fortschritt aber ist im freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte Thür und Thor geöffnet, ja die Konkurrenz, das Bestreben, sich hervorzuthun, wird ihn von selbst herbeiführen, und der Gesamtheit wird das Ergebnis in der Form vorzüglicher und doch zugleich preiswürdiger Erzeugnisse zu gute kommen. Der Erfinder aber bleibt durch die Lizenzmarke stets in engster Verbindung mit den Produzenten; er kann die Güte der Fabrikate seiner Kontrole unterwerfen, und es kann ihm durch das Patentgesetz das Recht verliehen werden, im Falle schlechter oder betrügerischer Fabrikation dem Produzenten die Lizenzmarke vorzuenthalten.

Besonders deutlich aber wird die Zweckmäßigkeit der Lizenzmarke bei der Erteilung von Verbesserungspatenten zu tage treten. Denn es ist durchaus undenkbar, wie bei dieser Art des Erfindungsschutzes dem zweiten Patent aus dem Vorhandensein des ersten irgend welche Schwierigkeiten erwachsen sollten. Vielmehr wird ein sehr zusammengesetzter Gegenstand, wie eine Dampfmaschine, ein Webstuhl, leicht zwei, drei und mehr Lizenzmarken tragen können, ohne daß für die verschiednen Erfinder der geringste Streit ihrer Interessen zu befürchten wäre.

Die Lasten des Erfindungsschutzes trägt, wie bei der bisherigen Form des Patents, und wie es allein der Gerechtigkeit entspricht, auch auf diesem Wege der Konsument, dem die Vorteile der neuen Erfindung vor allem zu gute kommen, und die ungerechte, drückende Belastung der Gesamtheit zu gunsten der Konsumenten, die die Verwirklichung der Nationalbelohnungsidee notwendig zur Folge haben müßte, ist hier durchaus vermieden.

Der wirtschaftliche Zwang aber, den jeder gesetzliche Schutz des Eigentums zu gunsten der Gesamtheit mit sich bringt, wird sich auch hier als durchaus heilsam und zweckmäßig erweisen. Es würde nach der Verwirklichung meiner Vorschläge allein darin bestehen, daß die oberste Grenze der Entschädigung, die der Erfinder zu fordern berechtigt ist, einer gesetzlichen Feststellung unterliegt, und diese notwendige Maßregel dürfte kaum als drückend empfunden werden, wenn sie den Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens und den Gesetzen der Preisbildung möglichst angepaßt wird; auch dürfte der Erfolg den Erfinder gar bald lehren, daß es sich in vielen Fällen gar nicht als rationell erweisen wird, jene oberste Grenze einzuhalten. Die Verpflichtung aber, gegen eine entsprechende Entschädigung das Recht der Fabrikation zu verkaufen, kann nur unter dem Einfluß des gegenwärtigen abnormen Zustandes als ein Zwang empfunden werden: wenn die Vorstellung des Privatmonopols erst verschwunden ist — und sie wird verschwinden —, dann wird der Erfinder nur noch das Recht, nicht aber auch die Verpflichtung des Verkaufs der Lizenzmarke empfinden, und die Forderung eines Privatmonopols wird ebenso thöricht erscheinen, wie jetzt der Anspruch eines Bäckers, der etwa verlangen wollte, daß ihm allein gestattet würde, im deutschen Reich Brot zu backen.

Trotzdem wird auch hier der Einfluß der Gesetzgebung nicht zu entbehren sein, wie auf allen Gebieten, wo es gilt, die Staatsangehörigen von dem Standpunkte des wirtschaftlichen Zwanges zu dem idealeren Zustande wirtschaftlicher Freiheit zu erziehen. Denn wollte man es der freien Entwicklung des Patentwesens überlassen, an Stelle des gegenwärtigen Monopolrechtes auf dem Wege des freien Vertrages die Lizenzmarke einzuführen, wie dies in vereinzelten Fällen bisher geschehen ist, so wäre zu befürchten, daß der gegenwärtige Zustand mit allen seinen Nachteilen noch sehr lange bestehen bliebe, da der arme Erfinder aus Mangel an wirtschaftlicher Selbständigkeit und aus Furcht, seine Erfindung nicht verwerten zu können, sein Monopolrecht auch fernerhin leicht aus der Hand zu geben geneigt sein wird, der reiche Fabrikant aber, der sein Patent selbst ausbeuten kann, schwerlich geneigt sein wird, seinen Vorteil mit andern zu teilen und einen Preisdruck herbeiführen zu helfen. Das freilich wird die Gesetzgebung nicht hindern können, daß der Erfinder sein Recht, Lizenzmarken auszustellen, an andre verkauft, aber die Versuchung dazu wird viel geringer sein, da er stets in der Lage ist, auch ohne größeres Kapital seine Erfindung selbst auszubeuten.

Technische Schwierigkeiten werden sich der praktischen Durchführung der vorgeschlagenen Verbesserung wie allen Neuerungen auf sozialem Gebiete zwar entgegenstellen, aber sie werden nicht unüberwindlich sein. Vor allem wird die Kontrole und der Schutz gegen Patentverletzungen keineswegs durch sie erschwert oder gar unmöglich gemacht werden. Schwer nachzuahmende Lizenzmarken und hohe Strafen auf ihre Fälschung werden schon einen wirksamen

Schutz gegen industrielle Buschklepper bilden, die beste Abwehr gegen derartige unlautre Bestrebungen wird aber immer die möglichst niedrige Ansetzung der Erfinderprämie bilden, namentlich bei Massenartikeln, bei denen die Kontrole erschwert ist, und bei denen dem Erfinder durch die große Anzahl der Fabrikate doch der ihm gebührende Gewinn gesichert ist. Solche Gegenstände aber, die ihrer Natur nach nur in verhältnismäßig wenigen Stücken hergestellt werden, vermögen eine höhere Erfinderprämie leicht zu ertragen, da sie meist einen hohen materiellen Wert haben und die Möglichkeit einer Kontrole eben durch die geringe Ausdehnung ihrer Fabrikation sehr erleichtert wird.

Jedenfalls aber hat auch die deutsche Industrie ein wohlerworbenes Recht, dagegen zu protestiren, daß man aus dem Mißtrauen gegen die Rechtlichkeit und Loyalität, die die alleinige Grundlage so vieler wirtschaftlichen Beziehungen bilden, einen Grund herleite gegen einen Fortschritt, der für viele zum Segen ausschlagen würde.

Auch der internationalen Regelung der Frage dürften sich kaum ernstliche Bedenken entgegenstellen, denn die Durchführung meiner Vorschläge in einem Kulturstaate würde nicht ausschließen, daß die übrigen vorläufig noch bei der älteren Form des Patentrechts beharrten.

Unser Vaterland ist berufen, auch auf diesem Gebiete die Führerrolle zu übernehmen und den übrigen Nationen die Leuchte des Fortschrittes voranzutragen!

Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende

2. Des alten Dorfes Ende

Wir haben versucht, das deutsche Dorf zu schildern, wie es sich bis vor einigen Jahrzehnten ziemlich unangefochten erhalten hat. Die Germania silvis horrida, paludibus foeda des Tacitus, das Deutschland der starrenden Wälder und garstigen Sümpfe war im Laufe der Jahrhunderte langsam, aber stetig und ununterbrochen gelichtet und entwässert, das wüste Haupt- und Barthaar des altdeutschen Struwwelpeter war zuletzt im Zeitalter der großen Rodungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts so gründlich unter die Scheere genommen worden, daß der alte Römer den schmucken Jungen kaum wieder erkannt hätte. Seit jener Zeit hat sich im Angesicht der deutschen Landschaft

Digitized by Google

im ganzen und großen wenig verändert: nur die Hecken und Zäune, die in früherer Zeit, wie bei allen Germanen, die großen Abteilungen der Feldmark, die Zelgen, schieden, sind verschwunden, das Brachfeld, das vordem öde lag, ist mit Futter- und Wurzelgewächsen bestellt, „besömmert,“ und eine geordnete Forstwirtschaft hat den fröhlichen Laubwald immer mehr durch den finstern Tann ersetzt. Auch das Dorf ist sich in seinem Anblick seit dem Ende des Mittelalters ziemlich gleich geblieben, abgesehen von der Verdrängung des Strohdaches, die schon in der Mitte unsers Jahrhunderts in dem größten Teile Deutschlands zum Abschluß gekommen sein wird. Bis auf die neueste Zeit ist diese ganze Entwicklung eine ruhige, langsame und naturgemäße gewesen, die den Boden ihres Ursprunges nie unter dem Fuße verlor und in den seltensten Fällen einen vollständigen und entschlossenen Bruch mit der Überlieferung der Väter erkennen läßt. Man hat allerdings behaupten wollen, daß beispielsweise der mitteldeutsche Hofbau mit seiner Mehrzahl von Gebäuden in weiten Strichen, wo nicht gar überall, an die Stelle älterer Einbauten etwa nach Art der sächsischen getreten sei, aber man ist den Beweis bisher schuldig geblieben. Aber seit dem Anfange unsers Jahrhunderts ist das vollständig anders geworden, es hat sich in weiten Strichen in verhältnismäßig kurzer Zeit mit der alten Landschaft und dem alten Dorfe eine Umwälzung teils vollzogen, teils angebahnt, wie sie umfassender, einschneidender und gewaltsamer auf friedlichem Wege kaum gedacht werden kann. Veränderungen, zu denen es früher Jahrhunderte brauchte, vollziehen sich in Jahrzehnten, der Faden der Entwicklung, den die Hand der Zeit gemächlich abrollen ließ, wird ungeduldig zerrissen, und es kann sich ereignen, daß die Wissenschaft in dem Augenblick, wo sie von der im Werke begriffenen Umgestaltung einer alten Bauart Kunde erhielt, schon nicht mehr in der Lage ist, sie zu untersuchen, da die alten Bauten mit reißender Schnelligkeit verschwunden sind. Diese Umgestaltungen betreffen die Landschaft wie das Dorf. Die Ursachen sind für beide verschieden, und für das Dorf insbesondre sind ihrer mehrere, wenn sie auch sämtlich auf eine Wurzel zurückzuführen sind, auf die plötzlichen und riesenhaften Fortschritte in dem wirtschaftlichen und mechanischen Erkennen und Vermögen, den ungeahnten Aufschwung der Naturwissenschaften, der das Auge dermaßen blendete, daß es auf eine Zeit lang den Maßstab für den Wert der andern Güter verlor. Daneben die individualistische oder soll man sagen atomistische Zeitströmung, jene Richtung, die jedes aus der Vorzeit überkommene Band, jede Gebundenheit an sich, ja jede Überlieferung, die den Menschen an die Vergangenheit bindet, als lästigen Ballast und schädlichen Schlendrian verdammt, um den einzelnen desto hilf- und haltloser dem ehernen Gesetze ihrer Weltordnung auszuliefern. Beides vereinigte sich in einem Bette zu einer gewaltigen Flutwoge, die alles bedrohte, was nicht vor ihrer Majestät mit dem Meterstab Gewehr präsentiren konnte und keine Schranken

anerkannte, mochten sie nun Naturfarbe tragen, oder mit dem Lack eines Zeitgeistes gestrichen oder mit dem Öl einer sittlichen Überlieferung gesättigt sein.

Die Veränderungen der Landschaft führen, wenn wir von dem immer mehr zunehmenden Vorschieben der Städte und des städtischen Wesens auf das flache Land und von den in gewissen Gegenden überall am Gesichtskreise auftauchenden Schloten der Fabriken absehen, als letzte Ursache auf die Verkoppelungen zurück, die in Deutschland seit Anfang dieses Jahrhunderts aufgenommen, heute für den Norden und die Mitte schon größtenteils zum Abschluß geführt sind, während sie für den Süden noch zurückstehen. Durch die Verkoppelungen wurde die alte Feldmark mit ihren hunderten von kleinen, in den Gewannen zerstreuten Ackerstreifen in einen Topf geworfen, um von neuem an die alten Besitzer nach geläuterten wirtschaftlichen Grundsätzen ausgeteilt zu werden. Einem jeden wurde sein Besitz womöglich in einem einzigen die Form eines geradlinigen Geviertes anstrebenden Stücke ausgeworfen. Man kann nicht sagen, daß hierdurch allein die alte Landschaft geschädigt worden wäre, denn der alte Flurzwang mit seiner Einteilung der Dorfflur in die drei großen, eintönigen Felder, das Winterfeld, Sommerfeld und Brachfeld, auf denen der Bauer — mit Ausnahme des Brachfeldes — keine andern Früchte bauen durfte als die vorgeschriebenen, trug zur Abwechslung weniger bei, als die heutige freie Willkür und der ungebundene, reichere Fruchtwechsel. Aber während in der alten Feldmark noch die krumme Linie unbeachtet ihr Wesen treiben durfte und zurückgebliebene Reste der Natur in Busch und Baum, in Waldstreifen und Weidetriften die Ackerflächen malerisch unterbrachen, erhob die Verkoppelung das eherne Gesetz der geraden Linie zur obersten Richtschnur und räumte mit allem in der Flur zurückgebliebenen Schöpfungswerk auf das schonungsloseste auf. Damit nicht genug, wurde auch das letzte Band, das das alte Dorf zu einem wirtschaftlichen und sozialen Ganzen zusammengefaßt hatte, aufgelöst, der gemeinsame Besitz der Dorfgenossen in Weide, Wiese und Wald, soweit irgend möglich, verteilt, und diese Gelegenheit noch insbesondre benutzt, um eine weitere Zurückdrängung des Waldes aus den fruchtbareren und günstigeren Lagen vorzunehmen. Es konnte scheinen, als sollten die großen Rodungen des Mittelalters ein letztes Nachspiel finden, und wer, wie Walter von der Vogelweide in jener Zeit, nach jahrelanger Abwesenheit sein Heimatsdorf wiedersah, der konnte leicht in seine klagenden Worte einstimmen:

O weh, wie sind geschwunden alle meine Jahr,
Habe ich denn geträumet, oder ist es alles wahr?
Bereitet ist das Feld, verhauen ist der Wald.

Und selbst der magre Trost war ihm genommen, mit Walter fortfahren zu können:

Nur daß das Wasser fließet, wie es weiland floß

denn die Bäche, diese Wildlinge, die sich vermaßen, ungekämmt und ungewaschen sich im Felde herumzutreiben, sie sind eingefangen und müssen sich bequemen, glatt und fein säuberlich in künstlichen Gräben ihren Weg streng vorschriftsmäßig geradeaus zu nehmen. Wie man die heutige Menschheit gedrillt hat bis zum Säugling herab, der, sobald er nur zappeln kann, in den Kindergarten gesteckt wird, so kommt die Reihe auch ans Feld. Ebenso wie den Bächen, ist es ihren Spiel- und Schicksalsgenossen ergangen, den Feldwegen, die häufig am Rande eines umbuschten, von Weiden beschatteten Wasserlaufs in gewundenem Lauf durch Feld, Wiese und Wald behaglich dahinschlenderten. „Hermann und Dorothea," sagt Ernst Rudorff,*) „treffen einander zukünftig auf dem Koppelweg, das heißt, einem endlos in schnurgerader Richtung das ebne oder unebne Terrain durchschneidenden Ackerfuhrweg, dem sein alter ego, der Koppelgraben, das moderne Substitut für den ehemaligen Wiesenbach, getreulich zur Seite läuft." Und, fügen wir hinzu, das liebende Paar würde nicht in der Lage sein, im Schutz einer Hecke oder eines Gebüsches die ersten Küsse zu tauschen, selbst wenn der Dichter es ihnen erlaubte, denn der Feldmesser gestattet es nicht. Wo ist es überhaupt möglich, in der afrikanischen Ackerwüste von heutzutage, wie sie sich etwa zwischen Harz und Elbe breit macht, selbst mit bewaffnetem Auge einen Baum oder Strauch in der Landschaft zu entdecken? Die Grenzraine, die vordem die einzelnen Gewanne oder in manchen Gegenden gar die einzelnen Ackerstücke schieden, sind umgepflügt; die krausen Büsche auf diesen Rainen, unter denen nach dem Volksglauben am Unterrhein die „weißen Weiber" aus dem Gefolge der alten Götter ihre Wohnung hatten, sind ausgerodet, die in der alten Flur verstreuten Bäume sind von der Axt gefallen. Wo findet der Arbeiter um die Mittagsglut ein Gebüsch, um im Schatten zu rasten? Wo der Sperber, die Weihe und andres Gevögel, das dem Ungeziefer der Felder nachstellt, einen Baum, um zu horsten? Die Verkoppelung hat die Landschaft an das schalste Nützlichkeitsprinzip verkuppelt, und selbst diese Nützlichkeit ist zum Teil von sehr fragwürdiger Natur. So hat man im Eichsfelde die Beobachtung gemacht, daß jetzt auf alle drei Jahre ein „Mäusejahr" fällt, ein Jahr, in welchem ein beträchtliches Teil der Ernte den Mäusen zur Beute wird. Auch hat man bemerkt, daß die Überschwemmungen im Gebiet der Verkoppelungen heftiger auftreten als früher, offenbar weil die herabfallenden Niederschläge nicht mehr durch das Gewirr von krummen Wasserläufen festgehalten werden, sondern in den glatten Kanälen pfeilschnell zusammenfließen. Aber nicht nur das tote Inventar verliert sich aus der Flur, sondern auch das lebende. Infolge der Gemeinheitsteilungen und der Stallfütterung sind die Viehherden, die die Landschaft so malerisch belebten, verschwunden von den Kühen bis zu den Gänsen herab, höchstens

*) E. Rudorff, Antrag auf Schutz der landschaftlichen Natur. Berlin, Mittler, 1888.

daß der Schäfer eines Rittergutes seine Herde auf die Stoppeln treibt. Und auch der Mensch wird seltener und mehr und mehr durch die Maschine verdrängt, die das in Stunden erledigt, was früher ein halb Dutzend Mäher oder ein Dutzend Schnitterinnen Tage lang in Anspruch nahm. Auch das fröhliche Leben und Treiben der Landstraße ist verstummt: der blaue Kittel des Fuhrmanns wird nicht mehr gesehen, und den hochgetürmten Planwagen mit seinen Rossen im Schmuck der Kummete und glänzenden Messingbleche und Schellen lernt das heranwachsende Geschlecht höchstens aus den Bilderbüchern kennen. Die ganze Staffage der Landschaft, dem Dichter so vertraut, ist dahin: hat der wilde Mann, die Nixe, der Zwerg schon vor Jahrhunderten das Feld geräumt, so folgen ihnen heute der Säemann, die Schnitterin, der Hirtenknabe, und wer weiß, vielleicht wird ein paar Jahrhunderte weiter der Poet selber hinausgethan.

Nur das Dorf selber ist von der Verkoppelung unberührt geblieben; leider, möchte man sagen, wenn man den Blick nach unsern Nachbarn in Dänemark wendet, wo die Verkoppelung das Dorf selbst in ihren Rahmen einbezogen und dadurch gewissermaßen mit der einen Hand gegeben hat, was sie mit der andern genommen. In Dänemark, wo die Verkoppelung am frühesten, schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, in Angriff genommen wurde, hat die Regierung den Ausbau der Bauern aus den Dörfern in jeder Weise befördert und in gewissen Fällen, besonders wenn das den Bauern zugewiesene Hauptstück seines neuen Besitzes in eine zu große Entfernung vom Dorfe zu liegen kam, geradezu vorgeschrieben. Dadurch ist es in sehr großem Maßstabe geschehen, daß entweder ein Teil der Bauern oder alle zusammen ihre Höfe im Dorf aufgegeben und sich in der Mitte ihres neuen Grundes niedergelassen haben, und es liegt auf der Hand, daß diese überall zerstreuten Einzelhöfe mit ihren Gärten und Baumpflanzungen dem Aussehen der Landschaft nur zu Statten kommen können. Nehmen wir dazu, daß der dänische Bauer die Stallfütterung nicht angenommen hat und, um das Vieh beim Weidegang zusammenzuhalten, in immer weiterem Umfange zur Einhegung der verschiednen Schläge geschritten ist, so kann man, alles in allem genommen, sagen, daß die dänische Landschaft durch die Verkoppelung eher gewonnen, als verloren hat.

Bei uns dagegen ist das Dorf auf dem alten Flecke geblieben aber das ist auch alles. In seinem Innern ist es ebenfalls in Bewegung gekommen, es ist in Anlage, Bau, Einrichtung seiner Höfe in einer Umwandlung begriffen, die, wenn auch nur zum vorläufigen Abschluß geführt, das Aussehen der Dörfer nicht in geringerm Maße umgestalten wird, als es mit ihrer Umgebung schon geschehen ist. Freilich, diese Vorgänge vollziehen sich langsamer, erstens weil der Bauer nicht bloß auf das Bedürfnis, sondern auch auf seine Mittel Rücksicht zu nehmen hat, dann, weil die dieser Umwälzung zu Grunde

liegenden und sie durchdringenden Strebungen und Strömungen zu ihrer vollen Entfaltung eine gewisse Zeit brauchen, und zu ihrer Verwirklichung einen vollständigen Neubau der Dörfer voraussetzen, wie er immerhin noch mindestens ein Jahrhundert erfordern kann.

1

Werfen wir einen Blick auf die Ursachen, die dem alten Dorf ans Leben gehen, so finden wir, daß es größtenteils dieselben sind, denen der Bauernstand seine außerordentliche Entwicklung verdankt. Wie der ganze Stand aus seinen alten Verhältnissen herausgewachsen ist, so will ihm der altväterliche Rock nicht mehr passen und stehen, und er wirft ihn und damit die ganze alte Bauerntracht ab. Wir nennen zuerst die Aufhebung der Gutsunterthänigkeit, die Ablösung der bäuerlichen Lasten und die Lösung des ganzen gutsherrlichen Verbandes, wie sie sich in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts vollzogen hat. Sie befreite den Bauer von dem Grundherrn und machte ihn zum unbeschränkten Eigentümer seines Bodens. Daran schloß sich die Verkoppelung, die allerdings, wie schon erwähnt, nur im nördlichen Deutschland so ziemlich zum Abschluß gelangt ist. Sie befreite den Bauer vom Dorfe und machte ihn durch Aufhebung des Flurzwanges zum unbeschränkten Wirt seines Grundstücks. Und nun fiel gerade in diese Zeit das immer mächtigere Erblühen einer landwirtschaftlichen Wissenschaft, die den Landmann erst zum eigentlichen Herrn über seinen Boden im vollsten Sinne macht, dem Bauer besonders da zu Statten kam, wo er, wie in Norddeutschland, größern Besitz und Wohlhabenheit besaß und durch das Beispiel und den Vorgang der benachbarten Großgrundbesitzer stete Anregung und Aufmunterung erhielt. Drainage, künstliche Düngemittel, fremde Viehrassen, ein rationeller Fruchtwechsel und ausgedehnter Futterbau, alle diese Errungenschaften der Wissenschaft verschafften sich auch beim Bauer in immer weitern Kreisen Eingang und setzten ihn erst in den Stand, von seinen verbesserten Verhältnissen rechten Nutzen zu ziehen. Diese drei Vorgänge, ein jeder in seiner Art umwälzender Natur, mußten, wie sie zeitlich zusammentrafen und sich gegenseitig unterstützten, zusammenwirken, um den Bauer mit einem Schlage von dem Banne zu befreien, der bisher auf seiner Wirtschaft gelastet und jeden Aufschwung des Standes hintangehalten hatte. Aber damit nicht genug, das Erlebnis solcher Umwälzungen, eine immer eingreifender als die andre, in dem Zeitraum einer einzigen Geschlechtsfolge, mußte den Bauer allein zu einem andern Manne machen, als es seine Väter gewesen waren: dieser ungeheure und unerhörte Bruch mit dem überkommenen, durch Jahrhunderte geheiligten mußte in ihm Gleichgiltigkeit und Mißtrauen gegen alles Überlieferte erzeugen. Die Zeche aber für den Bestattungsschmaus, den man dem Bauer aufgetischt hatte, mußte in erster Linie das alte Haus tragen.

Insbesondre das heranwachsende Geschlecht fühlte sich immer mehr geneigt, den alten Bau als eine Art Gefängnis zu betrachten, das weder den gesteigerten Bedürfnissen der Wirtschaft noch den entwickelteren Anforderungen menschlichen Behagens genügte und dessen man sich bei erster Gelegenheit zu entledigen hatte. Es wollte selbst dem Bauer nicht mehr passen, in seinen Wohnräumen den Dunst seines Viehes zu atmen und sich von Fliegenschwärmen belagert zu sehen, die den Verwesungsprozessen seines Stalles entstiegen. Schon die Verkoppelung mit der Stallfütterung in ihrem Gefolge brachte in manchen Gegenden nahezu eine Verdoppelung des Viehstandes mit sich, und die Erträgnisse der Ernte erhöhten sich in entsprechendem Maße. Der alte Kittel, in dem der Bauer schon zur Konfirmation geschritten war — denn die alten Hausformen unsrer Dörfer gehen in ihren Grundzügen bis auf die Christianisirung der deutschen Stämme zurück —, wollte nirgend mehr sitzen und platzte dem Bauer bei seinen verbesserten Ernährungsverhältnissen in allen Nähten. Ein allgemeines Bedürfnis nach einem Umbau oder Neubau der alten Höfe war die Folge. Wenn nun der Bauer in der ersten Zeit, wo er die voraussichtliche Entwicklung dieser Verhältnisse noch nicht recht übersah und wo seine Mittel auch durch die Bezahlung der Kosten für die Ablösungen und die Verkoppelung stark in Anspruch genommen wurden, seiner Baulust Schranken auferlegte, so hat dafür in den letzten Jahrzehnten der Umbau der Dörfer eine immer steigende Ausdehnung gewonnen und an manchen Orten ein so beschleunigtes Tempo eingeschlagen, daß fast nichts mehr zu thun übrig bleibt. Und das an Stellen, wo man es gar nicht erwarten sollte. Es ist mir beispielsweise begegnet, daß ich vor zwei Jahren auf der hohen Heide im mittlern Schleswig, wo ich zuversichtlich glaubte, den alten Bau noch in großer Ursprünglichkeit erhalten zu treffen, in einem Bezirk von dem Umfange eines Amtes, etwa zwischen Flensburg und Leck, und einer gleichen Erstreckung von Nord nach Süd einige wenige Höfe ausfindig zu machen, die von der Einrichtung, wie sie noch zu Anfang des Jahrhunderts herrschte, eine genügende Vorstellung geben konnten. Ja es scheint, als wenn diese Bauwut stellenweise einen fast epidemischen Charakter annähme, sodaß der einzelne auch ohne starkes Bedürfnis und ohne besondre Neigung sich von der allgemeinen Strömung fortreißen läßt. Bezeichnend für die Gewaltsamkeit dieser Strömung ist ein Geschichtchen, das man mir in Dithmarschen erzählt hat. In einem Dorfe hatten alle Bauern neu gebaut bis auf einen Altvater, der sich trotz allen Zuredens nicht entschließen konnte, das Haus, worin er geboren und groß geworden war, noch in seinen alten Tagen umzureißen. Da zündeten die Bauern, „die ein schönes Dorf haben wollten," erbittert über das alte Strohhaus, das das Dorf nach ihrer Ansicht schändete, den dicht am Hause stehenden Diemen an, sodaß auch das Haus Feuer fing und verbrannte.

Wenn wir nun nach den Grundsätzen fragen, die bei diesen Neubauten

zur Anwendung kommen, so liest sich die Antwort zum Teil schon aus dem Vorhergehenden. Alle jene Veranlassungen, welche die alten Gebäude als unzulänglich und unzweckmäßig erscheinen ließen, fanden natürlich in dem neuen ihren Ausdruck: die ganze Umgestaltung der äußern Feld- und Hofwirtschaft, das Eindringen neuer Hilfsmittel, wie der Maschinen, neuer Lehren und Anschauungen. Die Veränderungen selbst betreffen erstens die innere Einrichtung der einzelnen Räume, sodann die Verbindung derselben, endlich den ganzen Aufbau und die äußere Erscheinung der Gebäude. Wir können hier nur einige Hauptsachen, die von besonders eingreifender Natur sind, herausheben. Was zunächst die Stellung der modernen Zeitströmung zu den großen Haupträumen des Hofes in Wohnung, Stallung, Scheuer betrifft, so läßt sie sich dahin zusammenfassen, daß sie die beiden erstern in jeder Weise begünstigt, während sie der Scheuer fast feindselig gegenüber steht. Hiermit ist ein scharfer und folgenschwerer Gegensatz zu dem alten System gegeben, das umgekehrt vielfach die Scheuer bevorzugt und den Mittelpunkt derselben, die Tenne, in einigen der großen Einbauten, vor allen dem niedersächsischen, dergestalt zum Hauptraum des Ganzen macht, daß sie geradezu einen Teil der Stallung und Wohnung an sich reißt und verschlingt. An die Stelle der alten niedrigen, engen, finstern, dumpfen Ställe, die eine reinliche Stallhaltung und eine wirkliche Pflege des Viehes kaum gestattete, treten höhere, weitere, lichtere Räume, eine Veränderung zum bessern, die um so notwendiger ist, als das Vieh bei der Stallfütterung gar nicht mehr in die Lage kommt, sich im Freien von dem Ungemach der Ställe zu erholen, sondern das ganze Jahr zum Teil bei sehr zweifelhafter Fütterung eingesperrt bleibt. Während nun das Vieh vom Felde verschwindet, geht die Drescharbeit von der Tenne aufs Land. Vielleicht wird noch die Zeit kommen, wo der Dreschflegel aus dem Kreise der Bauernschaft in die Rüstkammern der Museen wandern wird. Wenn nun der Dreschflegel besonders bei den mittlern und geringern Bauern vielfach zunächst von dem immerhin umständlicheren und zeitraubenden Göpelwerk abgelöst wird, so wird auch dieses mehr und mehr schon heute durch die bewegliche Dampfmaschine verdrängt, das Gerät der Zukunft, das die Drescharbeit in kurzer, nach Stunden, höchstens nach Tagen bemessener Zeit erledigt, und zwar am zweckmäßigsten in einigen trockenen Herbsttagen auf dem Felde selbst. Damit wird aber nicht nur die Bedeutung und der Wert der Dreschtenne erheblich geschmälert, sondern es sinkt auch die alte Garbenscheune mehr und mehr zu einem bloßen Behältnis für Stroh und Kaff herab, und wenn dieser erste Schritt erst allgemein gethan sein wird, so wird früher oder später die Versuchung nahe liegen, auch den zweiten folgen zu lassen, die kostspielige Scheune ganz aufzugeben und sich nach englischem Muster mit offenen Feimengestellen zu begnügen.

Wenden wir uns zur Wohnung, so kommt hier erstens in Betracht die Erweiterung und Vermehrung der Räume. Bis auf den Anfang unsers Jahr-

hunderts besaß das Bauernhaus in den meisten Gegenden unsers Vaterlandes nur eine einzige heizbare Stube, die überdies an manchen Orten, an der Nordseeküste, in den südöstlichen Alpen, der Benutzung bei besondern Gelegenheiten vorbehalten war, während der eigentliche und regelmäßige Wohnraum auch für die Winterszeit durch das alte Herdgemach bezeichnet wurde, bei den Friesen die „Kök,“ Küche, bei den Niedersachsen das „Flet,“ in Kärnten und Steiermark die „Rauchstube.“ Heute wird zunächst die Trennung des Wohnraumes von der Küche streng durchgeführt. Auch genügt eine Stube nicht mehr. War die räumliche Abscheidung der von der Wirtschaft zurücktretenden Eltern, der Altväter, schon in den letztvergangenen Jahrhunderten allgemein geworden, so kommt heute die Abscheidung des Gesindes an die Reihe, das bisher noch mit der Bauernfamilie Kost und Tisch geteilt hatte. Das bäuerliche Gemeingefühl, das in früherer Zeit auch darin seinen Ausdruck und seine Stütze fand, daß die nachgebornen Kinder des Hofbesitzers anstandslos als Knechte auf dem Hofe ihrer Väter blieben, schwindet infolge dieser Vorgänge immer mehr: die sozialen Bande, die den Hof zusammenhielten, lösen sich ebenso sehr, wie sich infolge der Verkoppelungen die des Dorfes gelöst haben. Es macht sich also eine Gesindestube nötig. Ferner eine Prunkstube nach Art der pronkkamer der holländischen Bauern, die übrigens dort außer der Küche oder woonkamer der einzige Wohnraum war, ein Saal, ein Raum, der sich vordem nur in Schleswig und Dithmarschen in dem sogenanten Pesel vorfand. Diese Entwicklung der Wohnräume vollzieht sich bei uns im allgemeinen mit einem zweiten Stockwerk, das sich übrigens in breiten Strichen vornehmlich des mittlern Deutschlands schon seit Jahrhunderten eingebürgert hat, wenn es auch nicht viel mehr begriff, als das sprichwörtlich gewordene „Oberstübchen,“ einen Raum ohne Ofen, der das Ehebett des Bauern enthielt und von der untern Stube aus durch ein in der Decke befindliches, mit einer Klappe zu verschließendes Loch erwärmt wurde.

Eine zweite Veränderung vollzieht sich in Betreff der Lage der Wohnräume. Mit Ausnahme der Franken, die das Wohnhaus stets mit dem Giebel nach der Dorfstraße richten und die Wohnstube so in die Ecke legen, daß die Fenster zum Teil auf den Hof, zum Teil aber auf die Straße gehen, hat der deutsche Bauer im allgemeinen keinen Wert auf die Verbindung mit der Straße gelegt. Im Gebiet des mitteldeutschen Hofbaues wendet der thüringische wie der baierische Bauer die Wohnstube nur nach dem Hofe und meidet die Straße viel mehr, als daß er sie suchte, und bei dem niedersächsischen Hause kommen die Wohnräume gar auf die hintere Seite des Gebäudes zu liegen, sodaß sie nicht nur der Straße, sondern auch dem eigentlichen nach der Straßenfront gelegenen Hofe den Rücken kehren. In den alten Zeiten, wo der Bauer noch in viel höherm Maße in seiner Wirtschaft aufging als jetzt, war ihm eine solche Abgeschlossenheit gerade recht nach der Erklärung eines thüringer Bauern,

der auf den Rat, bei dem Neubau des Hofes Wohnhaus und Stube an die Straße zu legen, ablehnend antwortete: „Mer soll die Weiber nicht auf die Straße sehen lan, sie versiemen sunst zu viele" (sie versäumen sonst zu viel). Aber heutzutage, wo der Pantoffel selbst in die bäuerliche Garderobe seinen Einzug gehalten hat, läßt sich solche nach dem finstern Mittelalter schmeckende Grausamkeit nicht mehr aufrecht halten.

Soviel von den Räumlichkeiten des Hofes im einzelnen. Was nun ihre Verbindung unter einander betrifft, die da, wo sie grundsätzlich für alle Haupträume durchgeführt worden ist, zu den großen Einbauten geführt hat, wie sie auch auf dem Gebiete des mitteldeutschen Hofes in weitem Umfange eine dem Hauptgebäude einverleibte Stallung veranlaßt hat, so macht sich ein immer entschiedneres Bestreben geltend, Wohnung, Stallung und Scheune scharf durch feste Wände zu sondern und alle Verschmelzungen und Übergänge aufzuheben, eine Neigung, der fast allerorten durch baupolizeiliche Anordnungen Vorschub geleistet wird. Diese Richtung braucht in ihrer Verfolgung nicht logischerweise zu einer vollständigen Trennung und Auflösung der früher vorhandenen Verbindung in mehrere selbständige Gebäude zu führen, aber sie ebnet ihr und damit einer dem mitteldeutschen Hofe entsprechenden Anlage die Wege, insofern sie den Grundgedanken, aus denen die Einbauten, besonders der niedersächsische, hervorgegangen sind, durchkreuzt, ihr Wesen verändert, wo nicht aufhebt, und somit ihre Widerstandskraft lähmt. Im allgemeinen ist es also wohl richtig, daß eine solche vollständige Trennung von Wohnhaus, Stall und Scheune in gesonderte Gebäude und damit ein Bau wie der mitteldeutsche und zumal fränkische den heutigen Verhältnissen, wie sie durch das Eindringen städtischer Anschauungen und Moden auch in bäuerliche Kreise sich gestalten, entsprechender ist, und man darf insoweit den empfehlenden Worten Meitzens*) beistimmen: „Das fränkische Haus hat eine zweckentsprechende bürgerliche Einrichtung, die das gebildetere Familienleben fördert, Sauberkeit und Zurückhaltung gestattet und trotz der wünschenswerten größern Abgeschlossenheit der Wohnräume genügende Wirtschaftsübersicht und eignes Eingreifen des Leiters zuläßt. Dabei kann auch das fränkische Haus leichter als jedes andre der gedachten Gebäudetypen zu größerer Bequemlichkeit und zu ganz hohen Ansprüchen ohne wesentliche Umänderungen entwickelt werden." Ja man kann hinzufügen, daß der Bauer bei dem Hofbau von dem Stubenfenster seines Wohnhauses über den Hof hinweg alle Eingänge zu den Wirtschaftsgebäuden besser im Auge behalten und die Thätigkeit seines Gesindes schärfer zu überwachen vermag, als in einem modernen Einbau, der alle Räume durch feste Wände trennt. Hiermit stimmt die Beobachtung überein, daß auf dem Gebiete der norddeutschen Einbauten vielfach auch bei sonstiger Festhaltung

*) Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin, 1882, Seite 16.

an der alten Einrichtung und Verbindung der Wirtschaftsräume sich das Bestreben erkennen läßt, die Wohnung gänzlich aus dem beengenden Verbande des Einbaues herauszuziehen, allerdings hauptsächlich, wenn auch nicht allein in den Gegenden, wo der Bauer durch ein plötzliches und unvermitteltes Steigen seines Wohlstandes und seiner Mittel seinem Stande gewissermaßen entwöhnt und durch die Nachbarschaft größerer Städte oder Güter in die Versuchung geführt wird, sich städtische oder herrschaftliche Moden und Bedürfnisse anzueignen, eine Versuchung, der der Bauer des meist protestantischen und aufgeweckteren Nordwesten weit eher unterliegt, als der katholische und noch immer von tiefer Abneigung und Mißtrauen gegen alles städtische und herrische Wesen durchdrungene Baier. Auf der andern Seite aber bleibt es richtig, daß gerade für diesen Bauer von altem Schlage, der sich nicht nur als Herr seines Gesindes, sondern auch als erster Diener und Knecht seines Hofes fühlt, ein zweckmäßig eingerichteter Einbau, der nach moderner Art Wohnung und Wirtschaft strenge scheidet, seine besondern Vorteile bietet: den bequemern und bei jeder Witterung trocknen Verkehr der Räume, Ersparung an Hofraum (bei der Steigerung der räumlichen Anforderungen für die Baulichkeiten in den enggeschlossenen Dörfern nicht ohne Wert), Ersparung an Bau- und Unterhaltungskosten, gleichmäßigere Temperatur u. s. w. So sehen wir denn auch, daß im obern Deutschland, aber auch im mittlern, der Bauer nicht überall geneigt ist, auf die Vorteile eines engern Zusammendrängens der Räume zu verzichten. Man kann im südlichen Baiern sogar die Beobachtung machen, daß der oberländische Einbau, der im Osten des Inn bisher auf den Südrand des Chiemsees beschränkt war, in den letzten Jahrzehnten angefangen hat, nach dem Norduſer vorzudringen, wo er schon ganze Dörfer erobert hat. Auch in Tirol ist die Ansicht, daß der Einbau „kommoder" sei, als durchaus vorherrschend zu betrachten, auch hier ist er fast überall, wo er mit dem getrennten Bau zusammenstößt — im Ötzthal, im Pusterthal — im Vorteil.*) Und selbst im mittlern Deutschland ist der alte Grundsatz des fränkischen Bauern, daß man sein Vieh in unmittelbarer Nähe seiner Augen und Hände haben müsse,**) noch nicht in Vergessenheit geraten, wenn auch der ursprüngliche enge Zusammenhang des Hausganges mit dem anstoßenden Stall meist durch eingeschobene Kammern unterbrochen und vielfach sogar die innere Verbindung ganz fallen gelassen ist. Aber selbst in der reichen Landschaft des Ries (im baierischen Schwaben nördlich von der Donau) erklärte es der junge Bauer,

*) Auch in dem von der österreichischen Regierung für Nordtirol herausgegebenen Musterplan wird der Einbau vor der Trennung der Gebäude vorgezogen, ein Umstand, auf den ich besondern Wert lege, weil der Verfasser Adolf Trientl, ehedem Pfarrer in Gurgl, Ötzthal, jetzt in Zell und langjähriger landwirtschaftlicher Wanderprediger, als der beste Kenner der echt bäuerlichen Bedürfnisse und Zweckmäßigkeiten zu gelten hat.

**) Brückner, Das nordfränkische Bauernhaus. Globus 1864, VII, Seite 60.

der den Mitarbeiter der „Bavaria," Melchior Mayr, in seinem neuerbauten Hofe und in dem mit der Wohnung zu einem Hauptgebäude vereinigten Stall umherführte, für einen Fehler des Baumeisters, daß man über den Hof gehen müsse, um in den Stall zu gelangen, und sprach seine Absicht aus, diesen Übelstand durch Herstellung einer innern Verbindung zu heben. Alles in allem genommen, möchten wir unsre Meinung dahin abgeben, daß die Vereinigung der Räume unter einem Dach sich auch heute noch vom wirtschaftlichen Standpunkte verteidigen läßt, daß sie aber vom sozialen Gesichtspunkt aus dem Grunde zu befürworten und möglichst zu erhalten ist, weil die mit dem Einbau gegebne mehr innerliche Verbindung und Verquickung von Wohnung und Wirtschaft für die Erhaltung des altbäuerlichen Wesens im besten Sinne eine nicht zu verachtende Schutzwehr bildet gegenüber dem immer bedrohlichern Eindringen fremdartiger, zersetzender Einflüsse.

Werfen wir nun einen Blick auf das Äußere des Hauses, so gewahren wir eine nicht minder folgenschwere Umgestaltung in dem immer entschiedeneren Vordringen des reinen Steinbaues, der sich nicht nur in den waldärmeren Strichen der norddeutschen Ebene festsetzt, sondern auch in den gebirgigen Geländen, wo sich gute Bruchsteine finden, Eroberungen macht, und von den Behörden aus den gleichen Gründen, die in manchen Städten schon zu einem Verbot des Holzbaues geführt haben, befördert und empfohlen wird. Bezeichnend ist es in dieser Hinsicht, daß in den von der österreichischen Regierung für den bäuerlichen Grundbesitz herausgegebenen Musterplänen grundsätzlich der Steinbau zu Grunde gelegt wird, sogar für Tirol.*) Daß und warum das Eindringen des Steinbaues der Selbständigkeit des ländlichen Baustils, wie sie sich bis auf die neueste Zeit, dank dem bisherigen Holzbau, behauptet hat, den Todesstoß versetzen muß, habe ich früher dargelegt. Aber auch wo der Holzbau sich noch eine Zeit lang fristet, kann das nur noch ein Vegetiren genannt werden, kein triebkräftiges Leben. Im besten Falle werden die alten Vorbilder — die schön geschnitzten und verschnörkelten, vielfach verbundenen und kreuzenden Riegel und Streben der offenen Dachgiebel im Tiroler Oberinnthal und ähnliches — dem Bauer zuliebe eine Zeit lang nachgeahmt, aber von einer liebevollen Fortentwicklung des alten Bauernstils kann keine Rede mehr sein. Ohnehin gerät das Zimmerhandwerk der Dörfer heutzutage in eine immer größere Abhängigkeit von den Baugewerkschulen, denen nichts ferner liegt als die Pflege eines ländlichen Geschmacks, und für die der Holzbau ein viel zu überwundener Standpunkt ist, als daß es der Mühe lohnte, sich in der Praxis damit anders als widerwillig zu befassen.

Gehen wir nun über zu einer Betrachtung der Wirkungen, die allen diese Veränderungen auf die Entwicklung der verschiednen Hofanlagen der

*) Ad. Trientl, Musterplan für Tirol, 1883, Seite 3: „In Dörfern und Weilern ist ein Holzbau nie mehr zu dulden."

deutschen Stämme ausüben müssen, so liegt es nach dem Vorherigen auf der Hand, daß alle jene Anlagen, die die Haupträume besondern Gebäuden zuweisen, in ihrem Wesen durch sie so gut wie gar nicht berührt werden. Dies gilt insbesondre von dem mitteldeutschen Hofbau, dem verbreitetsten aller deutschen Bauarten. Zumal der fränkische Hof mit der Giebelstellung seines Hauses kommt den modernen Anforderungen sehr weit entgegen.

Ganz anders steht die Sache bei den Einbauten. Wir haben schon früher unsre Meinung dahin abgegeben, daß es voreilig wäre, die Einbauten als solche schlechthin als überwundnen Standpunkt anzusehen. Nicht die Vereinigung aller Räume unter einem Dach ist es, was den veränderten Anschauungen widerstrebt, sondern die Verschmelzung, wie sie mit Ausnahme des friesischen Baues fast von allen andern mehr oder weniger beliebt, von dem sächsischen aber mit der denkbar größten Folgerichtigkeit durchgeführt ist. Um aber die mit der Verschmelzung verbundnen Übelstände zu heben, eine reinliche und schickliche Sonderung der Räume einzurichten, den Stallgeruch aus der Wohnung zu entfernen, und zu verhindern, daß bei ausbrechendem Feuer sofort das ganze Gebäude gefährdet werde, ist es durchaus nicht nötig, den Einbau in Stücken zu schlagen, es genügt eine strengere Abscheidung der Haupträume durch Brandmauern und eine zweckentsprechende Anordnung, welche Wohnung und Stall durch einen Zwischenraum trennt. Insbesondre für die oberdeutschen Einbauten, die das mehr lange als breite Gebäude durch quer auf den First laufende Scheidewände trennen, reichen diese Maßnahmen vollständig aus, und es wird sich gegen einen Einbau, der von Giebel zu Giebel in äußerlicher Weise Wohnung, Tenne und Stall aneinanderreiht, von keiner Seite etwas wesentliches einwenden lassen. Dies ist die in dem Musterplan für Nordtirol empfohlene Form, die übrigens im dortigen Unterinnthal, wie auch ähnlich im Flachlande der Schweiz von Alters her heimisch ist, wie sie sich aber auch merkwürdig genug im südöstlichen Gebiete des sächsischen Baues da, wo er im Norden des Harzes an den getrennten Bau stößt, als eine Übergangsform schon seit Jahrunderten hie und da Eingang verschafft hat. Nicht so einfach liegen die Verhältnisse bei den nordischen Einbauten, dem sächsischen und friesischen, die den großen Wirtschaftsraum des Gebäudes nicht in der Quere, sondern in der Länge abteilen und nur die Wohnung am Endgiebel der Quere noch vorlegen, sodaß alle drei Wirtschaftsräume — Stall, Däle (Tenne), Stall auf sächsischer, Stall, Bansenraum, Tenne auf friesischer Seite — neben einander geordnet auf die Wohnung schießen. Hier wird es sich empfehlen, dem Vorwurf, daß die Wohnung der Einheit des selbständig gegliederten Haupt- und Wirtschaftsraumes nur gewaltsam angeschlossen sei und daß ihre Entwicklung unter dem beklemmenden Schwergewicht derselben leide, dadurch zu begegnen, daß man das Wohnhaus, ohne die Verbindung gänzlich zu lösen, aus dem festen Zusammen-

schluß des Ganzen etwas herauszieht und ihm auch baulich eine etwas freiere Stellung giebt, wie das in verschiedner Weise an einigen Stellen unsers Gebiets schon seit geraumer Zeit geschehen ist. So findet man auf dem Gebiete des sächsischen Baues in den Grenzgegenden von Westfalen, Rheinland und Holland die vielfach einstöckig gelassene Wohnung nach beiden Seiten verbreitert und unter einem Querfirst zusammengefaßt, die sogenannten Kreuzhäuser, die in ganz ähnlicher Weise auch in einigen Marschgegenden Holsteins vorkommen. In Ostfriesland dagegen, wo man das gemeinsame Dach beibehält, hebt man die Wohnung dadurch heraus, daß man die Außenwände derselben, das „Vorderhaus," gegenüber den niedrigen Wänden des Achterhauses verschmälert, um ohne Durchbrechung der lediglich verkürzten Dachfläche die Höhe eines zweiten Stockwerks zu gewinnen, während man in den benachbarten friesischen Provinzen der Niederlande entweder das alte „Stjelphuising" (Stülphaus), so genannt, weil das Dach wie eine Stülpe auf allen Seiten sich tief herniedersenkt, beibehalten oder aber die ganze Wohnung oder einen Teil derselben in Gestalt eines Anklapps aus dem Hauptgebäude herausgezogen hat.

Die Frage, ob die Einbauten noch heute lebensfähig sind, kann demnach nicht grundsätzlich erledigt, nicht schlechthin mit Ja oder Nein beantwortet werden; es mus vielmehr jeder Einbau für sich darauf geprüft werden, ob er imstande ist, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. Für die meisten darf diese Frage unsers Erachtens bejaht werden: was den Einbauten Gefahr droht, sind weniger wirtschaftliche Gründe, als die Mode und soziale Bewegungen innerhalb der bäuerlichen Kreise; nur für einen bleibt die Antwort zweifelhaft, für den niederdeutschen Bau. Wir wollen schließlich auf die Notlage, in die sich dieser heute versetzt findet, etwas näher eingehen, da sein Schicksal, als das der ältesten, merkwürdigsten, verbreitetsten und bekanntesten aller Einbauten, wohl ein allgemeineres Interesse beanspruchen darf.

Neue Erzählungen

Hans Hoffmann ist einer der wenigen wirklichen Dichter unter den jüngern Erzählern der Gegenwart. Er schreibt nicht die Wirklichkeit nach Art der Realisten ab, er will auch nicht mit irgend welchen Tendenzen das Interesse an seinen Erzählungen heben, sondern er weiß reine Gebilde einer schönen Phantasie zu schaffen. Von innen heraus, häufig sogar aus einem lyrisch-subjektiven Kerne, wachsen ihm die Motive und Charaktere seiner Novellen, und darum ist es eine

wahrhaft poetische Welt, in die er uns versetzt. Als Meister der novellistischen Form ist er gegenwärtig schon anerkannt: nur vermögen viele, vom Realismus erzogen, das märchenhafte Element in seiner Phantasie, die sich zuweilen auch am rein ästhetischen Spiele mit Menschen und Handlungen ergötzt, ohne Rücksicht zu nehmen auf die Wahrscheinlichkeit des Erzählten, nicht unbefangen mitzuempfinden. Dann machen sie dem Dichter größere Vorwürfe, als er in Wahrheit verdient. Der pedantisch moralisirende Realismus der modernen Erzähler untergräbt jede Empfänglichkeit für die eigentlich freie Kunst des Dichters; wenn heute ein Ariost aufträte, diese prosaischen Kritiker würden ihm den Eingang zum Parnaß mit Kolbenstößen verwehren. Hans Hoffmann ist nun einer vom Schlage jener Phantasiemenschen, deren einziger Ehrgeiz es ist, nicht zu belehren, sondern zu ergötzen, deren ganze Poetik in dem Satze: „Märchen noch so wunderbar — Dichterkünste machens wahr" enthalten ist. So vollgesogen auch Hoffmann von zeitgenössischer Bildung ist — insbesondre ist Vischers Ästhetik für sein ganzes Schaffen maßgebend geworden —, hierin unterscheidet er sich gründlich von vielen seiner litterarischen Zeitgenossen, nur hinter Gottfried Keller steht er zurück.

In allen seinen bisher veröffentlichten Novellen hat Hoffmann noch an dem Prinzip der idealen Ferne festgehalten. Der Dichter mußte sich Menschen und Dinge in einen räumlichen und zeitlichen Abstand stellen, um ein rein ästhetisches Verhältnis zu ihnen zu gewinnen, was der Gegenwart gegenüber, in der man wirkt und selbst parteiisch mitkämpft, weitaus schwieriger ist. Der Dichter soll so wenig parteiisch sein wie die Sonne, die ihr Licht gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte leuchten läßt. So suchte Hoffmann in den phäakisch-korfiotischen Geschichten eine Gegend auf, die dem in Norddeutschland einheimischen Dichter entfernt genug war. Die paradiesische Schönheit Korfus hat Hoffmann mit dem ganzen Zauber seiner fein gebildeten Prosa gefeiert. Auch innerlich war der Kontakt mit den Phäaken hergestellt. In einer freigebigen Natur wachsen die Menschen träumerisch auf; solche Phantasiemenschen versteht der Dichter gar wohl. Aber auch die thatkräftigen Individuen, die griechisch-italienische Schlauheit, versteht der unermüdlich erfinderische Erzähler vollauf zu würdigen. Der großartige weltgeschichtliche Hintergrund Korfus endlich berauschte den klassisch gebildeten Philologen, der Hoffmann von Haus aus ist. Eine Perspektive bis zur Tragödie der phäakischen Königstochter Nausikaa mit dem vielgeprüften Odysseus eröffnete sich ihm, wenn er in die Vergangenheit des gesegneten Ländchens zurückblickt. Und wo er hintrat, stieß er auf poetisch nicht minder bedeutsame Spuren der Antike, der Renaissance, byzantinischer Kunst, venezianischer Herrschaft, türkischer Barbarei, neugriechischer Freiheitskämpfe. Er ließ sich diese künstlerisch dankbaren Motive nicht entgehen und verwebte sie mit seltenem Geschick in seine Novellen. So hat er in seinen Korfugeschichten eine Welt geschildert, die einzig in der

poetischen Litteratur der Gegenwart dasteht; denn das Nirgendwo und Überall des Kellerschen Seldwyla kann in dieser Beziehung nicht mit dem zugleich so wahrhaften und so poesievollen Gemälde des Hoffmannschen Korfu verglichen werden.

Auf alle diese wirkungsvollen Elemente seines bisherigen Dichtens hat nun Hoffmann in seinen zwei neuen Büchern ganz verzichtet, er hat sich mit einem kühnen Sprunge mitten in der Gegenwart und in seiner Heimat, der Gegend um Stettin herum, und in Berlin poetisch angesiedelt. Der wesentlich idyllisch-heitere Charakter seiner Muse hat sich dabei nicht geändert, den Vorzug seiner schönen Prosa, die ironisch einzuleiten liebt, bevor sie in die rechte Wärme der Handlung gerät, hat er nicht eingebüßt, tief innerlich sind viele seiner neuen Gestalten Geschwister jener liebenswürdigen phäakischen Schelme und Jungfräulein geblieben. Aber er hat doch auch wieder etwas ganz Neues geschaffen. In dem einen Bande der Bilder und Skizzen Von Frühling zu Frühling (Berlin, Paetel, 1889) hat er einen großen Plan zur Durchführung gebracht. Der stattliche Band enthält zwölf Novellen, die teilweise einen innern, mehr oder weniger lockern Zusammenhang haben; jede Novelle ist je einem Monat des Jahres gewidmet, und mit der Stimmung der Landschaft und Natur des Monats ist in der feinsten künstlerischen Harmonie die Fabel der Novelle in Einklang gebracht. Der Leser macht also eine Wanderung durch das in seinem Wechsel unerschöpfliche Reich der Natur in diesem originellen Werke an der Hand eines dichterischen Landschaftsmalers, dessen Kunst die vollste Bewunderung hervorrufen muß. Die Landschaft, die Hoffmann im Auge behielt, ist aber auch, so wenig sie bei den Touristen in der Mode ist, abwechslungsreich genug. Es ist die norddeutsche Ostseeküste. Schiffreiche Handelshäfen wechseln ab mit sandigen Dünenstrichen und Seebädern, fruchtbare Getreidefelder mit trostlosem Moorboden; Wälder und Seen fehlen auch nicht. Städtisches und dörfisches Leben, bürgerliche Behaglichkeit und die Anmut des Fischerdorfes, die frische Unternehmungslust der Meerfahrer und die Ansässigkeit der Landratten — alles das trifft man in dieser Landschaft eng beisammen. Und nicht genug an diesem Reichtum, sorgt noch der Lauf des Jahres mit seinem Wetterwechsel für eine unerschöpfliche Mannichfaltigkeit, die künstlerisch festzuhalten Hoffmann mit dem Mute des Talentes gewagt hat. Die große Kunst, die er in diesen Naturschilderungen offenbart, die Feinheit seiner Beobachtung, die Empfänglichkeit seiner Sinne, die Originalität seiner Auswahl in den Motiven sind nicht hoch genug zu schätzen. Theodor Storm hat die Novelle als die Dichtungsform bezeichnet, in die sich die Poesie unsrer dem Verse so abholden Zeit geflüchtet habe. Hoffmann hat die novellistische Form in diesem Novellenkranz zu einem jener dichterischen Werke ausgenutzt, die fast jedes Zeitalter aufweist, und jede Zeit in der ihr gemäßesten Form. Wie manche seiner Phäakengeschichten (z. B. „Der blinde Mönch“) das Gefühl erregen, daß

sie noch besser in Versen hätten wirken müssen, so vermißt man den Adel des Verses in den duftigen, zarten Stimmungsbildern des Juni: „Himmelfahrt,“ Juli: „Heuduft,“ Oktober: „Spätglück,“ die nur so hingehaucht zu sein scheinen.

Für den dichterischen Naturschilderer ist keine Aufgabe schwieriger, als die, die menschliche Gestalt und die Handlung in künstlerischer Harmonie mit dem landschaftlichen Bilde darzustellen. Sein Auge schweift über scheinbar endlose Räume, sein Gemüt ist ästhetisch bewegt von Vorgängen und Gebilden der Natur, die zwar mächtige, aber dunkle Gefühle in ihm erwecken. Der unendlichen Subjektivität der Dichter ist hier der allerweiteste Spielraum gelassen; dieselbe verkrüppelte Weide kann verschiedenen Dichtern verschiedene Gefühle des Trotzes oder der Trauer oder des Gespensterhaften oder weiß Gott noch was alles erwecken. Aber eine besondre Schwierigkeit für den Erzähler liegt bei dieser Kunstart in der Aufgabe, die Menschen innerhalb des Naturbildes zu individualisiren. Will er nicht den gesamten Stimmungsgehalt des Bildes gefährden, so muß er sich in der Charakteristik der Menschen auf die großen Striche beschränken, er kann sich nicht in psychologische Einzelheiten verlieren, denn sie würden den Leser nur vom Grundton ablenken. Er darf auch nur sehr selten, wenn er nicht in langweilige Einförmigkeit verfallen will, die landschaftliche Stimmung selbst zum Motiv der Handlungen machen. In der Mannichfaltigkeit der Hilfsmittel, deren sich der Dichter bei allen diesen Schwierigkeiten bedient, um doch ein Kunstwerk zu wege zu bringen, offenbart sich der Reichtum seiner Begabung. Und hier insbesondre kann man den Formenreichtum in Hoffmanns Novellencyklus beobachten. In einzelnen Stücken wird die Naturstimmung in der That zum innern Motiv der Handlung gemacht, in den Novelletten: „Himmelfahrt,“ „Heuduft,“ „Sonnenwende.“ In andern wieder ist die Stimmung der Landschaft gleichsam der äußere Spiegel innerer Zustände; in „Spätglück“ ist sie gleichsam die unsichtbar begleitende Musik für die Herzensvorgänge; auch die Januar- und Februarnovelle gehört hierher. Und wieder in andern Stücken ist die Naturstimmung symbolisch für die Handlungen, und das sind die großartigsten Stücke: „Thauwind,“ „Eistrug,“ „Sturm,“ auch die „Sündflut“ (April) gehört hierher. In der ersten Reihe sind die menschlichen Charaktere gerade nur skizzirt; die duftige Stimmung verträgt keine realistisch ins einzelne gehende Zeichnung; diese Stücke muten uns wie flüchtige Aquarellbilder an. In der letzten Reihe ist die Charakteristik sorgfältig, ja beinahe kleinmalerisch; ein ganz eigenartiger, vielfach an Fritz Reuter erinnernder Stil von echt plattdeutschem Humor der Selbstironie des weichherzigen Erzählers ist gewählt und mit prächtiger Wirkung verwertet. Von allen Seiten hat Hoffmann die Natur belauscht: von der idyllischen, von der süß berauschenden, von der erquickenden, von der erhabenen, von der gewaltigen, aber auch von der erstarrenden und von der teuflisch-grausamen Seite.

Vorwiegend ist der humoristische Vortrag, aber um die grausame Natur zu charakterisiren, hat er die formell wohl bedeutendste Augustnovelle „Irrlicht“ gedichtet in einem lakonischen Stile, der der ehernen Novellistik Heinrichs von Kleist nachgeahmt zu sein scheint. Nicht alle Nerven werden dieses Kunststück vertragen, trotz der Bewunderung, die man ihm zollen muß.

Auf die einzelnen Geschichten einzugehen, können wir uns hier ersparen. Sie sind nicht alle gleichwertig, so schön auch die Landschaftsbilder für sich durchwegs sind. In der „Sündflut“ z. B., wo in zwei Knaben zum ersten male die Liebe durchbricht, gerade wie sie die schöne Hersilie über das weithin überschwemmte Ufer am Haff rudern, wird unserm Sinne für Wahrscheinlichkeit doch zu viel zugemutet. Auch wirkt der ironische Vortrag des Erzählers, wenn er nicht bald von der spannenden Handlung abgelöst wird, abkühlend. Die bedeutendste Novelle ist unsers Erachtens „Sturm,“ die allmählich von einer großartigen Schilderung der wilden Ostsee im November durch den Humor der Erzählung ins Erhabene einer großen, sittlichen Handlung hinüberführt. Der Leuchtturmwächter Ruhnke rettet dem schönen Georg, der ihn um die geliebte Luise in treuloser Don Juanerie betrogen hat, das Leben. Dieser Ruhnke ist die schönste Charakterfigur, die Hoffmann seit seinem Hexenprediger gelungen ist. Als die zweitschönste Novelle muß „Thauwind“ bezeichnet werden: ein Stück feinen, liebenswürdigen und dabei fast possenhaft ausgelassenen Humors.

Ein ebenso geistreicher als sinnvoller Gedanke liegt der größern Erzählung: Iwan der Schreckliche und sein Hund (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1889) zu Grunde, die gleichzeitig, aber an anderm Orte mit jenem Novellencyklus erschien, doch steht sie nicht auf der vollen Höhe der Hoffmannschen Kunst. Eigentlich ist das Thema dieser heitern Geschichte der Konflikt zwischen künstlerisch-beschaulicher Gemütsanlage und pädagogischem Beruf. Gotthold Belling, Mathematiker seines Zeichens, muß in Ermangelung der nötigen Gelder von seinen rein wissenschaftlichen Bestrebungen ablassen, er kann sich nicht dem Jahre lang unbezahlten Dozententum widmen, wie es sein Wunsch ist, er kann nicht warten, bis er Universitätsprofessor wird, und muß daher eine bescheidene Stellung am Gymnasium in Stolpemünd annehmen. Da hat er nun die Pflicht, Disziplin zu halten. Das kann er aber nicht, die Schulmeisterei ist ihm in der Seele zuwider. An der urwüchsigen Lebensäußerung ungezähmter Jugend hat er sein ästhetisches Wohlgefallen, er kann nicht zürnen; er ist ferner ein viel zu gutmütiger Mensch, um sich auch nur Knaben gegenüber als Musterbild geberden zu können, es erscheint ihm abgeschmackt, mit dem Knüttel (ob auch unsichtbar) einhergehen zu müssen. Das ist sein Konflikt; er paßt nicht für seinen Beruf. Aber die Natur hat mit ihm ein seltsames Spiel getrieben. Zu seinem schwachen Herzen hat sie ihm eine martialische Physiognomie gegeben: schwarzes borstiges Haar umrahmt ihm das Gesicht, nur aufmerksame Späher erkennen die Herzensgüte in seinen

Augen. Je ängstlicher unserm guten Belling zu Mute ist, um so steiler stehen ihm die schwarzen Haare in die Höhe, um so grimmiger wird der Ausdruck seines Gesichts. Es ist, als ob die Natur dieses schwache Herz mit einem Schutzwall hätte umgeben wollen. Dieser seiner Eigenschaft ist sich Belling völlig bewußt, im Ernst und im Humor, in Leid und in Genugthuung, und hinter seinem grimmigen Gesicht findet er Schutz vor der wilden Jugend seines Gymnasiums, deren Ungeberdigkeit weithin bekannt ist. Diesen Verkehr Bellings mit seinen Rangen hat Hoffmann aufs köstlichste geschildert. Den Spitznamen „Iwan der Schreckliche“ hat die witzige Jugend ihrem unverhofften Meister gegeben. Köstlich ist auch die Wirkung des grimmigen Gesichtes auf die kleinstädtische Gesellschaft, die den Besieger der wilden Tertia hoch in Ehren hält. Der wahre Sachverhalt bleibt ihr aber ein Geheimnis, bis für den armen Mathematikus auch die Stunde schlägt. Hoffmann hat ihn in eine hübsche Liebesgeschichte verwickelt, die leider bei aller Anmut doch über die konventionellen Figuren nicht hinausgekommen ist: dies ist die Schwäche der sonst so geistvollen Erfindung. Der Hund Iwans des Schrecklichen, der eine feinere Nase hat als alle Menschen und die Gutmütigkeit seines Herrn verhängnisvoll durch seinen gänzlichen Mangel an Disziplin an den Tag bringt, reiht sich mit Ehren den vielen poetischen Hunden der modernen Novellistik an, insbesondre an „Tambi“ in der gleichnamigen Novelle Ferdinands von Saar, der dasselbe Schicksal erleidet: er wird auch von einem Fremden niedergeschossen, weil sein Herr nicht imstande war, bei Zeiten seine natürliche Ungeberdigkeit zu zähmen.

Wollte man den neuesten Roman Friedrich Spielhagens, Ein neuer Pharao (Leipzig, Staackmann, 1889) nur von rein ästhetischen Gesichtspunkten betrachten, so würde man dem Verfasser einigermaßen Unrecht thun. Wenn man ein Buch nach dem vorwiegenden Eindruck beurteilen soll, den es hinterläßt und den es doch auch wohl hervorzurufen bestimmt war, wenn der Verfasser ein rechter Künstler ist, so muß man Spielhagens „Neuen Pharao“ nicht als eine Dichtung, sondern als eine glänzende Rede oder Abhandlung betrachten, die sich über tausend und noch etliche andre Dinge ergeht. Niemals dürfte es Spielhagen weniger gelungen sein, die vielgepriesene epische Objektivität festzuhalten, als diesesmal. Niemals ist er so persönlich in allen Teilen der Erzählung hervorgetreten, niemals hat er so wenig Rücksicht auf die Naturwahrheit der Gespräche (die sich zu Abhandlungen ausdehnen) genommen, niemals hat er seine Figuren so wenig charakteristisch ausgestaltet, sie so wenig selbst reden und handeln lassen, damit sie uns durch das ihnen innewohnende eigne Leben fesseln, als diesesmal. Auf einen besondern Grad von Originalität kann die Erfindung der Handlung auch nicht Anspruch erheben. Wenn uns das Buch trotz alledem nicht geradezu langweilt, so geschieht es nur darum, weil der alternde Meister sich noch immer vortrefflich auf die Künste

der Spannung und Rührung versteht, und weil die reiche und vornehme Bildung Spielhagens die zahllosen Themen der Politik und der sozialen Frage, der Litteratur und der Gesellschaft, der Kunst und der Wissenschaft noch immer in einer hübschen Form, in geistreicher Weise und mit warmer Rhetorik zu behandeln versteht. Der deutsche Romanleser will sich ja noch immer „bilden“: da freut ihn solch ein Roman. Künstlerisch ist so ein Werk so wenig wichtig zu nehmen, als ein Roman z. B. von Paul Lindau, der in ganz entgegengesetzter Weise, durch einen zahmen Naturalismus, sein Publikum zu fesseln sucht; aber die Fülle der Bildung erhebt doch einen „Neuen Pharao“ hoch über die „Spitzen“ u. ähnl.

Unmittelbar nach dem Kriege und der Gründung des Reiches schrieb Berthold Auerbach in lodernder Begeisterung den (allerdings nicht sehr gelungenen) Roman „Waldfried.“ Darin feierte er die Versöhnung der alten, nach Amerika verbannten oder ausgewanderten Achtundvierziger mit der neuen Ordnung der deutschen Dinge. War auch der Einheitstraum nicht genau so verwirklicht worden, wie sie ihn geträumt hatten, so freuten sie sich doch der großen Thatsache und sahen im übrigen vertrauensvoll der deutschen Zukunft in den Händen des neuen Geschlechts entgegen. Damals, um fünfzehn oder mehr Jahre näher dem Jahre 1848 als jetzt, war Auerbachs Gedanke nicht bloß dichterisch fruchtbar, sondern auch zeitgemäß. Es lebten noch Männer genug, die in der Paulskirche gesessen, für die Reichsidee gekämpft und gelitten, und die in sich selbst die Versöhnung mit der Wandlung der Dinge zu erkämpfen hatten. Ein charakterfester Schwabe wie Vischer, der im Jahre 1848 Republikaner war, hatte sich im Verlaufe der siebziger Jahre doch zum Freunde Bismarcks und der Monarchie umgewandelt, wie die unlängst erschienenen Briefe an Ernst Julius Günthert bezeugten. Auerbach hat also die Wahrheit in seinem Roman ganz zutreffend geschildert.

Jetzt, nachdem die Nation wieder um soviel älter geworden ist, sich durch eine Fülle von Ereignissen und neuen Aufgaben von dem Jahre 1848 und seinen Ideen und Männern entfernt hat, kommt nun Spielhagen auf die alte Geschichte zurück. Einen nunmehr siebzigjährigen Achtundvierziger, der in der republikanischen Partei am badischen Aufstande teilgenommen hat, dann mit Aufopferung von Weib und Kind, Besitz und gesellschaftlichem Rang nach Amerika geflüchtet war, führt Spielhagen nach dreißigjähriger Abwesenheit wieder nach Deutschland zurück. Wozu? Um durch die Gegenüberstellung dieses Mannes und der neuen Zustände den Unterschied der Zeiten darzustellen. Sein Baron von Alden hat in dem amerikanischen Leben keine Befriedigung gefunden. Er hat dort, wo der Kampf ums Dasein nur sehr egoistische Naturen gedeihen läßt, das Leben eines armen Philosophen geführt, der auf allen Rang und Reichtum verzichtet. Er hat die republikanischen Ideale in sich genährt und sich so ganz und gar dem Entwicklungsgange des Vaterlandes

entfremdet. Er findet sich deshalb auch im neuen Reiche nicht zurecht. Wir fragen nun: ist dieses Motiv jetzt noch zeitgemäß? Haben die Vorwürfe, den so ein ausgegrabener Achtundvierziger als solcher der Gegenwart macht, irgend welche, sei es auch nur poetische Berechtigung? Diese Frage ist selbst von dem Standpunkte Spielhagens, der einen „Zeitroman" schreiben wollte, berechtigt. Hätte er seinen Helden nicht eben mit Nachdruck als Achtundvierziger eingeführt, sondern, sowie er ihm eigentlich geraten ist, als ein abstraktes sittliches Ideal eines Heiligen, an dem der Wert der Gegenwart gemessen wird, so hätte er zwar weniger anspruchsvoll, aber doch klarer gehandelt. Der Achtundvierziger, der ein langes Menschenalter hindurch von Deutschland fern gewesen ist, steht außer jeder Beziehung zum deutschen Volke, ist poetisch und sittlich nicht mehr wert, als etwa ein ausgegrabener Weimaraner oder ein heraufbeschworener Zeitgenosse Friedrichs II., ein willkürlich aufgestelltes Ideal der Nation, das kein Mensch anzuerkennen braucht. Den Vorteil Auerbachs im „Waldfried" hat Spielhagen eben nicht mehr, und daß er dies nicht erkannt hat, erscheint uns als der Grundfehler seines Romans als „Zeitroman." Nur an sehr lebendige geschichtliche Erinnerungen, vielmehr an geschichtliche Mächte, die nur halbvergangen sind, darf der Zeitroman anknüpfen, wenn er ein zutreffendes Spiegelbild der Gegenwart liefern soll.

In dem Baron von Alden, der sich jetzt Heinrich Smith nennt, hat also Spielhagen den Geist des Jahres 1848 verkörpert. Alden ist der Joseph, dessen der neue Pharao, d. h. die neue Zeit, sich nicht mehr erinnert, von dem sie nichts weiß. Auch diese Verkörperung der Achtundvierziger ist von dem Vorwurfe der Willkürlichkeit nicht freizusprechen. Waren denn die Achtundvierziger wirklich Republikaner in ihrer Mehrheit? Haben sie denn einem Monarchen keine Krone angeboten? Nur einen Tropfen demokratischen Öles wünschte Uhland auf die deutsche Kaiserkrone, aber doch auch eine Krone, und Uhland wird doch wohl die Gesinnung des deutschen Volkes genügend dargestellt haben! Der „Tropfen demokratischen Öles" fehlt übrigens der deutschen Kaiserkrone, die eine soziale Gesetzgebung durchführt, auch nicht.

Und nun erwartet man, daß der „neue Pharao" mit aller einem Sittenschilderer zu Gebote stehenden Kunst und Farbenfülle vor unser Auge gebracht werde, damit wir so recht erkennen, wie sich die Gegenwart im Lichte jener vom Dichter elegisch entbehrten idealen Gesinnung der Achtundvierziger ausnimmt. Hier kann der Romanschreiber seine ganze Fähigkeit entfalten, und man ist nicht wenig auf das soziale Gemälde gespannt, das Spielhagen nun entrollen wird. Allein wie wird man enttäuscht! Spielhagens Charakteristik geht nicht mehr wie in seinem früheren Roman „In Reih und Glied" auf die Schilderung der großen Volksmenge, sondern sie zieht sich auf den engen Kreis einer Familie zurück, deren einzelne Mitglieder Typen der Gegenwart vorstellen sollen. Es sind aber keine originellen Gestalten. Nur zweimal durchbricht

der Erzähler den engen Rahmen seines Familienkreises, als er die Wirkung der Attentate Hödels und Nobilings auf das Leben des greisen Kaisers Wilhelm schildert; das sind auch wirkungsvolle Bilder.

Es sind die zwei Familien des Geheimrats Illicius und des Amerikaners Curtis (einer Art von Sonnenkamp aus Auerbachs „Landhaus am Rhein"), die uns in diesem Roman beschäftigen. Illicius ist ein Jugendfreund und Gesinnungsgenosse von Smith-Alden bis zum Jahre Achtundvierzig gewesen. Nach dem Scheitern der Revolution ist er aber nicht wie jener nach Amerika geflohen, sondern Mitbegründer der „Kreuzzeitung" geworden. Nach diesem politischen Farbenwechsel hat er alle Rangstufen bis zum Geheimrat im Ministerium erstiegen. Er hat aber eine Schlechtigkeit an Alden begangen. Dieser hat nach seiner Flucht sein großes Vermögen ohne weitern Vorbehalt seiner Frau hinterlassen, die sich dann von dem in contumaciam zum Tode verurteilten Manne hat scheiden lassen, um Illicius zu heiraten, der seinerseits sich wegen der Aldenschen Millionen von seiner bis dahin geliebten und liebevollen Frau hartherzig und rücksichtslos getrennt hat. Nun, zur Zeit der Handlung des Romans selbst, ist aber der Stern des Illicius im Verbleichen. Die leichtsinnige Geldwirtschaft seiner Frau, seines Schwiegersohnes Egon, seines eignen Sohnes Reginald, der Offizier ist, hat seine Mittel erschöpft. Deshalb setzt er sich mit dem soeben in Berlin aufgetauchten Amerikaner Curtis in Verbindung, der ihm zu raschem Börsengewinn verhelfen soll. Curtis, der in Amerika nach einander Sklavenhändler, Goldgräber, Aktienschwindler gewesen ist, sogar Menschenleben auf dem Gewissen hat, und sich drüben nicht mehr sicher gefühlt hat, ist nach Berlin gekommen, um schwindelhafte Aktien zu verkaufen. Der Schwindel gelingt, er gewinnt eine Million, und kurz vor der Entdeckung läuft Curtis bei Nacht und Nebel davon. Das ganze Vermögen des Illicius ist in den Curtisschen Aktien angelegt und droht verloren zu gehen. Zum Glück hat der ältere Sohn Herbert, Hilfsarbeiter im Ministerium des Äußern, ein kluger politischer Kopf, nüchtern in seinem strengen Gerechtigkeitsgefühl, zur rechten Zeit noch die Curtisschen Aktien losgeschlagen und so das väterliche Vermögen gerettet. Aber die Stellung des Geheimrats ist doch erschüttert, weil man von seinem Geschäft im Amte erfahren hat, und als er eine Regierungsvorlage nicht nach der Gesinnung der Regierung vertritt, wird er kurzer Hand verabschiedet. Das trifft ihn so hart, daß er einen Schlaganfall bekommt, der ihn auch körperlich lähmt.

Illicius steht übrigens während der ganzen Geschichte im Hintergrunde, gewinnt uns also gar keine persönliche Teilnahme ab. Vorn auf der Bühne stehen die verliebten jungen Leute der Romanhandlung, deren eigentlicher Demiurgos der alte Republikaner Smith ist. Er hat nämlich bei seiner Flucht eine Tochter hinterlassen, Marie von Alden, die der gute Geist der Familie Illicius ist, aber wie ein Aschenbrödel von ihr behandelt wird. Diese Marie

ist gerade so ins Übermenschliche und Heilige idealisirt, wie ihr Vater; jedenfalls sind zwei solcher himmelblauen Gestalten für einen Roman zuviel, ganz abgesehen von der innern Unwahrheit dieser Ideale. Marie liebt nun den Sohn des schurkischen Curtis, Ralph, Professor der deutschen Litteratur an irgend einer amerikanischen Hochschule. Um die Spannung zu erhöhen, gebraucht Spielhagen die abgenutzte Finte der spröden Herzen, die sich nicht verstehen. Übrigens ist Ralph die längste Zeit totkrank, und die heilige Marie wird seine Krankenpflegerin. Hübscher ist das zweite Liebespaar Reginald und Anne Curtis. Wie Herbert ein dem Dichter wenig sympathischer Schüler des „neuen Pharao," so ist Reginald der Vertreter des frischen, ehrlichen, streng seine Ehre bewachenden Soldatengeistes des deutschen Offizierkorps. Die schönste Gestalt des Buches ist Anne, sie ist hinreißend in ihrer Kraft und Leidenschaft. Sie liebt aber nicht Reginald, sondern zu ihrem Unglück Hartmut Smelk, des Illicius Sohn aus erster Ehe, einen Menschen von tollem Ehrgeiz, aber ohne sittlichen Halt; dieser stürzt sich in die sozialistische Bewegung, kommt in die Kreise der Anarchisten und wird bei der Verhaftung Nobilings tot in dessen Zimmer aufgefunden.

Smith kehrt nach all diesen Erlebnissen mit seiner wiedergefundenen Tochter Marie nach Amerika zurück. Spielhagens Ideal hält es also trotz all der kühlen Anerkennung des mancherlei Guten, das doch da ist, in der Heimat nicht aus. Wohl begreiflich, denn die Zeit der Schwärmerei ins Blaue ist vorüber. Klar ist, daß Spielhagen eine Antwort auf seine vor drei Jahren gestellte Frage: „Was will das werden?" noch immer nicht gefunden hat.

Wien — Moritz Necker

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Lohnkampf. Die jüngsten Vorgänge in den Kohlenbezirken fordern zu ernsten Erwägungen auf. Scheint es doch, als sollte die soziale Bewegung der großen Arbeitermassen in den Fabrikbezirken eine stehende öffentliche Gefahr gerade der wirtschaftlich bessern Zeiten bilden, gegen die weder die humane Gesetzgebung in ihrer Fürsorge für Gesundheit, Leben und Altersversorgung des Arbeiters, noch die Strenge des Sozialistengesetzes ein ausreichendes Mittel sind.

Wir geben zu, daß gewiß an manchen Orten der Arbeiter von den industriellen Gesellschaften sich ausgebeutet sieht und sein Lohn den heutigen Lebensverhältnissen nicht immer entspricht, seine Arbeitskraft über Gebühr in Anspruch genommen wird. Die Lohnbewegung der Wiener Pferdebahnkutscher fand aus

diesem Grunde allgemeine Billigung. Ebenso erkennen wir bereitwillig an, daß es Sache des einzelnen Arbeiters ist, ob er für einen bestimmten Lohn arbeiten will oder nicht. Zur Arbeit zwingen kann ihn niemand. Wenn aber aus der gleichzeitig verabredeten Niederlegung der Arbeit ganzer Gewerkschaften öffentliche Gefahren entstehen, so hat der Staat nicht allein ein Recht, sondern die Pflicht, Abhilfe zu schaffen.

Es ist vollkommen richtig, wenn Fürst Bismarck angesichts der allgemeinen Arbeitseinstellungen im Kohlenrevier sagt, es gehe nicht an, daß wir in Bezug auf unsern Kohlenbedarf auf den guten Willen einiger tausend Arbeiter angewiesen seien. Es geht ebensowenig an, daß wir jedes Jahr von neuem dasselbe Schauspiel der Arbeiterstreiks in allen denkbaren Großindustrien erleben; greifen doch die Interessen derselben innig in einander. Es geht nicht an, daß wir Wochen und Monate lang die Gefahren mit ansehen müssen, die sich aus dem Müßiggang so vieler Tausende von unbeschäftigten und erregten Menschenmassen für die öffentliche Ordnung von selbst ergeben.

Die Arbeitsniederlegung in Massen auf Verabredung, um diese oder jene Bedingung zu erzwingen, ist einfach einer Erpressung gleich zu achten und ist in der That nichts andres. Sie wird noch schlimmer dadurch, daß diejenigen Arbeiter, die gern zu den bestehenden Bedingungen arbeiten möchten, durch Drohungen, Gewalt, mindestens durch Achtserklärung ihrer Kameraden zum Mitfeiern gezwungen werden, und daß ein wirksamer Schutz der Behörden in solchen Zeiten kaum durchführbar ist. Man denke, wohin es führen sollte, wenn eines Tages sämtliche Briefträger oder sämtliche Bahnbeamten nicht mehr Dienst thun wollten, oder wenn die Mannschaften der Feuerwehr angesichts der Gefahr streiken wollten! Gegen solche gemeinsame Arbeitsniederlegung muß es einen gesetzlichen Schutz geben, wie es gegen die Rinderpest, die Pockenepidemie und andre ansteckende Krankheiten, wie überhaupt gegen öffentliche Gefahren gesetzlichen Schutz giebt.

Wohin es führen könnte, wenn hier die Gesetzgebung machtlos wäre, ist gar nicht abzusehen. Denn wir haben es bei erregten Arbeitermassen mit unberechenbaren, elementaren Gewalten zu thun. Diese Leute sind sich wohl bewußt, wie groß ihre Macht ist, wenn sie festhalten, und diese Macht führt denn auch zur Aufstellung unerfüllbarer Bedingungen. Ist es schon schlimm genug, wenn sich die Arbeitgeber solchem Zwange fügen müssen, so ist es noch schlimmer, wenn sie es nicht thun und der Zustand von längerer Dauer ist. Stets sind die Folgen Erbitterung, Haß, Unfriede. Sollen wir jedes Jahr dieselben Kämpfe durchmachen, zum Schaden der nationalen Industrie, und Gewehr beim Fuß dabei stehen, um erst einzugreifen, wenn es zu Gewaltthaten kommt? Soll diese Form des Sozialismus so lange geduldet werden, bis Blutvergießen unvermeidlich ist? Gewiß ist der Staat hier verpflichtet einzugreifen, und es fragt sich nur, welche Mittel ihm dafür zu Gebote stehen.

Wenn es sich ernstlich nur darum handelte, dem Arbeiter ohne Streik zu seinem Rechte zu verhelfen, dann würden die Einigungsämter, wie sie bereits vorgeschlagen sind, da sie eine beständige Fühlung des Arbeiters mit dem Arbeitgeber herzustellen berufen sind, wohl eine Abhilfe schaffen können. Es wird ja nicht leicht sein, solche Ämter so zusammenzusetzen, daß weder die Arbeitgeber noch die Arbeiter im Vorteil sind, und das müßte doch sein, wenn diese Ämter das unbedingte Vertrauen beider Teile genießen sollen. Denn ohne dieses Vertrauen geht es nicht. Wäre es möglich, daß diese Einigungsämter mit ihren Abmachungen und Bestimmungen den Arbeitern und ihren gerechten Ansprüchen

dennoch nicht genügten, so wäre die Einrichtung verfehlt. Jedenfalls muß aber dieser Weg betreten werden, und man sollte von vornherein meinen, daß ernstlichen Beschwerden gegenüber ein solches Amt sicher Abhilfe schaffen würde. Voraussetzung wäre allerdings, daß die Beschlüsse dieser Ämter Gesetzeskraft besäßen.

Aber ein Mittel gegen das Streiken an sich wäre das Einigungsamt nicht. Die Form der Erpressung und Vergewaltigung, wie sie die verabredete plötzliche Arbeitseinstellung heute ist, dürfte eben einfach nicht geduldet werden. Wie viel man auch von der Freiheit der Menschen reden mag, es giebt keine Freiheit, die öffentliche Ordnung zu stören, es giebt keine Freiheit, Zwang gegen andre zu üben, Notlagen zu schaffen, um aus diesen Notlagen Vorteile zu ziehen. Solche Freiheit können wir nicht anerkennen. Soll das ganze Gebäude der öffentlichen Ordnung nicht fortwährend schwanken, muß solchem Gebahren mit den strengsten Gewaltmaßregeln begegnet werden.

Sind die Einigungsämter gebildet und ist den Arbeitern Gelegenheit gegeben, sich auf friedlichem Wege Gehör und Recht zu verschaffen, so hört jeder Grund zur Selbsthilfe auf. Dann müßte das Streiken als solches verboten sein.

Wie die Obdachlosigkeit mit Strafe bedroht ist, so müßte auch der bestraft werden können, der, obwohl ihm Gelegenheit zur Arbeit geboten wird, in Verabredung mit andern oder ohne Kündigung die Arbeit niederlegt. Gegen die Anstifter von Streiks sollte mit sofortiger Verhaftung und schneller Justiz vorgegangen werden. Der Ausbruch eines Streiks müßte mit Verkündigung des Belagerungszustandes, mit Ausweisung der Fremden und den strengsten Maßregeln zur Erhaltung der Ordnung beantwortet werden. Jede Störung der Arbeit andrer, jede Gewaltthätigkeit gegen Menschen, jede Zerstörung fremden Eigentums müßte strengstes Eingreifen zur Folge haben.

Zu den Strafen, die wir vorschlagen möchten, würde Entziehung des Wahlrechts auf gewisse Zeit für jeden Teilnehmer am ungesetzlichen Streik entschieden wirksam und, was die Hauptsache ist, auch durchführbar sein. Es ist bekanntlich sehr fraglich, ob das direkte Wahlrecht für Leute, die sich doch oft gar nicht auf der Höhe eines eignen Urteils befinden, überhaupt in dieser Ausdehnung hätte gegeben werden sollen. Nachdem es einmal gegeben ist, eine Änderung schwer ist, würde sich die Entziehung als Strafe für ungesetzliches Verhalten sehr empfehlen. Die Leute wissen sehr gut, daß man mehrere tausend Menschen nicht gut gleichzeitig einsperren kann, jede andre Strafandrohung ist ihnen also ziemlich gleichgiltig. Die Strafe der Entziehung des Wahlrechtes aber für die nächste Wahlperiode ist durchführbar und würde den Führern der Arbeiterbewegungen gewiß so unangenehm sein, daß schon damit der Versuch jedes Streiks im Keime erstickt wäre.

Noch eins wollen wir hinzufügen. Außerordentliche Zustände erfordern außerordentliche Mittel. Sollte die Gefahr in den Industriedistrikten länger andauern oder sich wiederholen, so dürfte die Regelung dieser Vorschläge sowohl in betreff der Einigungsämter als der Verbote gegen das Streiken nicht den langsamen und aufregenden Reichstagsverhandlungen unterbreitet werden, sondern von schneller Wirkung könnte nur eine kaiserliche Verordnung sein, deren nachträgliche Genehmigung durch den Reichstag mit Sicherheit zu erwarten wäre.

Bessere Vorschläge mögen von andrer Seite gemacht werden: ohne ein Verbot des Streiks an sich geht es nicht. Eine friedliche Form des Lohnkampfes muß gefunden werden.

Ob sich nicht überhaupt eine andre Organisation unsrer Arbeiterverhältnisse empfehlen möchte, wollen wir für heute unerörtert lassen. So viel ist gewiß.

daß die Streiks großer Arbeitermassen nach allen damit gemachten Erfahrungen eine so große öffentliche Gefahr sind, daß eine fernere Duldung derselben einfach unmöglich ist.

Nachschrift. Schneller, als man denken konnte, ist diesmal, dank dem energischen Einschreiten der Behörden und dem Nachgeben der Parteien, die dem Vaterlande drohende Gefahr vorübergegangen. In den Kohlenbezirken arbeitet wieder alles, mit wenigen Ausnahmen, auch die Ausstände der Maurer und Zimmerer in Berlin scheinen ihrem Ende nahe zu sein. Dennoch ist die Wiederholung dessen, was wir erlebt haben, nicht ausgeschlossen. Möchten daher diejenigen, deren Pflicht es ist, solchen öffentlichen Gefahren vorzubeugen, nunmehr nicht säumen, geeignete Maßregeln zu ergreifen. Daß die Streiks ein Agitationsmittel in den Händen des Sozialismus sind, eine gefährliche Waffe für dessen Führer, denen es darauf ankommen muß, die Arbeiterbewegung nicht einschlafen zu lassen, das wolle man nicht vergessen.

Das Recht der Presse. Verschiedne Zeitungen besprechen in erregtem Tone die Ausschließung der Zeitungsberichterstatter von dem Empfange der hohen italienischen Gäste in der „Unfallverhütungs-Ausstellung,“ und selbst ein in jedem Sinne gemäßigtes Blatt, die „Tägliche Rundschau,“ erklärt: „Die Presse hat sich nicht darin [darein!] gefügt, sondern die Berichterstattung eingestellt, und das war das Mindeste, was sie bei diesem Falle thun konnte.“ Sie bezeichnet schließlich „ein gemeinsames Vorgehen bei allen solchen Anlässen“ als das einzige Mittel, um den Behörden diejenige Rücksichtnahme abzuzwingen, auf welche die anständige Journalistik ein Anrecht hat, sowohl in ihrem eignen Interesse, als auch in demjenigen ihrer Leser, deren Sache sie vertritt.“

Wir wissen nicht, ob bei jener Gelegenheit Rücksichtslosigkeit obgewaltet hat, wollen aber gern glauben, daß hier und da noch Anschauungen über die Bedeutung der Presse herrschen, die mit der Entwicklung unsers öffentlichen Lebens in Widerspruch stehen. Doch geben auch die angeführten Sätze zu mehreren Bedenken Anlaß, die wir, abgesehen von dem vorliegenden Falle, zur Sprache bringen wollen, da die Frage, um die es sich hier handelt, dringend der Klärung bedarf.

Daß die Zeitungen über einen Vorgang, von dem sie ausgeschlossen waren, keine Berichte gebracht haben, ist natürlich, und es wäre nur zu wünschen, daß sie sichs ein für allemal zum Gesetz machten, nichts zu sagen, was sie nicht wissen, nicht wissen können. Welche Maßregeln sie sonst noch hätten ergreifen können, ist uns unverständlich. Sie werden doch nicht im Ernste daran gedacht haben, aus Rache nun auch das zu verschweigen, was sich noch bei Anwesenheit des Königs von Italien in Berlin in voller Öffentlichkeit zugetragen hat? Solche Wiedervergeltung würde wirklich das Interesse ihrer Leser und noch empfindlicher ihr eignes geschädigt haben. Aber ihrem „Anrecht auf Rücksichtnahme“ steht entschieden das Recht hoher Personen gegenüber, sich die Berichterstattung dort zu verbitten, wo ihnen diese nicht wünschenswert erscheint. Oder möchte man es etwa zu den Pflichten Hochgestellter rechnen, sich bei jedem Schritt aus dem Hause beobachten, jedes ihrer Worte belauschen und veröffentlichen zu lassen? Das wäre eine arge Unbilligkeit. Und weiter: welche Einbuße hat die Lesewelt dadurch erlitten, daß ihr nichts über den Besuch der fürstlichen Herrschaften in der Ausstellung erzählt worden ist? Für die Befriedigung der Neugier wird doch wahrhaftig im Übermaße gesorgt.

Die „Tägliche Rundschau" fordert Rücksicht für „die anständige Journalistik" und berührt damit selbst einen heikeln Punkt. Will sie die Grenze zwischen anständiger und nichtanständiger bestimmen, oder das den Behörden überlassen? Kennt sie überhaupt ein Blatt, das nicht behauptete, zur anständigen Journalistik zu gehören? Ihr wird wohl bekannt sein, daß mitunter sehr große, verbreitete, einflußreiche Zeitungen sich von Mitarbeitern bedienen lassen, deren Gesellschaft niemand suchen würde. Man denke nur an die „Times" mit ihrem Pariser Korrespondenten, dessen Lügenhaftigkeit hundertmal erwiesen worden ist; man denke an den neuesten Fall mit dem italienischen Botschafter in Paris. Daß solche Gesellen der in manchen Kreisen noch vorhandnen Abneigung gegen alle Publizistik immer neue Nahrung geben, ist wohl sehr begreiflich, und wenn deren wirklich anständiger, ehrenhafter Teil nicht im stande ist, sie von sich abzuschütteln, so wird er immer unter deren Sünden mit zu leiden haben.

Aber es scheint schwer vermeidlich, auch von andrer Seite Maßregeln gegen den fortwährend steigenden Unfug der gewerbsmäßigen Interviewer und Lügenverbreiter zu erwägen. Die „Fliegenden Blätter" haben sich längere Zeit in launiger Weise mit der Frage beschäftigt, wie man sich gegen die Zudringlichkeit von Geschäftsreisenden schützen könne; sie schlugen z. B. einen Klingelzug vor, durch den ein Wassereimer über den Untenstehenden entleert würde. Einen solchen Klingelzug mit der Beischrift „Für Interviewer" könnten allerdings Staatsmänner an ihrer Thür anbringen lassen, oder auch die in manchen Städten übliche Tafel mit angemessener Variante: „Bettlern, litterarischen und andern Hausirern ist der Eintritt verboten." Doch dadurch würden nur die unschädlich gemacht, die wirklich etwas hören und das Gehörte nach Bedarf vervollständigen wollen, nicht die viel Gefährlicheren von der Sorte der beiden edeln Pariser, die dem General Menabrea ihren Unsinn in den Mund legten, ohne ihn auch nur gesehen zu haben. Solches Treiben wird niemand anstehen sträflich zu nennen, und es sollte kein Mittel geben, ihm die verdiente Strafe angedeihen zu lassen? Es ist offenbar Betrug und Fälschung, und läßt sich in den meisten Fällen dolus oder animus injuriandi wohl vermuten, aber nicht beweisen, so wird unter allen Umständen das Publikum betrogen und eine verfälschte Ware verkauft, die unter Umständen größere Verheerungen anrichten kann, als verfälschte Lebensmittel.

Unbegreifliche Verblendung ist es, daß sogar achtbare Zeitungen jeden Gedanken an die Bestrafung des Verbreitens falscher Nachrichten, insofern nicht böse Absicht und Schaden nachweisbar sind, verwerfen. Sie würden den größten Vorteil davon haben, wenn es nicht mehr ein erlaubtes Gewerbe wäre, durch erfundene politische Nachrichten den Heißhunger der Leser zu befriedigen und zugleich neu zu reizen. Sie sind zu den kostspieligsten Anstrengungen genötigt, um sich nicht durch erfindungsreiche Sensationsmacher gänzlich verdrängen zu lassen, die das Publikum schon gründlich verdorben haben. Gerade hier wäre ein Gebiet für reformatorische Thätigkeit der „anständigen Journalistik." Hier wäre „gemeinsames Vorgehen" der Blätter am Platze, deren Leiter noch das Bewußtsein haben, ein verantwortliches öffentliches Amt zu bekleiden, nicht in Tendenznachrichten und Anzeigen zu „machen," wie andre in Spiritus oder alten Kleidern.

Und es ist hohe Zeit, daß eine Sonderung durchgeführt wird. Wir haben neulich einigen deutschen Künstlern, die die Ausstellung in Paris beschickt haben, ihren Mangel an nationaler Gesinnung vorgehalten. Allein was kann von Künstlern verlangt werden, wenn eine Berliner Zeitung sich gemüßigt findet, bei Gelegenheit des Gerüchtes einer Reise König Humberts nach Straßburg der deutschen Regierung

Lehren über die Schonung nachbarlicher Empfindlichkeit zu geben? Solche lächerliche Selbstüberhebung überrascht zwar bei dem Organ des liberalen Berliner Philistertums nicht mehr. Aber selbstverständlich wurde die wichtige Äußerung in die Welt hinaustelegraphirt, und die Franzosen haben nun die Befriedigung, für die Berechtigung ihrer Tollheitsausbrüche die „unabhängige öffentliche Meinung“ Berlins als Zeugen aufrufen zu können. Und das nennt sich auch deutsch — es ist zum Erbarmen!

Jubiläumslitteratur. Ob wohl der, der zuerst in Dresden das Wort „Wettinjubiläum“ ausgesprochen hat, sich darüber klar gewesen ist, was er damit anrichten und was das für Folgen haben würde? Seit Monaten überschüttet ein Teil der sächsischen Tagespresse seine Leser mit einer wahren Sündflut von Nachrichten über die Vorbereitungen, die aller Orten in Sachsen — in Städten, Städtchen und Dörfern — zur Wettinfeier getroffen werden. Manche Blätter haben eine ständige Rubrik dafür eingerichtet, in der sie — spaltenlang — Tag für Tag aus jedem kleinen Neste mitteilen, was dort alles veranstaltet wird. Wenn diese Presse die Absicht hat, dem gebildeten Teile des Volkes das Interesse an der Feier gründlich zu verleiden, noch ehe sie herankommt, so fahre sie nur in dieser Weise fort, sie wird ihre Absicht dann vollständig erreichen. Es ist ja ohnehin ein gräulicher Unfug der Tagespresse, daß sie über jedes bevorstehende festliche Ereignis erst zwanzigmal im Futurum, und wenns vorbei ist, noch zehnmal im Imperfektum oder Perfektum berichtet. Aber eine so endlose Rederei, wie sie bei dieser Gelegenheit von gewissen sächsischen Lokalblättern verübt wird, übersteigt alles bisher dagewesene. Wenn man sich ausmalt, daß das noch zwei Wochen so fortgehen wird — die Feier findet Mitte Juni statt —, daß das Gewässer, je näher das Fest kommt, mit jedem Tage mehr anschwellen wird, so ist es sonnenklar, daß anständigen Leuten wenigstens bis dahin der Geschmack an der Sache gründlich verdorben sein wird. Es liests zwar gar niemand, aber alle Tage den Haufen nur zu sehen ist schon entsetzlich.

Mit der Tagespresse aber wetteifert auch diesmal wieder ein Teil des Verlagsbuchhandels in einer geradezu unbegreiflichen Weise durch Herstellung von allerhand Gelegenheitslitteratur. Eine Unmasse ist schon heraus, und was werden die nächsten Wochen noch alles bringen an Gedichten, Festspielen, historischen Dramen, goldnen Fäden, Rautenkränzen, Jubelmärschen u. s. w. Namentlich der poetische Volksschulmeister scheint stark bei der Arbeit gewesen zu sein. Es ist unfaßbar, wie Verlagsbuchhandlungen immer und immer wieder auf solche Jubiläen hineinfallen können. Man sollte denken, sie hätten vom letzten Lutherjubiläum (1883) noch genug, sie müßten da durch Schaden klug geworden sein. Aber nein, immer wieder bildet sich jeder ein, er werde der einzige sein, und wenns zum Klappen kommt, sind sie wieder dutzendweise beisammen. Und was ist es zum allergrößten Teil für Jammerzeug, das da veröffentlicht wird! Unter anderm ist da in Leporelloformat eine Reihe von Bildnissen der sächsischen Fürsten erschienen, in Buntdruck — da wünscht man wirklich die Zensur zurück, wenigstens eine ästhetische Polizei, die solches Schund- und Schandzeug konfiszirte. Neuruppiner Bilderbogen sind wahre Kunstleistungen gegen dieses Machwerk, worin die sächsischen Fürsten wie Kartenkönige im Schlafrock vorgeführt werden.

Eine rühmliche Ausnahme macht eine „Festschrift,“ zu deren Herstellung sich ein geistvoller Historiker, Professor O. Kämmel in Dresden, mit einem tüchtigen Maler, Professor E. A. Donadini, verbunden hat, und die soeben

unter dem Titel: Ein Gang durch die Geschichte Sachsens erschienen ist (Dresden, Wilh. Hoffmann). Das reich ausgestattete Heft enthält einen vortrefflich und mit wesentlich weiterem als bloß territorialgeschichtlichem Blick geschriebenen Abriß der sächsischen Fürsten- und Landesgeschichte, in der streng geschichtliche Objektivität, unbestechliche Wahrheitsliebe mit warmer Liebe zum sächsischen Fürstenhause in wohlthuendster Weise verbunden sind. Der Text ist reich mit Abbildungen geschmückt, Bildnissen, Stadt- und Gebäudeansichten u. s. w., die alten Kupferstichen und Holzschnitten photographisch nachgebildet sind. Der Umschlag zeigt reichen heraldischen Schmuck, unter anderm auf der Vorderseite eine große Darstellung des sächsischen Staatswappens in farbiger Ausführung. Der Preis für diese „Festschrift" — 5 Mark — ist im Verhältnis zu Inhalt und Ausstattung äußerst mäßig und wohl nur in der Hoffnung auf starken Absatz so niedrig angesetzt worden. Wir teilen diese Hoffnung aufrichtig.

Angekündigt ist noch von dem „Verlag der litterarischen Gesellschaft" in Leipzig ein großes Prachtwerk unter dem Titel: „Goldne Chronik der Wettiner." Das gebundne Exemplar soll für Subskribenten 125 Mark kosten, nach Erscheinen des Werkes ist eine Erhöhung des Preises auf 200 Mark in Aussicht gestellt. Wir haben nur zwei Probetafeln davon gesehen, können also vorläufig noch nicht darüber urteilen. Wohl aber können wir unser Mißfallen nicht unterdrücken über die Art und Weise, wie die Verlagshandlung das Publikum zur Subskription preßt. Sie hat in diesen Tagen ein Zirkular versandt, worin sie auffordert, „sofort" zu subskribiren, da sie beabsichtige, das Subskribentenverzeichnis besonders drucken und den Fürsten des Wettinerhauses zum Jubiläum überreichen zu lassen! Das heißt doch mit andern Worten: Wenn du meine geschäftliche Spekulation nicht „sofort" unterstützest, so stelle ich dich als unpatriotisch an den Pranger. 125 Mark sind aber kein Pappenstiel, und es kann niemand zugemutet werden, aus Patriotismus die Katze im Sacke zu kaufen.

Litteratur

Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich. Von Th. Süpfle. Zweiter Band. Erste Abteilung. Von Lessing bis zum Ende der romantischen Schule der Franzosen. Gotha, E. F. Thienemanns Hofbuchhandlung, 1888

Wir haben vor drei Jahren den ersten Band dieses Werkes hier angezeigt, der von den ältesten Zeiten bis auf Klopstock reichte. Der vorliegende greift zurück auf die Anfänge Lessings, zeigt, an die Aufnahme der Litteraturbriefe in Frankreich anknüpfend, wie auch die Fortschritte der deutschen Ästhetik jenseits des Rheins schon im achtzehnten Jahrhundert verfolgt worden sind — Winckelmanns Schriften über die alte Kunst, Mendelssohn und Sulzer wurden damals bereits übersetzt und vielfach benutzt —, schildert die Aufnahme der Romane und Dichtungen Wielands und verfolgt das Schicksal der Hauptwerke unsrer Klassiker in

Frankreich von dem Augenblick an, wo sie dort bekannt wurden, bis auf den heutigen Tag. Ein Kapitel ist auch dem Verhältnis der Franzosen zu Herder und Kant gewidmet, zwei andre den Einwirkungen der deutschen Litteratur auf die französische Romantik, eines endlich — ein recht dürftiges — dem Einfluß der deutschen Wissenschaft zur Zeit der Restauration und in den ersten Jahren nach der Julirevolution.

Wie der erste Band, ist auch dieser mit großem Fleiß gearbeitet und giebt sowohl im Text wie in den Anmerkungen eine Fülle von litterarhistorischen Nachrichten aus längst verschollnen, in Deutschland meist gar nicht, in Frankreich bisweilen nur schwer aufzufindenden Quellen. Man wird deshalb mit dem Verfasser nicht darüber rechten wollen, daß er über eine ziemlich äußerliche Aneinanderreihung seiner Notizen nur selten hinauskommt; wir erfahren beinahe immer nur, welche Übersetzungen von irgend einem deutschen Werke in Frankreich erschienen sind, welche Bearbeitungen es erfahren und wie die französische Kritik es beurteilt hat. Dagegen bleibt die Frage, ob der deutsche Geist, wie er sich in den Litteraturwerken der behandelten Periode darstellt, auf die französische Nation oder doch auf gewisse Kreise derselben einen nachweisbaren Einfluß ausgeübt hat, nach wie vor offen. Darum, wir müssen es gestehen, hat uns der vorliegende Halbband etwas enttäuscht. Indes bleibt immer wahr, daß Süpfle denen, die einst an die Bearbeitung jener Frage gehen werden, tüchtig vorgearbeitet hat, und daß sie ihm ebenso verpflichtet sein werden, wie etwa dem Geschichtsschreiber des deutschen Mittelalters einem guten Herausgeber mittelalterliche Quellenwerke, und das will schon etwas sagen.

Von Einzelheiten wollen wir hier nur einiges hervorheben, das auch für einen weitern Leserkreis anziehend sein wird. Zuerst überrascht, wie früh und wie begeistert Winckelmanns Schriften in Frankreich aufgenommen worden sind.

Auf die Geschichte der Kunst des Altertums machte die Gazette littéraire de l'Europe schon im Jahre ihres Erscheinens (1764) aufmerksam: „Dieser begabte Schriftsteller," heißt es da, „spricht von der Malerei und Bildhauerkunst, wie Longin von der Beredtsamkeit und Dichtung gesprochen hat; das Licht, das er verbreitet, erleuchtet und erwärmt zugleich." Ebenso rühmend sprach sich zwei Jahre später der bekannte Fréron in der Année littéraire aus. Die erste Übersetzung erschien 1781, eine zweite, die sehr gut sein soll, von 1781—89, die dann 1790 und 1802 neu aufgelegt wurde. Aber noch viel später gab es Verehrer Winckelmanns in Frankreich, und wir erfahren mit Erstaunen, daß der Schriftsteller M. H. Beyle sein Pseudonym „Stendhal" zu Ehren Winckelmanns, der in Stendal geboren war, wählte.

In dem Abschnitt über die Jugenddramen Schillers sagt Süpfle, es sei nicht nachweisbar, daß Schiller gerade wegen seiner „Räuber" von der gesetzgebenden Versammlung — nicht vom Konvent, wie öfters unrichtig angegeben wird — zum französischen Bürger ernannt worden sei. Barante, der erste Übersetzer der gesamten dramatischen Werke Schillers, giebt im Gegenteil an, daß Fiesko, dieses „republikanische Trauerspiel," den Anlaß dazu geliefert habe. Soviel wir wissen, hat Regnier in seiner Schillerbiographie (1859) die Sache nochmals untersucht und gefunden, daß dies in der That der Fall ist. Der Moniteur vom 1. Februar 1792 brachte eine Besprechung des Fiesko — oder wie es dort heißt „Tiesko" —, worin diese Tragödie ein geniales Werk genannt wird, die „den Kampf des Republikanismus gegen die Monarchie und den schönsten Triumph des erstern sowohl in der Theorie wie in der Praxis" zum Gegenstande habe. Ein Mitglied der gesetz-

gebenden Versammlung las diese Notiz und erinnerte sich wieder an sie, als im August desselben Jahres Guadet seinen Antrag auf Erteilung des Bürgerrechts an Ausländer, die sich um die Freiheit verdient gemacht hätten, vorbrachte. Er schlug den Dichter des Fiesko vor, und da sich kein Widerspruch erhob, so wurde neben Wilberforce, Washington, Kosciusko, Campe und Anarcharsis Cloots auch Schiller jener „Ehre“ gewürdigt. Der Schreiber der Sitzungsberichte beging den berüchtigten Fehler, den Namen Schiller in Giller zu verändern, die Redaktion des Moniteur, der diese Schreibung zu wenig fremdartig erschien, druckte Gillers, und das Bulletin des Lois endlich nur Gille. Unter diesem Namen ging denn auch am 10. Oktober das von Roland angefertigte, von Clavière und Danton gezeichnete Diplom nach Deutschland ab, gelangte aber erst fünf Jahre später an seine Adresse.

Von den Dichtungen Goethes mußte, so meinen wir, keine die Franzosen so fremd anmuten wie der Götz. Gleichwohl wurde dieses Stück sieben Jahre nach seinem Erscheinen das Vorbild für ein Schauspiel, dessen Stoff aus der ältern elsässischen Geschichte entnommen war. Es ist gleichfalls in Prosa geschrieben und führt den Titel: La Guerre d'Alsace pendant le grand schisme d'Occident terminé par la mort du vaillant comte Hugues surnommé le soldat de Saint-Pierre. Der Verfasser war ein junger Elsässer, Baron Ramon de Carbonnières. Er hatte sich in seiner Geburtsstadt Straßburg zu derselben Zeit wie der um sechs Jahre ältere Goethe aufgehalten und wurde, wie Süpfle sagt, „auf der dortigen Universität von dem frischen Hauche des deutschen Denkens und Fühlens erfaßt.“ Zu einem der bekanntesten Führer des „Sturm und Drang,“ zu Lenz, stand er jedenfalls in näherer Beziehung, denn er hat diesem ein andres Werk seiner Feder gewidmet. Als er die Guerre d'Alsace herausgab (1780), war er geheimer Rat des Fürstbischofs Rohan. In der Vorrede sagt er ausdrücklich, daß er die geschichtlichen Stücke von Shakespeare, die politischen Tragödien von Bodmer, den Götz und den Franz II. des Präsidenten Hénault als Muster gewählt habe. Süpfle nennt das Stück „stofflich überladen, schwerfällig und interesselos.“

So wie der mittelmäßige Geßner in der vorhergehenden Periode der deutsche Schriftsteller war, der in Frankreich am meisten gelesen und bewundert worden ist, so waren es in dieser wieder zwei Schriftsteller, deren Ruhm heute gleichfalls sehr zweifelhaft geworden ist: Kotzebue, dessen „Menschenhaß und Reue“ sehr viele Übersetzungen erfuhr und — wohl mit etwas mehr Recht — E. T. A. Hoffmann. Doch braucht man daraus kein geringschätziges Urteil über das französische Lesepublikum abzuleiten; auch bei uns in Deutschland haben diese beiden mehr Verehrer gefunden als Goethe und Schiller. Nur daß die Kritik sich ihnen gegenüber etwas kühler und scharfblickender gezeigt hat.

430 deutsche Vornamen als Mahnruf für das deutsche Volk zusammengestellt von Hermann Boll. Leipzig, Gustav Fock, 1889

Der gute Gedanke, gegenwärtig ein Verzeichnis altdeutscher Vornamen mit beigedruckter Bedeutungsangabe herauszugeben, wäre vielleicht wirkungsvoller gewesen, wenn statt der etwas hochtrabenden und ausschließlichen Empfehlung lieber eine Geschichte und Würdigung der Namengebung im allgemeinen beigegeben worden wäre. Dann hätte der Verfasser selbst eingesehen, daß eine Namengebung bloß nach ihrer Bedeutung in der nationalen Sprache nur in der isolirten Jugend der einzelnen Völker und ihrer Sprachen möglich und durchführbar war. Als mit dem Absterben und den Neubildungen der Sprachen die Bedeutungen unsicher oder gar nicht

mehr empfunden wurden, half man sich mit dem sicherlich nicht weniger edeln Gebrauch, Kindern die Namen verehrter, nacheifrungswürdiger Persönlichkeiten der Vorzeit zu geben. Auf die Ausmerzung der „heidnischen" Namen drang die christliche Kirche überall eine Zeit lang wohl mit zu gutem Erfolg. Dagegen hat sich schon seit der humanistischen Strömung und seit der nationalen im Anfang dieses Jahrhunderts von selbst ein Rückschlag geltend gemacht. Die Namen Hermann, Karl, Heinrich, Friedrich, Wilhelm u. s. w. sind gegenwärtig kaum in Gefahr, auszusterben, mögen ihnen die Albrecht, Wolfgang, Ludwig immer kräftig zur Seite treten. Aber warum Martin, Johannes, Maria, Elisabeth von der deutschen Namenstafel gelöscht werden sollen, weil sie nicht schon in den germanischen Urwäldern ertönten, ist wahrlich nicht einzusehen.

Barbarossas Freibrief für Hamburg. Von Dr. Otto Rüdiger. Hamburg, 1889. In Kommission bei Lucas Gräfe

Am 7. Mai 1189 vollzog Kaiser Friedrich I. zu Neuburg an der Donau den Freibrief für Hamburg. Er war auf der Fahrt nach Regensburg, wo sich das Kreuzheer zu dem Zuge sammelte, von dem der Kaiser nicht heimkehren sollte. Auf die Bitte des Grafen Adolf von Schaumburg gewährte er dessen in Hamburg wohnhaften Bürgern völlige Zollfreiheit vom Meer bis zur Stadt und zurück, Freiheit von Zoll und jeglichem Ungeld in dem gesamten Gebiete des Grafen, Fischfang in der Elbe und der Bille, Weiderecht, Holzschlag, Waldmast, das Recht, die Pfennige der Münzer auf Gewicht und Reinheit zu prüfen, Freiheit vom Waffendienste u. a. m. Sie durften sogar den Stadtzoll für fremdes Gut auf den Eid eines Vertreters nach der Menge der Waaren entrichten. Hegte der Zöllner Zweifel an der Richtigkeit der Erklärung, so mußte er seine Klage in Hamburg anbringen. Es ist begreiflich, daß der Verein für Hamburgische Geschichte die siebente Wiederkehr des für die Stadt so wichtigen Tages nicht ungefeiert lassen wollte, und er hat dies in der angemessensten Weise durch Herstellung einer getreuen Nachbildung der Urkunde gethan, welcher Dr. Rüdiger, dem wir die Herausgabe der Hamburgischen Zunftrollen zu danken haben, eine Übersicht über die früheste Entwicklung der Stadt und eine Erläuterung der beiden Freibriefe, des kaiserlichen und des wenig ältern, durch den Graf Adolf der neuen Stadt u. a. das lübische Recht und das Marktrecht verlieh, beigegeben hat.

Moralphilosophie gemeinverständlich dargestellt von Georg von Gizycki. Leipzig, Friedrich, (1889)

Von dem Verfasser liegen uns zugleich zwei Jubiläumsaufsätze über Kant und Schopenhauer in Sonderausgabe vor, in denen das Licht ein wenig einseitig von dem überzeitlichen Denker auf den „Philosophen der Jetztzeit" herübergeleitet wird. Das obige größere Werk zeigt eigentümlichere Züge. Wenn das Vorwort einer Reihe von „lebenden Schriftstellern," die durch den ersten und letzten Namen, Bain und Spencer, bezeichnet sind, Anregung und „Ausbildung des ethischen Gedankenkreises" zu schulden bekennt, so beweist das Buch selbst, daß eigner Gedankengang und reichere Anschauung von Geschichte, Litteratur und Leben den Verfasser so ziemlich aus diesen wissenschaftlichen Kinderschuhen herausgebracht haben. Der englischen Nützlichkeitsmoral scheinen die deutschen absoluten Lebenswertmesser Eintrag gethan zu haben, und so kämpft sichtlich der Geht-mich-nichts-an-Philister mit dem Dühringschen Entrüstungpessimisten den hergebrachten Kampf auch in diesem Buche. Aber weder der eine noch der andre erhält gewöhnlich

Recht, und so ist es die höchste Ethik nicht, die aus diesem Kampfe hervorgehen kann. Aber wer wird sie auch in solchen Büchern suchen, die mit einem Schwarm von Anführungen, Beweisen und Autoritäten die sogenannten „weiteren Kreise," d. h. die aus der „Menschheit" in die „Gesellschaft" gefallnen Gebildeten, erst zum Nachdenken über das, was um sie herum vorgeht, auffordern wollen! Die höchste Ethik, die der Mensch nicht liest und studirt, sondern in der Not braucht, steht in andern Büchern. Vor der amerikanischen Versammlungsreligion und Masseninspiration, deren Prediger das Buch durchziehen, möge uns, nebenbei gesagt, der Himmel bewahren.

Bürgerlicher Tod. Drama in fünf Aufzügen von Max Kretzer. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1888

Es ist wunderlich zu sehen, wie eine gewisse moralisirende Auffassung des Dramas und eine gewisse Opposition gegen die vermeintliche Unwahrheit der Kunst immer wieder zu gleichen Ergebnissen, das heißt bis an den Galgen oder hart am Galgen vorüber führen. Von George Lillos altem „Kaufmann von London" bis zu diesem Kretzerschen Drama zieht sich eine Kette realistischer Bestrebungen und Versuche, den Konflikt mit dem Kriminalgesetz zu tragischer Würde und Wirkung zu erheben. Daß alle diese Versuche regelmäßig an einem gewissen Punkte scheitern, hat tiefere Ursachen, um die sich das Publikum, das um jeden Preis gespannt und nach Umständen „gegrault" sein will, wohl nicht kümmert, die aber die dramatischen und erzählenden Dichter besser beachten sollten. Freilich ist es unbestreitbar, daß für einzelne Menschen, ja ganze Lebenskreise unsrer Zeit das Strafgesetzbuch und das Zuchthaus an die Stelle von Glauben, Gewissen und Ehre getreten und die einzigen Mächte sind, die der Selbstsucht und Genußgier Schranken setzen, doch empfiehlt sich äußere Vorsicht in der Benutzung der daraus erwachsenden Motive. Die Helden dieses bürgerlichen Dramas, von denen der eine von der Sorge gefoltert wird, demnächst dem Zuchthaus zu verfallen, der andre unter dem Druck des Bewußtseins steht, daß er schon aus dem Zuchthaus kommt, können kaum tiefern Anteil erwecken, und die Handlung selbst ist zu sehr mit den Mitteln des gröblichsten Effekts aufgebaut, um mehr als flüchtig zu fesseln. Dem Verfasser ist es offenbar Ernst um die lebendige, lebenweckende Wirkung der Kunst auf die Zeit, doch auf dem im „Bürgerlicher Tod" eingeschlagnen Wege wird er schwerlich zum Ziele kommen.

Klassischer Bilderschatz. Herausgegeben von Franz von Reber und Ad. Bayersdorfer. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals F. Bruckmann). Heft 1—15

Daß wir für Werke der Malerei das Vervielfältigungsverfahren im allgemeinen nicht lieben, das man als Autotypie bezeichnet, daraus haben wir in den Grenzboten nie ein Hehl gemacht. Das Verfahren besteht bekanntlich darin, daß das zu vervielfältigende Original bei der photographischen Aufnahme durch zwei Glasplatten bedeckt wird, die mit feinen schrägen Linien — die eine von rechts nach links, die andre von links nach rechts — überzogen sind. So erscheint die Bildfläche wie durch ein feines Netz gesehen und in unzählige winzig kleine Vierecke aufgelöst. Auf eine Zinkplatte übertragen und dort eingeätzt, ermöglicht aber eine derartige Aufnahme einen Druck wie jeder typographische Satz oder jeder Holzschnitt. Der große Vorteil des Verfahrens liegt in der außerordentlichen Billigkeit bei denkbar größter Treue der Wiedergabe, der Nachteil darin, daß ihm doch

eine gewisse Unsauberkeit anhaftet, die es auch bei der größten Vervollkommnung — und diese hat es wohl bereits erreicht, denn etwas Vollkommneres als Angerer und Göschl in Wien jetzt mit diesem Verfahren leisten, wird sich schwerlich damit erreichen lassen — nicht loswerden wird; alle Linien sind, wenn auch noch so unscheinbar, zerbrochen und zerfressen, wie es sich, natürlich in viel gröberer Weise, bei einer Kreuzstichstickerei oder einem Mosaik zeigt, die Fläche vielfach unrein und fleckig. Die Autotypie beherrscht ja jetzt unser ganzes Vervielfältigungswesen, aber wir hoffen bestimmt, daß es eine Durchgangsstufe bleiben wird. Sobald etwas Vollkommneres da sein wird — und das wird und muß ja kommen —, so wird man auf die Autotypie zurückblicken als auf ein Verfahren, von dem man kaum begreifen wird, daß man sich so lange hat damit begnügen und daß man es so hat ausnutzen können.

Für ein Unternehmen wie das vorliegende ist die Autotypie freilich im Augenblick das einzig denkbare Verfahren. Das ganze Unternehmen ist jetzt nur bei dieser Technik ausführbar. Die Verlagsanstalt beabsichtigt mit ihrem „Klassischen Bilderschatz" nichts geringeres, als die sämtlichen Meisterwerke der Malerei aller Zeiten und aller Kulturvölker nach und nach zu dem unglaublich niedrigen Preise von 50 Pfennigen für sechs Blatt (!) wiederzugeben. Das Unternehmen soll also auf dem Gebiete der bildenden Kunst etwa dieselbe Bedeutung gewinnen, wie auf dem der Litteratur die Reclamsche Universalbibliothek oder die Meyerschen Volksbücher, auf dem der Musik die sogenannte Edition Peters. Die neunzig Blatt, die uns in den ersten fünfzehn Heften vorliegen, bieten denn auch in der That ein kunstgeschichtliches Material, wie es bei solcher Billigkeit in so verhältnismäßiger Vollkommenheit noch nie geboten worden ist. Vielen Blättern liegen Photographien zu Grunde, die unmittelbar von den Originalen, andern wenigstens solche, die von den besten Reproduktionen der Originale genommen sind. Angerer und Göschl haben ihr Möglichstes in der Herstellung sauberer Druckplatten geleistet. Das Format der Blätter ist ein handliches Großquart,*) jedem Bilde ist der Name des Künstlers, seine Lebenszeit, die Bezeichnung des Gegenstandes und der Aufbewahrungsort des Originals untergedruckt. Aufgefallen ist uns, daß unter den bisherigen neunzig Blättern die Dresdner Galerie noch gar nicht, die Berliner erst durch ein einziges Blatt vertreten ist, während aus andern, zum Teil viel unbedeutendern Galerien schon mehrere Bilder da sind. Vorausgesetzt, daß das Unternehmen auch nach einer gewissen Vollständigkeit strebt, wird es in der That ein „Bilderschatz" werden, wie er bisher noch nicht dagewesen ist. Haus und Schule mögen sich daher das Unternehmen gleich warm empfohlen sein lassen. Wer auf das Werk abonnirt, verpflichtet sich nur zur Abnahme eines Jahrganges, der aus 24 Heften, also 144 Blatt besteht. Und dafür zahlt er zwölf Mark! Vor zwanzig Jahren bezahlte man mit Vergnügen das Zwölffache und erhielt dafür — schlechte Photographien von Kupferstichen.

---

*) Weshalb hat die Verlagshandlung ein Papier gewählt, das auf der Druckseite mit einem mineralischen Überzug versehen ist? Sollte das besonders zweckmäßig sein? Schön kann mans doch nicht nennen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Zum Wettiner-Jubiläum

In diesen Tagen wird das Königreich Sachsen eine Gedenkfeier nicht gewöhnlicher Art begehen, bei der unsre Vorstellungen zurückgehen in die graue Nebelzeit, wo im deutschen Norden die Menschen und Dinge erst stellenweise und meist in schwachen Umrissen an das Licht der Geschichte heraustreten. Es handelt sich zunächst um das erste bestimmte Auftauchen des Fürstengeschlechts, das dort die Krone trägt, und um die Uranfänge des Staatswesens, an dessen Spitze es steht, in zweiter Linie um die acht Jahrhunderte lange Aufeinanderfolge wechselvoller Schicksale und Ereignisse, die das geschichtliche Leben beider bilden. Sollen wir uns an dem Jubiläum beteiligen? Wir denken: ja und gern, zumal da auch unser Kaiser es durch sein Erscheinen bei dem Mittelpunkte der Festlichkeiten ehren wird. Ja und gern, wenn auch nicht im Sinne der Kreise, für die das grüne Gewölbe und der Königstein hochbedeutsame Dinge sind, die sich selbst für August den Starken zu begeistern vermögen, weil er Hufeisen zerbrechen konnte, und denen die Teilung Sachsens und die Ereignisse von 1866 mit ihren Folgen für die Stellung des Landes noch heute am Herzen fressen. Auch das Alter der Dynastie allein würde uns nicht in besonders feierliche Stimmung versetzen; denn einmal wissen wir von den frühesten Wettinern kaum mehr als ihre Namen, dann besteht der eigentliche Wert alten Adels doch vorzüglich darin, daß er auf eine lange Reihe bedeutender Ahnen zurückblicken und dabei an das Gesetz des Atavismus denken kann, und ferner reichen alle Fürstenhäuser Deutschlands weit in die Vergangenheit zurück; der Tassilo der Hohenzollern lebte mehr als hundert Jahre vor dem ersten bekannten Urältervater der Wettiner, und das vom hannoverschen Throne gefallne Welfengeschlecht wollte noch älter sein. Und deshalb darf unser Rückblick auf die älteste Zeit des sächsischen Fürstenhauses auch kurz sein.

Digitized by Google

Am untern Laufe der Saale blickt von einem roten Porphyrfelsen über dem Städtchen Wettin die Burg Winkel auf den Stromspiegel hinab. Sie ist als das Stammschloß jener Familie das erste Bild, das uns beim jetzigen Jubiläum vor die Augen tritt, erinnert aber zugleich durch ihre Lage an einen geschichtlichen Vorgang, der für Ursprung und Zusammensetzung des sächsischen Volkes von Bedeutung ist. Die Saale war einst der Grenzfluß zwischen Thüringen und der Ostmark, die Völkerscheide, die im frühen Mittelalter die germanischen Stämme Mitteldeutschlands von den ihnen bei der großen Wanderung vom Morgen her nachgerückten slawischen trennte, bis die Wanderung der Deutschen einen rückläufigen Gang nahm, und die Slawen östlich vom Salzflusse allmählich derart mit ihnen verschmolzen, daß sie auch ihre Sprache und Sitte annahmen. Mit dem Jubiläum feiern wir also auch die Anfänge dieses Prozesses. Er hat ein Mischvolk ergeben, das sich neben den andern Stämmen des Reiches allezeit mit Ehren sehen lassen konnte, und dessen Schuld es nicht ist, wenn es unter ihnen nicht die Führerrolle gewonnen hat. Das zweite Bild, auf das uns die Festtage hinweisen, ist der große Reiterzug in Sgraffito, der die Dresdener Augustusstraße schmückt, die Ahnengalerie des albertinischen Zweiges der Wettiner. Begleiten wir sie mit einigen Erinnerungen an den Charakter und die Leistungen der Hauptpersonen in der stattlichen Reihe. Sie mögen die Frage beantworten, ob man in allen Jahrhunderten der Entwicklung Sachsens Ursache gehabt hätte, ein Jubiläum wie das heutige im Sinne eines Jubelfestes zu feiern. Nachdem die Wettiner unter Kaiser Heinrich dem Vierten die Mark Meißen erhalten hatten, entwickelten sie sich allmählich zu mächtigen Herren. Die junge thüringische Kolonie im Wendenlande gedieh unter den rührigen Händen ihrer Bevölkerung und bei der reichen Erzbeute, die man dem Schoße des Gebirges abgewann, rasch zu wirtschaftlicher Kraft und Bedeutung, und als das regierende Haus in der Person Heinrichs des Erlauchten die Landgrafschaft Thüringen und unter Friedrich dem Streitbaren den Kurhut des zerfallenen alten Herzogtums Sachsen erwarb, schien es einer großen politischen Zukunft sicher zu sein. Allein es fehlte dem Geschlechte an weitem Blick und hohem Sinn, und unkluge Teilungen sowie Bruderkriege hemmten wiederholt das Wachstum des Staates, der, nachdem die Albertiner sich von den Ernestinern getrennt und den Kurhut verloren hatten, zunächst in seiner albertinischen Hälfte alle Bedeutung einbüßte, während die andre die Heimat der Reformation wurde. Da nahmen die Dinge plötzlich eine andre Wendung. Herzog Moritz, der größte Geist, den die Dynastie erzeugt hat, tritt auf die Bühne und erhebt das Land binnen kurzem zur ersten Macht des Protestantismus. Genial als Krieger wie als Diplomat, erreicht er gewaltige Erfolge, ist aber und bleibt bis zu seinem frühen Tode doch nur darauf bedacht, seinen Landbesitz zu wahren, abzurunden und möglichst selbständig zu machen, wozu ihm jedes Mittel recht ist. Eine nationale Politik liegt ihm ebenso fern wie

Begeisterung für seinen Glauben, und niemals erhebt sich sein Ehrgeiz zum Streben nach einer neuen Gestaltung des Reiches und einem protestantischen Kaisertum. Unter seinem Nachfolger wird der kursächsische Staat ein Muster der Verwaltung und der Sorge für Wissenschaft und Unterricht, und nicht ohne Grund nennt das dankbare Volk den Begründer dieses goldnen Zeitalters Vater August. Aber statt die dringende Verpflichtung zu begreifen, in Eintracht mit den andern evangelischen Ständen der habsburgischen Weltmacht gegenüber zu treten, treibt er als orthodoxer Lutheraner die Kryptocalvinisten aus seinem Lande und kündigt mit seinem Konkordienbuche den Reformirten die Freundschaft. Taub für die Hilferufe des großen Oraniers und für die schwere Bedrängnis der niederrheinischen Glaubensbrüder, schließt er sich dem Hause Österreich an, in dessen Lager dann die Albertiner nur mit wenigen Ausnahmen verblieben, eine Verblendung, durch die sie sich den ersten Platz unter den evangelischen Reichsfürsten zuletzt völlig verscherzten. Der große Kurfürst erwarb sich ihn, und fortan herrschten zwischen dem kursächsischen und dem brandenburgischen Nachbar Mißtrauen, Eifersucht und Feindschaft. Unter den vier Kurfürsten, die den Namen Johann Georg führten, beharrten Gesetzgebung und Verwaltung in den Formen, die ihnen August gegeben hatte, und diese Erstarrung des innern politischen Lebens wurde mehr und mehr zum Niedergange, bis die albertinische Politik den letzten Schritt auf ihrem abschüssigen Wege that und August der Starke, um die elende polnische Krone zu erlangen, katholisch wurde. Das altlutherische Staatskirchentum wurde indes dadurch nicht verändert, und, beruhigt über seinen Glauben, brachte das getreue Volk sieben Jahrzehnte lang unerhörte Opfer für die königliche Politik seiner beiden Kurfürsten mit der Flitterkrone Polens, von denen der erste das Land zugleich durch einen verschwenderischen Hofhalt aussog. Sein unkluger Ehrgeiz warf es in die Wirren des nordischen Krieges, und die Schweden, früher vom großen Kurfürsten bis an den Nordrand Deutschlands zurückgedrängt, rückten wieder bis in die Mitte des Reiches vor und zwangen den Polenkönig zu einem schmachvollen Frieden. Der volle Unsegen der ausländischen Krone offenbarte sich aber erst unter ihrem zweiten albertinischen Träger, als in den Tagen der schlesischen Kriege der Groll des Dresdener Hofes gegen den glücklichen Nachbar und Nebenbuhler an der Spree und Havel sich zu verblendetem Hasse steigerte und die polnisch-katholischen Großmachtsträume Brühls das deutsche protestantische Kurfürstentum vollständig aus den Geleisen weichen ließen, die ihm seine Lage und Natur anwies. Die Strafe war furchtbar: sieben Jahre lang mußte Sachsen besiegt und entwaffnet dem Preußenkönige die Kosten seines Krieges tragen helfen, und der endlich abgeschlossene Friede sah es fast so verwüstet und erschöpft, als der, der den Greueln des dreißigjährigen Krieges ein Ende machte. Die Verbindung mit Polen zerging, der Wettbewerb um den zweiten Rang im deutschen Reiche war endgiltig für

Preußen entschieden. Wir kommen nun mit unserm Kommentar zu dem dynastischen Reiterzuge an der Wand gegenüber dem Brühlschen Palais zu der neuesten Zeit, die unter Friedrich Christian und Friedrich August sich in mancherlei Beziehungen besser als die frühere anließ und zuletzt eine derartige wurde, daß wir uns von Herzen den Freudenbezeigungen anschließen können, die das Jubiläum des Juni hervorruft. Friedrich August gehörte zu den mit Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts auftretenden Landesvätern, die bewußt oder unbewußt von Friedrich dem Großen gelernt hatten. Einsichtsvoll, wohlwollend und gerecht, verbreitete er über das vielfach und schwer heimgesuchte Land den Segen einer sorgsamen Herrschaft, der an die Tage Vater Augusts gemahnte. Die zum Himmel schreiende Verschwendung und Schwelgerei des Hofes nahm ein Ende, die Finanzen wurden gründlich geordnet, die gelockerte Zucht im Beamtentum befestigte sich unter ihm wieder, er berief verständige, charaktervolle Männer zu Ratgebern und schloß sich in der deutschen Politik zunächst aufrichtig dem preußischen Nachbar an. Im übrigen lebte er in den Anschauungen des altständischen Staates mit seinem Adel, dessen Wille und Interessen auf den Landtagen allein vertreten waren und dessen Privilegien anzutasten ihm als Rechtsverletzung unmöglich erschien. Es war ein grausames Schicksal, das diesen sanften, bedächtigen, friedliebenden Fürsten in die Abenteuerpolitik des ersten Napoleon verwickelte und ihn nach der Schlacht bei Jena zum einzigen Treubruch seines Lebens, dem Rücktritt vom preußischen Bündnisse bewog, wobei ihn nicht Ehrgeiz, sondern einzig die Sorge um die Rache des Siegers an seinen Unterthanen antrieb. Die gleiche Rücksicht auf sein Land und Volk ließ ihn geduldig persönliche Entwürdigung durch den Franzosenkaiser ertragen, und als er nach der Schlacht bei Leipzig Kriegsgefangener der Preußen wurde, war er sich nur bewußt, seine Pflicht als Glied des Rheinbundes und als sächsischer Landesherr erfüllt zu haben, nicht aber, nun die Folge der Niederlage tragen zu müssen. Mit dem Gefühl, ungerecht behandelt und schwer gekränkt worden zu sein, kehrte er 1815 in den Rest seines zur Hälfte preußisch gewordnen Landes zurück, und der Empfang, den er dort fand, konnte ihn darin nur bestärken. Die große Mehrheit der Sachsen meinte es mit den Huldigungen, die sie ihm entgegenbrachten, sicherlich aufrichtig, sie glaubte, ohne den greisen Herrn nicht leben zu können, und hiermit verband sich unzertrennlich der bitterste Haß gegen Preußen, seit langer Zeit schon vorhanden und durch die Teilung zu blindem Wahnsinn gesteigert. Es war traurig, aber nicht gerade verwunderlich. Während es in den letzten beiden Jahrhunderten mit Sachsen fast ohne Unterlaß bergab gegangen war, war Preußen beinahe ebenso stetig gestiegen, und fast jeder Triumph der deutschen Politik war eine Niederlage der sächsischen gewesen. Wer aber begriff die Gerechtigkeit dieser Thatsachen in einem Lande, das von der nationalen Begeisterung

der Freiheitskriege kaum angeweht worden war? Es bedurfte langer Zeit, um eine verständigere Stimmung im Volke und am Hofe herbeizuführen, wogegen die Mißstände im Innern eher zu schwinden begannen. Friedrich Augusts Nachfolger, König Anton, wie er, ein hochbetagter Herr, hätte es am liebsten in allen Stücken beim alten gelassen, aber der Wellenschlag der Pariser Julirevolution, der sich auch in Sachsen fühlbar machte, drängte in andre Bahnen. Der Staat verjüngte sich durch Einführung des konstitutionellen Systems, die alten Feudalstände machten einem Landtage mit zwei Kammern Platz, und ein Liberalismus allerdings sehr gemäßigter Art fing an, die verrotteten Zustände auf dem Wege der Gesetzgebung zu bessern. Auch der deutsche Gedanke, der im preußischen Zollverein lag, drang unwiderstehlich im Lande ein und führte 1834 zum Anschluß an diesen zunächst wirtschaftlichen Bund, der sich später trotz aller Bemühungen preußenfeindlicher Minister nicht mehr lösen ließ. Die Bewegung, die die Pariser Februarrevolution auch in Sachsen hervorrief, verlief, nachdem sie das Königreich binnen kurzer Frist in ein Lager des Radikalismus verwandelt hatte, ergebnislos sowohl für die nationale Sache als für das innere Verfassungsleben. Auf die Anarchie, die die Demokraten mit ihren thörichten Forderungen und zuletzt mit Gewaltthaten heraufbeschworen hatten, folgte eine vieljährige Reaktion, die durch den Namen Beust genügend bezeichnet wird. Sie brachte im Innern gleichwohl einige Reformen zustande, aber in der deutschen Frage, die mit dem Jahre 1859 die Gemüter wieder lebhafter beschäftigte, leistete sie nur das Gegenteil von dem, was die Nation bedurfte, und Sachsen war hier die treibende Kraft des Partikularismus, mit dem die Regierungen der Mittelstaaten unter Anlehnung an Österreich die freilich anfangs schwächlichen Versuche Preußens, die Kräfte der Nation unter seiner Ägide zusammenzufassen, hemmten und solange vereitelten, bis Bismarcks geniale Energie und das preußische Heer dem Spiele 1866 siegreich ein Ende machten, und im norddeutschen Bunde der Anfang zum deutschen Reiche erstand. Das sächsische Heer hatte im böhmischen Kriege wie bei frühern Gelegenheiten, wo es auf der unrechten Seite stand, tapfer mit gefochten und in der Verwirrung, mit der die Schlacht bei Königsgrätz in den österreichischen Reihen endigte, seine taktische Ordnung so wohl gewahrt, daß ihm der Rückzug über die Elbe fast ohne Verlust an Geschützen gelang. Einen Augenblick schwebte nach der Entscheidung durch die Waffen die Weiterexistenz Sachsens oder doch sein ungeschmälertes Fortbestehen in Gefahr, indem König Wilhelm es ganz oder teilweise seinen Staaten einverleiben wollte. Bismarcks genügsamer Staatsklugheit verdankt es, daß es heute sein achthundertjähriges Jubiläum feiern kann. Er widerriet sowohl die gänzliche Wegnahme des Landes als dessen Teilung. Jene hätte Österreich Ehren halber nicht zugeben dürfen, und bei Fortsetzung des Kampfes konnte sich Napoleon einmischen. Diese hätte dem neuen Bunde, den der preußische Staatsmann im Auge hatte, ein ver-

stimmtes und grollendes Glied eingefügt. So nahm der Friede der Dynastie keinen Besitz an Gebiet und nur soviel von ihren Souveränitätsrechten, als die Natur eines Bundesstaates unbedingt verlangte. Diese Rücksicht trug ihre guten Früchte, und hier beginnt der Abschnitt der Zeit, die uns das Jubiläum freudenvoll mitfeiern läßt, indem wir sagen: endlich ist es doch gut geworden, und unser Heimatsland nimmt nunmehr seine rechte Stellung ein; nicht am wenigsten gilt von seiner Regierung das Wort Bismarcks, daß die im Bundesrate vertretene Politik der deutschen Fürsten und Ministerien seit Bestehen des großen Einigungswerkes mehr zu dessen Befestigung geleistet habe als der dazu in erster Reihe geschaffene Reichstag mit seinen Parteien, dem partikularistischen Zentrum und den Kosmopoliten des fortschrittlichen und des sozialistischen Lagers. Wie wir keine Partikularisten sind, so wollen wir auch nichts von den Klagen und Wünschen der Unitarier wissen, solange die Glieder des neuen Organismus die Treue bewahren, die nächst ihrem wahren Interesse dessen bester Kitt und Halt ist, und die sie nach Überwindung der Mißstimmung über den Verlust an doch nur scheinbarem Ansehen, die sie anfänglich empfunden haben mögen, und des ersten Mißtrauens gegen die leitende Macht mit jedem Jahre der Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse deutlicher und aufrichtiger an den Tag legten. Schon die Thronrede, mit der der sächsische Landtag im November des gesegneten Jahres 1866 eröffnet wurde, sprach den festen Entschluß des Königs Johann aus, mit gleicher Treue wie zu dem frühern Bunde auch zu dem jetzigen zu stehen, und zur Bekundung ihrer aufrichtigen Ergebung in die neue Ordnung der Dinge erschienen bald nachher der König und der Kronprinz als Gäste am Berliner Hofe, ein Besuch, der von dem Kronprinzen, als er seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, bis heute fast in jedem Jahre wiederholt wurde. Als 1867 die französische Regierung die sächsische zur Beteiligung an der europäischen Konferenz einlud, die die römische Frage regeln sollte, lehnte man dies in Dresden loyal und taktvoll unter Hinweis auf den Norddeutschen Bund und dessen Recht, Sachsen hierbei diplomatisch zu vertreten, ab, und eine ähnliche Antwort wurde Rußland erteilt, als es 1868 Sachsen aufforderte, auf einer internationalen Konferenz zur Abschaffung der Sprenggeschosse unmittelbar mitzuberaten und abzustimmen. Die Politik Beusts mit ihrer Großmannssucht war eben vollständig aus den Regierungskreisen verbannt, und in Preußen fand diese Wendung der Dinge bereitwillige Anerkennung in Thatsachen. Hand in Hand hiermit ging die Umstimmung in der Bevölkerung. Zuerst langsam, bald aber schneller griffen hier nationaler Gemeinsinn und Erkenntnis der Vorteile, die die neue Stellung des Landes der Förderung seiner materiellen Interessen bot, um sich, und immer einflußreicher wurde die nationale Partei gegenüber den Resten der partikularistischen, die sich zuletzt beinahe nur noch auf die Kreise des hohen Adels, der Armee und des kleinen Beamtentums

beschränkte. Die Verlegung des neu geschaffnen Oberhandelsgerichts, aus dem sich das oberste Gericht des Reichs entwickelte, nach Leipzig war Ausdruck eines Vertrauens, das auch sächsischerseits Vertrauen erweckte, und Befriedigung eines berechtigten Selbstgefühls, die nur preußischen Partikularisten nicht zusagen konnte. Sehr wesentlich wirkte auf die Gesinnung der Armee die Rolle, die ihr der Krieg mit Frankreich an der Seite Preußens zuwies. Tüchtig wie allezeit vorher, aber auch siegreich wie kaum je vorher, focht sie neben den deutschen Waffenbrüdern von Norden und Süden unter der Führung des Kronprinzen, den wir jetzt als König verehren, dann des Prinzen Georg in den Schlachten bei St. Privat, Beaumont, Sedan und Brie sur Marne und half uns das deutsche Reich und eine sichere Westgrenze gewinnen. Die Zeiten nach dem großen Kriege sind noch in aller Gedächtnis, und wir heben aus ihnen nur einige bezeichnende Vorgänge hervor. 1872 verschwandten die Gesandtschaften in Paris, Petersburg, Florenz und Weimar vom Budget, und 1874 bewilligte die zweite Kammer die Kosten für die in Wien nur mit einer Stimme Mehrheit. 1872 sprach dieselbe Körperschaft die Erwartung aus, die Regierung werde im Bundesrate der Ausdehnung der Kompetenz des Reiches auf das Privatrecht zustimmen, die erste Kammer jedoch verwarf den Antrag mit der in ihrer Mehrheit sich fortfristenden Abneigung gegen das Reich. Aber im nächsten Landtage verlangte die Regierung selbst die Zustimmung der Kammern zur Ausdehnung der Reichskompetenz auf das gesamte Rechtsgebiet, und die Gesetzgeber auf der Pirnischen Straße erteilten sie, auch die vom ersten Range sahen jetzt von weiterem Sträuben ab.

Die Gegenwart ist mit den Worten charakterisirt: ein trefflicher König auf dem Throne, durchaus im Einklange mit der obersten Reichsgewalt, in einer Stellung zum Kaiser, die nicht nur eine pflichtgetreue ist, sondern auch an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, umgeben von gleichgesinnten tüchtigen Räten, ein weiser Förderer auch der heimischen Angelegenheiten; eine fortschreitende Gesetzgebung, eine wohlgeordnete Verwaltung, vorzügliche Finanzverhältnisse, beste Pflege des Volksunterrichts, ausgiebigste Sorge für die Wissenschaft, die die Leipziger Hochschule zum Range der nächsten nach Berlin erhoben hat, ein wohlgerüstetes Heer als starkes Glied im Organismus der deutschen Wehrkraft und die zuversichtliche Hoffnung, daß alle diese Segnungen dem Lande erhalten bleiben und seine Zukunft noch schöner und reicher gestalten werden. Glückliches Sachsen im goldnen Ringe des Reiches, glücklich und mit Recht stolz, mit allem Fug jubilirend, freudenvoll erregt — endlich, endlich per tot discrimina rerum! Das Staatsschiff flaggt im sichern Hafen, nach Sturm und gefahrvoller Klippenfahrt unter Führern, die sich oft wenig auf die Seefahrt verstanden. Es sieht für eine weitere Reise in die Zukunft heitern Himmel und ebne See vor sich. Stimmen wir ein in die Freude darüber — jubilate!

Das alte Dorf in deutscher Landschaft und sein Ende

2. Des alten Dorfes Ende

2

Das niedersächsische Haus ist der Bau des deutschen Nordwestens und des ihn erfüllenden niedersächsischen Stammes, in seiner Verbreitung von der schleswigschen Treene bis zum Zusammenfluß der Weser und von der Elbe bis zur niederländischen Zuydersee schließt er sich noch heute ziemlich genau den alten Stammesgrenzen an, mit Ausnahme des Südostens, wo die Umgebungen des Harzes auf etwa 30 bis 40 Meilen nach Nord und West den getrennten Hofbau aufweisen. In diesen weiten Gebieten war der sächsische Bau ursprünglich ein und derselbe, und fast alle Verschiedenheiten, denen wir heute begegnen, können nur als der Ausdruck von Entwicklungen gelten, die im Süden früher eingesetzt haben als im Norden. Das Wesen nun des alten sächsischen Hauses, wie ich schon früher gezeigt habe, besteht darin, daß es in seinem alten Hauptteile (mit Abziehung des „Kammerfachs") eigentlich und ursprünglich nur ein einziger hoher, weiter Raum ist, worin die einzelnen Wohn- und Wirtschaftsgelegenheiten nicht durch räumliche Schranken und kaum dem Begriff nach geschieden sind, sodaß Stallung und Wohnung gewissermaßen nur als kümmerliche Ausscheidungen der großen Däle sich darstellen, des großen Mittelraums, der wie ein Mädchen für alles zu allen denkbaren Diensten bereit stehen muß. So barbarisch und chaotisch uns Moderne eine solche Anlage anmuten mag, so hatte sie doch durch ihre Geschlossenheit und Einheit für das Altertum ihre unleugbaren Vorzüge, und in jener alten Zeit, wo das offne Herdfeuer, der einzige Wärmespender, den erforderlichen Luftzug häufig nur dadurch gewinnen konnte, daß man die Thür offen hielt, sodaß, wie ein norwegischer Gewährsmann und Zeuge ähnlicher Verhältnisse aus dem vorigen Jahrhundert berichtet, man auf der einen Seite gebraten wurde, während man an der andern erfror, in jener Zeit ohne Glasfenster, Ofen und Rauchfang ließ sich der Bauer gern die Mitwirkung des wärmestrahlenden Viehes und des fast bis auf die Erde niedersinkenden Strohdaches gefallen. Damals hat denn auch das sächsische Haus unzweifelhafte Eroberungen gemacht: wir finden es

Digitized by Google

beispielshalber auf altfriesischem Boden im nördlichen Oldenburg, wo der friesische Bau sich von alters her nur im Jeverlande behauptet hat. Heutzutage aber hat sich der Wind gedreht, und das sächsische Haus sieht sich gegenüber den modernen Anforderungen an Wohnung und Wirtschaft immer entschiedner in Nachteil versetzt. Man hat nun freilich versucht, diesen Nachteilen und Unzuträglichkeiten durch innern Ausbau des Gebäudes abzuhelfen: man hat den tiefen Giebel oben zugestutzt oder ganz abgeschnitten, man hat innere Scheidewände gezogen und dadurch Stallungen und Flet von der Däle gesondert, man hat endlich die Wohnräume nach vorn verlegt und diesen ganzen Vordergiebel zweistöckig durchgeführt, wie an der obern Weser, und dergleichen mehr — alles Entwicklungen, die im Süden schon seit Jahrhunderten im Gange sind und besonders in Westfalen zu einer ganzen Reihe fester, mehr oder weniger verbesserter Abarten geführt haben, während sie im Norden erst heute allgemein zur Herrschaft gelangen; aber alles das kann seiner Natur nach nichts andres sein als Stück- und Flickwerk. Je mehr man ändert und bessert, desto mehr Gewalt thut man dem Geiste des alten Baues an, dem Gedanken, aus dem er geschaffen ist; man giebt die alten Vorzüge, vor allem die Einfachheit, Einheit und Übersichtlichkeit preis, ohne sie im Rahmen des alten Hauses durch entsprechende neue ersetzen zu können. Es bleiben, um einzelnes anzuführen, als schwer empfundne Unzuträglichkeiten die riesenhafte Däle, die ehedem der nur aufs notdürftigste ausgestatteten Wohnung und Stallung eine Anzahl Verrichtungen abnehmen, als Futtergang, Futterort, als Saal, Vorplatz Dienste leisten mußte, die aber heute, wo jene Räume selbständig geworden sind und wo zu allem Überfluß die Drescharbeit mehr und mehr der Dampfmaschine zufällt, geradezu brach liegt und sich in einen großen, unnützen Binnenhof verwandelt, die schmalen, unter der Breite der Däle leidenden, an beiden Seiten verzettelten Stallungen, die Unbequemlichkeit, die gesamte Ernte nach oben, auf den Dachboden, abladen zu müssen, in schlecht erleuchtete, wenig übersichtliche Räume, vor allem aber die Unmöglichkeit, eine bequeme Einfahrt auf die Däle mit der immer dringender geforderten Verlegung der Wohnräume nach vorn, nach der Seite des Hofes und der Straße, zu vereinigen. Ich habe schon früher bemerkt, daß bei dem sächsischen Hause die Wohnräume, zumal die Stube, auf die Rückseite des Gebäudes zu liegen kommen. Bei der ursprünglichen Anlage und Einrichtung war das nicht in dem Maße der Fall, da das Flet, der alte Wohnraum, obschon im Hintergrunde gelegen, von dem Herdsitz aus einen freien Blick die Däle hinab auf das Thor gestattete, das mit der darin angebrachten Thür gern offen gelassen wurde und überhaupt den eigentlichen Haupteingang des Hauses darstellte. Anders heute, wo der Schwerpunkt der Wohnung gänzlich in die hinter oder neben dem Flet angebrachten Stuben verlegt, das Flet selbst zur Küche herabgedrückt und überdies durch eine Wand von der Däle getrennt ist. Man kann gerade

auf das sächsische Haus den Satz anwenden: Sint ut sunt, aut non sint, und man sieht deutlich, wie jede erste Änderung des ursprünglichen Planes folgerichtig stets neue Änderungen nach sich ziehen muß, ohne doch zu einem befriedigenden Ziel und Abschluß zu führen. Will man das ganze Haus umdrehen und auf diese Weise den Stubengiebel nach vorn bringen, so gerät die Einfahrt auf die Däle von der Straße weg nach hinten, und der Wagen muß am Hause vorbei bis ans Ende des Hofes fahren, um dort zu wenden, an und für sich eine Unbequemlichkeit, die da, wo die Höfe im Dorfe dicht gedrängt liegen, wie im südlichen Engern an der obern Weser, leicht zur Unmöglichkeit wird. Oder man legt die Wohnräume an beiden Seiten des Einfahrtsthores an: dann bleibt der Übelstand, daß der Zusammenhang der Wohnung durch die Einfahrt und die Däle auf die unliebsamste Weise zerrissen wird. Übrigens macht sich dieser Nachteil des sächsischen Hauses nur im Dorfe fühlbar, er fällt nicht ins Gewicht, wo, wie in Westfalen nördlich von der Lippe bis ins Oldenburgische herein, die Höfe vereinzelt und getrennt liegen.

So erklärt es sich denn, daß der alte Sachsenbau in eine immer hilflosere Lage gerät, daß er auch in seinem modernisirten Gewande in dem Kampfe ums Dasein gegen alle andern Bauten den kürzern zieht, die von Anfang an auf eine strengere Scheidung der Räume und auf die Straßenrichtung der Wohnung angelegt waren. Alle jene kleinen Hilfen, die man ihm angedeihen lassen kann, sind nicht viel mehr als Notbehelfe, die ihn so lange über Wasser halten mögen, als ihm kein rechter Gegner ersteht. Im Innern des Gebietes, wo der Bauer keinen andern Bau kennt, wird er sich auch weiterhin mit ihm zu behelfen suchen, er wird an ihm bessern und flicken, aber lieber manche Unzweckmäßigkeit in Kauf nehmen, als ihn opfern zu gunsten eines papiernen Risses oder der theoretischen Empfehlung eines Lehrbuches. Anders liegt aber die Sache da, wo er Gelegenheit hat, sich täglich und stündlich von den Vorzügen einer andern Anlage durch eigne Anschauung zu überzeugen. Das ist nun zunächst an den Grenzen der Fall, und hier sehen wir denn in der That das sächsische Haus heute überall in heißem und verlustvollem Kampfe begriffen. Im Norden ist es zunächst der friesische Einbau, der es bedrängt, und zwar an allen Orten, wo es mit ihm zusammengerät. An der holländischen Grenze dringt er von Ostfriesland her die Ems aufwärts und zeigt sich schon in der Gegend von Meppen. An der linken Unterweser hat er die Eroberung Butjadingens vollendet und bedroht das Stedinger Land zwischen Oldenburg und Bremen. Am bezeichnendsten aber für die Überlegenheit des friesischen Hauses sind die Vorgänge an der holsteinischen Westküste. Hierhin ist es erst am Ende des vergangnen Jahrhunderts durch ostfriesische Einwandrer gebracht worden, die sich in dem damals neu eingedeichten Kronprinzenkooge ankauften, und breitet sich in neuester Zeit von dort zunächst über die benachbarten alten Marschgegenden aus, in denen, von Marne bis nach Meldorf und weiter, fast

alle neuern Häuser nach friesischer Art gebaut werden. Diese Überlegenheit des friesischen Einbaues gegenüber dem sächsischen erklärt sich daraus, daß er, obwohl er mit dem letztern die Grundzüge des Gerüstes und die dreischiffige Anlage teilt, diesen Rahmen in vollständig andrer und eigentümlicher Weise ausfüllt und benutzt. Während das sächsische Haus alle Räumlichkeiten, wie wir gesehen haben, gewissermaßen in das große Gebäude ausleert und in einander fließen läßt, sodaß von den Abscheidungen, soweit dergleichen überhaupt vorhanden waren, nur Andeutungen übrig bleiben, erscheinen in dem friesischen Hause die Räume lediglich eng an einander geschoben, ohne von ihrer Selbständigkeit etwas namhaftes zu opfern, ohne die Scheidewände fallen zu lassen. Dieser Gegensatz findet seinen schlagendsten Ausdruck in der ganz verschiednen Namengebung. Alle Benennungen innerhalb des sächsischen Baues erscheinen aus ihm selbst geschöpft — „Däle", „Balken" (der Hochboden), „Fleet" (bedeutet Erdschicht, Flötz), „Stall" —, wie denn das Wort „Haus" im ganzen sächsischen Gebiete des Baues nur das ganze Gebäude bezeichnet, nie die Wohnung oder einen besondern Teil und am allerwenigsten eine Unterscheidung von „Haus" und „Scheune" oder „Scheuer" als solcher Teile zulässig ist. Umgekehrt sind bei dem friesischen Hause die Benennungen offenbar von einem frühern getrennten Bau in den später wohl aus der Anschauung und Nachahmung des sächsischen entstandenen Einbau hineingetragen, und noch heute wird der Fremde der einen Friesen von seinem „Binhus," „Mülhus" und „Buthus" oder „Beehus" (Innenhaus, Mittelhaus, Außenhaus oder Viehhaus = Stall), von seinem „Karnhus" (Butterkammer) und sogar „Tjeskhus" (Dreschtenne) und von seiner „Schuorre" (Scheuer)*) reden hört, nicht auf den Gedanken kommen, daß dieser von etwas anderm spreche, als von einer Reihe von verschiednen Gebäuden, wie etwa auf einem norwegischen Hofe, und er wird erstaunt sein zu hören, daß diese „Häuser" nichts sind als die einzelnen Räume seines Einbaues.

Auch auf seiner südlichen Grenze, wo das sächsische Haus mit dem getrennten Hofbau Mitteldeutschlands zusammenstößt, befindet es sich in vollster Auflösung. Indessen liegen die Verhältnisse hier etwas anders. Der mitteldeutsche Hofbau äußert seinen Einfluß weniger dadurch, daß er sich an die Stelle des sächsischen setzt, wiewohl auch dies in einigen Strichen der Fall ist, z. B. in den Dörfern im Norden der Stadt Braunschweig, als vielmehr in einer eigentümlichen Umformung des sächsischen Baues, der an die Stelle der Giebelseite die Langseite zur Hauptfront macht, diese nach vorn und an die Straße bringt, alle Thüren auf diese Seite verlegt und auf diese Weise einen Langbau zu Wege bringt, der in mehr äußerlicher Art von Giebel zu Giebel Wohnung, Däle, Stall an einander reiht — eine Anlage, die mit dem alten

*) Dies die altfriesischen Benennungen. „Scheuer" bezeichnet bei den Friesen einen Teil des Einbaues, es umfaßt die Dreschtenne und die „Golfen" oder „Gollen," den mächtigen Bansenraum des Mittelschiffes. Bei den Sachsen ist Scheune oder Scheuer stets nur ein Nebengebäude.

Sachsenhause nichts mehr gemein hat und sich in allen wesentlichen Stücken den oberdeutschen Einbauten an die Seite stellt, indem sie wie diese die äußern Vorteile des Zusammenbauens mit der strengen Scheidung der Räume vereinigt. Dieser Langbau, der sich noch bis vor Jahrzehnten auf die Gegend zwischen Leine und Oker beschränkte, hier aber, wie größere Reste desselben bei Seesen, Gittelde und Peine in Verbindung mit andern Spuren zu beweisen scheinen, eine längere und verlustvolle Geschichte kennt, tritt in neuester Zeit in weiter Erstreckung von dem Einfluß der Diemel in die Weser bis zur Altmark auf, überall als die, man möchte sagen, selbstverständliche Anpassung des sächsischen Hauses an die Gesetze des Hofbaues, der ja die Langseite des Hauses bevorzugt, und zeigt besonders nach Osten zu zwischen Oker und Aller die Neigung, sich zu strengerer Gesetzmäßigkeit und zu festerem Typus ausgestalten zu wollen.

Während der sächsische Einbau, auf diese Art zwischen zwei Feuer genommen, sich gezwungen sieht, langsam nach dem Innern zurückzuweichen, wird seine Fähigkeit zu geschlossener Gegenwehr noch durch einen Abfall im eignen Lager gelähmt. Ich habe schon an andrer Stelle darauf hingewiesen, daß besonders bei den norddeutschen Einbauten, und zwar zunächst in den fruchtbareren Strichen, die oberste Schicht der Bauern allmählich dem alten Dorf entwächst und sich zu einem Stande kleiner Gutsherren zu entwickeln droht, eine in jedem Betracht unliebsame Erscheinung. Die Fortschritte der Zeit, die Verkoppelung, die Verbesserung der Wirtschaftsführung, besonders die Fortschritte der Maschinenkultur und dadurch ermöglichte Ersparnis an dem immer teureren und anspruchsvolleren Gesinde kommt in besonderm Maße den großen Bauern zu Gute, die ihre steigende Kaufkraft, dank der fortschreitenden Mobilisirung des ländlichen Besitzes (Aufhebung der Geschlossenheit der Höfe), zum Auskaufen der kleineren Wirte benutzen können und bestrebt sind, auf diesem Wege, sowie durch Erbschaft und Heirat ihren Besitz stetig zu vergrößern. Diese Herren „Ökonomen," oder wie sie sich gar in den oldenburgischen Marschen nennen lassen, „Proprietäre" (der Name Bauer ist nur noch im Süden ein Ehrenname des ländlichen Besitzers) kehren mehr und mehr dem Dorfe und seinen Überlieferungen den Rücken, lassen ihre nachgeborenen Söhne, wenn deren vorhanden sind, studiren, schicken ihre Töchter in eine städtische Pension, ziehen endlich wohl gar selbst in die Stadt, wie dies in gewissen holländischen Gegenden, so in Seeland, schon fast zur Regel geworden ist, um in träger Langerweile vom Schweiß ihrer Pächter zu leben und eine Landplage für den Stammtisch zu werden. Und wenn sie bauen, so richten sie sich nicht mehr nach dem alten Brauch des Dorfes, sondern nach dem Vorbilde der Gutsbesitzer, sie stellen ein besondres Herrenhaus hin, auch wenn sie bezüglich der Wirtschaftsgebäude noch das alte Herkommen gelten lassen. Auf diesem Wege dringen die Baugewohnheiten der Gutsherrschaften, die vordem durch eine Kluft von dem Dorfe geschieden waren, mitten in die bäuerlichen Kreise hinein,

und dies üble Beispiel wirkt umso zersetzender, als die, von denen es ausgeht, von dem Reste der Bauerschaft noch immer als ihresgleichen betrachtet werden. Auf die eben geschilderte Weise, die übrigens selbstverständlich nicht nur die sächsischen, sondern mehr oder weniger alle Einbauten gefährdet, vollzieht sich heute vor unsern Augen die Auflösung des alten Einbaues in einigen besonders fruchtbaren und reichen Gegenden des Einbaugebiets: in der schleswigschen Landschaft Angeln, im oldenburgischen Butjadingen, und wenn dergleichen Vorkommnisse anderwärts noch zu den Seltenheiten gehören, wenn sogar in einer so wohlhabenden Provinz wie Ostfriesland eine eigentliche Erschütterung des alten Baues noch nicht zu verspüren ist, geschweige in den abgelegenen Heide- und Moorstrecken,*) so ist auf der andern Seite zu erwägen, daß diese ganze Entwicklung ja erst seit ganz kurzer Zeit, seit einigen Jahrzehnten eingesetzt hat.

Am günstigsten stellt sich die Lage des sächsischen Baues, wenn wir von den Niederlanden absehen, dem klassischen Lande der Einbauten überhaupt, das bis zur Stunde noch kaum einen Ansatz zur Auflösung gewahren läßt, in Holstein, wo er nach der schwächsten Seite, nach Norden durch den zwischenliegenden schleswigschen Langbau gegen das Vordringen des dänischen „Vierkant,“ der hier den mitteldeutschen Hofbau vertritt, geschützt ist, und im nördlichen Westfalen, in dem Lande der Einzelhöfe. Erweist sich die vereinzelte Lage der Höfe schon an und für sich günstiger für die Erhaltung des Althergebrachten als das Zusammenleben im Dorfe, so kommt hinzu, daß das System der Einzelhöfe und die dadurch gegebene Geschlossenheit der Besitzungen eine eigentliche Verkoppelung und Zusammenlegung der Äcker überflüssig macht und damit ein Hauptanstoß für die Neubauten gerade in der gefährlichsten Übergangszeit in Wegfall kommt, daß aus denselben Gründen die wirtschaftliche Entwicklung früher einsetzen, sich ruhiger vollziehen und die alte ungefüge Bauart allmählicher ergreifen und zu größerer Widerstandsfähigkeit umwandeln konnte, daß endlich, wie schon bemerkt, ein Hauptnachteil des sächsischen Hauses, die Rückenlage der Wohnung, bei der vollständigen Unabhängigkeit der Hofgelegenheit von einer Dorfstraße weniger ins Gewicht fallen muß. Weiterhin ist Westfalen fast auf allen Seiten durch Gebirge und bergiges Gelände geschützt und hängt auch nach der einzigen offnen Stelle, im Nordwesten, mit dem sächsischen Einbaugebiet der Niederlande zusammen. Im allgemeinen aber darf man sagen, daß die Sache des alten sächsischen Hauses schlecht genug steht, daß wir geringe Hoffnung haben, daß der Kranke die schwere Krise glücklich überwinden wird.

*) Wie sehr selbst diese schon gefährdet sind, zeigen die Vorgänge in der Gegend von Wildeshausen (Oldenburg), wo auf hoher Haide bei Neubauten der Einbau zu Gunsten einer Mehrheit von Gebäuden preisgegeben wird!

Es wäre nun nicht allein vom kulturgeschichtlichen Standpunkte bedauerlich, wenn ein so merkwürdiges Denkmal der Vorzeit stürzen sollte, die Zertrümmerung dieses Gefäßes, in welchem eine lange Folge von Jahrhunderten einen so eigenartigen Inhalt von echt bäuerlicher Sinnesart und Wirtschaft aufbewahrt hat, wäre auch vom sozialen Gesichtspunkte aus tief zu beklagen. Wenn Meitzen in dem Vordringen des fränkischen Hauses einen anerkennenswerten Kulturfortschritt erkennen will, so wird man uns nicht Unrecht geben, wenn wir in dem Zerfall der alten Einbauten zugleich das Anzeichen einer Zersetzung erblicken, die sich in den altbäuerlichen Kreisen und innerhalb des bäuerlichen Geistes vollzieht, einer Zersetzung, der wiederum jener Zerfall des alten Gehäuses den stärksten Vorschub leisten muß. Insbesondre der niedersächsische Bauer ist ohne sein altes Haus kaum zu denken, er erscheint damit so sehr verwachsen, es hängt so mancherlei auch von sittlichem Lebensinhalt drum und dran, daß der Verlust notwendig dem Gleichgewicht seines bäuerlichen Wesens einen schweren Stoß versetzen muß, von dem er sich vielleicht nie vollständig erholen wird. Ich möchte nur auf das eine hinweisen, daß die Aufführung eines besondern Wohnhauses der Scheidung der Herrschaft vom Gesinde den größten Vorschub leistet: das Haus bleibt der Herrschaft vorbehalten, das Gesinde wird in den Stall oder doch in Nebengebäude verwiesen, während der Einbau mehr Berührungspunkte bietet und einen engern Zusammenschluß auch in sittlicher Beziehung ermöglicht und befördert.*)

3

Man sollte nun meinen, daß die Regierungen ein naheliegendes Interesse hätten, auch auf diesem Gebiete einen weitern Zusammenbruch des Bestehenden und fernere Überstürzungen hintanzuhalten, die Entwicklung in eine ruhigere, beharrlichere Bahn zu lenken und den alten Einbauten in ihrem Notstande zu Hilfe zu kommen. Und nicht nur den Einbauten, sondern dem Bauer selbst, der heute leicht in die Lage kommen kann, von der Wucht der Zeitströmung und der Gewalt der wirtschaftlichen Umwälzungen überrumpelt zu werden, das Kind mit dem Bade auszuschütten und den alten Einbau fallen zu lassen, nicht weil er sich nicht entwickeln und anpassen könnte, sondern nur, weil der Bauer ihn in der Geschwindigkeit nicht zu entwickeln und anzupassen weiß. Zu einem solchen Zwecke würde es sich vor allem andern empfehlen, das Beispiel der österreichischen Regierung nachzuahmen und mit der Ausarbeitung und

*) Der erschreckende und an manchen Orten geradezu grauenhafte Niedergang der Sittlichkeit unter dem dänischen Gesinde hängt wesentlich mit den Fortschritten dieser Scheidung zusammen, welche Knecht und Magd, indem sie diese vom Tisch und aus der Stube des Bauern verweist, seiner Aufsicht und Zucht entzieht, und die Ausbildung eines zügellosen Korpsgeistes befördert, dessen entsittlichenden Einwirkungen und Verführungen die Einzelnen sich, auch wenn sie wollen, nicht entziehen können.

Veröffentlichung von Musterplänen für bäuerliche Bauten vorzugehen. Man hat auch anderwärts, z. B. in Württemberg, versucht, die Entwicklung des ländlichen Bauwesens auf ähnlichem Wege zu beeinflussen, aber nirgends ist dies in so umfassender und zugleich gründlicher und zweckdienlicher Weise geschehen, wie in dem österreichischen Cisleithanien. Das Verdienst der ersten Anregung der betreffenden Maßnahmen gebührt dem Sektionsrat im Ministerium des Innern, dem Freiherrn A. von Hohenbruck, der es sich zunächst bei Gelegenheit und für die vorübergehenden Zwecke der Wiener Weltausstellung vom Jahre 1873 hat angelegen sein lassen, durch eine Sammlung von Baurissen, die den Durchschnitt und die Regel der Bauweise in den verschiednen Gegenden des Staates zur Darstellung bringen, die unerläßliche Unterlage zu gewinnen. Auf Grund derselben ist man nun mit der Herausgabe einzelner Musterpläne vorgegangen, die je eine bestimmte, durch übereinstimmende bäuerliche Gewohnheiten zusammengefaßte Gegend behandeln, einzeln in handlichem Format für einen billigen Preis verkäuflich sind und den Zweck verfolgen, den Bauern den heute mehr als je so notwendigen Anhalt für den Neubau ihrer Gebäude zu gewähren. Besondre Anerkennung verdient, daß man nicht in bekanntem büreaukratischem Schematismus beliebt hat, die gesamte Bauerschaft einer grauen Theorie zuliebe über einen Kamm zu scheren, man hat sich im Gegenteil grundsätzlich darauf beschränkt, den gegebnen Bau unter Belassung seiner Grundzüge den Fortschritten der landwirtschaftlichen und baulichen Wissenschaft gemäß zu entwickeln und ihn den veränderten Verhältnissen anzupassen. Wie weit man in dem Bestreben gegangen ist, allen Verschiedenheiten selbst auf beschränktem Raume gerecht zu werden, mag man daraus ersehen, daß z. B. besondre Musterpläne für den Wiener Wald und für das Tepler Gebirge in Böhmen, einen Bezirk von etwa fünfzehn Geviertmeilen, angefertigt worden sind, von andern unterstützenden Maßnahmen, z. B. einer Einwirkung auf die Baugewerkschule hier zu geschweigen.

Wir werfen einen Blick zurück auf den Anfang unsrer Untersuchung. Wir haben das eigentümliche Wesen unsers alten deutschen Dorfes dahin gesetzt, daß es zugleich einen natürlich ländlichen und behaglich wohnlichen, alles in allem einen traulichen und anheimelnden Eindruck hervorbringt. Wir haben ferner bei einer Zergliederung dieses Eindrucks gefunden, daß ihm drei unterschiedliche Eigenschaften zu Grunde liegen: erstens die Vielgestaltigkeit und Mannichfaltigkei des Dorfes, zweitens sein stetiger, ununterbrochener Entwicklungsgang von der Urzeit an bis auf den heutigen Tag, drittens seine Wirtlichkeit, die auf dem strebsamen, nie rastenden Sinne des deutschen Bauern beruht. Von diesen drei Eigentümlichkeiten dient die erste dem Eindruck der Natur, die letzte dem Eindruck der Kultur, während die mittelste beiden Seiten angehört. Diese aber

ist zugleich die wichtigste, insofern sie erst die beiden andern, die an und für sich aus einander streben, innerlich verknüpft und zu einem lebensvollen Ganzen verbindet, wie der Stamm des Baumes die Krone mit der Wurzel. Ohne das ruhige und stetige Aufsteigen der Entwicklung würde die Vielgestaltigkeit zu einem wüsten, unverständlichen Wirrwarr herabsinken, erst durch sie empfängt sie ihr inneres Gesetz, auf der andern Seite erscheint aber diese Entwicklung als die Verkörperung des wirklichen Sinnes des deutschen Bauern, der sich nie träge und selbstzufrieden bei dem Ererbten beruhigt, sondern es immer weiter fortzubilden bestrebt ist. Wenn man den Stamm abhaut, so muß das Gezweig der Krone zu dürrem Reisig vertrocknen, die Wurzel bleibt, sie kann in neue Triebe schießen, aber wir wissen vorläufig nicht, was daraus erwächst. Diese Entwicklung nun wird, wie ich glaube gezeigt zu haben, in unsern Tagen überall durchbrochen: an Stelle des warmen, weichen Baumes tritt der kalte, harte Stein, die alten Bauten, die den Stürmen von Jahrhunderten, ja Jahrtausenden gestanden haben, stürzen vor dem Zauberschall der Dampfpfeifen und Nebelhörner zusammen, wie die Mauern Jerichos. Die alten trauten und heimischen Züge erscheinen mehr und mehr verändert und entstellt, das alte Dorf geht mit Riesenschritten seinem Untergange entgegen.

Wie nun das neue aussehen wird, das an seine Stelle treten soll? Wir wissen es nicht. Wir, die in einer Übergangsperiode leben, wo der folgende Tag den gestrigen Lügen straft, können nur feststellen, was verschwindet, aber es fehlt uns die Sehergabe, die Schlußergebnisse der in schneller Folge sich ablösenden Entwicklungen und Bewegungen zu enträtseln. Das neue Dorf wird, zunächst wenigstens, einen ähnlichen Eindruck machen, wie ein Bauernmädchen, das sich nach Ablegung der alten, für alle gleichmäßig verbindlichen Tracht mit Hilfe einer Schneiderkünstlerin in städtisch-modischen Staat geworfen hat. Die einzelnen Höfe und Häuser mögen in ihrem neuen steinernen Gewande stolzer und anspruchsvoller einhertreten, aber die geschlossene Bodenständigkeit der Tracht, die den ländlich-natürlichen Eindruck hervorruft, ist dahin: es bleibt ein gesetzloses und unverständliches Durcheinander von Bauten, aufgeputzt mit Flittern verschiedenster Herkunft und Mache, denen nichts an die Stirn geschrieben steht als die Schulen ihrer Zimmermeister und das Belieben ihrer Eigentümer.

Es wäre ja nun denkbar, daß sich das trübe und verworrene Durcheinanderfließen wirtschaftlicher, sozialer und modischer Einflüsse und Strömungen allmählich — sagen wir in hundert Jahren oder mehr — zu einem festen Niederschlage abklärte, auf dem sich in den verschiednen Gegenden unsers Vaterlandes der Aufbau eines neuen Dorfes in ähnlicher fester Gesetzmäßigkeit vollziehen könnte, wie wir es bei dem alten wahrgenommen haben. Aber das würde voraussetzen, daß die Bauerschaft selbst ihren alten Zusammenhalt, ihr früheres Gemeingefühl bewahrte, und das hat zunächst für den Norden nur geringe Wahrscheinlichkeit: das Dorf fällt auch innerlich mehr und mehr aus

einander. Das gilt nach unten wie nach oben. Hier bleiben nur die besitzenden Bauern auf der Scholle, die dienende Klasse der Knechte, Mägde und Tagelöhner wird in eine immer mehr fluktuirende Bewegung gezogen, die lediglich dem Gesetz von Angebot und Nachfrage dient und schon heute Ostpreußen und Polaken bis zur Nordsee und zur Weser führt. Dort erleidet durch den schon erwähnten Umstand, daß die oberste Schicht der Bauern allmählich dem Rahmen und den Maßen des Dorfes entwächst, die zurückbleibende Bauerschaft eine capitis deminutio, während wiederum die innere Konsolidation dieses Restes durch die Verbindungen und Beziehungen, die zurückbleiben, gehindert wird.

Wenn nun auch, wie noch einmal ausdrücklich hervorgehoben werden soll, die geschilderten Umgestaltungen und Umwandlungen in dieser Gewaltsamkeit ihres Auftretens und Eingreifens der Hauptsache nach sich auf das nördliche und besonders nordwestliche Deutschland beschränken, auf die Gegenden der von alters her geschlossenen Höfe und der Einbauten, wenn insbesondre in der stark parzellirten Mitte unsers Vaterlandes schon die Armut des Bauernstandes der Entwicklung einen langsamern Gang aufzwingt, so lassen sich doch überall Spuren und Ansätze dazu wahrnehmen, und es kann nicht fehlen, daß hier früher, dort später die gleichen Ursachen auch die gleichen Wirkungen hervorbringen werden.

Und wie dem Dorfe, so ergeht es der Landschaft, aus der das Dorf herausgewachsen ist. Der Deutsche bedarf heute, bei dem immer aufreibenderen Getriebe des täglichen Lebens, der alten Landschaft mehr als je zuvor zu seiner Erholung und Erbauung, aber diese ist täglich weniger imstande, den Nachkommen das zu sein, was sie den vergangenen Geschlechtern gewesen ist, gleichsam der Jungbrunnen der Sage, der dem Volke die Fähigkeit verleiht, nie zu altern, mit stets frischen Kräften den sich stets erneuernden und wachsenden Aufgaben der Geschichte gerecht zu werden. Was uns bekümmern muß, ist viel weniger der Umstand, daß die alte Landschaft verschwindet — das entspricht dem Laufe der Welt und dem Gesetze der Natur —, sondern daß wir keine neue an ihrer Statt erstehen sehen. Nur eine Ausnahme müssen wir erwähnen, diese allerdings höchst erfreulicher Art: sie betrifft unsern Norden, jene öden und unwirtlichen Gegenden der Heiden und Moore, die dereinst, wenn die Bewaldung der einen und der An- und Abbau der andern sich vollzogen haben wird, uns einen vollständig veränderten Anblick und ein Beispiel der wunderbaren Verwandlungen zeigen werden, die die Mittel der modernen Kultur unter den ungünstigsten Verhältnissen zu erzwingen vermögen. Im allgemeinen aber bleibt es richtig: die Landschaft weicht vor unsern Augen zurück; wie in vergangnen Zeiten die wilde Natur niedergelegt ward, um Raum für die Landschaft im zivilisirten Sinne des Wortes zu gewinnen, so wird heute diese Landschaft, ihrem Begriff nach ein in einander gearbeitetes,

wechselvolles Ganze von Natur und Kultur, „gelegt“ zu Gunsten einer, wir möchten sagen, „denaturirten“ Kultur, einer Kultur, die in chemischer Wollust jede Berührung mit der Natur zurückweist, und wird gezwungen, sich mehr und mehr in die Gebirge zu flüchten. Aber auch hier läßt man ihr keine Ruhe. Es ist ja nicht zu ändern, daß der Weg der Kultur über die Trümmer des Vergangnen geht, und es wäre ein Verbrechen, ihrem Triumphzuge um einer sentimentalen Anwandlung willen in die Arme zu fallen, es ist auch nicht zu hindern, daß die Einsamkeit und Stille von Berg und Wald in den Bereich der eisernen Verkehrswege gezogen wird, aber umso mehr sollte man darauf bedacht sein, derlei Eingriffe auf das Maß der Notwendigkeit und wohlverstandnen Nützlichkeit zu beschränken. Wie man aber heute die Sache — die Erschließung der Gebirge und ihrer ästhetischen Schätze — in Angriff nimmt, werden nicht viele Jahrzehnte mehr ins Land gehen, bis jede irgend nennenswerte Schönheit unsrer Mittelgebirge durch eine Hochbahn, eine Drahtseil- oder Zahnradbahn genommen sein wird. Derlei Bahnen mögen für die Alpen noch hingehen, wo sie naturgemäß sich auf den Saum, die Erhebungen untern Ranges beschränken müssen, wo aber der eigentliche Kern, das Innere der Hochgebirge, die Majestät der Firn- und Gletscherwelt vor dem Antasten ihrer brutalen Hand gefeit bleibt: für unsre deutschen Waldgebirge sind sie geradezu ein Unfug. Die eigentlich schönen Punkte dieser Gebirge, eben die, die von den Hochbahnen aufgesucht werden, sind an den Fingern herzuzählen, sie sind zahmer und zarter Natur und vertragen ein rauhes Anfassen nicht, am wenigsten von einem eisernen Handschuh, und auch ihr Reiz ist wesentlich mit bedingt durch die Stimmung der umgebenden Landschaft, deren Mittelpunkt sie bilden. Diese aber wird durch eine Hochbahn unwiderruflich zerstört.

Wir Deutschen galten bis auf unsre Tage als ein Volk von idealen Träumern und sentimentalen Gefühlsmenschen. Wir haben unsern Fehler erkannt und beschlossen, diese üble Nachrede um jeden Preis zu zerstören. Während die Amerikaner, bei uns verrufen als die nüchternsten Spekulanten, eine ganze Provinz voll der erhabensten Naturwunder zum Nationalpark erklärt und damit der gemeinen Spekulation entrückt haben, sind wir in bester Arbeit, den Harz, das geschlossenste, herrlichste und besuchteste unsrer kleinen Gebirge, zu yankeeisiren und meistbietend an die Spekulation loszuschlagen. Nichts kann bezeichnender sein für den Notstand, in dem sich die Landschaft befindet, als daß es möglich war, daß der Bodekessel, die erste Schönheit des innern Deutschlands, der einzige Punkt, der Alpencharakter trägt und neben dem alles, was sonst wohl genannt wird, wie etwa das vielgepriesene Höllenthal des Schwarzwaldes, zum Unbedeutenden herabsinkt, daß diese Perle der Landschaft einer Spekulation vorgeworfen werden konnte, die ohne den Schatten eines wirklichen Bedürfnisses, nicht mehr Berechtigung beanspruchen kann, als etwa die Errichtung eines Tingeltangel auf der Roßtrappe oder eines Café chantant auf dem Hexentanzplatz,

denn für die große neugierige und genußsüchtige Masse, auf die jene Spekulation nur gemünzt sein kann, wären dies eben die entsprechenden Vergnügungen. Erst sich einen steilen Berg in die Höhe schieben lassen zur Abwechslung mit einer russischen Schaukel, dann oben eine Volkssängerin im Grünen mit Aussicht und echtem Bier! — und eine solche Konzession konnte anstandslos erteilt werden, ohne daß man es für der Mühe wert hielt, der öffentlichen Meinung Gelegenheit zu rechtzeitigem Einspruch gegen eine derartige Vergewaltigung zu geben. Leider besitzen wir heutzutage keinen Wortführer ersten Ranges, der als anerkannter Sachwalter für die edelsten Bedürfnisse der Nation, der heutigen wie der kommenden Geschlechter, eintreten könnte. Immerhin ist es eine trostreiche Wahrnehmung, daß der Unwille über dies Gebahren immer weitere Kreise ergreift, daß die Stimmen sich mehren, die darauf hinweisen, daß hier eine Lücke in unsrer Gesetzgebung vorliegt, daß die alte Landschaft in einer oder der andern Weise wirksamen Schutz erhalten muß. Einen ersten Erfolg in dieser Hinsicht bezeichnet der auf den Antrag von E. Rudorff*) von der Generalversammlung der Geschichts- und Altertumsvereine in Posen 1888 gefaßte Beschluß, die Regierungen aufzufordern, der Landschaft in ihrer geschichtlich gewordenen Gestalt die möglichste Schonung angedeihen zu lassen. Indes, man muß weiter gehen. Vor allem wäre ein Gesetz vonnöten, durch welches alle Hochbahnen, alle Bahnen, die nicht nationalökonomischen, sondern lediglich touristischen Zwecken dienen und als solche ihrem Begriff nach notwendigerweise eine Beeinträchtigung der landschaftlichen Wesenheit darstellen, von Reichs wegen in ihrer Zulassung beschränkt und an die Genehmigung einer Reichsstelle geknüpft werden. Es muß doch als ein unerträglicher Zustand gelten, daß beispielshalber das Zustandekommen einer Brockenbahn ausschließlich davon abhängt, ob es einem gierigen Spekulanten, einem Landschaftsschlächter gelingt, von dem Grafen von Stolberg-Wernigerode die Abtretung des erforderlichen Geländes zu erwirken! Man könnte auch daran denken, um eine weitere Anregung zu geben, die zwei auf kleinem Raum geschlossensten und erhabensten Gebirge unsers Vaterlandes, den Harz und das Riesengebirge, als eine Art Bannwald unter den besondern Schutz des Reiches zu stellen, um die profane Hand der Spekulation von ihnen fern zu halten und wenigstens einen Rest unverfälschter und einsam-wilder Natur für die Nachkommen zu retten. Es muß doch allgemein einleuchten, daß das Schicksal des Harzes und unsrer herrlichen Bergwälder überhaupt zu hoch steht, um von allerhand Zufälligkeiten und von den Launen eines unverantwortlichen Privatmannes abhängig gemacht zu werden. Aber auch, wo das betreffende Gelände ein Eigentum des Staates ist, wird es, wie die tägliche Erfahrung lehrt, anstandslos hergegeben, weil die von uns geltend

*) Eingeführt und begründet aufs vortrefflichste durch die schon früher angeführte Broschüre, deren eindringliche und beherzigenswerte Mahnungen nicht genug empfohlen werden können.

gemachten Gesichtspunkte durch kein Gesetz vertreten sind, und es dem Minister des Verkehrs nicht verwehrt werden kann, sich auf seinen Isolirschemel festzunageln und sich hinter seiner Verpflichtung zu verschanzen, jedweder Erweiterung des Verkehrs, wie immer er auch geartetet sei, freien Lauf zu geben. Die Verantwortung der betreffenden Stellen wird eben durch den leidigen Umstand aufs höchste gesteigert, daß Gefahr im Verzuge ist, und daß gerade hier ein Federstrich unwiederbringlichen Schaden anrichten kann. Ist erst die Konzession erteilt, sind Rechte erworben, so ist aller Liebe Mühe umsonst. Es wird daher an die maßgebenden Orte das dringende Ersuchen gerichtet, vorläufig mit der weitern Genehmigung von Hochbahnen einzuhalten — wenigstens einige Jahre — auf daß die Bewegung, die von verschiednen Seiten in Fluß zu kommen scheint, sich klären und die aufgeworfene Frage der Zulässigkeit der Hochbahnen und des gesetzlichen Schutzes der Landschaft überhaupt einer Entscheidung zugeführt werden kann. An alle jene aber, die ihre Freude an der altüberkommenen Schönheit unsers Vaterlandes und ein Herz für die alte deutsche Landschaft haben, ergeht der Ruf, sich zu sammeln und mit Entschlossenheit für den bedrohten Schatz einzutreten. Thun wir unsre Schuldigkeit, um dem schweren Vorwurf zu begegnen, daß das Geschlecht, dem es vergönnt war, die große Zeit der Wiedergeburt der Nation zu erleben, es versäumte, der natürlichen Grundlage unsers Volkstums, der alten deutschen Landschaft, ihre Fürsorge angedeihen zu lassen, daß es gleichgiltig zugesehen hat, wie der Tempel der Natur, worin unsre Vorfahren angebetet haben, herabgewürdigt wurde zu einem gemeinen Kaufhause, in dem nichts mehr vernommen wird, wie das Geschrei von Angebot und Nachfrage.

Braunschweig K. Rhamm

Goethes Wettkampf mit den griechischen Dichtern

Von Franz Pfalz

Die Goethephilologie bestätigt in ihren Einzelforschungen immer von neuem, daß die genialsten Schöpfungen Goethes im Grunde auf produktiver Reproduktivität beruhen. Seine epischen und dramatischen Dichtungen sind, bis auf wenige, Um- und Weiterbildungen von Anregungen, Entwürfen und Ausführungen andrer, die nicht Nachahmer waren, sondern in irgend einer Weise Originalität beanspruchen konnten. Er selbst erhob diesen Anspruch nie, wohl aber machte er sich gelegentlich über das Haschen nach Originalität lustig, so in den beiden

köstlichen Parabeln: „Die Originalen“ und „Bildung.“ In all dieser Selbstbeschränkung aber ist ein Zug geistiger Größe nicht zu verkennen. Die fremden Werke fielen unter den Schwingungen seiner mächtigen Phantasie schon während des Genusses in einzelne Bausteine und Werkstücke auseinander, die sich zu einem neuen, schöneren Baue zusammenfügten. Diese Wiedergeburt poetischer Stoffe in der Kraft und Klarheit des Genies ist von Nachahmung soweit entfernt, wie Menschensprache vom Geschwätz des Papageien.

Was hat Goethe nicht alles an sich gezogen, zu dem Seinigen gemacht und als solches von neuem der Welt gegeben! Mit wem hat er nicht den Wettkampf gewagt! Am Volksliede hat er sich versucht und an den Sagenkreisen aller Völker und Zeiten, mit Shakespeare hat er sich gemessen, mit Hans Sachs gespielt, und der französische Romanfabrikant Scarron mußte ihm Fäden zu dem herrlichen Gewebe des Wilhelm Meister liefern. Großes und Kleines keimte unter den befruchtenden Strahlen seiner Phantasie zu einem neuen, schöneren Dasein empor.

Auch mit den Griechen hat sich sein Genius gemessen, und dieser Wettkampf ist der merkwürdigste von allen. Mit den Griechen hat er gerungen, wie Jakob mit dem Herrn im Traume, ihnen hat er zugerufen: „Ich lasse euch nicht, ihr segnet mich denn!“ Aber wie Jakob fühlte er sich hinkend, als er erwachte. Zum Wettstreit hat er sich gestellt bei den olympischen Spielen, er hat obgesiegt im ersten poetischen Waffengange, aber im zweiten ist er unterlegen. Es ist der Mühe wert, ihm auf diesen Wegen nachzugehen.

Am 14. Februar 1779 schreibt er in sein Tagebuch: „Früh Iphigenia anfangen dicktiren.“ Und Frau von Stein bekommt unter demselben Datum zu wissen: „Den ganzen Tag brüt' ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht 10 Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichter Hippogryphs wills sehr schwer seyn etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen gekleidet sey. Gute Nacht Liebste. Musik hab ich mir kommen lassen die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden.“ Erst am 22. fährt er fort: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Acten. Ein Quarto neben in der grünen Stube, sizz ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Scene soll sich heute absondern denck ich, drum komm ich schwerlich.“ In der That stand er nur mit einem Fuße im Steigbügel des Pegasus, denn er mußte mit dem Hauptmann von Castrop das Land durchziehen, um die Straßen zu besichtigen und Rekruten auszuheben. Aber auf jeder Station, mitten unter dem Wirrwarr der „Menschenklauberei,“ wie er seine militärische Sendung benannte, dichtete er an der Iphigenie. „Mein Stück rückt!“ schrieb er am 1. März aus Jena. In Dornburg ließ er sich eine kurze Zeit häuslich nieder: „Das Stück formt sich und kriegt Glieder. Morgen habe ich die Auslosung

dann will ich mich in das Schloß sperren und einige Tage an meinen Figuren bosseln. Ich leb mit den Menschen dieser Welt, und esse und trinke, spaße auch wohl mit ihnen, spüre sie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrücklich seinen Gang." In Apolda erging es ihm nicht so gut. Er klagt Knebel, der den Thoas spielen soll: „Ehrlicher alter Herr König, ich muß dir gestehen, daß ich als ambulirender poeta sehr geschunden bin, und hätte ich die Paar schönen Tage in dem ruhigen und lieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei halb ausgebrütet verfault. Denn von hier sehe ich keine gute Hoffnung. Es machen mich den ganzen Abend ein Paar Hunde toll, die ich mit Befehl und Trinkgeldern nicht stillen kann." Und der Frau von Stein: „Hier will das Drama nicht fort; es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte." In Buttstädt kam das Stück wieder ins Rollen, in Allstädt wurden die drei ersten Akte fertig, in Ilmenau auf dem Schwalbensteine am 15. März der vierte Akt, und am 28. März war das ganze Werk vollendet. Die erste Aufführung fand in Weimar am 6. April, das ist am dritten Osterfeiertage, statt. Goethe selbst spielte den Orest, Corona Schröter die Iphigenie, Knebel als Thoas, Prinz Konstantin als Pylades und Sekretär Seidler als Arkas stellten die erdgeborne Begleitung der beiden heroischen Gestalten dar. „Nie werde ich den Eindruck vergessen — schrieb Hufeland ein Jahr nach Goethes Tode in der Zeitschrift für praktische Heilkunde — den er als Orestes im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenie machte. Man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit als damals an Goethe." Und Fräulein von Göchhausen, die aufrichtigste der Hofdamen, gestand der Frau Rat, der sie von der Aufführung Bericht erstattete: „Sein Kleid war griechisch, und ich habe ihn in meinem Leben nicht so schön gesehen." Bei einer der nächsten Aufführungen, am 12. Juli, in Mercks Gegenwart spielte der Herzog den Pylades — nun war das Stück erst vollkommen in die Gegenwart gerückt.

So ist Iphigenie entstanden, eine der schönsten und reinsten Perlen unter Goethes Dichtungen. Der erste Entwurf war der entscheidende, denn die spätere Ausfeilung und metrische Überarbeitung des Stückes, die er im sonnigen Italien vornahm, hat in Inhalt und Form nur weniges verändert. Im vierten Auftritt des vierten Aktes ist das Auftreten des Pylades besser begründet, in der Schlußszene sind die Nebenpersonen ausgeschieden, und das Ganze ist in kunstgerechte Verse gebracht. Aber was will das sagen! War doch schon in der Prosa unwillkürlich der rhythmische Gang der Sprache vorgebildet.

Es ist nicht zu leugnen: Goethes Iphigenie ist ganz aus der Romantik des ersten Jahrzehnts entsprossen, das er in Weimar zubrachte, und man kann gerade bei dieser Dichtung die Vorbilder für die einzelnen Charaktere in

der nächsten Umgebung des Dichters leicht nachweisen. Iphigenie ist Frau von Stein, die „Besänftigerin der Leidenschaften," mit der sinnlichen Hoheit und Schönheit der Corona Schröter ausgestattet, Orest der leidenschaftlich bewegte junge Goethe selbst, der von mancherlei Geistern umschwirrt ist. Selbst wenn man in Pylades den Herzog Karl August, den rüstigen Helfer und unverwüstlichen Hoffer, erblicken wollte, so wäre das nicht gewagt.

Von tieferem Studium der Griechen aber noch keine Spur. Auf der Landstraße, im Wirtshause, im romantisch gelegenen Schloß, in der Waldhütte, beim Rekrutenausheben und Wegebesichtigen, mitten im Lärm des geschäftigen, verdrießlichen, prosaischen modernen Alltagslebens wird die deutsche Iphigenie gleichsam ruck- und stoßweise ins Leben gerufen, und um die hohen, klaren, ruhigen Gestalten aus ihrer klassischen Zeitenferne heranzulocken, liest der Dichter nicht im Euripides oder Sophokles, sondern — läßt im Nebenzimmer ein paar geübte Stimmen ihre zufällig eingeübten modernen Lieder singen!

Das Griechische hatte überhaupt dem jungen Goethe einige Not gemacht. In der Kindheit und in den ersten Jünglingsjahren hatte er nur wenig davon gelernt, erst Herder machte ihn in Straßburg auf die Klassizität und Originalität der griechischen Dichter aufmerksam, und Vater Brion in Sessenheim las mit ihm den Homer. In Weimar nahm er gelegentlich dieses Studium wieder auf, Dalberg mußte ihm von neuem einen Homer schicken, auch mit griechischer Mythologie gab er sich gern ab, aber die Tragiker las er wie Schiller nur in französischer Übersetzung. Antike Stoffe traten vor Iphigenie ganz zerstreut und unvermittelt in sein Phantasieleben ein und nur als Träger ganz moderner Ideenverbindungen. So beschäftigte er sich nach seiner Rückkehr von Straßburg ins Elternhaus kurze Zeit mit einem Drama „Sokrates," ließ es aber fallen, weil er daran zweifelte, daß es ihm gelingen würde, „sich vom Dienste des Götzenbildes, das Plato bemale und vergolde, dem Xenophon räuchere, zu der wahren Religion hinaufzuschwingen, der statt des Heiligen ein großer Mensch erscheine, den er mit Liebesenthusiasmus an seine Brust drücken könne mit dem Zuruf: Mein Freund und Bruder"! Doch hatte dieser Plan die Folge, daß er Xenophon, Plato, Theokrit, Anakreon und Pindar studirte.

Nach der Rückkehr von Wetzlar schrieb er den „Satyros" und das Bruchstück „Prometheus," beide um dem unbegrenzten Kraftgefühl der Sturm- und Drangperiode Ausdruck zu verleihen. Im zweiten Jahre seines Weimarischen Lebens, als er schon unter der Zucht der Frau von Stein zum Maßvollen, Gesetzten, durch Selbstbeschränkung Geläuterten hinneigte, 1777, schrieb er das Monodrama „Proserpina" für Corona Schröter. In diesen ungereimten Verszeilen, die annähernd den antiken Strophenbau veranschaulichen, herrscht ein hochpathetischer Schwung der Gedanken und Empfindungen. Die lebensfrohe, warmblütige Tochter der Ceres beklagt ihr Schicksal, zur Königin der düstern,

kalten Unterwelt bestimmt zu sein, ihre Sehnsucht nach den blumigen Auen ihrer Kindheit wird so stark, daß sie sich des königlichen Schmuckes entledigt und sich ganz wieder als frohes Mädchen fühlt. Da greift sie nach der Frucht des Granatbaumes, genießt davon und verfällt nun erst für immer der Unterwelt. Ihre Trauer, ihr ganzes Gebahren ist so innig, so verständlich, so modern-sentimental und doch von antiker Hoheit so durchdrungen, daß man sie eine Vorstudie zu Iphigenie nennen könnte. Merkwürdigerweise schob Goethe diese ernst gemeinte Dichtung ein Jahr später in den durchaus satirischen „Triumph der Empfindsamkeit" ein, als wollte er sich selbst verspotten. So weit war er noch davon entfernt, sich als Schüler der griechischen Tragiker zu fühlen! Erst im Jahre 1779, mitten im größten poetischen Schaffen, als Egmont und Wilhelm Meister sich gestalteten und vielleicht schon Tasso sich regte, unternahm er den Wettkampf mit Euripides.

Der griechische Dichter hatte die alte Tantalidensage in ihrer plastischen Einfalt auf sich wirken lassen; die kulturhistorischen Ideen von der fortzeugenden Schuld, von der allmählichen Verwerfung des Menschenopfers, von der sühnenden und heilenden Wirkung einer höheren sittlichen Kultur tauchen nur nebenbei, in der Form vereinzelter Sentenzen bei ihm auf. Orest, wegen des Muttermordes von den Eumeniden verfolgt, kommt auf Geheiß des Apollo zu den Tauriern, um das Bild der Artemis den Barbaren zu entreißen und nach Athen zu bringen, denn um diesen Preis ist ihm die Heilung verheißen. Bei den Tauriern findet er seine Schwester, die in Aulis angeblich geopferte Iphigenie, und mit deren List gelingt es ihm, das Bild zu entführen. Er entflieht mit der Schwester und dem Freunde Pylades; Thoas, der König der Taurier, möchte ihn verfolgen, aber Athene, der deus ex machina, erscheint, bringt alles in Ordnung und erläßt noch einige humane Bestimmungen in Betreff des Menschenopfers und der Gerichtspflege — Dinge, die den alten Griechen wohl sehr interessant sein mochten, für uns aber nicht mehr von Belang sind.

Euripides ist indes nicht durchaus der naive Dichter, wie er naturgemäß aus dem griechischen Volkstume herauswuchs, sondern zugleich kritisch und gelegentlich sentimental, wie es das Kimonische und Perikleische Zeitalter mit sich brachte. So beurteilt er in dem Monolog der Iphigenie vor dem Chorgesange: Finsterer Sund, finstere Furt (4. Auftritt) die alten Götter- und Heroensagen ziemlich scharf vom Standpunkte der Vernunft aus. Läßt er doch die Priesterin der Artemis sagen:

Drum halt ich auch
Für alte Fabel jenes Mahl bei Tantalos,
Wo Götter sich an seines Sohnes Fleisch gelabt.
So schiebt das Volk die eigne frevelhafte Lust
An Blut und Menschenopfern seinen Göttern zu.

Eine merkwürdige Kritik der dem Stücke zu Grunde liegenden Sage läßt er, unbewußt vielleicht, dem Thoas entschlüpfen, als ihm Iphigenie sagt, die gefangenen Fremden seien Muttermörder:

Iphigenie

In grausem Bund vergossen sie der Mutter Blut.

Thoas

O Phöbos, solches hätte kein Barbar vermocht!

Das, was Euripides zur dramatischen Bearbeitung des letzten Abschnitts der Tantalossage anreizte, ist leicht erkennbar: es waren drei sehr wirksame dramatische Motive, die Erkennungsszene, die Heilung des Orest und die Flucht; die beiden letztern fielen schon in der Sage zusammen, und auch im Drama sind sie nicht getrennt. Interessant ist nun, wie der griechische Dichter diese Motive behandelt. Das Hauptgewicht legt er offenbar auf die Erkennung und die Flucht, die Heilung kann ja nach der Sage vollständig erst mit der Erfüllung des Orakelspruches, also in Athen geschehen. Euripides, der vom Kern der Sage nirgends abweicht, drückt dies sehr bestimmt dadurch aus, daß er am Schlusse des Stückes Pallas Athene auftreten läßt, die gewissermaßen das, was sich erst in Athen und vor dem Orakel zu Delphi abspielen sollte, vorausnimmt. So erklärt sich diese an und für sich auffällige Erscheinung eines deus ex machina, es ist die notwendige Abrundung und Abschließung des naiven Dramas.*) Indem es aber Euripides unternahm, die beiden übrigen Motive ihrem ganzen innern Gehalte nach durchzuführen, lag die Gefahr sehr nahe, daß sein Stück in zwei Teile zerfiel. Von der innigen Verknüpfung dieser Teile hing der eigentliche Konflikt ab; die Flucht aller Beteiligten und die Entführung des Bildes mußte als eine Steigerung der Handlung zugleich eine Steigerung des Interesses in sich schließen, und man muß sich sagen, daß dem Dichter diese Verknüpfung herrlich gelungen ist, indem er die Sorge der Geschwister für einander zur Vermittlerin macht. Was die Durchführung der Motive selbst anlangt, so ist ohne Zweifel die Erkennungsszene ein Meisterstück antiker Dramatik. Obgleich es etwas gesucht erscheint, daß Iphigenie einen Brief, den ihr ein Gefangener und durch sie Geopferter geschrieben haben soll, nach Argos schicken will und zu diesem Botendienste einen der Fremden bestimmt, die nach Landessitte dem Opfertode am Altare der Göttin geweiht sind, so sind doch die Gemütsbewegungen des Orest während des Vorlesens dieses Briefes und während der damit verknüpften allmählichen Enthüllung des wahren Verhältnisses geradezu ergreifend. Er eilt zu ihr, er

*) Euripides pflegt immer statt der Exposition den Herold und zur Lösung des Konflikts eine Gottheit auftreten zu lassen, insofern ist auch hier das Erscheinen der Athene vom Standpunkte des Dichters aus gerechtfertigt.

will sie in seine Arme schließen; die Chorführerin wehrt ihn ab, er soll nicht das Gewand der Priesterin berühren, aber Orestes ruft:

> O meine Schwester, eines Vaters Kind mit mir,
> Des Agamemnons Tochter, wende dich nicht ab!
> Ich bin dein Bruder, der dir als verloren galt.

Sehr gut gewählt sind auch die Erkennungszeichen, die Orest der noch immer zögernden Schwester giebt: das Gewebe mit der bildlichen Darstellung des Streites zwischen Atreus und Thyest, das von Iphigeniens Hand verfertigt ist und sich noch im Hause Agamemnons befindet, Iphigeniens Locke, von Aulis her gesandt, des Pelens alter Speer, mit dem er einst Oenomaos getötet hat. Und dann das herrliche Zwiegespräch zwischen den Geschwistern im ersten Rausche des Wiederfindens! Jedes Wort bricht mit der ganzen Fülle der Natur aus dem Innersten der Menschenbrust hervor. Man muß es selbst nachlesen und im Zusammenhange auf sich wirken lassen, wenn man den rechten Genuß haben will.*)

Nicht so wohl gelungen ist dem griechischen Dichter der zweite Teil, die Vorbereitung der Flucht. Die herrliche Gestalt, die in der Freude über den Bruder und in der Sorge um ihn die ganze Tiefe ihres Gemüts erschließt, die ganze Größe weiblichen Heldenmuts offenbart, wird zum gewöhnlichen Weibe, das mit kaltem Blute und schlauer Berechnung eine Kriegslist ausführt. Sie betrügt den König Thoas, indem sie vorgiebt, sie müsse die mit schwerer Schuld beladenen Gefangenen und ebenso das von ihnen berührte Bild der Göttin in der heiligen Meerflut waschen, ehe das Opfer geschehen könne. Ihr Gespräch mit Thoas, der ihr im Barbarenlande Schutz und Ehre gewährt hat, ist herzlos, voll Lug und Trug, voll Verleugnung ihrer heiligsten Empfindungen, voll Entweihung ihrer priesterlichen Vollmacht. Wie kann sie über die Lippen bringen:

> Ganz Hellas, meines Elends Grund, ist mir verhaßt;

oder:

> Traue nimmer einem Griechen.

Thoas bringt ihr in wahrhaft rührender Weise das vollste Vertrauen entgegen: keine Spur von Argwohn, jedes seiner Worte ein warmer Pulsschlag des reinsten Herzens! Wie ist es möglich, daß eine edle Jungfrau ohne Stocken, ohne Erröten einen solchen Freund und Wohlthäter hintergehen kann? Man darf, ohne Euripides zu verdächtigen, annehmen, daß hier die sittlich sehr niedrige Stellung der Frau in der vorchristlichen Zeit und insbesondre im Perikleischen Griechenland grell zu Tage tritt. Die griechische Frau war im

*) Eine neue, recht gute Übersetzung der Dramen des Euripides von Jakob Mähly ist die bei Spemann in Stuttgart erschienene.

Grunde nur wenig mehr als die Sklavin, und im Verkehr mit Männern war die List ihre Stärke, wie Orest sagt:

Ja, gilt es List zu spinnen, seid ihr Frauen stark.

List wird immer ein Erbteil der Frauen sein, aber nur List, nur kalte Berechnung, nur empfindungslose Durchführung eines Planes ist widerlich, ist Sklavensinn und sittliche Unlauterkeit. Man nennt Euripides nicht mit Unrecht den Philosophen unter den griechischen Dramatikern, und in der That, oft legt er seinen Personen Aussprüche in den Mund, die von der kritischen Schärfe seiner Reflexionen und Beobachtungen zeugen. Sollte er unwillkürlich in Iphigeniens Gestalt einen Zug tantalischer Hinterlist gelegt haben, der ihm gerade darum interessant war, weil er die gedrückte Stellung der griechischen Frau symbolisch zur Darstellung bringen wollte?

Merkwürdig sind endlich noch gewisse anklingende, aber in der ganzen Anlage des Stückes absichtlich vernachlässigte Motive. So sagt Pylades im zweiten Auftritt zu Orest, als dieser schon verzweifelt, das Bild der Göttin zu erlangen, und an Flucht denkt:

Nein, fliehen ist nicht meine Art, das kann ich nicht,
Auch hieße das beschimpfen diesen Göttersprüch.
Verlassen wir den Tempel und verbergen uns
In Höhlen, deren Rand das dunkle Meer bespült,
Fern unserm Schiff, damit wir, wenn es einer sieht
Und Meldung macht dem König, nicht verloren sind.
Doch wenn die Nacht in tiefe Schatten alles hüllt,
Dann gilt es, List zu brauchen, um das Marmorbild
Herauszuholen aus der Göttin Heiligtum.

Offenbar ist für Pylades in dieser Szene eine prächtige Charakterunterlage geschaffen, er könnte als der kluge, mutige Freund sehr wirksam in das Stück eingreifen, aber es bleibt bei der Unterlage, der Charakter ist nur vorgezeichnet, nicht ausgeführt. In der bald darauf folgenden großen Szene, wo er mit Orest gebunden vor die Priesterin gebracht wird, schweigt er, und erst nachdem Iphigenie und Orest die Bestimmung getroffen haben, daß er den Brief der Priesterin nach Argos bringen soll und Iphigenie sich entfernt hat, regt er sich wieder, aber nur, um nach einem kurzen edeln Wettstreite mit Orest um das Vorrecht der Opferwilligkeit dem lebensmüden Freunde nachzugeben und das Botenamt anzunehmen. Thoas ferner sagt im Gespräch mit Iphigenien ein Wort, das zu einer sehr naheliegenden Episode Veranlassung hätte geben können.

Iphigenie
Niemand darf von meinen Freunden —

Thoas
Meinst du mich mit diesem Wort?

Iphigenie

Diesem Schauspiel nahetreten.

In der hingeworfenen Bemerkung des Königs liegt der Keim zu einer Bewerbung um die Hand der Priesterin, aber der Dichter läßt Iphigenie leicht darüber hinweggehen, und die Sache ist abgethan. Es scheint fast, als ob Euripides mit Gewalt die Nebenpersonen in den Hintergrund gedrängt hätte, um den beiden Heldengestalten, Iphigenie und Orest, freien Raum zu lassen.

Goethe fand den antiken Stoff und dessen antike Bearbeitung in einer durchaus modernen, man möchte sagen christlich-sentimentalen Stimmung. Er selbst war inmitten eines Läuterungs- und Reinigungsprozesses. Aus der Satyros- und Prometheusstimmung, aus der studentisch-burschikosen und kaufmännisch-lebenslustigen Atmosphäre des Frankfurter Patriziersohnes, aus dem Wirrwarr der Werther-, Mitschuldigen- und Stellaproduktion rang er sich empor zu sittlicher Klarheit, zum vorsichtigen Hofton, zur objektiven Weltanschauung, und an der Schwelle dieses Ringens stehen die schon 1776 geschriebenen Worte:

> Ach, ich bin des Treibens müde!
> Was soll all der Schmerz und Lust?
> Süßer Friede,
> Komm, ach komm in meine Brust!

Dies zog ihn zu Orest. Seine Führerin in diesem Emporklimmen zu den Höhen der Menschheit war, wie schon angedeutet, Frau von Stein. Dies zog ihn zu Iphigenie, der „Schwester," wie er die geliebte Frau oft genug nennt. War diese in ihrer äußern Erscheinung nicht die Priesterin, die Tochter Agamemnons, so bot sich in der schönen Corona Schröter ungesucht die passendste Darstellerin dar.

Aber wie konnte Goethe in dieser durchaus subjektiven Auffassung unternehmen, sich mit Euripides zu messen? Ja, das wird freilich immer ein Rätsel bleiben, denn es ist und bleibt eine geniale That, vielleicht die genialste in Goethes dichterischem Leben und Wirken. Er pfropfte das christliche Reis, das er aus dem eignen Herzen gebrochen hatte, auf den alten griechisch-heidnischen Stamm, und dieser war kräftig genug, den edeln Zweig zu beleben und zur herrlichsten Blüte zu treiben. Das Meisterstück gelang, indem Goethe mit der divinatio des echten Dichters den Schwerpunkt in das dritte Motiv, in die Heilung des Orest, verlegte und die beiden andern, die Erkennung und die Flucht, diesem unterordnete, es gelang, indem er die Heilung vollbringen ließ durch die göttliche Macht der uneigennützigen, opferwilligen Liebe in dem irdischen Gefäß einer sittlich reinen und sittlich hohen Jungfrau. Darum hat er auch nur eine Heldengestalt, die der Iphigenie: alle andern treten in harmonischen Abstufungen vor ihr zurück, die Chöre mit ihren melodramatischen

Ergießungen über Menschenleben und Götterthaten werden zu Monologen oder verschwinden ganz, denn die eine urgewaltige Idee von der versöhnenden, heilenden, beglückenden Liebe beherrscht alles und regelt alles. Goethe führt die Motive, die der griechische Dichter fallen lassen mußte, in ihrer ganzen Tragweite aus, und er kann es wagen: was ist die Freundschaft des Pylades und die irdische Liebe des Königs Thoas gegen die göttliche Liebe, die aus Iphigenien spricht! „Ich war," schreibt Goethe nach Vollendung des Stückes in sein Tagebuch, „diese Zeit her wie das Wasser klar, rein, fröhlich." Er erprobte die Läuterung an sich selbst, und auch bei ihm war sie die Wirkung der uneigennützigen, opferwilligen Liebe. Wenn es irgend eine Rechtfertigung von Goethes Verhältnis zu Frau von Stein giebt, so ist es Iphigenie. Zwar spricht er es nirgends aus, daß er sie als Vorbild zur Schwester des Orest vor Augen gehabt habe, aber in allen Briefen an sie aus dem Jahre 1779 ist es deutlich genug gesagt, daß er sie vor allem als die „Schwester," als die „Besänftigerin," die „Bildnerin," die „ihr Werk an ihm vollenden möge," verehrt; man müßte blind sein, wenn man diese Briefe nicht als Kommentar zur Iphigenie gebrauchen wollte.

(Schluß folgt)

Die historische Ausstellung deutscher Grabstichelarbeiten im Berliner Kupferstichkabinet

Es ist kein Zufall, daß sich für Kupferstich- und Münzsammlungen die Bezeichnung Kabinet länger erhalten hat, als für andre Abteilungen unsrer Museen; mit dem Namen ist ihnen auch der Charakter privater Abgeschlossenheit länger gewahrt geblieben, der ja allen Kunstsammlungen anfänglich gemeinsam war. Nach Gründen hierfür braucht man nicht lange zu suchen: die Sammlungsgegenstände, Münzen oder Kupferstiche, sind zu zahlreich und zu klein, um gleich Skulpturen oder Bildern dem Publikum zugänglich gemacht zu werden; Versuche derart, wie sie in Italien, in London und an andern Orten gemacht worden sind, haben das Unzuträgliche eines solchen Verfahrens erwiesen. Jede andre Art der öffentlichen Benutzung aber ist durch die Eigenart der Objekte und die dadurch notwendig gemachte Vorsicht und Beaufsichtigung ihrer Behandlung erschwert und in ihrem Umfange von vornherein beschränkt. Man hatte sich

aber auch daran gewöhnt, dem profanum vulgus das Verständnis für die Werke des Kunstdruckes durchaus abzusprechen. Wer keine Etats, Papierzeichen, Auktionspreise u. s. w. im Kopfe hatte, erschien nicht reif für den Genuß der Schöpfungen eines Dürer, Rembrandt oder Chodowiecki. Die Folgen solcher Abgeschlossenheit sind nach zwei Richtungen besonders zu beklagen: einerseits enthielt sie einem großen Teil des Publikums einen Reichtum künstlerischer Anregung vor, wie sie kaum eine andre Gattung von Denkmälern zu bieten vermag, anderseits verlor die im Schatten solcher Kabinette sich entfaltende Kupferstichkunde, deren Kuriositätenkrämerei auch heute noch oft einen bedenklichen Stich ins Dilettantenhafte hat, die Fühlung mit der historischen Wissenschaft. Insbesondre sah sich auch der Student der Kunstgeschichte, dem ohnehin in den Vorlesungen für das Studium des Kunstdrucks so gut wie keine Anregung oder Anleitung geboten wurde, dem überreichen Material der Kupferstichkabinette gegenüber völlig ratlos und tappte meist in dem Wust von Stechernamen und Beschreibungen, wie sie ihm die einschlägigen Handbücher bieten, ziellos herum.

Daß solchen Übelständen planmäßig abgeholfen werden müsse, ist schon lange die Überzeugung einsichtiger Sammlungsvorstände, und die in verschiednen Kabinetten versuchsweise eingerichteten Ausstellungen einzelner Gruppen von Kunstdrucken in historischer Anordnung erwiesen sich als das geeignete Mittel hierzu. Von solchen Versuchen zu planmäßiger Einrichtung in erfolgversprechender Weise fortgeschritten zu sein, ist das Verdienst der Berliner Museumsverwaltung, die dem Zweck einen entsprechend ausgestatteten Ausstellungsraum zur Verfügung gestellt hat. Denn jene frühern Ausstellungen an den Schrankthüren der Studien- und Verwaltungsräume oder den Glaskästen eines ungünstig beleuchteten Saales standen in Bezug auf Unbequemlichkeit und Unübersichtlichkeit fast auf der gleichen Höhe wie die italienischen Kupferstichkorridore.

Der jetzt als Ausstellungssaal im Berliner Kabinet eingerichtete Raum schließt sich nordwestlich an den großen Studiensaal an und erhielt früher durch zwei Seitenfenster ein für jede Benutzung durchaus ungenügendes Licht. Das jetzt eingeführte Oberlicht macht ihn zu dem besterleuchteten Raume des ganzen Kabinets; die Wände sind nur an zwei Stellen durch Thüren durchbrochen und eignen sich somit vorzüglich zur Aufnahme der Ausstellungobjekte. Die streng vertikale oder horizontale Aufstellung der Kupferstiche unter Glas würde neben andern Unbequemlichkeiten in einem Oberlichtraum eine das Auge des Beschauers störende Spiegelung hervorrufen: in Berlin, wo man sich ältere Erfahrungen zu nutze gemacht hat, ist sie dadurch nach Möglichkeit vermieden worden, daß man die Ausstellungswand in einem spitzen Winkel an die Mauer lehnte und oben nach Art einer Hohlkehle zu einem Vordach wölbte, von dem ein Schutzvorhang herabgelassen werden kann. An dieser Wand, die auf den

etwa einen Meter hohen Wandschränken aufsetzt, sind die Kupferstiche unter Glas und Rahmen in zwei Reihen über einander, also etwa bis zu zwei Meter Höhe, in der Weise angebracht, daß die untere Reihe sich an die Wand anlehnt, während die obere, von Ketten gehalten, in einem stumpfen Winkel sich vorneigt. Diese Art der Aufstellung vereinigt die beiden Vorteile einer passenden Beleuchtung und bequemer Sehhöhe mit gutem Erfolge, wenngleich eine endgiltige Lösung der nicht unerheblichen technischen Frage wohl noch abzuwarten bleibt.

Die erste Ausstellung, mit welcher der Saal seiner Bestimmung übergeben worden ist, soll einen Überblick über die Entwicklung des Kupferstichs — im engern Sinne, der Grabstichelarbeit — in Deutschland vom fünfzehnten bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts geben. Die Beschränkung auf diejenige Technik, die den Namen des Kupferstichs im eigentlichen Wortsinn verdient, schien geboten, um den Charakter äußerlicher Einheitlichkeit zu wahren und das Publikum nicht durch technische Subtilitäten zu verwirren. Eine Tafel mit dem Handwerkszeug des Kupferstechers und eine druckfertige Kupferplatte veranschaulichen dem Unkundigen das Herstellungsverfahren einer Grabstichelarbeit. Es würde uns befremdlich erscheinen, am Eingang einer Gemäldegalerie etwa Farbentöpfe, Palette und Farbenstock als Förderer unsers Kunstverständnisses zu begrüßen, und manchem mag die lehrhafte Betonung der Technik auch bei einer Kupferstichausstellung pedantisch erscheinen; wer aber die hier gebotene Anregung nur einigermaßen in sich aufzunehmen imstande ist, wird ganz von selbst auf die Fragen nach dem Wie der technischen Behandlung geführt werden, weil hier der schaffende Künstler nicht so unmittelbar zum Beschauer spricht, wie in der Malerei oder Bildhauerei. Die mechanische Vervielfältigung durch den Druck vermittelt uns erst die Absichten des Kupferstechers; daher gebührt auch dem mechanischen Teil des stecherischen Verfahrens unsre Aufmerksamkeit in höherm Maße als etwa der malerischen oder bildnerischen Technik, deren Anschauung ohnehin weiter verbreitet ist.

Der Grabstichel, mit dem die zur Aufnahme der Druckerschwärze bestimmten Vertiefungen in die sorgfältig geschliffene und mit dem Polirstahl geglättete Kupferplatte eingegraben werden, weist uns auch in die Werkstatt zurück, aus der die Stecherkunst hervorgegangen ist. Das Graviren und Nielliren der Metallplatten war seit dem frühen Mittelalter eine vorzugsweise von Goldschmieden geübte Technik; die Vervielfältigung der Gravirung durch Abdrucken auf Papier ist eine Errungenschaft des fünfzehnten Jahrhunderts und des damals so viele Erfindungen zeitigenden Bedürfnisses nach Verkehrs- und Mitteilungsmitteln. Die fabrikmäßig gesteigerte Thätigkeit der Miniatoren konnte diesen Bedürfnissen nicht mehr genügen, und die bereits frühzeitig an dem Holzschnitt gemachten Erfahrungen kamen jetzt auch dem neuen Verfahren zu gute, das sich ursprünglich keine wesentlich andern Aufgaben stellte als der Holzschnitt

und diesen sicher auch oft als „Brief“ oder in Buchillustration ersetzte. Von den ältesten datirten Kupferstichen, die auf uns gekommen sind, befinden sich die einzigen erhaltenen Abdrücke im Kupferstichkabinet zu Berlin und haben daher das bestbegründete Recht, die Reihe der ausgestellten Arbeiten zu eröffnen: eines der sieben Blätter, welche Szenen aus der Passion darstellen und im Jahre 1881 aus der Sammlung des belgischen Kunstforschers Renouvier in Montpellier erworben wurden, trägt die Jahreszahl 1446 und hat wohl mehr dieser, als seinem künstlerisch geringen Werte seine Bedeutung zu verdanken. Diese Jahreszahl hat nämlich den langen und heftigen zwischen Italien und Deutschland geführten Streit um die Priorität der Erfindung des Kupferstichs auch äußerlich zu Gunsten Deutschlands entschieden. Des Künstlers freilich, der uns diese Ehre verschafft und dessen Heimat wir wohl mit Recht in Oberdeutschland vermuten, dürfen wir uns nicht sonderlich rühmen. Eine gewisse rohe Unbeholfenheit, die nicht nur in dem Ringen mit der neuen Technik ihren Grund hat, beweist, daß der erste Kupferstecher nicht sowohl in den Reihen der Künstler, als in denen der Handwerker zu suchen sein dürfte. Die Geschichte des Kupferstichs im fünfzehnten Jahrhundert bietet uns übrigens auch genug andre Beispiele dafür, daß sich die neue Vervielfältigungsart zunächst in künstlerisch ungeübten Händen befand; es sind uns denn auch nur wenige Namen erhalten, an die eine Geschichte des Kupferstichs anknüpfen könnte. Viele, deren Werk die Forschung mühsam zusammengestellt hat, sind, wie der niederdeutsche „Meister mit den Schriftrollen“ (um 1464) hauptsächlich Kopisten der Erfindungen andrer; ja selbst technisch bereits so fortgeschrittene Meister wie Israhel von Meckenem und Franz von Bocholt (Meister F. V. B.) zehren unbefangen von den Verdiensten ihrer Vorgänger und Zeitgenossen. Unter den ersten nimmt der in Oberdeutschland um 1466 thätige Meister E. S. einen hervorragenden Platz ein, aus dessen reichem Werk ein ausgestelltes Blatt besonders hervorgehoben sein mag, weil es die Stellung des Kupferstichs im Leben des fünfzehnten Jahrhunderts treffend veranschaulicht. Es ist das die sogenannte „große Madonna von Einsiedeln.“ In einem Alpenthal des Kantons Schwyz liegt das als Wallfahrtsort schon im Mittelalter berühmte Kloster Einsiedeln, das nach der Legende der heilige Meinrat im neunten Jahrhundert gründete; dieselbe Legende erzählt auch, daß Gott selbst mit seinen Engeln erschienen sei, um die Kapelle, in der das wunderthätige Marienbild, das Ziel der Wallfahrer, stand, zu weihen. Der Tag dieser „Engelweihe,“ der 14. September, wurde mit vielem Pomp gefeiert, und ein Erinnerungsblatt an dieses Fest wurde — wahrscheinlich auf Anregung des kunstsinnigen Stiftskapitulars Albrecht von Bonstetten — von unserm schwäbischen Goldschmied E. S. im Jahre 1466 in Kupfer gestochen und als Wallfahrerandenken unter die Pilger verteilt. Dafür spricht, daß der Meister dieselbe Darstellung der Madonna von Einsiedeln in drei verschiedenen

Formaten stach, wohl um dem Bedürfnis der weniger bemittelten Pilger in gleicher Weise nachzukommen wie dem der wohlhabenden. Auf einer Empore über der Nische, die das Marienbild enthält, sehen wir Gottvater, Christus und die Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, umgeben von einer musizirenden Engelschar unter einem Baldachin die Weihe des Gebäudes vollziehen; am Fuße des Marienbildes knieen betende Pilger. Die Umschrift lautet: Dis ist die engelwichi zu unser lieben frouwen zu den einsidlen. ave gracia plena.

Als ein Andachtsbildchen also, wie sie an Kirchweihtagen noch heute in katholischen Orten vor der Kirche feil geboten werden, begegnet uns hier der Kupferstich, und diese Rolle spielt er auch noch zu Dürers Zeiten, dessen „Kunst“ auf Messen und Kirchweihfesten den besten Absatz fand. Viele der ältesten Kupferstiche fanden sich auch in handschriftlichen Gebetbüchern, um die Stelle der Miniaturen zu ersetzen; nicht selten sind sie, wie auch unsre Maria von Einsiedeln, kolorirt, gleich den „illuminirten Briefen,“ Holzschnitten, die sich der Bürger an die Wand heftete. Der Darstellungskreis dieser Blätter ist keineswegs auf die heiligen Geschichten beschränkt; so schildert z. B. ein niederrheinischer Stich des Berliner Kabinets, der nur in diesem einen Exemplare bekannte sogenannte „Große Liebesgarten,“ eine Gesellschaft von jungen Herren und Damen bei fröhlichem Zeitvertreib in der vollen, oft ins Derbe und Lascive verfallenden Lebenslust, die das fünfzehnte Jahrhundert kennzeichnet. Da fehlt neben vielen verliebten Neckereien und andrer Kurzweil auch nicht das Kartenspiel, das schon im vierzehnten Jahrhundert aus Italien nach Deutschland eingeführt wurde, und das den Kupferstich gleichfalls früh in seine Dienste nahm. Leider finden wir in der Ausstellung keine Probe des Spielkartendrucks, der für die Geschichte des ältesten Kupferstichs neuerdings zu einer besondern Bedeutung noch dadurch erhoben worden ist, daß man das Kartenspiel des niederrheinischen „Meisters der Spielkarten“ auf Grund einiger allerdings nicht ganz stichhaltiger trachtengeschichtlicher Beobachtungen um 1441 angesetzt hat, wodurch die oben erwähnte Renouviersche Passion von 1446 in ihrer Sonderstellung angefochten werden würde.

Der Entwurf des Meisters E. S. zu einer Abendmahlsschüssel weist uns darauf hin, daß die Kupferstecher, selbst wenn sie eine so achtungswerte Schöpfungskraft besaßen, wie wir sie dem Stecher der Madonna von Einsiedeln zusprechen müssen, niemals die Fühlung mit ihrem ursprünglichen Gewerbe, der Goldschmiedekunst, verloren, vielmehr eifrig auch für dieses thätig blieben.

Zu voller Selbständigkeit erhob den Kupferstich erst Martin Schongauer, wohl der bedeutendste Künstler Deutschlands im fünfzehnten Jahrhundert, der, wie Jobin sich 1573 ausdrückt, „solche Kunst erstlich hat in ein übung, ruff und Gang gericht.“ Es kann hier begreiflicherweise nicht unsre Aufgabe sein, Schongauers Bedeutung in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Wir kennen

die flandrischen Einflüsse, unter denen er sich als Maler entwickelte, wir sind auch über den weiten Wirkungskreis seiner Schule aufgeklärt. Hier handelt es sich nur darum, seine Stellung in der Geschichte des Kupferstichs in knappen Zügen zu schildern.

Da keiner von Schongauers Stichen eine Jahreszahl trägt, so sind wir vorzugsweise auf die Beobachtung seiner technischen Fortschritte angewiesen, wenn wir uns seine Entwicklung als Kupferstecher klar machen wollen. Da sei es denn zunächst gestattet, auf die Technik seiner Vorläufer einen kurzen Blick zu werfen, ehe wir uns seinen eignen Versuchen und Errungenschaften auf diesem Gebiete zuwenden. Die Unsicherheit und Unbeholfenheit der ältern Stecher des fünfzehnten Jahrhunderts beruht zum großen Teil auf ihrer Abhängigkeit von den Gesetzen der Goldschmiedetechnik des Gravirens. Bei dem Graviren von Metallgerät oder Metallschmuckstücken handelt es sich in erster Linie um Flächenornamentik, die von jeder räumlichen Vertiefung oder plastischen Modellirung der Darstellung durch zeichnerische Mittel absieht. Die selbständige bildliche Darstellung des Kupferstiches fordert dagegen eine solche Belebung der Zeichnung und erreicht sie durch die Abtönung der verschiednen Gründe und Schattengebung der einzelnen Teile durch Schraffirung. Gerade in dieser letztern zeigen sich aber die ältesten Goldschmiedstecher befangen und unbeholfen. Bald verwirren sich die willkürlichen Strichlagen in den Schatten, bald sind diese ganz unvermittelt und unverstanden neben die Lichter gestellt, bald wird der Künstler, wie z. B. der in der Ausstellung leider nicht vertretene Nürnberger „Meister des Heiligen Erasmus," in dem Bestreben, Regelmäßigkeit in die Strichlagen zu bringen, trocken und steif: kurz, das technische Vermögen und die künstlerische Absicht, wo überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, stehen noch nicht in jenem glücklichen Verhältnis zu einander, das einen wirklichen künstlerischen Erfolg verbürgt.

Schongauer, der außer in der Goldschmiedetechnik, auf deren Ausübung uns viele seiner Entwürfe hinweisen, auch als Maler hervorragendes leistete, stand den Aufgaben der bildlichen Darstellung von vornherein sicherer gegenüber und entwickelte an ihnen eine seine Zeitgenossen weit überflügelnde Technik. Das früheste der ausgestellten Blätter seines „Werks," die von zwei Engeln gekrönte Madonna — von Wurzbach mit Unrecht für eine Fälscherkopie gehalten —, zeigt uns in den Gesichtszügen, der Maria sowohl wie der Engel, Schongauers enge Anlehnung an den Hauptmeister der Brabanter Malerschule, Roger van der Weyden, dessen Schüler er nach einer Nachricht des Lambert Lombard gewesen sein soll; auch technisch steht sie den Arbeiten seiner Vorgänger, namentlich des Meisters E. S., am nächsten, ebenso die große Geburt Christi und die Versuchung des heiligen Antonius, ein Blatt, das nach Condivis Erzählung den jungen Buonarroti durch seine Phantastik dermaßen fesselte, daß er es mit größtem Eifer in Farben nachbildete. Bereits auf der Höhe

seines Schaffens sehen wir den Meister in der großen Kreuztragung, einer der gewaltigsten Schöpfungen der Kunst des fünfzehnten Jahrhunderts überhaupt, die man trotz technischer Erwägungen immer wieder an das Ende der Thätigkeit Schongauers zu setzen versucht ist. Volle Beherrschung des Stoffes wie der künstlerischen Mittel, eine Vertiefung des erstern durch eine geradezu epochemachende dramatische Auffassung und Stimmung des Vorganges, den die Mehrzahl der Zeitgenossen als ein rohes Schauspiel zu sehen gewöhnt war, dies sind in wenigen Worten die Eigenschaften, die Schongauers Leistung auf jene Höhe heben, welche uns den Schöpfer des Blattes als gereiften Meister denken lassen. Und doch nötigen uns Einzelheiten in der Modellirung, das Blatt vor die Passionsfolge, aus der zwei Szenen mit ausgestellt sind, anzusetzen: an die Stelle der einfachen, lockeren Schraffirung mit kleinen Häkchen ist hier nämlich die Kreuzschraffirung getreten, die bereits mit großer Sicherheit gehandhabt wird. Der letzten Periode seiner Thätigkeit gehört dann die große Kreuzigung, ein Hauptblatt des Meisters, und die „Madonna im Hofe" an, die sich durch eine merkwürdige Klarheit und idyllische Ruhe der Komposition auszeichnet.

Daß Schongauers Können mit den wenigen hier besprochenen Leistungen irgendwie erschöpft sei, wird niemand einfallen zu glauben — ein ganzer Zweig auch nur seiner Thätigkeit als Stecher, der Ornamentstich, ist in der Ausstellung so gut wie gar nicht vertreten —, aber auch die vorhandene Auswahl seiner Arbeiten genügt, um seine tonangebende Bedeutung für die Entwicklung des Kupferstichs im fünfzehnten Jahrhundert zu kennzeichnen. Fast alle die technisch teilweise hervorragenden Stecher der Zeit lehnen sich eng an seine Werke an, viele kopiren ihn direkt in betrügerischer Absicht (bei der Auswahl der Stiche für die Ausstellung sind begreiflicherweise diese Kopien unberücksichtigt geblieben), andre, wie z. B. der Meister A. G. in seiner Kreuzigung, stehen unwillkürlich unter dem Banne Schongauerischer Formenauffassung und Kompositionsweise. Die nach unsern Begriffen etwas freibeuterische Art, in der man sich die künstlerischen Errungenschaften andrer im fünfzehnten Jahrhundert zu eigen zu machen pflegte, war wohl mit ein Grund für die Einführung jener Schutzmarken oder Monogramme, nach denen wir eine große Zahl der namenlosen Stecher dieser Zeit zu nennen pflegen. So setzte ein niederdeutscher Meister auf die Erzeugnisse seiner Werkstatt das Zeichen F. V. B., was man als Franz von Bocholt zu deuten für gut gefunden hat, womit man zugleich für den ebenfalls in Bocholt thätigen Israhel von Meckenem einen passenden Lehrer fand. Meckenem, dessen Stiche — man beachte namentlich den auch trachtengeschichtlich interessanten Tanz der Herodias — eine nicht geringe technische Gewandtheit verraten, war gleich der Mehrzahl der zeitgenössischen Stecher vorzugsweise als Kopist thätig: die Werke des Meisters E. S., Martin Schongauers und Albrecht Dürers mußten seiner Erfindungskraft zu Hilfe kommen. In Norddeutschland — wenn nicht in Holland — war wohl

auch der „Meister der Historien des Boccaccio“ thätig, von dem eine Darstellung ausgestellt ist, die als eine Variation der seit dem vierzehnten Jahrhundert beliebten Totentänze von sittengeschichtlichem Interesse ist. Das „Schachspiel mit dem Tode“ zeigt uns Papst und König umgeben von großem Gefolge beim Schachspiel, während der Sensenmann hinzutritt und durch seinen Eingriff das Spiel entscheidet. Von gleichzeitiger Hand sind unserm Exemplar dieses Todesbildes einige Reime hinzugefügt des Inhalts, daß Jung und Alt, Reich und Arm, Vornehm und Gering im Bann des Todes stehen, der ihr am Lebensspiel ein Ende setzt.

Die oberdeutschen Stecher des fünfzehnten Jahrhunderts, wie Mair von Landshut, die Meister M. Z., B. S. und A. G., bleiben technisch hinter der niederrheinischen Schule zurück, zeigen dagegen eine größere Selbständigkeit der Erfindung. Das gleiche gilt auch von dem als Bildschnitzer allgemein bekannten Veit Stoß, dessen Auferweckung des Lazarus man es doch recht sehr anmerkt, daß der Meister das Schnitzmesser besser als den Grabstichel zu führen verstand. Die Zahl der mit seiner Werkstattmarke bezeichneten Kupferstiche ist auch nur klein, und wir begreifen, daß die reiche, durch so viele Werke bezeugte Thätigkeit des Bildschnitzers für andre Beschäftigung in einer fremden Technik wenig Zeit übrig ließ. Seinem Nürnberger Mitbürger Wohlgemuth jedoch, dessen zahlreiche Gemälde ohnehin schon zu der Vermutung geführt haben, daß die Mehrzahl derselben unter weitgehender Mithilfe der Werkstattgenossen entstanden ist, hat man auch noch die stattliche Anzahl von Stichen zuschreiben wollen, die das Zeichen W. tragen, und da sich unter diesen viele Kopien nach Dürer finden, hat man das Verhältnis umgekehrt und Albrecht Dürer als Kopisten seines Lehrers Wohlgemuth hingestellt, dem in seinem hohen Lebensalter dann noch der Ruhm der Errungenschaften zufallen würde, die wir unserm Albrecht Dürer zu verdanken gewohnt waren. Das Unnatürliche dieser Annahme hat dazu geführt, sie zu Gunsten einer andern fallen zu lassen, die freilich trotz der Bestimmtheit, mit der sie ausgesprochen wird, doch auch nur eine — Annahme bleibt: darnach wären die sogenannten W.-Stiche sämtlich dem sonst ganz unbekannten Goldschmied Wenzel von Olmütz zuzuschreiben, dessen einziges mit vollem Namen bezeichnetes Blatt, der Tod Mariä, eine Kopie nach der gleichen Darstellung Schongauers, ebenfalls ausgestellt ist.

Damit haben wir die Schwelle des sechzehnten Jahrhunderts bereits überschritten und sind in diejenige Periode eingetreten, die den Höhepunkt in der Entwicklung des deutschen Kupferstichs bezeichnet. Die Versuche und Leistungen des fünfzehnten Jahrhunderts haben gewiß vollen Anspruch auf unser Interesse, und dem in der Ausstellung ihnen eingeräumten Platz entsprach auch der Umfang unsrer Betrachtung im Rahmen dieser an sich notwendigerweise knappen Schilderung; mit dem sechzehnten Jahrhundert aber, vor

den nach allen Seiten wirkenden Schöpfungen Albrecht Dürers, schlägt unsre Teilnahme und anerkennende Bewunderung in das Gefühl des Stolzes und der Begeisterung um, denen kein Wenn und Aber kritischer Bedachtsamkeit Stand hält. Wer an den Werken des Kunstdruckes nur irgend Freude zu empfinden vermag, wird hier ohne Einschränkung sich dem Genuß echter und tiefer Kunsteindrücke hingeben können. Aus der Fülle der Kupferstiche Dürers ist in der Ausstellung eine erlesene Auswahl — zum großen Teil in den prächtigen Abdrücken der 1877 erworbenen Sammlung Posonyi — dem Beschauer vorgeführt, die sicher ihren Eindruck nicht verfehlen und die Lust zu weiterem Eindringen in die Schätze Dürerschen Geistes auch in Neulingen anregen wird. Nur die letztern wollen wir im folgenden erläuternd und wegweisend begleiten, ohne den Anspruch, über Dürers Entwicklung und Bedeutung etwas Neues vorzubringen.

(Fortsetzung folgt)

Parlamentarische Arbeitsteilung

Die allzu große parlamentarische Arbeitslast in Deutschland ist ein offenbarer und vielbeklagter Übelstand. Um die Ehre eines Volksvertreters kann sich deshalb nur der bewerben, der in seinem Beruf abkömmlich ist. Die Volksvertretung soll aber aus Berufsparlamentariern und überhaupt aus Männern, die außerhalb des praktischen Lebens stehen, in möglichst geringem Umfange bestehen, sie soll sich aus solchen, welche Leiden und Freuden in der Industrie, in der Landwirtschaft und im Handel durch praktische Thätigkeit und eigne Erfahrung kennen, auch aus Ärzten, Rechtsanwälten und Beamten zusammensetzen. Allen diesen aber macht der Umfang der parlamentarischen Arbeit die Übernahme eines Mandats fast unmöglich. Der Privatmann muß in seinem Beruf abkömmlich sein, und der Beamte muß sein Amt auf lange Zeit einem andern übergeben. Das Amt selbst muß darunter leiden, denn es ist doch, namentlich in den höheren Regionen, gerade diesem Beamten wegen besondrer Eigenschaften übertragen worden. Der Beamte selbst sollte hierauf den größten Wert legen und sich laut dagegen verwahren, daß er zu den „vertretbaren" Dingen in der Welt gehöre, d. h. zu denen, deren Funktionen ebenso gut von andern ihrer Art erfüllt werden können. Ebenso leidet aber auch durch langdauernde Abwesenheit der Beruf des Privatmanns insoweit als dieser, selbst anwesend, seine Arbeitskraft ihm nutzbar machen würde. Die parlamen-

tarische Saison dauert in Deutschland durchschnittlich ein halbes Jahr und nimmt gerade diejenige Hälfte des Jahres in Anspruch, wo in Geschäften und bei Behörden die meiste Arbeit ist. Wenn aus diesen Gründen gerade die berufensten Kräfte den Volksvertretungen notwendig entzogen werden, so wird ein Notstand ohne weiteres anerkannt werden müssen.

Der nächstliegende Weg, ihn zu beseitigen, wäre eine kürzere Dauer der Tagungen von Reichstag und Landtagen; dies würde jedoch auf eine Einschränkung der Redefreiheit — bekanntlich ein noli me tangere — hinauskommen, ich will daher einen solchen Angriff gar nicht wagen, sondern die Präsumtion, daß alle die langen Reden, die wir von unsern Volksvertretern hören oder lesen, notwendig seien, gelten lassen.

Ein andrer Weg, der meines Wissens bisher noch nicht erörtert worden ist, wäre die Teilung der parlamentarischen Arbeit.

Auf Arbeitsteilung geht das allgemeine Streben unsrer Zeit auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, und sie ist wegen der allseitigen ungeheuern Fortschritte nicht nur notwendig, sondern auch höchst vorteilhaft. Je weniger man der Menge nach, namentlich hinsichtlich der Vielseitigkeit, zu leisten braucht, umso besser kann man, namentlich in einer einzelnen Richtung, arbeiten; daher die überall gesuchten „Spezial"fabriken, „Spezial"geschäfte, „Spezial"gelehrten, „Spezial"praktiker und sogar „Spezial"künstler.

Auch auf parlamentarischem Gebiete sind die Anforderungen an die Vielseitigkeit des Urteils ungeheuer gewachsen. Es ist doch ein sehr weitgehender Anspruch, daß ein Abgeordneter auf allen Gebieten des modernen Staats- und Volksinteresses das gleiche Verständnis, ja auch nur ein ausreichendes Verständnis besitze, und doch muß zur Aufrechterhaltung des parlamentarischen Glanzes diese Annahme bestehen. Bald handelt es sich um ein Urteil über privatrechtliche oder staatsrechtliche Fragen, bald über volkswirtschaftliche oder landwirtschaftliche, bald über kaufmännische oder soziale Angelegenheiten. Ehrlicherweise wird niemand eine ausreichende Kenntnis auf allen diesen Gebieten zu haben behaupten, vielmehr eingestehen, daß ihm bei der Beratung bald auf diesem bald auf jenem der Mangel einer solchen fühlbar geworden sei, ausgenommen natürlich gewisse Universalweise, die alles verstehen. Viel weiser aber dürfte auch für einen Volksvertreter das Geständnis sein: die Gegenstände der parlamentarischen Beschlußfassung sind so vielseitig, daß ich sie nicht sämtlich kennen lernen kann; ich weiß von vielen schlechterdings nichts. Die Vertreter der Regierung erheben für sich auch nicht den Anspruch solcher Allwissenheit, wie sie für den einzelnen Abgeordneten beansprucht wird. Denn je nach den einzelnen Gebieten und nach der besondern Vertrautheit auf einem Gebiete erscheint ein andrer Vertreter. Der Kriegsminister wird nicht über Justiz und der Kultusminister nicht über auswärtige Politik sprechen, besonders umfangreiche Vorlagen pflegen ihre besondern Vertreter zu haben, wie Herr

von Boetticher es so meisterhaft den Versicherungsgesetzen gewesen ist. Nur der Abgeordnete soll die Beschränktheit seines Wissens nicht eingestehen, sondern über alles mit gleicher Kenntnis und gleicher Verantwortlichkeit urteilen. So lange sich unser Leben, wie auf allen Gebieten, so auch auf dem parlamentarischen, in engen Grenzen bewegte, konnte man sich dies allenfalls zutrauen. Aber jetzt ist es nicht mehr möglich, und so ist ein Notstand vorhanden, dem gegenüber nur der Grundsatz der Arbeitsteilung Abhilfe schaffen kann. In der Staatsverwaltung ist dieser Grundsatz, wie im gesamten Privatleben, längst zur Geltung gelangt und wird täglich neu anerkannt. Die Arbeit wächst infolge der wachsenden Verhältnisse an irgend einem Punkte über die Grenzen einer Arbeitskraft, sei es nach Menge oder Inhalt, hinaus, und man entschließt sich zu einer Teilung der Arbeit, z. B. neuerdings bei der kaiserlichen Marine durch Schaffung eines Ministeriums und eines Generalkommandos an Stelle des bisherigen einen „Chefs der Admiralität," und beim auswärtigen Amt durch Abzweigung des angeblich geplanten Reichsamtes für die Kolonien.

Über die Art einer Teilung der Parlamentsarbeit wird sich sprechen lassen, wenn nur erst die Notwendigkeit und Möglichkeit anerkannt wird. Eine so weitgehende Arbeitsteilung, wie sie die Staatsverwaltung in den einzelnen Ministerien, und ähnlich ja auch das Reich, genießt, würde sich vom Standpunkt der Theorie in erster Linie empfehlen. Jeder Minister hätte – im übrigen ganz im Rahmen der Verfassung — sein Abgeordnetenhaus, und der Reichskanzler hätte für jedes Ressort seinen Reichstag. Unmöglich wäre diese Organisation keineswegs, vielmehr wäre es die natürliche, logische Entwicklung gewesen, wenn die für jeden Zweig der Staatsverwaltung technisch und sachverständig vorgebildete Behörde den verfassungsmäßigen parlamentarischen Faktor als einen ebenfalls fachmäßig, wenn auch nicht vorgebildeten, so doch ausgewählten, erhalten hätte. Wie man die Arbeit, wenn auch nicht die Verantwortlichkeit, beim Reichskanzler durch Einsetzung der „Stellvertreter" im Jahre 1878 geteilt hat, hätte man aus denselben Gründen und in denselben Formen die Arbeit beim Reichstage teilen können. Jeder weiß, wie sehr eine Arbeit, namentlich eine mündliche Erörterung, klarer, einfacher und schneller zwischen Sachverständigen verläuft. Wie viel kürzer würden die Besprechungen daher sein, wenn immer nur solche Redner sprächen, die etwas von der Sache verstehen! Vorbehältlich einer näheren Ausführung dieses Gedankens möchte ich jedoch eine so weitgehende Teilung zunächst nicht in Betracht ziehen; sie würde wohl auch das Bedürfnis, wenigstens das gegenwärtige und dringende Bedürfnis, überschreiten. Auch ist eine Arbeitsteilung beim preußischen Abgeordnetenhause und bei den übrigen deutschen Einzellandtagen zur Zeit überhaupt weniger dringlich als beim Reichstage. Beim preußischen Abgeordnetenhause würde, falls es sich um Arbeitsteilung handelte, in erster Linie eine

Ausscheidung der Kirchenpolitik zu empfehlen sein. Denn nichts ist so geeignet, das Verhältnis der politischen Parteien zu einander zu verwirren und in ihrem eignen Schoße Uneinigkeit hervorzurufen, wie die Einmengung kirchlicher Dinge in die politische Volksvertretung. So wird das sogenannte „Kartell," die große staatserhaltende Partei, im Landtage oft genug dadurch in Frage gestellt, daß sich der Klerikalismus, katholischer und evangelischer, hineindrängt, sich an die konservative Partei hängen will und von den Nationalliberalen zurückgewiesen wird. Die konservative Partei hat in ihrer Beliebtheit im Lande durch nichts so gelitten, wie durch kirchliche Konnivenzen und den dadurch erregten Verdacht und die Furcht vor einer kirchlichen Reaktion; neuerdings ist hierin ja eine sehr erfreuliche Klärung durch Abscheidung der Gruppe Hammerstein-Kreuzzeitung eingetreten; die Gleichartigkeit und der Zusammenhalt sowohl der konservativen Partei wie der ganzen Kartellpartei hat dadurch außerordentlich gewonnen. Endlich wäre ein ganz besondrer Gewinn der Ausscheidung aller kirchlichen Beratung aus dem preußischen Abgeordnetenhause das Verschwinden des Zentrums. Denn wenn für die kirchlichen Wünsche und Bestrebungen aller Art, alle Resolutionen und Gesetze, die das kirchliche Bedürfnis des Landes und das Verhältnis des Staates zur Kirche betreffen, ein besondrer Landtag bestünde, so würde sich doch das Zentrum als solches entschließen müssen, dorthin auszuwandern, auf der verlassenen Stätte würde ihm kaum eine Thräne nachgeweint werden. Hier im politischen Abgeordnetenhause, müßten seine Mitglieder den klerikalen Schleier ablegen und sich je nach ihrer ja sehr verschiedenen politischen Gesinnung unter die einzelnen politischen Parteien verteilen, wobei von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken jede Partei ein kleines Häuflein Getreuer in Empfang nehmen würde. Doch ist gegenwärtig, wo der Kulturkampf schweigt, das Bedürfnis zu dieser Ausscheidung nicht so dringend; warten wir also mit dieser Reform beim Abgeordnetenhause, bis es Herrn Windthorst oder seinen Nachfolgern gelungen sein wird, ihn von neuem anzufachen.

Dagegen sollte beim Reichstage eine Arbeitsteilung, als in der That sehr dringend, baldigst vorgenommen werden. Unter Verzicht auf die bereits oben erwähnte theoretisch sehr verlockende Teilung nach den Zweigen der Verwaltung, vielleicht unter Vorbehalt derselben für eine spätere Zeit, würde sich die Teilung vorläufig darauf zu beschränken haben, einerseits die politischen, anderseits die wirtschaftlichen Fragen getrennt zu behandeln. Dem politischen Reichstage würden alle Gesetzgebungsarbeiten, die die Verfassung und Verwaltung des Reiches betreffen, einschließlich des Etats und des Heerwesens, vorbehalten, während die Zölle und die indirekten Steuern, Gewerbeordnung, Kolonien, Versicherungen, Währung u. s. w. dem Wirtschaftsreichstage überwiesen würden. Beide Reichstage blieben natürlich ganz in dem Rahmen der jetzigen Zuständigkeit, es würde überhaupt nach außen gar keine Veränderung eintreten, sondern nur die Trennung der Gebiete

und die getrennte Tagung der für jedes Gebiet zuständigen beiden Parlamente Die Vorteile einer solchen Trennung sind schon angedeutet worden. Ich hebe nur noch einmal hervor: 1. Die kurze Dauer jeder der beiden Tagungen. Sie würde es auch einem vielbeschäftigten Privatmanne und einem schwer abkömmlichen Beamten ermöglichen, ein Mandat zum Reichstage anzunehmen; der Reichstag würde daher einen Zuwachs an Männern des praktischen Lebens und einen Abgang an Nurparlamentariern erleiden. 2. Die bessere Information der einzelnen Mitglieder. Wer ein Mandat zum Reichstage annehmen will, würde sich seinen Kenntnissen und Interessen gemäß entweder für die politische oder für die wirtschaftliche Gesetzgebung entscheiden. Doch stünde auch der Annahme eines Mandats für beide Reichstage nichts entgegen, da sie nicht gleichzeitig zu tagen hätten. 3. Eine Reform des Parteiwesens. Natürlich würden im Wirtschaftsparlament auf der einen Seite die Schutzparteien, auf der andern die Manchesterparteien stehen; in dem andern Reichstage blieben die konservativen und liberalen Parteien mit nur politischen Gegensätzen. Diese Neuerung würde vielleicht eine ganz unerwartete Klärung unsers Parteiwesens zur Folge haben. Es würde z. B. von den Nationalliberalen im politischen Reichstage die große Mehrzahl vollständig in der konservativen Partei aufgehen, weil der wesentlichste Unterschied, der auf wirtschaftlichem Gebiete, dann wegfiele; dagegen würde wohl — leider! — im wirtschaftlichen Reichstage ein großer Teil der Nationalliberalen der Manchesterpartei beitreten. Das Zentrum würde hier fast vollzählig zur Schutzpartei gehören, im politischen Parlament dagegen sich in Liberale und Konservative aufzulösen haben. So würde die ganze Parteibildung einen freieren Spielraum gewinnen. Denn gegenwärtig wird, obwohl es ein Prinzip, das gleichzeitig für die politische wie für die wirtschaftliche Ansicht eines Menschen präjudicirlich wäre, nicht giebt, so doch allgemein von einem Konservativen eine Wirtschaftspolitik des staatlichen Schutzes, von einem Liberalen die manchesterliche Doktrin erwartet, und im Reichstage beschließt die politische Fraktion, wie der einzelne sich zu den ganz unpolitischen Fragen der Zölle, der Kolonien, der Versicherungsgesetze u. s. w. zu verhalten hat: vivat fractio, pereat mundus. Nach der Teilung zwischen der politischen und wirtschaftlichen Arbeit würden sich die Parteien in jedem der beiden Reichstage unabhängig von einander gruppiren, und ähnlich würde der Wähler die Freiheit erlangen, politisch und wirtschaftlich getrennt, also z. B., was ja sehr wohl seiner Überzeugung entsprechen könnte, dort konservativ und hier freihändlerisch zu wählen, und umgekehrt. 4. Endlich würden von dem wirtschaftlichen Reichstage alle die Vorteile zu erwarten sein, die Fürst Bismarck einst von dem deutschen Volkswirtschaftsrate hoffte. Der Reichskanzler sagte damals (Sitzung am 1. Dezember 1881), es sei unmöglich, daß bei der Kürze der Zeit und im Drange der Geschäfte, besonders bei den Kämpfen mehr politischer Art, der einzelne Abgeordnete sich die zu den

wirtschaftlichen Beratungen wünschenswerte Sachkunde aneignen könne. Gerade die wirtschaftliche Gesetzgebung erfordere eine ununterbrochene Wechselwirkung mit den praktischen Erfahrungen, und es sei nicht für jeden möglich, sich ein sicheres Urteil zur Abstimmung über ein so riesenhaft ausgedehntes Gebiet zu bilden. Der Reichskanzler hoffte, daß ein Mandat zu diesem Volkswirtschaftsrate nur solche Männer annehmen würden, die Zeit und Lust dazu hätten, und von denen daher wirkliche Sachkunde zu erwarten wäre.

Alles dieses trifft für den hier erörterten Vorschlag zu, während es von den Beweisgründen der Reichstagsmehrheit, die im Jahre 1881 den Volkswirtschaftsrat ablehnte, nicht getroffen wird. Bekanntlich erfolgte die Ablehnung, weil man eine staatsrechtliche Verantwortlichkeit des Wirtschaftsrates vermißte, und fürchtete, daß diese eine selbständige Instanz neben und über dem Reichstage werden würde, die das Ansehen des Reichstages schwächen müßte. — Der wirtschaftliche Reichstag wäre eben der Reichstag selbst und würde seinem politischen Zwillingsbruder in keiner Weise Konkurrenz machen.

Das Gesetz brauchte nur einfach zu lauten: 1. Die Tagung des Reichstages erfolgt getrennt: a) für politische Gesetzgebung, Verfassung und Verwaltung des Reiches einschließlich des Budgets; b) für wirtschaftliche und soziale Gesetzgebung. 2. Zweifel über die Zuständigkeit einer Sache entscheidet der Bundesrat. 3. Die Sitzungen der beiden Reichstage finden nicht gleichzeitig, sondern nach oder neben einander statt.

Pr.-Holland Kurt Graeser

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Impfzwang und seine Durchführung. Im Jahrgang 1888 der grünen Blätter (Bd. I, Seite 222) habe ich dargelegt, daß nach meiner Ansicht die Zwangsimpfung zulässig sei, da das Reichsimpfgesetz sie nicht untersage, das preußische Recht sie aber unbedingt zulasse, und daß die zuständigen staatlichen Behörden meine Ansicht gebilligt hätten. Die Frage ist inzwischen in zahlreichen Petitionen, die sich zum Teil sehr lebhaft mit meiner Person und meiner Handlungsweise beschäftigen, dem Reichstag unterbreitet worden, und es interessirt vielleicht die Leser dieser Zeitschrift, von dem Schicksal dieser Petitionen Kenntnis zu erhalten.

Der Referent der Petitionskommission hob bei der Kommissionsberatung hervor, daß sofort mit Erlaß des Impfgesetzes vom 8. April 1874 Petitionen dagegen hervorgetreten seien, daß aber bis zum heutigen Tage immer dieselben Namen, ja meistenteils wörtlich dieselben Petitionen wiederkehrten, eine derselben ist z. B.

allein in der letzten Session des Reichstags, da sie noch keine erledigende Antwort gefunden hatte, zum fünftenmale unverändert eingereicht worden. Es lagen der Kommission diesmal 106 Petitionen vor, die „alle dasselbe Lied sangen,“ Aufhebung des Impfzwanges oder Abänderungen des bestehenden Impfgesetzes verlangten. Die Petitionen lassen sich in drei Gruppen teilen, die gebildet werden, 1. von den Anhängern der Naturheilmethode und Kaltwasserkuren, die aus ihren Anschauungen heraus behaupten, aber nicht beweisen, daß das Impfen nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich sei; 2. von denen, die aus moralischen und religiösen Gründen sich dem Impfzwang nicht unterwerfen können und wollen; und 3. von denen, die, erschreckt durch unleugbar vorgekommene Impfschädigungen, die Abstellung des Impfzwanges verlangen. Einzelne Petitionen lassen sich in keine dieser drei Gruppen einreihen; diese versuchen auf Grund irriger, anscheinend wissenschaftlicher Vorstellungen und Forschungen über das Wesen und die Verbreitung der Pocken die Unnötigkeit des Impfens zu beweisen, teils verlangen sie eine Abänderung des Strafmaßes. Einer dieser Petenten wünschte sogar „eine geordnete Laienkontrole aller Impfungen,“ ohne anzugeben, wie er sich diese denkt und was sie bezwecken soll.

Aus der Zahl der Petitionen kann nicht geschlossen werden, daß die Zahl der Impfgegner groß sei, da die Organe derselben, wie z. B. der zu Linnich erscheinende „Impfzwanggegner,“ lebhaft über den Abfall der Abonnenten und Interessenten klagen, wie auch aus ihnen hervorgeht, wie künstlich gemacht die ganze Bewegung ist.

Interessant ist es, daß aus Süddeutschland, wo der Impfzwang schon länger bestanden hat, sehr wenig Petitionen dagegen kommen; die meisten kommen aus Sachsen, wo die Naturheilmethode ihre größte Ausbreitung und festeste Stütze hat. Und doch bietet Sachsen an der Grenze nach Österreich das charakteristischste Bild für die Wohlthat des Impfzwangs, wenigstens für jeden, der sehen will, wo z. B. die Fabrikbesitzer, welche Sachsen und Österreicher gemeinschaftlich beschäftigen, die beiden Landesangehörigen auf den ersten Blick daran unterschieden, daß die Gesichter der letztern meist von Pockennarben zerrissen sind, die der erstern nicht.

Der Referent beantragte auf Grund dieser Ausführungen über die Petitionen zur Tagesordnung überzugehen, welchem Antrag sich der Korreferent mit dem Bemerken anschloß, er sei zwar grundsätzlich Gegner des Impfzwanges, sähe aber den Nutzen desselben ein und stimme deshalb dem Antrage des Referenten bei.

In der Diskussion über diesen Antrag erklärte der Regierungskommissar, Direktor des Reichsgesundheitsamtes Köhler, die Bestimmungen des § 14 des Impfgesetzes seien bisher von den höchsten Landesgerichten dahin ausgelegt worden, daß die Verpflichtung der Eltern u. s. w., den Nachweis der geschehenen Impfung ihrer Kinder beizubringen, beziehentlich sie zur Impfung oder Nachschau zu stellen, durch einmalige Bestrafung nicht aufgehoben werde, vielmehr könne wiederholt wegen Nichterfüllung einer neuen Aufforderung bestraft werden, abweichende Urteile einzelner Schöffen- oder Landesgerichte seien in höherer Instanz abgeändert worden. Es solle durch die Zahlung der Strafe nicht das Unrecht gesühnt werden, sondern es solle damit die Nachholung der versäumten Impfung erreicht werden, die erkannte Strafe habe die Eigenschaft einer polizeilichen Exekutivstrafe und könne daher so lange wiederholt werden, bis sie ihren Zweck erreiche. Die Impfung solle nicht bloß den Geimpften selbst schützen; da der Impfschutz nur ein relativer sei, so bedrohe die Anwesenheit zahlreicher überhaupt nicht oder nur mangelhaft geimpften und deshalb der Ansteckung besonders ausgesetzten Personen auch die übrigen ge-

impften Bewohner der Gegend. Deshalb komme es nicht auf die Zahlung der Strafe, sondern auf die Nachholung der Impfung an. Wolle man anders entscheiden, so könne es sich leicht ereignen, daß die Agitation gegen das Impfgesetz in einzelnen Gegenden den Erfolg hätte, daß die Mehrzahl aller Kinder gegen Erlegung von je einer Mark Geldstrafe der Impfung entzogen blieben, mithin ein günstiger Boden für eine Pockenepidemie geschaffen würde.

Direkten Zwang zur Impfung kenne das Reichsgesetz nicht, der einzelne habe die Befugnis, den Arzt, durch den er impfen lassen wolle, den Ort und in gewissen Grenzen auch den Zeitpunkt und die Art der Impfung selbst zu wählen. Wo in einzelnen Fällen, wie z. B. in Hildesheim, Zwang geübt worden sei, habe nicht das Reichsimpfgesetz, sondern ein Landesgesetz die formelle Grundlage gebildet.

Nachdem der Regierungskommissar noch ferner auf Befragen erklärt hatte, daß der Widerstand in den beteiligten Kreisen verhaltnismäßig gering sei, nur wenige Eltern so grundsätzlich Gegner seien, daß sie es auf wiederholte Strafen ankommen ließen, und daß unter den in den statistischen Tabellen als vorschriftswidrig der Impfung entzogen angegebenen Kindern in den meisten Fällen solche zu verstehen seien, deren Eltern nur aus Nachlässigkeit oder Unkenntnis des Gesetzes die Impfung versäumt hätten, beschloß die Kommission einstimmig, dem Antrage ihrer Referenten gemäß über die eingereichten Petitionen zur Tagesordnung überzugehen, und erstattete dementsprechend unterm 19. März 1889 Bericht.

Der Reichstag hat zwar, obwohl die Angelegenheit auf die Tagesordnung einer der letzten Sitzungen der kürzlich geschlossenen Session gesetzt war, die Sache nicht mehr verhandelt, sondern liegen lassen; allein hieraus dürfte zu schließen sein, daß er die Anträge seiner Kommission für vollständig zutreffend gehalten hat, da er sonst unzweifelhaft seine abweichende Ansicht hätte aussprechen müssen. Er hat, wie ich glaube, den Antrag der Petitionskommission stillschweigend als zutreffend anerkannt.

Hildesheim Otto Gerland

Der Deutsche Einheitsschulverein hat am 23. und 24. April d. J. seine dritte Hauptversammlung in Jena gehalten. In dieser gab zunächst in einem einleitenden Vortrage der Gymnasiallehrer Hornemann aus Hannover einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Schulreformbewegung und der Stellung des „Deutschen Einheitsschulvereins“ dazu. Er wies namentlich darauf hin, wie der Berliner „Ausschuß für Schulreform,“ der vorm Jahre die sogenannte Schenckendorffsche Eingabe an den preußischen Kultusminister von Goßler veranstaltet habe, jetzt in mehrere Parteien auseinandergefallen sei, indem die Herren Dr. Lange und Peters einen Verein zur Herbeiführung einer „einheitlichen Mittelschule“ begründet, Dr. Küster aber mit dem Professor Dr. Preyer und andern Herren sich zu einem „Allgemeinen deutschen Verein für Schulreform, die neue deutsche Schule“ vereinigt habe; beide Vereine hätten die Gleichberechtigung der Realanstalten mit den Gymnasien als eine ihrer ersten Forderungen aufgestellt, sodaß beide als Gegner des „Deutschen Einheitsschulvereins“ zu bezeichnen seien. Ihnen sei in der „Heidelberger Erklärung“ eine Gruppe von Freunden des humanistischen Gymnasiums und der humanistischen Studien überhaupt entgegengetreten, die aber nicht bloß die Angriffe auf diese abwehre, sondern auch einer besonnenen Weiterbildung das Wort rede, wesentlich im Sinne des Deutschen Einheitsschulvereins. Für letztern sei es sehr bedeutungsvoll, daß die vorjährige Direktorenversammlung der Provinz Schlesien über die Berechtigung der Einheitsschulbestrebungen zu verhandeln gehabt und sich

entschieden gegen eine einheitliche Mittelschule mit geteiltem Oberbau ausgesprochen habe, sowie daß der Gegenberichterstatter im Namen von 14 unter 38 Gymnasien sich einer höhern Einheitsschule auf gymnasialer Grundlage günstig gestellt und in den Bestrebungen des Deutschen Einheitsschulvereins einen berechtigten Kern anerkannt habe. Noch für viel wichtiger aber sei die Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 6. März d. J. zu erklären, namentlich wegen der den humanistischen Studien so günstigen Rede des Abgeordneten Dr. Graf-Elberfeld (eines Arztes) und der eingehenden Rede des Ministers von Goßler. Die meisten und wichtigsten der von dem Minister dargelegten Programmpunkte stimmten mit den Ansichten und Wünschen des Deutschen Einheitsschulvereins überein, vor allem sei es mit Freude zu begrüßen, daß vom Unterrichtsminister jede plötzliche, durchgreifende Umwandlung des Schulwesens abgewiesen und eine vorsichtige, langsame Überführung vom alten zum neuen in Aussicht gestellt worden sei, daß mit der Besserung der Lehrervorbildung der Anfang der Reform gemacht, daß in der Besserung der Schulhygiene fortgefahren und die lateinlosen Realschulen mit kürzerer Unterrichtsdauer zu Ungunsten der lateintreibenden höhern Lehranstalten bevorzugt werden sollen.

Der Gymnasialdirektor Hofrat Dr. Richter aus Jena gab dann einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des höhern bürgerlichen Schulwesens und zeigte, wie die Keime eines solchen in dem Begriff des Staatsbürgertums wurzeln, wie der Begriff und die Gestaltung dieser Schulen von Schleiermacher gründlich erörtert und dann diese Idee von Spilleke zuerst praktisch gestaltet sei. Nachdem dann Mager und Scheibert den Begriff der „höhern Bürgerschule“ von neuem untersucht und vertieft und als einer von der Gelehrtenschule der Art nach verschiednen, ihr aber nebengeordneten Bildungsanstalt, als einer allgemein bildenden Berufsschule vollendet hätten, seien unter Förderung des Staats von manchen Gemeinden solche Schulen begründet worden; da ihre obern Klassen leer blieben, habe man nach Berechtigungen gestrebt, solche aber nur erhalten nach Aufnahme des Lateinischen in den Lehrplan. Namentlich sei durch die preußische Unterrichts- und Prüfungsordnung für Real- und höhere Bürgerschulen vom 6. Oktober 1859 die Realschule tief in die Bahn der Lateinschule hineingedrängt worden, damit habe aber, weil die obern Klassen sich noch immer nicht füllten, das Streben nach erweiterten Berechtigungen nicht aufgehört; dies sei auch durch die 1870 erteilte beschränkte Berechtigung zur Universität zu entlassen nicht befriedigt worden. In der Hofmannschen „Mittelschule“ sei sodann die höhere Bürgerschule wieder aufgelebt, auch in den Falkschen Bestimmungen vom Oktober 1872 seien die Mittelschulen dem staatlichen Bildungswesen als notwendiges Glied eingereiht, hätten aber keine Bedeutung gewinnen können, weil der Staat ihnen selbst die Berechtigung zum einjährigen Heeresdienst verweigert habe. Endlich habe auch die Unterrichtsordnung von 1882 die Erwartung nach einer gesunden Reform des höhern bürgerlichen Schulwesens nicht erfüllt; wenngleich sie in den Oberrealschulen, den Realschulen und den höhern Bürgerschulen echte bürgerliche Bildungsanstalten geschaffen habe, habe diesen doch der Staat fast jede Anerkennung versagt, festhaltend an dem Grundsatz der Latinität, und so hätten wir jetzt statt der natürlich gebotenen Zweiheit eine unlogische Dreiheit höherer Vorbildungswege, indem neben der lateinlosen Realschule und dem Gymnasium das Realgymnasium stehe mit verstärktem, aber doch nicht lebensfähigem Latein. In den letzten Jahren nehmen aber doch die lateinlosen Realanstalten mit kürzerer Unterrichtsdauer einen erfreulichen Aufschwung, und dieser sei ihnen durchaus zu wünschen, während die zu erstrebende höhere Einheitsschule, das vorsichtig

und maßvoll zu verbessernde Gymnasium, berufen sei, allen Leitenden in Staat und Wissenschaft die gleiche Vorbildung zu geben.

Diesem Schlußgedanken gab der Verein nach eingehender Verhandlung durch folgenden Beschluß seine Zustimmung: „Die von dem preußischen Herrn Kultusminister am 6. März dieses Jahres verheißene Bevorzugung von lateinlosen Schulen mit kürzerer Unterrichtsdauer zu Ungunsten der lateintreibenden höhern Lehranstalten ist auch im Interesse der letztern mit Freuden zu begrüßen."

Über die zweckmäßigste Einrichtung dieser „höhern Bürgerschulen" ließ sich weder der Vortragende aus, noch verhandelte die Versammlung darüber; nur die Schwierigkeit wurde noch erörtert, die der Übergang von diesen lateinlosen Anstalten auf das Gymnasium unzweifelhaft machen würde. Die ausgesprochnen Ansichten gingen der Hauptsache nach dahin, daß dieser Übergang zwar zum Teil durch äußere Einrichtungen, namentlich Nebenkurse, zu erleichtern sei, daß aber noch mehr eine wohlwollende Praxis zu wünschen sei, die nicht von vornherein pedantisch eine vollständige Gleichheit der Leistungen in allen Fächern verlange, sondern den neu ins Gymnasium eintretenden Schülern Zeit lasse, sich allmählich einzugewöhnen, Lücken auszufüllen u. s. w.

In einem zweiten Vortrage legte Professor Dr. Rein aus Jena die Bedeutung des Zeichenunterrichts dar, als dessen oberstes Ziel er es ansieht, einen wichtigen Beitrag zu liefern zur Bildung des Geschmacks; diesem Zwecke ordneten sich die beiden andern, die Bildung des Auges und der Hand, unter. Demgemäß sei der Stoff des Freihandzeichenunterrichts auf schöne Gebilde zu beschränken, und dieses gewaltige Stoffgebiet sei in geschichtlicher Ordnung vorzuführen, da nur dieser Weg mit einiger Sicherheit zu verständnisvollem Genießen der Kunstformen, zu wirklicher ästhetischer Bildung führe. Wie danach der Gang des Unterrichts sein müsse, wurde des Nähern ausgeführt. Die Ausführungen fanden im einzelnen manchen Widerspruch, im ganzen aber wurde die Bedeutung des Zeichenunterrichts und die Notwendigkeit, ihn mehr zu pflegen, als es bisher auf dem Gymnasium geschieht, allgemein betont und von neuem anerkannt. Dies auch nochmals in einem besondern Beschlusse auszusprechen, hielt man aber für überflüssig, nachdem erst auf der vorigen Hauptversammlung in Kassel die Forderung aufgestellt worden war, den Zeichenunterricht obligatorisch zu machen.

Dagegen wurden in einer geschlossnen Vereinssitzung nach genauerer Begründung und Erörterung noch zwei Beschlüsse gefaßt, die dem Wunsche nach einer freiern Gestaltung des Stundenplans Ausdruck geben. Der erste lautet:

„1. Der Verein hält an seiner in § 1b der Satzungen aufgestellten Aufgabe der Herausbildung eines Lehrplans für die höhere Einheitsschule unverändert fest, sieht jedoch bei der großen Verschiedenheit der zahlreichen, im Schulleben wirkenden Faktoren, besonders bei dem berechtigten Einflusse der Persönlichkeit des Lehrers und der nicht bloß durch den Unterschied der Begabung, sondern auch durch lokale und provinziale Verhältnisse bedingten Verschiedenheit der Schüler, in einem, alle höhern Schulen derselben Art gleichmäßig bindenden Normalstundenplane nicht eine Bürgschaft, sondern ein Hemmnis für die Erreichung gleicher Bildungsziele.

2. Um diese sicherer zu erreichen, wünscht der Verein, daß innerhalb der Grenzen, die durch die Bedeutung der einzelnen Unterrichtsgegenstände für die Gesamtaufgabe jeder Gattung der höhern Schulen gegeben sind, den einzelnen Anstalten, vorbehältlich der Genehmigung der Aufsichtsbehörde in jedem einzelnen Falle, eine größere Freiheit in der Gestaltung der Stundenpläne gewährt werde."

Der zweite Wunsch geht dahin, „es möge zur freiern Bewegung in den Lehr-

und Stundenplänen gestattet sein, unter Wahrung des Schwergewichts, das den Lehrgegenständen nach ihrer Stundenzahl in den einzelnen Klassen nun einmal zugeteilt ist, Verschiebungen eintreten zu lassen, derart, daß auf kürzere oder längere Fristen im Laufe eines Halbjahrs das Nebeneinander in ein Nacheinander verwandelt werde, besonders bei Gegenständen, die nur mit einer oder zwei wöchentlichen Stunden bedacht sind."

Diese Beschlüsse bedürfen wohl an dieser Stelle keiner Erläuterung mehr, ihre Triftigkeit und Wichtigkeit springt in die Augen, namentlich die des ersten Beschlusses. Man denke nur daran, daß jetzt im polnischen Osten oder im niederdeutschen Nordwesten ebenso wie in den hochdeutschen Gebieten nur zwei Stunden fast in sämtlichen Gymnasialklassen für das Deutsche angesetzt sind und überall dasselbe Lehrziel erreicht werden soll! — Möchten diese Beschlüsse nicht das gewöhnliche Schicksal sogenannter „Resolutionen" haben: unerfüllt zu bleiben!

Litteratur

Die französische Armee im Jahre 1813. Ein Beitrag zur Geschichte der Befreiungskriege. Berlin, R. Wilhelmi, 1889

Während Roussets Werk über die französischen Freiwilligen infolge der bekannten Rede Moltkes nicht bloß bei Militärs, sondern auch bei dem größern Publikum weithin Beachtung gefunden hat, ist seine kleine Schrift über das Heer, mit dem Napoleon den Krieg von 1813 führte, in Deutschland fast unbekannt geblieben. Und doch kann ihr Gegenstand das Interesse des Geschichtsfreundes, des Soldaten und des Politikers in doppelter Richtung beanspruchen: ihre Ergebnisse lassen uns einerseits das vielseitig getadelte Verhalten des Kaisers in diesem Feldzuge besser verstehn, und anderseits ermöglichen sie einen lehrreichen Vergleich mit den 1870 und 1871 in ähnlicher Weise improvisirten Heeren Gambettas. So heißen wir es willkommen, daß der Verfasser, angeregt durch das Studium der Roussetschen Arbeit, den Gegenstand hier nach den ihm zugänglichen Quellen weiter untersucht und ausführlicher dargestellt hat, und empfehlen sein Buch, das allenthalben mit Sorgfalt vergleicht und abwägt, Widersprüche löst und Lücken ausfüllt, als eine besonders wertvolle Bereicherung der Litteratur über die erste Hälfte des Kampfes, worin der größte Feldherr des modernen Frankreichs unterging.

Die Darstellung zerfällt in zehn Kapitel, von denen das erste den Untergang der großen Armee in Rußland und den Rückzug ihrer Trümmer bis an die Elbe schildert, während die folgenden sich zunächst mit den Hilfsmitteln Napoleons zur Schöpfung eines Ersatzheeres, mit der Bildung desselben im Winter 1812 und 1813 beschäftigen und dann dessen Charakter und Leistungen in den Schlachten bei Lützen und Bautzen, später in denen bei Dresden und Kulm, an der Katzbach, bei Großbeeren, bei Dennewitz und bei Leipzig betrachten. Als Anhang folgen Tabellen, die die Zusammenstellung der neuen Armee Ende April 1813, dann bei

Ablauf des Waffenstillstandes und zuletzt am ersten Tage der Leipziger Schlacht veranschaulichen. Das Ergebnis ist: die neue Armee war anfangs sehr zahlreich, trug aber in allen Stücken den Charakter der Improvisation, sie war schlecht ausgebildet und schlecht ernährt, und es fehlte ihr an fester Mannszucht. Die Soldaten waren größtenteils zu jung für die Strapazen und Entbehrungen des Kriegshandwerks. Nur zu wahr sagte Ney zornig: „Früher hatten wir alte Soldaten und junge Generale, jetzt führen Greise Kinder an.“ Anfangs schlugen sie sich gut, zuletzt aber verloren sie allen Halt, und schon vor Leipzig litt die Armee in vielen ihrer Korps furchtbar an Verwirrung, Zuchtlosigkeit und Fahnenflucht in Masse. Der Krieg in Deutschland endigte kaum viel besser für Napoleon als das Jahr vorher der Feldzug in Rußland. Eine halbe Million Menschen hatte nach und nach unter französischer Fahne den Rhein und die Alpen überschritten, und kaum 85000 davon kehrten in der ersten Woche des November zurück. Die übrigen lagen auf Schlachtfeldern begraben oder krank oder verwundet in Spitälern, zum Teil auch in Festungen eingeschlossen als Gefangene oder der baldigen Gefangennahme entgegensehend. Die Flüchtlinge aber trugen den Keim des Typhus in sich, der in Mainz so schrecklich unter ihnen hauste, daß der typhus de Mayence in der französischen Armee noch heute sprichwörtlich ist.

Auch der genialste Organisator von Streitkräften hatte das Unmögliche nicht für die Dauer möglich machen können. Immerhin aber hatte er weit mehr geleistet, als der Laieneifer des Diktators von Tours, dessen aus der Erde gestampfte Armeen nicht einen einzigen Sieg erfochten.

Aus Halbasien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. Von Karl Emil Franzos. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Komp., 1889

Wir haben erst vor kurzem die neue Sammlung von halbasiatischen Bildern und Skizzen besprochen, die Franzos unter dem Titel „Aus der großen Ebene“ veröffentlicht hat. Inzwischen ist die erste und in gewissem Sinne frischeste und inhaltreichste seiner drei Sammlungen „Aus Halbasien“ in dritter Auflage erschienen. Der Verfasser hat einzelne Nachträge und Zusätze gegeben und stilistische Verbesserungen angebracht, aber im großen und ganzen die lebendigen und farbenreichen Skizzen der ersten Auflage unverändert gelassen. Er beruft sich mit berechtigtem Selbstgefühl darauf, daß er in den Skizzen „Ein jüdisches Volksgericht,“ „Gouvernanten und Gespielen“ und „Tote Seelen“ nachweisen könne, daß einige Krebsschäden des Ostens durch dieses Buch wenn nicht gänzlich beseitigt, so doch verringert worden seien. Das wäre in der That ein Erfolg, der über jeden litterarischen hinausreichte. Auch der neuen Auflage wird es an zahlreichen Lesern nicht fehlen. Sind die Bilder „Aus Halbasien“ inhaltlich zum größten Teile nicht erfreulich, so bleiben sie doch eine anregende und in ihrer Art bedeutende Leistung. Wer freilich den Glauben des Verfassers an die Kraft des deutsch-österreichischen Liberalismus nicht zu teilen vermag, sieht sich auch durch die besten Schilderungen und Erörterungen dieses Buches vor eine Reihe unheimlicher Rätsel und unerquicklicher Zweifel gestellt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Die Rechtsverhältnisse der Eingebornen
in den deutschen Schutzgebieten

Die erste und wichtigste Aufgabe jeder Kolonialverwaltung ist es, für die Sicherheit der Personen und des Eigentums in den einzelnen Kolonialgebieten zu sorgen und zu diesem Zwecke Zivil- und Strafgesetze zu erlassen und eine geordnete Rechtspflege und Polizei einzurichten. Bei diesen Maßregeln muß aber scharf geschieden werden zwischen der eingewanderten weißen Bevölkerung und den Eingebornen.

Die Regelung der Rechtsverhältnisse der eingewanderten Bevölkerung kann und muß möglichst in Übereinstimmung mit der Rechtsordnung des Mutterlandes erfolgen. Bietet diese Regelung auch manche Schwierigkeiten, so ist sie doch verhältnismäßig leicht vorzunehmen, weil sie auf der Grundlage des im Mutterlande geltenden Rechts zu erfolgen hat, wenn auch die besondern wirtschaftlichen, politischen und sozialen Zustände vielfache und zum Teil tief einschneidende Änderungen dieser Rechtsordnung notwendig machen.

Viel schwieriger dagegen ist die Regelung der Rechtsverhältnisse der Eingebornen, die selbstverständlich nicht ohne weiteres den für Europäer berechneten Rechtsvorschriften unterworfen werden können. Trotzdem wird sich keine Kolonialverwaltung dieser schwierigen Aufgabe entziehen können. Namentlich gilt dies von solchen Kolonien, in denen, wie dies in den sogenannten Pflanzungs- (Plantagen-) Kolonien der Fall ist, die eingewanderte weiße Bevölkerung eine verhältnismäßig kleine Minderheit gegenüber den Eingebornen bildet, während das wirtschaftliche Gedeihen derartiger Kolonien wesentlich davon abhängt, daß die eingeborne Bevölkerung erhalten bleibt und zur Arbeit herangezogen und erzogen wird.

Digitized by Google

Es liegt in der Natur der Sache, daß jede Kolonialregierung zuerst die Verhältnisse der eingewanderten Bevölkerung gesetzlich regeln wird. Erst dann, wenn eine Kolonie schon eine festere Organisation erlangt hat, ist es möglich, auch an die Regelung der Rechtsverhältnisse der Eingebornen zu gehen. So ist man auch in den deutschen Schutzgebieten verfahren. Das Reichsgesetz vom 17. April 1886 betreffend die Rechtsverhältnisse der Schutzgebiete hat die Einführung des Konsulargerichtsbarkeits-Gesetzes vom 10. Juli 1879 und der in den Konsulargerichtsbezirken anzuwendenden Zivil- und Strafgesetze, sowie des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1870 betreffend die Eheschließung und Beurkundung des Personenstandes von Reichsangehörigen im Auslande zunächst nur für die Reichsangehörigen und die deutschen Schutzgenossen vorgeschrieben. Es ergiebt sich dies mit aller Deutlichkeit daraus, daß gemäß § 3 Ziffer 1 des soeben angeführten Reichsgesetzes vom 17. April 1886 durch kaiserliche Verordnung bestimmt werden kann, daß in den Schutzgebieten auch andre als die in § 1 Absatz 2 des Konsulargerichtsbarkeits-Gesetzes vom 10. Juli 1879 bezeichneten Personen der deutschen Gerichtsbarkeit unterliegen. Da nun nach § 1 Absatz 2 des Konsulargerichtsbarkeits-Gesetzes der Konsulargerichtsbarkeit nur die in den Konsulargerichtsbezirken wohnenden oder sich aufhaltenden Reichsangehörigen und Schutzgenossen unterworfen sind, so sind die „andern Personen,“ die in den Schutzgebieten dem deutschen Rechte und den deutschen Gerichten unterstellt werden können, a) die nicht zu den Schutzgenossen zu rechnenden Angehörigen andrer zivilisirten Staaten, b) die Eingebornen.

Daß die unter a) aufgeführten Personen dem deutschen Rechte unterstellt wurden, unterlag begreiflicherweise keinem Bedenken. In der That haben denn auch die kaiserlichen Verordnungen, durch die das Konsulargerichtsbarkeits-Gesetz vom 10. Juli 1879 mit seinen Nebengesetzen in den einzelnen Schutzgebieten eingeführt wurde, diese Unterstellung allenthalben ausgesprochen, während die Eingebornen von der deutschen Gerichtsbarkeit ausdrücklich ausgenommen worden sind. So heißt es z. B. in § 2 der kaiserlichen Verordnung vom 5. Juni 1886, durch die das Konsulargerichtsbarkeits-Gesetz vom 10. Juli 1879 und das Reichsgesetz vom 4. Mai 1870 im Schutzgebiete der Neu-Guinea-Kompagnie eingeführt wurden, daß der Gerichtsbarkeit alle Personen unterliegen, die im Schutzgebiete wohnen oder sich aufhalten, die Eingebornen jedoch nur, soweit sie dieser Gerichtsbarkeit besonders unterstellt sind. Gleichlautende Bestimmungen enthalten die Einführungsverordnung vom 13. September 1886 für die Marschall-, Brown- und Providenceinseln und die Einführungsverordnung vom 2. Juli 1888 für die Schutzgebiete Kamerun und Togo.

Daß das deutsche Recht nicht auf die Eingebornen erstreckt worden ist, hat einen doppelten Grund. Zunächst war es, wie schon angedeutet, nicht möglich, die deutschen Gesetze auf die Eingebornen ohne weiteres anzuwenden. Sodann aber war die Reichsregierung in einigen Schutzgebieten rechtlich ge-

hindert, die Verhältnisse der Eingebornen von sich aus zu regeln, weil sich die Häuptlinge der eingebornen Stämme, als sie sich „unter den Schutz des deutschen Reiches stellten," ausdrücklich die Gerichtsbarkeit über ihre Untergebenen durch Vertrag vorbehalten hatten. Es ist dies namentlich im südwestafrikanischen Schutzgebiete geschehen.

Die rechtliche Lage der Eingebornen der deutschen Schutzgebiete ist daher nicht überall dieselbe; vielmehr ist in dieser Beziehung zu unterscheiden. Die Verhältnisse derjenigen eingebornen Völkerschaften, mit denen überhaupt keine Verträge abgeschlossen worden sind, wie der Eingebornen im Schutzgebiete der Neu-Guinea-Kompagnie, oder deren Häuptlinge alle Hoheitsrechte abgetreten und sich unbedingt unterworfen haben, wie dies z. B. in Ostafrika geschehen ist, können in jeder Hinsicht nach dem freien Ermessen der Reichsregierung oder derjenigen Kolonialgesellschaft geregelt werden, die auf Grund kaiserlichen Schutzbriefs in dem betreffenden Schutzgebiete die Landeshoheit ausübt. Von diesem Gesichtspunkte aus ist z. B. durch kaiserliche Verordnung vom 2. Juli 1888 der Neu-Guinea-Kompagnie die Gerichtsbarkeit über die Eingebornen im Schutzgebiete der Kompagnie bis Ende 1897 übertragen worden. Wo dagegen den eingebornen Völkerschaften eine mehr oder minder ausgedehnte Autonomie und den Häuptlingen die Gerichtsbarkeit über ihre Untergebenen vertragsmäßig vorbehalten ist, darf die Reichsregierung in die Verhältnisse der Eingebornen nur so weit eingreifen, als der Inhalt der fraglichen Verträge nicht entgegensteht.

Hervorzuheben ist dabei, daß, wenn der Kaiser durch § 3 Ziffer 1 des Reichsgesetzes vom 17. April 1886 ermächtigt wurde, die Eingebornen dem deutschen Rechte und dem deutschen Gerichte zu unterstellen — soweit in dieser Hinsicht nicht vertragsmäßige Abmachungen entgegenstehen —, er doch keineswegs verpflichtet ist, dies zu thun. Es hängt lediglich vom freien Ermessen der Reichsregierung ab, ob sie die Verhältnisse der Eingebornen regeln will und wie sie sie regeln will, während allerdings dem Kaiser die Verpflichtung obliegt, für die Reichsangehörigen und die deutschen Schutzgenossen das Konsulargerichtsbarkeits-Gesetz und dessen Nebengesetze in den Schutzgebieten einzuführen, und nur der Zeitpunkt der Einführung dieser Gesetze kaiserlicher Verordnung anheimgegeben ist.

Es ist hier nicht der Ort, ausführliche Untersuchungen darüber anzustellen, in welcher Weise die Reichsregierung vorzugehen haben wird, um nach und nach die Verhältnisse der Eingebornen in den einzelnen Schutzgebieten zu regeln und sie so viel als möglich deutschem Rechte und deutscher Gerichtsbarkeit zu unterstellen. Derartige Erörterungen sind hier umso weniger am Platze, als ja doch die Verhältnisse in jedem Schutzgebiete anders sind und ohne genaue Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse irgend ein praktischer Vorschlag nicht gemacht werden kann.

Nur über einen Punkt wird kaum ein Zweifel bestehen können, nämlich darüber, daß eine Regelung der Rechtsverhältnisse der Eingebornen in den einzelnen Schutzgebieten nur möglich ist auf Grundlage einer genauen Kenntnis der Sitten, Gebräuche und Rechtseinrichtungen der betreffenden Völkerschaften, denn nur dann, wenn die Reichsregierung die bei den einzelnen Stämmen geltende Rechtsordnung genau kennt, ist sie in der Lage, zu bestimmen, inwieweit diese aufrecht erhalten werden kann, und in welcher Weise sie abzuändern ist.

Die erste Aufgabe, die daher auf dem hier in Rede stehenden Gebiete zu erfüllen ist, ist die Sammlung der Sitten, Gebräuche und Rechtseinrichtungen der Eingebornen und die Feststellung des Rechtszustandes der eingebornen Völkerschaften der einzelnen Schutzgebiete. Die Organe, durch die diese Arbeit vorgenommen werden kann, sind zunächst die in den Schutzgebieten angestellten und verwendeten Beamten des Reichs und der Kolonialgesellschaften, außerdem aber die in den Schutzgebieten thätigen Missionare, sowie die Reisenden, die sich zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen dort aufhalten.

Man darf nun nicht glauben, daß wir über die Sitten, Gewohnheiten und Rechtseinrichtungen der Eingebornen unsrer Schutzgebiete noch gar nicht unterrichtet wären. Es ist vielmehr fast für alle Schutzgebiete namentlich in der letzten Zeit ziemlich viel Material in dieser Beziehung gesammelt worden. Um sich von dieser Thatsache zu überzeugen, braucht man, was Afrika anlangt, z. B. nur einen Blick in die Schrift von Dr. A. H. Post: „Afrikanische Jurisprudenz“ zu thun oder die Reiseberichte von Buchner und Zöllner u. s. w. zu lesen.

So reichhaltig aber auch das vorhandene Material ist, so ist es doch weder vollständig, noch auch in jeder Hinsicht zuverlässig. Die Unvollständigkeit des Materials ergiebt sich schon daraus, daß die Reisenden und Missionare, die es gesammelt haben, wohl nur sehr selten an diese Sammlung gegangen sind in der Absicht, die Rechtsgewohnheiten und Rechtseinrichtungen irgend einer eingebornen Völkerschaft systematisch zu untersuchen und festzustellen. In der Regel wird es sich um mehr gelegentliche und zufällige Wahrnehmungen gehandelt haben. Jedenfalls ist das Material niemals zu dem Zwecke gesammelt worden, um es als Grundlage für gesetzgeberische Arbeiten zu verwerten. Was aber die Zuverlässigkeit der gemachten Beobachtungen anlangt, so ist es wohl unbestreitbar, daß es nichts weniger als leicht ist, Sitten, Gebräuche und Rechtseinrichtungen fremder Völker, namentlich solcher, die auf einer niedrigen Kulturstufe stehen, in ihrer Bedeutung richtig zu erfassen. Man muß zu diesem Zwecke vor allem mit der Sprache des fremden Volkes vertraut sein und längere Zeit unter ihm und mit ihm gelebt haben. Außerdem muß aber der Beobachter über einen nicht unbeträchtlichen Schatz von Rechtskenntnissen verfügen, und zwar genügt es nicht, daß sich dieser etwa auf Pandektenrecht oder preußisches Landrecht erstrecke, sondern es sind ausgebreitete Kenntnisse auf

dem Gebiete der vergleichenden Rechtswissenschaft notwendig; sie allein können den festen Boden geben, von dem aus sichere Beobachtungen über die Rechtseinrichtungen fremder Völker gemacht werden können. Von diesem Gesichtspunkte aus wird es auch notwendig werden, daß künftig von den in den Schutzgebieten angestellten Richtern und Verwaltungsbeamten, die fortwährend mit den Eingebornen in Berührung kommen, besondre Vorkenntnisse gerade auf dem Gebiete der vergleichenden Rechtswissenschaft verlangt werden.

Es wird sich nun kaum behaupten lassen, daß die Missionare und Reisenden, deren Beobachtungen wir die Mitteilungen über die Rechtsgewohnheiten, Sitten und Einrichtungen der eingebornen Völkerschaften unsrer Schutzgebiete verdanken, stets die nötigen rechtlichen Vorkenntnisse besessen hätten, um die von ihnen beobachteten Verhältnisse richtig zu erfassen. Es liegt vielmehr die Annahme nahe, daß vieles von ihnen nicht richtig gesehen und wiedergegeben worden sei. Daher mag es auch kommen, daß die Nachrichten über die Einrichtungen und Gebräuche stammverwandter, einander benachbarter und unter gleichen Verhältnissen lebender Völkerschaften so ganz verschieden lauten, namentlich wenn sie von verschiednen Beobachtern herrühren. In dieser Hinsicht mag nur z. B. darauf aufmerksam gemacht werden, wie schwierig es in der Regel ist, festzustellen, ob und inwieweit sich bei einer Völkerschaft bereits Privateigentum an Grund und Boden ausgebildet hat oder noch Gemeindeeigentum besteht. Und doch ist dies für die Regelung der Rechtsverhältnisse in einer Kolonie eine der wichtigsten Fragen. (Vgl. z. B. über die interessanten Verhältnisse in Niederländisch-Ostindien: De Looter, Handleiding tot de Kennis van het Staats en Administratif Recht van Nederlandsch-Indië S. 374 ff.)

Für eine gründliche und systematische Erforschung der Rechtsverhältnisse der Eingebornen der deutschen Kolonien ist also noch recht viel zu thun. Eine derartige Erforschung wird der Natur der Sache nach zunächst den praktischen Zweck zu verfolgen haben, die deutsche Kolonialverwaltung über die Rechtsverhältnisse der Eingebornen möglichst aufzuklären, um sie in den Stand zu setzen, die eingeborne Bevölkerung in einer ihren Sitten und Gebräuchen entsprechenden Weise zu behandeln und gegebenen Falls geeignete Zivil- und Strafgesetze für sie zu erlassen.

Welchen Wert eine genauere Kenntnis der Sitten und Rechtseinrichtungen der Eingebornen insbesondre auch für die in den Kolonien thätigen Beamten hat, bedarf wohl keiner besondern Hervorhebung, denn ohne eine solche Kenntnis sind bedenkliche Mißgriffe kaum vermeidlich.

Die Erforschung, Feststellung und Sammlung der Rechtsgewohnheiten und Gebräuche der Eingebornen hat aber auch einen nicht zu unterschätzenden wissenschaftlichen Wert. Früher war freilich die Ansicht ziemlich verbreitet, daß aus der Kenntnis der Rechtsanschauungen der sogenannten „barbarischen" Völker irgend ein Gewinn für die Erkenntnis des Rechts nicht zu erwarten sei

und es der Würde der Rechtsgelehrten nicht recht entspreche, sich eingehender mit der Rechtsordnung der Naturvölker zu befassen. Gegenwärtig ist aber eine andre Ansicht zur Geltung gelangt. Man hat eingesehen, daß, wie die Naturwissenschaft die niedrigen Organismen der Pflanzen- und Tierwelt sorgfältig beachten und untersuchen muß, auch die Rechtswissenschaft die Rechtsanschauungen aller Völker, mögen sie auf einer noch so niedrigen Kulturstufe stehen, zu berücksichtigen hat, und daß eine genaue Kenntnis der Rechtsgewohnheiten und Rechtseinrichtungen der sogenannten Naturvölker zum Verständnis der Frage nach der Entstehung und Entwicklung des Rechts überhaupt unentbehrlich ist. Die vergleichende Rechtswissenschaft berücksichtigt daher nicht mehr bloß die Rechtsordnungen der sogenannten zivilisirten Nationen, sondern vor allem auch der Naturvölker, und die Arbeiten von Bachofen, Dargun, Post, Kohler u. s. w. lassen deutlich genug ersehen, welche Förderung sich aus einer genauen Kenntnis der Rechtsverhältnisse gerade der Naturvölker für die Rechts- und Kulturgeschichte und die Rechtsphilosophie bereits ergeben hat und noch ergeben wird.

Mit Fug und Recht wird man also sagen können, daß durch die Erforschung und Sammlung der Rechtsordnungen der Eingebornen den deutschen Kolonien ebenso ein praktischer wie ein wissenschaftlicher Zweck erreicht werden kann.

Die Beschaffung des erforderlichen Materials wird, wie schon angedeutet, vor allem Sache der Reichsregierung und der Kolonialgesellschaften sein, die sich durch ihre in den Schutzgebieten angestellten Beamten über die Rechtsverhältnisse der Eingebornen Bericht erstatten lassen können. Namentlich wird von der Neu-Guinea-Kompagnie, die sich ja die genaue Erforschung ihres Gebiets nach jeder Richtung zur Aufgabe gesetzt hat, erwartet werden können, daß sie auch für eine eingehendere Untersuchung der Rechtsverhältnisse der Eingebornen Sorge tragen wird, sobald die geographische und physikalische Erforschung des Gebiets weiter vorgeschritten sein wird. An dieser Forschungsarbeit werden sich mit Erfolg auch Missionare und Reisende beteiligen können, die sich zu wissenschaftlichen Zwecken in den deutschen Kolonien aufhalten.

Damit nun diese Forschungen möglichst zuverlässig und gründlich ausfallen, wäre es sehr gut, wenn den Beamten, Missionaren und Reisenden kurze Anleitungen und Anweisungen mitgegeben werden könnten, worin in gedrängter Darstellung ein Überblick über die Rechtseinrichtungen solcher Naturvölker gegeben ist, wie sie sich in unsern Kolonien finden, und worin namentlich diejenigen Punkte hervorgehoben werden, auf deren Feststellung es bei den einzelnen Völkerschaften hauptsächlich ankommt. Derartige Vorarbeiten dürften umso erwünschter sein, als, wie bereits hervorgehoben, die in Frage stehenden Forschungen eine gewisse Vorbildung voraussetzen, während doch nicht anzunehmen ist, daß die Beamten, Reisenden und Missionare stets Gelegenheit haben, zu dem angegebenen Zwecke juristische Spezialstudien zu machen. Bei

der großen Verschiedenheit der in den einzelnen deutschen Schutzgebieten vorhandenen eingebornen Völkerstämme wird es allerdings notwendig sein, für die einzelnen Schutzgebiete besondre Anweisungen zu verfassen, die selbstverständlich einen Überblick über dasjenige zu geben hätten, was uns bezüglich der Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen der einzelnen Völkerschaften bereits genügend bekannt ist.

Daß wir in Deutschland die geeigneten Kräfte zur Herstellung solcher Anweisungen besitzen, bedarf wohl keiner weitern Darlegung. Es wird nur darauf ankommen, daß die Reichsregierung etwa in Verbindung mit der Berliner Akademie der Wissenschaften den Anstoß zu solchen Arbeiten giebt und in geeigneter Weise die betreffenden Gelehrten dafür gewinnt.

Der Kronprinz in der Konfliktszeit

Mit dem Nachstehenden haben wir nicht die Absicht, die gesamte Haltung des preußischen Thronerben in der Zeit des Verfassungsstreites darzustellen; wir wollen nur eine Episode seines Verhaltens zu seinem königlichen Vater und dessen Regierung ins Auge fassen, die jetzt halb vergessen zu sein scheint, obwohl sie ganz besonders charakteristisch und lehrreich ist.

Es war im Frühjahre 1863, als der Streit zwischen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses und dem Ministerium Bismarck bereits zu großer Heftigkeit gediehen war und einen bedeutenden Teil des preußischen Volkes mit Erbitterung gegen die Regierung erfüllt hatte, die dem Drängen der demokratischen Partei nach Erweiterung der Macht des Hauses über die verfassungsmäßige Grenze hinaus nicht nachgeben und anderseits nicht in der neuen Militärorganisation das Mittel zur Ausführung der Absicht des Königs und seines obersten Rats opfern konnte, die dringend notwendige Besserung der nationalen Zustände endlich in die Hand zu nehmen. Befangenheit, verblendete Leidenschaft, unnatürliches Mißtrauen hatten infolge des Parteitreibens weithin die Gemüter ergriffen, es konnte so nicht weiter gehen, ohne mit schwerem Unheil zu enden und zuletzt eine vollständige Zerrüttung des Staates herbeizuführen.

In dieser Not erging am 1. Juni die bekannte Preßverordnung als besonders wirksame Maßregel gegen das Übel, das hauptsächlich die aufregende und verwirrende Thätigkeit der Zeitungen zu solcher Gefährlichkeit gesteigert

hatte. Auf Grund des Artikels 63 der Verfassung und im Hinblick auf die Erfahrung erlassen, daß die vom Preßgesetz des Jahres 1851 lediglich in die Hand der Gerichte gelegte Gegenwirkung gegen das Unwesen nicht genügte, übertrug sie die Befugnis zum Verbote von Zeitungen und Zeitschriften den Verwaltungsbehörden.

Um das ins rechte Licht zu setzen, müssen wir einen längern Rückblick thun. Die von der Verwaltung früher auf Grund gewisser Paragraphen der Gewerbeordnung von 1845 beanspruchte Berechtigung zur Entziehung des Gewerbebetriebs auch in Bezug auf das Preßgewerbe war durch das erläuternde Gesetz vom 21. April 1860 aufgehoben worden, und bei den Verhandlungen, die dem Erlaß des letztern innerhalb des damaligen liberalen Staatsministeriums vorausgingen, war vorzugsweise der Zweck maßgebend gewesen, die seit dem Erscheinen des Preßgesetzes von 1851 unaufhörlich streitig gewesene Zulässigkeit einer fernern Anwendung der Bestimmungen der Gewerbeordnung auf die Presse zu beseitigen. Dagegen wurde zugestanden, daß es bedenklich sei, auf jene Befugnis der Verwaltung ohne hinreichenden Ersatz zu verzichten, und geltend gemacht, daß durch einen derartigen Verzicht die Verwaltung, die nach ihrem allgemeinen Berufe wie nach den Absichten des Preßgesetzes sich einen wesentlichen Anteil an der Überwachung der Presse zusprechen dürfe, eines der geeignetsten Mittel zur Lösung dieser Aufgabe, ja des allein nachhaltigen und durchgreifenden Mittels dazu, völlig beraubt und so in ihrem Einflusse auf die Zeitungen bedenklich geschwächt werden würde. Die im ganzen besonnenere Haltung, zu der sich diese seit 1850 verstanden hätten, sei in viel geringerem Grade den vom Preßgesetz angegebenen Repressivmitteln, bez. den nach § 54 in die Hand der Gerichte gelegten Entscheidung über die Entziehung der Konzession, als der im Prinzip von der Regierung festgestellten Anwendbarkeit der §§ 71 bis 74 der Gewerbeordnung auf die bei der Presse beteiligten Gewerbe zu verdanken. Veranlaßt durch diese Bedenken wurden, im Jahre 1859 verschiedne Vorschläge erörtert zu dem Zwecke, die bisherige Anwendung der zuletzt erwähnten Paragraphen der Gewerbeordnung auf das Preßgewerbe durch ein anderweitiges administratives Verfahren oder eine Erweiterung der gerichtlichen Befugnis zur Konzessionsentziehung zu ersetzen. Doch ließ sich keine Verständigung erzielen, und man sah vorläufig von Erledigung der Frage ab. Als das Ministerium dann 1860 auf die Angelegenheit zurückkam, glaubte es im Hinblick auf die damalige Haltung der Presse sich mit Beseitigung der Streitfrage wegen §§ 71 bis 74 der Gewerbeordnung begnügen und auf neue, positive Bestimmungen über die Konzessionsentziehung Verzicht leisten zu können. Allerdings verhehlte man sich im Kreise der Minister auch jetzt nicht, daß bei einem andern Auftreten der Presse das Bedürfnis nach andern Bestimmungen sich wieder fühlbar machen werde, und es wurde in einem Immediatberichte, den der Justizminister am 28. Januar dem Könige erstattete, ausdrücklich

Verwahrung dagegen eingelegt, daß durch die Rechtsprechung in allen Fällen genügender Schutz gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit gewährt werden könne. Die hierin liegende Befürchtung bestätigte sich denn auch bald. Die Haltung der liberalen Blätter wurde, besonders seit die altliberale Regierung einem Ministerium Bismarck den unter ihr entstandnen Konflikt mit der demokratischen Mehrheit des Abgeordnetenhauses zum Austrage hinterlassen hatte, von Tag zu Tag unerträglicher, sie nahm den Charakter systematischer Verhetzung an, die keine Rücksicht kannte, keine Lüge scheute und mehr oder minder deutlich Haß und Verachtung des angeblich auf Despotie hinsteuernden Ministerpräsidenten und seiner Amtsgenossen predigte. „Je mehr — so heißt es in dem Berichte, mit dem das Staatsministerium den Entwurf der Preßverordnung vom 1. Juni 1863 dem König Wilhelm zur Genehmigung vorlegte — die Regierung sich genötigt sah, den unberechtigten und übertriebenen Erwartungen und Forderungen der Parteien Widerstand zu leisten, desto leidenschaftlicher und rückhaltsloser mißbrauchte ein Teil der Presse die derselben gewährte Freiheit zur heftigsten und selbst gehässigsten Opposition gegen die Regierung Ew. Königlichen Majestät und zur Untergrabung aller Grundlagen eines geordneten Staatswesens sowie der Religion und der Sittlichkeit. An der beklagenswerten Verirrung der Gemüter, welcher die jetzige Lage der Staatsverhältnisse zuzuschreiben ist, trägt unzweifelhaft die völlig ungezügelte Einwirkung der Presse einen großen Teil der Schuld. Die positive Gegenwirkung gegen die Einflüsse derselben vermittels der konservativen Presse kann schon deshalb den wünschenswerten Erfolg nur teilweise haben, weil die meisten der oppositionellen Organe durch langjährige Gewöhnung des Publikums und durch die industrielle Seite der betreffenden Unternehmungen eine Verbreitung besitzen, welche nicht leicht zu bekämpfen ist. Die Einwirkung der Justizbehörden aber auf Grund des Preßgesetzes vom 12. Mai 1851 und des Strafgesetzbuches hat sich als unzureichend erwiesen, um die Ausschreitungen der Presse erfolgreich zu hindern. Der Kampf wird seitens der letztern auf eine Weise geführt, bei welcher die Remedur durch die Rechtspflege kaum möglich ist. Die gehässigsten Angriffe und Insinuationen gegen die Staatsregierung, ja gegen die Krone selbst werden mit Vorbedacht so gefaßt, daß sie zwar für jedermann leicht verständlich, auch für die große Masse des Volkes zugänglich und von verderblichster Wirkung sind, aber nicht jederzeit den Thatbestand einer strafbaren Handlung, wie ihn der Richter seiner Rechtsprechung zu Grunde legen muß, nachweisbar darstellen. Oft auch bieten ganze Artikel an und für sich nicht die Handhabe zu gerichtlicher Verfolgung, während doch der Zusammenhang derselben mit der gesamten sonstigen Haltung des Blattes die klare Überzeugung von der verwerflichen und staatsgefährlichen Absicht gewährt. Es existirt eine Anzahl gerade in den untersten Schichten der Bevölkerung viel gelesener Blätter, welche auf solche Weise täglich die verderblichsten Auffassungen und Darstellungen verbreiten

und augenscheinlich einen vergiftenden Einfluß auf die öffentliche Stimmung und auf die Sittlichkeit des Volkes üben. Gegen diese gefährliche Einwirkung der Presse kann eine Remedur daher nur dann eintreten, wenn neben der gerichtlichen Verfolgung einzelner straffälliger Kundgebungen ein Blatt auch wegen seiner Gesamthaltung zur Rechenschaft gezogen werden kann, wenn der Staatsregierung die Möglichkeit gegeben wird, der sichtlich und fortdauernd verderblichen Haltung eines Blattes ein Ziel zu setzen."

Indem das Ministerium solche Maßregeln als ein Gebot der Verhältnisse ansah, legte es sich zuvörderst die Frage vor, auf den frühern, durch das erwähnte Erläuterungsgesetz vom 21. April 1860 beseitigten Zustand zurückzugehen oder andre Bestimmungen über Entziehung der Konzession zur Herausgabe von Blättern zu erlassen. Es kam dabei zu der Ansicht, daß von einer Wiederherstellung des frühern Zustandes deshalb abzusehen sei, weil damit die Zweifel und Streitigkeiten wieder aufleben würden, die sich an die Auslegung des Begriffs der „Unbescholtenheit" im ersten Paragraphen des Preßgesetzes von 1851 geknüpft hatten, sodann aber deshalb, weil eine Konzessionsentziehung nach § 71 bis 74 der Gewerbeordnung den einzelnen Teilnehmer an einem staatsgefährlichen Unternehmen traf, die anderweitige Fortsetzung dieses Unternehmens selbst aber nicht ohne weitres verhindern und insofern nicht eingreifend genug wirken konnte. Man entschied sich infolgedessen dafür, einen geradern Weg einzuschlagen und das Verfahren unmittelbar auf das Verbot des einzelnen gefährlichen Preßerzeugnisses, der betreffenden Zeitung oder Zeitschrift zu richten. Bei der Beurteilung der Notwendigkeit einer derartigen Maßregel sollte die Überzeugung bestimmend sein, daß eine Zeitung oder Zeitschrift durch ihre fortdauernde Haltung die öffentliche Wohlfahrt gefährde, und als Kriterien einer solchen Haltung wieder nahm man dieselben Ausschreitungen an, die nach dem damaligen Strafgesetzbuche ein gerichtliches Einschreiten begründeten, nur eben mit dem Unterschiede, daß dieses Einschreiten auf die einzelnen Äußerungen gerichtet war, worin ein bestimmter strafbarer Thatbestand vorlag, während jetzt bei dem Verfahren der Verwaltungsbehörden das Vorhandensein der Ausschreitung nach den im Strafgesetzbuche erwähnten Richtungen aus der ganzen Haltung des Blattes, und zwar aus seiner dauernden Haltung während einer längern Zeit, entnommen werden sollte. Die Behörde, der der Entwurf der Preßverordnung das administrative Verfahren übertrug, war ganz so wie bei den frühern Konzessionsentziehungen nach § 71 bis 74 der Gewerbeordnung das Plenum der betreffenden Bezirksregierung, was umso angemessener erschien, als die dauernde Kenntnisnahme von der Haltung der Zeitungen und die Überwachung derselben auch sonst zu den Obliegenheiten dieser Regierungen gehörte. Das Verfahren selbst war mit einigen notwendigen Abänderungen nach den Vorschriften des Gesetzes vom 22. Juni 1861 geordnet. Von selbst verstand sichs, daß dieselbe Befugnis, die der Verwaltung in Bezug auf in-

ländische Blätter nach dem Entwurfe zur Preßverordnung erteilt werden sollte, ihr auch hinsichtlich der auswärtigen zugesprochen werden mußte, nur mußte hierbei eine höhere Behörde die Sache in die Hand nehmen. Durch § 52 des Preßgesetzes von 1851 war dem Minister des Innern die Berechtigung zum Verbot ausländischer Blätter unter der Bedingung erteilt worden, daß die betreffende Zeitung oder Zeitschrift vorher gerichtlich verurteilt worden sei, und unter Aufrechterhaltung dieser Bestimmung erschien es notwendig, der Verwaltung auch in Bezug auf die nichtpreußische Presse die Befugnis zuzuweisen, Preßerzeugnisse wegen ihrer staatsgefährlichen Gesamthaltung in Preußen zu verbieten. Der Natur der Sache nach aber konnte dies nicht durch Verfahren bei einer Bezirksregierung, sondern nur durch Beschluß der Minister erfolgen.

Der Bericht, der den Entwurf begleitete, schloß mit den Worten: „Das Staatsministerium verkennt nicht die Bedeutung der in Rede stehenden Verordnung gegenüber den bisherigen Bestimmungen über die gesetzliche Regelung der Preßfreiheit. Dasselbe ist aber zugleich überzeugt, daß die Staatsregierung zur Ergreifung derartiger Maßregeln behufs Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit nicht bloß durch Artikel 27 und 63 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 unzweifelhaft berechtigt ist, sondern daß durch die Einführung der beabsichtigten Verordnung auch der freien Meinungsäußerung, welche die Verfassung gewährleisten will, in Wahrheit kein Eintrag geschieht."

Und so verhielt es sich in der That. Jedenfalls war es nur wohlmeinende Fürsorge, die die Verordnung eingegeben hatte, und gemäßigte Liberale standen nicht an, das anzuerkennen. Ein Mitarbeiter der „Preußischen Jahrbücher" z. B., der die neuesten Schritte der Regierung, besonders die Preßverordnung, lebhaft bekämpfte, gestand dabei ehrlicherweise doch zu, man dürfe aufrichtig glauben, daß es der Regierung „heiligster Ernst um das Wohl des Landes, des Königshauses und des Volkes sei," daß Preußens Ehre, Glück und Größe und die Hingebung an dieses Ziel auch auf Seiten der Minister maßgebend sei. Es könne keine Frage sein, daß auch die über die Presse verhängten Maßregeln nicht aus despotischem Gelüste, sondern aus Wohlmeinung für den Thron und das Land hervorgegangen, daß der höchste Gesichtspunkt dabei der einer pflichtmäßigen Fürsorge, einer Zurückführung der aufgeregten und irregeführten Gemüter zur Ordnung, Gesetzlichkeit und Mäßigung gewesen sei. Es wäre ein Segen gewesen, es hätte den Boden für die von allen Freunden des Landes herbeigesehnte Verständigung bereitet, wenn viele sich auch nur diese Überzeugung von dem redlichen Willen der Regierung anzueignen vermocht hätten. Der ganze Zwiespalt über die Umbildung des Heeres hätte gar nicht zu entstehen brauchen, wenn das so leicht zu gewinnende Verständnis für das Streben des Königs nicht durch die Leidenschaften des Parteilebens verdunkelt worden wäre, und diese Leidenschaften würden nie so toll und thöricht gewütet haben, wenn die Presse nicht unablässig das Feuer genährt

und geschürt hätte. Sie war eben in erster Linie ein Gewerbe, ihre Lebensluft Aufregung, ihre oberste Tugend Betriebsamkeit, ihr Rohstoff und das Produkt ihrer Arbeit das, was die Dänen „Wahrheitmit Modifikation" nennen. Versöhnung der Geister, Klärung der getrübten Wasser, Ruhe lagen ganz und gar nicht in ihrem Interesse. Wer fragte viel nach ihr, wenn es keinen Streit gab, wo fand sich Stoff zu Leitartikeln, die verschlungen wurden, wo blieb die Glorie des gewandten, schneidigen, unerschrocknen Helden von der Stahlfeder, der den großen Herren oben alle Morgen und Abende die Wahrheit sagte — wo blieben zuletzt dem Herrn Verleger die Abonnenten und Annoncen, die ihm den Geldbeutel schwellten! Hier war dem Giftbaum die Axt an die Wurzel zu legen, hier zu hemmen und zu wehren. Geschäftsmäßiges Hetzen im eignen Interesse gegen das Interesse des Staates sollte mit der Verordnung zur Unmöglichkeit gemacht werden. Nicht Leidenschaft bewog dazu, nicht Rache, sondern der Wunsch, durch heilsame Zucht des Gesetzes einen unnatürlichen Zustand, ein politisches Fieber mit seinen Wahnvorstellungen mit Beseitigung seiner Hauptursache zu vertreiben. Gelang es der Regierung, die öffentliche Meinung, die freilich schon zu sehr unter dem Banne der Presse stand, um viel hoffen zu lassen, zunächst die Parteileidenschaften einigermaßen zu beschwichtigen, und folgte darauf weitere Beruhigung, auch auf andern Gebieten der innern Politik, so konnte man darauf vertrauen, daß sich daran der Beginn einer fernern Entwicklung des preußischen Verfassungslebens erfreulicher Art schließen werde.

Diese glückliche Wendung sollte jedoch noch lange auf sich warten lassen. Zunächst erhob sich im liberalen Heerlager allenthalben ein Aufschrei über die Verordnung vom 1. Juni. Sie wurde mit den Ordonnanzen des Ministeriums Polignac verglichen, die zu der Revolution von 1830 geführt hatten. Sie war der Anfang der Reaktion, die, wie prophetische Zeitungs- und Landtagsstimmen schon längst verkündet hatten, seit dem Amtsantritt des „Junkers" von Schönhausen und seiner geistesverwandten Kollegen deutlich erkennbar am Horizonte Preußens heraufgezogen war. Sie war eine Verletzung der Verfassung, eine Mißachtung des Abgeordnetenhauses, das dabei nicht gefragt worden war, eine Beleidigung des Richterstandes durch Geringschätzung seiner Befähigung zur Abhilfe oder durch Mißtrauen in seinen guten Willen, ein Schlag ins Gesicht der Preßfreiheit, kurz, eine unerhörte Vergewaltigung. Es gab, wenn man den Schreiern, die diese Anklage erhoben, Glauben beimessen durfte, fortan in Preußen keinen Rechtsstaat mehr, Preußen war zu einem Polizeistaat geworden. In Wahrheit hatte man dreister Zügellosigkeit Schranken zu setzen versucht und dabei allerdings nicht vermeiden können, allerlei Interessen zu bedrohen, und gewisse Doktrinen der Demokratie nicht als schon Gesetz geworden behandelt. Die Preßfreiheit war der demokratischen Opposition unantastbar, auch wo sie zur Preßfrechheit ausartete, und die Preßverordnung war dieser Meinung nicht. Sie gefährdete ferner die Presse als Geschäft, den

Futternapf des Zeitungsgefieders, die Kasse der Herausgeber und Verleger und, wenn sie auf die Wählerschaft auch nur einigermaßen abkühlend und erleuchtend wirkte, die in Erhitzung und Verdunkelung erteilten Mandate einer Anzahl der Oppositionsredner. Alles das that weh, daher der Aufschrei. Doch erfüllte sich die Hoffnung auf Beruhigung der Gemüter und daraus sich ergebende verständigere Wahlen wenigstens in einigen Bezirken, wenn auch nicht in so vielen, daß daraus im Abgeordnetenhause eine Mehrheit für die Regierung erwachsen wäre.

Wir haben noch einige Thatsachen nachzuholen. Die Verordnung war nach Auflösung des Landtages, also in Abwesenheit desselben, von der Regierung allein erlassen worden, aber der Artikel 63 der Verfassung hatte ihr dazu das Recht gegeben, indem er aussprach, daß bei Abwesenheit des Landtags und im Falle eines ungewöhnlichen Notstandes die Regierung des Königs für sich allein Verordnungen, die den Bestimmungen der Verfassung nicht zuwider seien, mit Gesetzeskraft erlassen dürfe; nur sollten diese, sobald der Landtag wieder beisammen sei, zu nachträglicher Genehmigung vorgelegt werden. Wie nun der König, als er die Preßverordnung erließ, nur von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch machte, so achtete jetzt die Regierung gewissenhaft das verfassungsmäßige Recht der Landesvertretung, indem sie die Verordnung ohne Verzug beiden Häusern zugleich vorlegte. Viele waren der Ansicht, daß sie, wie bei jedem andern Gesetze, zunächst nur einem Hause, etwa dem Herrenhause, und erst nach dessen Beschlußfassung auch dem andern die Vorlage zur Genehmigung zu unterbreiten nötig gehabt hätte. Sie wollte aber in dieser Angelegenheit lieber den strengsten Anforderungen genügen, als sich Zweifeln und Vorwürfen wegen ihres Verfahrens aussetzen, obgleich sie bei der Zusammensetzung des neuen Abgeordnetenhauses sicher war, es werde sich beeilen, die Verordnung zu verwerfen und so ihre Aufhebung zu Gunsten der demokratischen Zeitungsgeschäfte herbeizuführen.

Und so geschah es denn auch. Das Abgeordnetenhaus beschloß alsbald nach Vorlegung der Verordnung die Sache, so wichtig sie auch war, nicht erst, wie sonst in derartigen Fällen üblich, einer sorgfältigen Beratung zu unterziehen, sondern auf kürzestem Wege in einer einzigen Sitzung darüber zu entscheiden. Dadurch sah sich auch das Herrenhaus zur Beschleunigung der Angelegenheit bewogen, um noch zur rechten Zeit erklären zu können, daß es seinerseits die Verordnung für durchaus gerechtfertigt und für sehr heilsam ansehe und der Regierung dafür freudig Dank ausspreche, was mit 77 gegen 8 Stimmen beschlossen wurde. Von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses war solche Zustimmung nicht zu erwarten. Sie bestand aus Fortschrittsmännern wie im frühern Hause, nur war dieses Element hier etwas schwächer vertreten als dort, und jene Fortschrittspolitiker hätten sich selbst gelähmt, wenn sie gezögert hätten, die Blätter, die zu ihrer Gefolgschaft geschworen

hatten, nicht von den ihnen angelegten Zügeln zu befreien. Die Widersacher der Regierung begnügten sich aber nicht damit, ihre Genehmigung zu weiterer Geltung der Verordnung zu versagen, sondern klagten auch die Minister an, verfassungswidrig gehandelt zu haben, denn es sei gar kein Notstand vorhanden gewesen, und so hätten sie nicht ohne den Landtag eine Verordnung erlassen dürfen. Infolge des erstern Beschlusses hob die Regierung ihre Verordnung unverweilt auf, gegen den letztern aber wahrte sie ihr gutes, in der Verfassung und in der Gefährlichkeit des Treibens der Presse begründetes Recht, wobei sie von ihren jetzt auch in der zweiten Kammer stärker um sie gescharten Freunden wacker unterstützt wurde. Graf Eulenburg, der Minister des Innern, rechtfertigte die Verordnung bei dieser Gelegenheit (am 19. November 1863) noch einmal in längerer Rede, der wir folgende Stellen entnehmen: „Ich weiß nicht, ob irgend bei den Verhandlungen über den Artikel 63 oder sonst eine authentische Interpretation über das gegeben worden ist, was man unter Notstand oder Bedrohung der öffentlichen Sicherheit verstanden hat. . . . Allein, wie ich selber gestern die Ehre hatte, im Herrenhause zu erklären: wir stehen nicht auf dem Standpunkte, daß wir einen Notstand bloß darin sehen, daß das Brot teuer ist, oder eine Bedrohung der öffentlichen Sicherheit darin, daß an irgend einem Orte ein Aufstand stattfindet; wir erblicken einen viel größern Notstand und eine viel gefährlichere Bedrohung der öffentlichen Sicherheit in einer Verirrung der Gemüter, in einer Aufregung, die sich über das Land verbreitet und das Zustandekommen alles Guten und Heilsamen verhindert. Wir fürchteten bei Erlaß der Verordnung nicht, daß die vorherrschende Stimmung zu irgend welchen gewaltsamen Ausbrüchen führen würde, aber wir beklagten damals tief, daß ein Riß durch das Land ging, und haben diesen Riß mit Recht als einen Notstand, ja als den ärgsten Notstand betrachtet. . . . Aus diesem Grunde haben wir uns die Frage vorgelegt: was ist zu thun, um eine Berichtigung in den Anschauungen der Menge, auf die es doch, wenn wir Wahlen haben, ankommt, herbeizuführen, und da haben wir uns sagen müssen, daß einen wesentlichen Anteil an der Beunruhigung des Landes die Presse hat. Ich glaube, daß nicht einer im Hause ist, der nicht mit uns darüber einverstanden wäre, daß der Zustand der Presse damals ein anormaler war. . . . Wir haben zur Zeit leider Gottes unendlich wenig Blätter, denen es darum zu thun wäre, eine politische Doktrin, eine Überzeugung zu predigen, Proselyten zu machen und die Verwirklichung dieser Doktrin im Lande zu bewirken. Wir haben meistenteils Annoncenblätter, welche suchen, so viel Absatz und Gewinn als möglich zu erzielen, welche auf die Neugier und die Aufregungslust des Publikums spekuliren, denen jede Nachricht, gleichviel, wie falsch, wenn sie nur pikant ist, jeder Angriff, er möge so verwerflich sein, wie er wolle, wenn er nur am Strafgesetzbuche vorbeiläuft, recht ist, um ihn in Tausenden von Exemplaren zu verbreiten und sich dadurch Annoncen zu ver-

schaffen. . . . Wenn man einen solchen Zustand beseitigt, so erwirbt man sich, wie ich glaube, in den Augen aller Parteien ein Verdienst. . . . Es ist nicht daran gedacht worden, die Presse der richterlichen Thätigkeit zu entziehen, oder gar vom Richterstande zu behaupten, er sei nicht geeignet, er sei parteiisch. . . . Wenn wir gleich damals der Ansicht waren, daß es nicht ratsam, nicht heilsam sei, ein Gesetz für die Dauer ins Leben zu rufen, welches die Hauptthätigkeit bei der Regelung der Presse in die Hände der Verwaltungsbehörden lege — ein Faktum, das wir jetzt dadurch beweisen, daß wir eine Preßnovelle vorlegen, welche diese Thätigkeit den Gerichtsbehörden zuweist —, so waren wir doch der Meinung, daß, um schnell und nachhaltig Einfluß auf die Presse zu üben, es unumgänglich notwendig sei, die Thätigkeit der Administrativbehörden heranzuziehen."

Der Minister erklärte weiterhin, daß die Regierung erwarte, die Mehrheit der Wähler werde über kurz oder lang zu der Erkenntnis gelangen, daß die ganze Handlungsweise des Staatsministeriums in sich gerechtfertigt sei und mit der Verfassung in keinem Punkte im Widerspruche stehe, also eine gute Politik darstelle, und schloß dann mit den Worten: „Sie mögen über den Begriff des Notstandes und über die Zweckmäßigkeit des Inhaltes der Verordnung andrer Ansicht sein als wir. Diese Ansicht auszusprechen und zu einer bestimmten Geltung zu bringen gestattet Ihnen die Verfassung, und Sie werden davon Gebrauch machen. Aber wenn Sie in Ihrer Majorität aussprechen, es wäre kein Notstand gewesen, so werden Sie doch nicht glauben, daß wir darin ein Urteil finden können, das uns in unsrer ursprünglichen Meinung irre zu machen geeignet wäre. Wir werden sagen: gut, wir haben die Mittel nicht mehr in den Händen, unsre Verordnung zur Ausführung zu bringen; aber daß wir annehmen müßten, wir wären niemals dazu berechtigt gewesen — nimmermehr! . . . Ich kann Ihnen nur sagen: heben Sie heute die Verordnung auf, so thun Sie auch noch ein zweites: wirken Sie durch eine gemäßigte Anschauung und einen maßvollen Ton auf die Presse zurück, die Sie beherrschen, wirken Sie in dem Sinne, daß Sie zu den Leitern derselben sagen: zeigt der Regierung, daß ihr eine bessere Behandlung verdient."

Diese Ansprache hatte bei der Verranntheit der damaligen Opposition natürlich so viel Erfolg, als wenn der Minister Tauben gepredigt oder Blinden von Farben gesprochen hätte. Die Verordnung fiel, nachdem sie in der Zwischenzeit wenigstens einigermaßen zur Beruhigung der aufgewühlten Massen beigetragen und zum Nachdenken über das Wesen und die eigentlichen Bestrebungen des Gewerbes bewogen hatte, das die „öffentliche Meinung" vorzugsweise fabriziren und bedeuten will.

Die Minister hatten bei Erlaß der Preßverordnung unstreitig verfassungsmäßig gehandelt. Der 63. Artikel der Verfassungsurkunde gab ihnen das Recht, eine Verordnung vorläufig ohne Zustimmung des Landtages zu erlassen,

wenn, während er nicht versammelt war, eine Notlage des Landes schleunige Abhilfe erforderte. Sie hatten eine solche Notlage in der unnatürlichen und staatsgefährlichen Aufregung und Verwirrung erblickt, die in dieser Zeit einen großen Teil des Volkes ergriffen hatte, und die nur der demokratische Parteigeist in der Ordnung finden konnte. Sie hatten ferner die Hauptursache jenes hochbedenklichen Zustandes in einer zügellosen Presse gesehen, die vorwiegend aus gewerblichen Beweggründen, um interessant zu werden und zu bleiben, um Leser und Anzeigen zu gewinnen, nur in verhältnismäßig seltenen Fällen in der Absicht, eine politische Doktrin zu predigen, eine Überzeugung zu verbreiten und deren Verwirklichung im Lande zu ermöglichen, die vorhandene Verblendung und Erhitzung mit Übertreibungen, schiefen Darstellungen der Sachlage und offenbaren Lügen hervorgerufen und dann mit Eifer genährt und gesteigert hatte. Das Staatsministerium hatte endlich gefunden, daß die bisherigen Mittel, diesem Unwesen beizukommen und zu steuern, nicht genügten, und daß ein andrer Weg zur Abhilfe betreten werden müsse, bei dessen Wahl es sich auf Anregungen berufen konnte, die schon in dem frühern altliberalen Ministerium laut geworden waren. Dieser Weg führte zu dem Beschluß, die Überwachung der Thätigkeit des Preßgewerbes den Verwaltungsbehörden zu übertragen und diese zum Verbot von Zeitungen und Zeitschriften zu ermächtigen, die durch ihre fortdauernde Haltung die öffentliche Wohlfahrt gefährdeten. Das Recht der Regierung war hierbei eben so unzweifelhaft gewesen wie ihre Pflicht, der von der Verfassung verlangte Notstand vorhanden, das Mittel, ihm abzuhelfen, geeigneter als das bisherige nachträgliche und nur auf einzelne strafbare Handlungen der Presse anwendbare Einschreiten der Gerichte.

Drei Glieder der Gesetzgebung hatten nach der Verfassung zur Preßverordnung ihre Zustimmung zu erteilen, wenn sie Gesetz werden, also für die Dauer Geltung behalten sollte: der König, das Herrenhaus und das Abgeordnetenhaus. Der König gab sie, indem er die Verordnung unterzeichnete, vom Herrenhause war sie mit Bestimmtheit zu erwarten, das Abgeordnetenhaus war nicht versammelt und thatsächlich gar nicht vorhanden; denn es war aufgelöst worden und sollte erst durch Neuwahlen wieder ins Dasein treten. Die Regierung konnte einige Hoffnung hegen, daß die Verordnung, die ein Haupthindernis der Abkühlung, der Erkenntnis des Wahren und Heilsamen im Bereiche der innern Politik und der darauf hin zu erwartenden Verständigung wegräumen sollte, eine ihr günstigere Zusammensetzung der zweiten Kammer zur Folge haben werde. Die Führer der demokratischen Opposition arbeiteten selbstverständlich mit ihrem ganzen Beeinflussungsapparat nach Kräften dagegen, und bei diesem nahm die Presse trotz des Damoklesschwertes, das der 1. Juni über ihr aufgehängt hatte, noch immer eine Stelle ein, zumal als sie nach einiger Zeit erst andeutend, dann bestimmter mitteilen konnte, der voraussichtliche Erbe des Thrones und der Krone sei mit der Preßverordnung nicht

einverstanden und habe seine abfällige Beurteilung der Maßregel sowohl in der Öffentlichkeit, als seinem königlichen Vater und den Ministern gegenüber unverhohlen ausgesprochen. Ein Glaubensgenosse in den höchsten Sphären war ein großer Trost und Gewinn für die oppositionellen Parteien, er schien die ganze Verordnung aufzuwiegen, und man zögerte nicht, ihn als Bundesgenossen aufzufassen und darzustellen, wovon doch, wenn dabei an mehr als Gedanken und Worte gedacht werden sollte, schon bei einiger Rücksicht auf den Respekt, den der Kronprinz vor seinem Könige und Vater zu fühlen und kund zu geben hatte und bisher, wie bekannt, kund zu geben beflissen gewesen war, ebenso sehr aber beim Hinblick auf den Umstand, daß seine Stellung ihn zu politischer Wirksamkeit weder berechtigte noch verpflichtete, im Ernste nicht die Rede sein konnte. Man war doch in Preußen und nicht in Frankreich, wo es freilich möglich gewesen war, daß in Gestalt Ludwig Philipps ein Prinz des königlichen Hauses sich mit der Opposition verbündete, um sich bei der erwarteten Umwälzung den Thron zu sichern, den die Führer dieser für erledigt erklären konnten. Indes war es für die Feinde der Regierung von großer Bedeutung, daß der zukünftige König ihre Ansichten und Abneigungen teilte und sich in diesem Sinne wiederholt, auch an höchster Stelle, geäußert hatte. Zu wissen, daß der Zwiespalt der Meinungen bis an die Stufen des Thrones reiche, daß hier eine Persönlichkeit, der sich Einfluß auf die höchste maßgebende Stelle zuschreiben ließ, gegen deren Räte Front machte, ließ sich vortrefflich zur Hintertreibung der vom Ministerium gewünschten und vorzüglich mit der Preßverordnung erstrebten bessern Neuwahlen verwerten, und wenn wieder eine oppositionelle Mehrheit im Abgeordnetenhause zustande kam, so hat unzweifelhaft die Nachricht vom Eindringen des Konflikts in die königliche Familie und der Parteinahme des Thronerben für die Presse und die politische Richtung, in der diese die besten Geschäfte zu machen geglaubt hatte, wesentlich zu diesem Ergebnis beigetragen.

Ehe wir von diesen merkwürdigen Vorgängen nach unsern Erinnerungen an das, was damals darüber in die Öffentlichkeit drang, ausführlicher erzählen, schalten wir noch einige allgemeine Bemerkungen ein, die allenfalls das Licht schaffen könnten, in welchem jene Vorgänge begreiflich werden, und zwar beziehen sich diese Bemerkungen teils auf Thatsachen, teils wollen sie nur als Vermutungen genommen sein, die von Beobachtungen und Erfahrungen in anderen, aber in manchen äußerlichen Beziehungen sehr ähnlich gearteten Kreisen abgeleitet sind.

In der preußischen Verfassung war nichts ausgesprochen, was dem Thronerben das Recht verliehen oder die Pflicht auferlegt hätte, gegen eine von der Regierung im Einklange mit dem Könige beschlossene und von diesem mit seiner Unterschrift versehene Maßregel Widerspruch zu erheben. Die Sorge für das Wohl des Staates lag den vom Könige dazu berufenen Ministern und in letzter

und höchster Instanz diesem selbst ob, keineswegs dem Kronprinzen. Dieser war nicht Mitregent, sondern nur der erste Unterthan des Monarchen und als solcher wie der geringste zu unbedingtem Gehorsam gegen ihn verpflichtet, auch wenn dessen Ansichten und Anordnungen seinen Beifall nicht hatten. Der Kronprinz besaß keine amtliche Eigenschaft. Er wohnte allerdings den Sitzungen des Ministerrates bei, um sich durch Teilnahme an dessen Verhandlungen zuhörend und selbst seine Meinung abgebend und verteidigend mit den laufenden Staatsgeschäften vertraut zu machen und sich so die Kenntnisse zu erwerben, die ihn befähigten, wenn er einst den Thron bestieg, gut zu regieren. Niemand hinderte ihn bei der oder jener Frage während ihrer Erörterung eine Ansicht zu haben und zu vertreten, die von der der übrigen Versammelten abwich. Niemand aber auch verlangte von ihm, daß er die gegen seine Überzeugung laufende Entscheidung verhindere, indem er bei der schließlichen Abstimmung seine Stimme gegen sie in die Wagschale werfe; niemand konnte das verlangen, denn er hatte eben im „Konseil“ kein Votum. Er hatte in solchen Fällen genug gethan, wenn er im Laufe der Diskussion Farbe bekannt und durch Gegenvorstellungen zu überzeugen und zu verhüten sich bemüht hatte. Mit Beginn der Abstimmung war seine Befugnis wie seine Pflicht zu Ende, und nach Schluß der Abstimmung war causa finita. Er hatte sich dann einfach zu fügen, und dies mußte ihm leichter fallen als den Ministern, die mit der von ihnen empfohlenen und verteidigten Behandlung der betreffenden Angelegenheit unterlegen waren und nun die gegnerischen Vorschläge nicht bloß gelten zu lassen, sondern sogar auszuführen hatten. Die öffentliche Meinung wissen zu lassen, wie er sich mit seiner Überzeugung und seinem Gewissen zu einer Maßregel verhalte, hatte der Thronfolger weder im Gesetze noch im Herkommen den geringsten Anlaß. Wenn er nach sorgfältiger Erwägung und aufrichtiger Überzeugung im Ministerrate seine Meinung kundgegeben hatte, so war dem Gewissen vollständig genug gethan. Da jedermann, dem die staatlichen Einrichtungen Preußens nicht ganz fremd waren, wissen mußte, daß der Kronprinz den Sitzungen des Staatsministeriums, wo Entwürfe zu Verordnungen und Gesetzen besprochen und beschlossen wurden, ohne Stimmrecht beiwohnte, daß ihm also ein wirksamer Widerspruch gegen solche Entwürfe nicht möglich war, so war dadurch die Folgerung ausgeschlossen, er sei mit einer Verordnung oder einem Gesetze, womit eine oder die andre Partei im Lande unzufrieden war, einverstanden; er konnte nicht dafür verantwortlich sein und von Rechts wegen kein Bedürfnis empfinden, sich zu entschuldigen. Nach dem preußischen Verfassungsrechte regierte wie vor dessen Verleihung nicht, wie nach englischem Brauche oder belgischem Verfassungsrechte, das jeweilige Ministerium, sondern der König, und zwar persönlich, er befahl nach seinem Ermessen; nur in Betreff der Gesetzgebung war er hierin durch die Verfassung beschränkt, indem diese den beiden Häusern des Landtags einen Anteil an dem Zustandekommen der

Gesetze einräumte. In das Regiment hatten sich diese nicht zu mischen, weder unmittelbar noch mittelbar durch Minister, die aus der Mehrheit hervorgingen. Die preußischen Minister wurden vom Könige nach seinem Gutdünken gewählt und berufen, sie berieten ihn, bestimmten ihn aber nicht, sondern handelten als seine Werkzeuge, als seine Diener. Sie beeinflußten seinen Willen nur als Ratgeber; war der Wille zum Beschluß geworden, so hatten sie ihn zu vollziehen, gleichviel, ob er ihrem Rate entsprach oder nicht. Wer sich dieses Verhältnis zum Bewußtsein gebracht hatte, mußte sich klar sein, daß jeder Einspruch gegen die Minister und ihre Maßregeln Opposition gegen den Monarchen selbst einschloß, der ihr Herr war und ihre Maßregeln befohlen und gut geheißen, also zu den seinen gemacht hatte. Und hieraus ergab sich ein schweres Bedenken für den Fall, daß der Thronerbe aus irgend welchen Gründen sich bewogen fand, gegen solche Maßregeln öffentlich aufzutreten. Er bekämpfte damit angesichts des Volkes die Krone, die er selbst in Zukunft tragen sollte. Wenn in dem Sturmlaufe der Demokratie, wenn später in dem Angriff auf die Monarchie, der in den Versuchen der Fortschrittspartei erfolgte, in Preußen eine Parlamentsherrschaft einzuschmuggeln, eine große Gefahr lag, so konnte die Lockerung der Bande, die das preußische Volk trotz aller Reden der Opposition im Abgeordnetenhause und trotz der Hetzereien und Aufstachelungen in Leitartikeln, Flugschriften und Volksversammlungen noch immer in seiner Mehrheit mit dem Herrscherhause verknüpften, durch eine Opposition innerhalb des Königshauses, die durch die Presse aller Welt verkündigt wurde und so als hohes Beispiel und als Rechtfertigung der eignen Opposition wirken mußte, doch noch weit mehr Gefahr im Gefolge haben. Wir verwahren uns dagegen, es mit voller Sicherheit zu unsern „Thatsachen" zu rechnen, daß der Kronprinz selbst seinen Gegensatz und Widerspruch gegen seinen königlichen Vater in die Öffentlichkeit gebracht habe, werden vielmehr unter unsern „Vermutungen" die Hände andeuten, welche die Presse mit der Nachricht davon versehen zu haben scheinen. Nicht daß der Prinz andrer Meinung war als der König und daß er ihm und den Ministern diese Meinung rückhaltlos aussprach, sondern daß sein Zerwürfnis ins Land hinausgetragen wurde, um ihn den liberalen Parteien zu empfehlen und deren Opposition zu rechtfertigen und zu stärken, war die Hauptsache und der ärgste Mißgriff. Wenn man erfuhr, daß der, der dem Könige am nächsten stand, die Politik des Königs mißbilligte und sich ihr nicht fügen wollte, wer sollte dann die königliche Autorität hochhalten und sich dem königlichen Willen unterwerfen? Diese Verdunkelung und Lähmung der Autorität des Monarchen mußte in die Zukunft hinein wirken und auch den Nachfolger treffen, denn sie ging auf die Krone überhaupt über, die Kunde von der Uneinigkeit in den höchsten Kreisen schwächte die regierende Dynastie, wenn nicht ein Riegel vorgeschoben wurde, die Erschütterungen, die das Bekanntwerden des Verhaltens des Thronerben hervorrufen konnte, ließen befürchten, daß von

ihnen die Grundvesten des Hauses in ihren Fugen gelockert werden würden, in welchem er einmal selbst als König Wohnung zu nehmen hatte.

Nun unsre Vermutungen. Beobachter auf hohem Standpunkte wollen die Bemerkung gemacht haben, daß seit einigen Jahrzehnten eine Veränderung in den Anschauungen und Bestrebungen der regierenden Häuser vorgegangen zu sein scheine, die bei der einen Persönlichkeit deutlicher, bei der andern weniger erkennbar hervortrete, aber nur selten ganz fehle, wie früher, wo eher das Gegenteil der betreffenden Denkweise unter den Regenten und Prinzen die Regel bildete. Bis zur Einführung von Verfassungen nach westlichem Muster und zur Entwicklung einer einflußreichen Presse genügten die Fürsten mit geringen Ausnahmen sich selbst, erfreuten sich in vornehmem Beruhen auf ihrem ererbten oder zu ererbenden Amte oder, je nachdem sie es auffaßten, ihrem Besitze, ihrer Würde, ihrer Rechte, unbekümmert um den Beifall oder Tadel, den ihr Regiment bei der öffentlichen Meinung fand. Die guten bemühten sich, in vollem Ernst Landesvater zu sein oder zu werden, die andern waren auch ohne solche Mühe sicher, so zu heißen. Es lag etwas von Größe in dieser Bedürfnislosigkeit, namentlich wo sie mit Klugheit gepaart war und nach Kräften ihre Schuldigkeit that. Jetzt ist das also, wie behauptet wird, vielfach anders geworden. Das alte starke Selbstgefühl, die frühere Sicherheit scheint ausgestorben, man sucht nach Geltung außer sich selbst, man bedarf Anerkennung beim Publikum der Zeitungen, man ist mit seiner Würde nicht zufrieden und will daneben auch Würdigung. Diese Unsicherheit und dieses Verlangen nach Stützen hat ganze Dynastien ergriffen und die nicht seltene Erscheinung hervorgerufen, daß sie alle Parteien zu befriedigen und für sich zu gewinnen streben, indem auf die Weise für die Zukunft gesorgt wird, daß immer der Thronerbe sich zu der politischen Doktrin bekennt, die derjenigen entgegengesetzt ist, die der Throninhaber für die rechte hält und durch sein Regierungssystem zu verwirklichen sucht.

Wir können nun erzählen, ohne befürchten zu müssen, daß die Dinge irrtümlich aufgefaßt werden. Bei der Erzählung aber halten wir uns größtenteils, um ganz unparteiisch zu sein, an die Darstellungen des Konflikts zwischen dem Könige und dem Ministerium einerseits und dem Kronprinzen anderseits, welche Personen aus der Umgebung des letztern zu Urhebern hatten.

Bei Gelegenheit einer militärischen Dienstreise hatte der Kronprinz sich in Danzig gegen die Preßverordnung vom 1. Juni sowie über die innere Politik seines Vaters überhaupt abfällig ausgesprochen. Darauf forderte ihn der König in einem strengen Briefe auf, sein Urteil zurückzunehmen, widrigenfalls er ihn seiner Stellen und Würden entsetzen werde. Der Prinz lehnte den ihm angesonnenen Widerruf ab, bot die Niederlegung seines Befehlshaberpostens und andrer Stellen an und bat, ihm zu erlauben, daß er sich mit seiner Familie nach einem Orte begebe, wo er von dem Verdachte (doch wohl bei den liberalen

Parteien) frei sei, sich an Staatsangelegenheiten zu beteiligen. Entweder zu gleicher Zeit oder, und zwar wahrscheinlicher, bald nachher übersandte oder übergab der Kronprinz dem Könige eine Denkschrift, in der er seine Stellung zu der Politik der Minister kennzeichnete und zu rechtfertigen versuchte. Er erhob dabei den Anspruch, berufen zu sein, vor Fortsetzung jener Politik zu warnen. Er sprach ferner die Befürchtung aus, das Land könne ihn, weil er den Sitzungen des Ministerrates beiwohnte, für einverstanden mit den jüngsten Beschlüssen desselben betrachten, und meinte verpflichtet zu sein, diese Ansicht als irrtümlich zu bezeichnen, teils im Hinblick auf die Zukunft Preußens, teils mit Rücksicht auf sein eignes Interesse als Thronerbe. Es war von einem Neutralisiren der Maßregel des Staatsministeriums durch den öffentlichen Einspruch des Kronprinzen gegen sie die Rede, und der letztere erklärte, für die Zukunft auf seine Teilnahme an den Verhandlungen des Konseils Verzicht leisten zu wollen.

Wenn hier Gewicht darauf gelegt wurde, daß der Widerspruch des Kronprinzen gegen das Verfahren der Räte des Monarchen, die Vollzieher des königlichen Willens, der öffentlichen Meinung nicht verborgen bleibe, so läßt sich das schwer in Einklang mit der strengen Rüge bringen, die von Seiten des Kronprinzen über die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen ihm und dem Könige ergangen war, der aus Anlaß der Danziger Äußerungen stattgefunden hatte. Vielleicht klärt sich das Dunkel aber auf, wenn wir den Vermutungen Berechtigung beimessen dürfen, die damals vielfach von Leuten geäußert wurden, die für unterrichtet galten, da sie zu gewissen Höfen in Deutschland und auswärts intime Beziehungen unterhielten. Der Inhalt jenes Briefwechsels und Andeutungen über die ersten Stadien des Konflikts zwischen König Wilhelm und seinem Sohne hatten, wenn wir nicht irren, zunächst in der Times gestanden, woraus sich schon einigermaßen auf die Quelle schließen ließ, dann in den „Grenzboten," die zu jener Zeit von Koburg und Gotha, sowie von Berlin, von hier durch einen rührigen, dienstfertigen, kleinen Diplomaten, Nachrichten empfingen und benutzt wurden, der damals und später in der kronprinzlichen Familie als Freund angesehen und gelegentlich zu Aufträgen verwendet wurde [wohl Geffken],* zuletzt auch in süddeutschen Blättern, von denen wir uns nur an die „Süddeutsche Post" des bairischen Abgeordneten Brater erinnern, die in Frankfurt erschien und über die Sache besonders eingehend Bericht erstattete. Jene Eingeweihten nun wollten wissen, daß es eine weibliche Hand sei, welche die Veröffentlichungen veranlaßt habe, eine hohe Dame in nächster Nähe des Kronprinzen, die durch ihren Einfluß überhaupt auf dessen politische Ansichten vielfach bestimmend gewirkt habe, und zu deren Überzeugung von dem hohen Werte des parlamentarischen Regiments auch für Preußen in den letzten Jahren sich die Meinung gesellt habe, daß ihm die Zukunft gehöre, man sich ihm also jetzt zuwenden müsse, wenn man auch eine Zukunft haben wolle — ein ganz richtiger Schluß, wenn man die Prämisse

zugab — und dann auch bei der herrschenden Aufregung, die selbst Männern Besorgnis einflößen konnte, eine wenigstens begreifliche Fürsorge, bei der nur übersehen war, daß die Mittel, mit denen man sich Sicherheit und Geltung zu verschaffen glaubte, gerade die Monarchie erschüttern, zuletzt über den Parlamentarismus hinaus wirken, die Krone zu einem zweifelhaften Besitze machen und der reinen Demokratie die Thore öffnen mußten. Sei dem nun, wie ihm wolle, es wurde behauptet, die betreffende Dame halte Opposition gegen die gegenwärtige Regierung für ihre und des Kronprinzen Pflicht an sich und zugleich für ein Gebot der Selbsterhaltung, und wenn sie die Triebfeder bei dem Bekanntwerden des Konfliktes zwischen dem jetzigen und dem künftigen Könige gewesen sei, so habe ihr der Zweck vorgeschwebt, letzterm eine Stelle mehr im Vordergrunde der politischen Bühne zu verschaffen und die öffentliche Meinung über seine entschieden liberale Denkart und über seine damit zusammenhängende Liebe zu unbeschränkter Preßfreiheit recht nachdrücklich und andauernd aufzuklären.

Inzwischen hatte der Kronprinz bald nach Erlaß der Preßverordnung — wenn unser Gedächtnis nicht trügt, aus Graudenz — bei dem Ministerpräsidenten einen förmlichen Protest dagegen eingelegt und amtliche Mitteilung des Schriftstückes an das Staatsministerium verlangt. Dies war jedoch auf Befehl des Königs unterblieben, und nun richtete der hohe Herr in den letzten Tagen des Juni ein Schreiben an Bismarck, worin er dessen Politik in starken Ausdrücken verurteilte und ihr vorwarf, sie sei ohne Achtung und Wohlwollen gegen ein Volk, das doch so willig und intelligent sei, sie stütze sich auf äußerst zweifelhafte Auslegungen der Verfassung, die dem gesunden Menschenverstande desselben nicht einleuchteten, sie werde damit so lange fortfahren, bis die Verfassung in den Augen des Volkes wertlos erscheine und dieses sich Bestrebungen ergebe, die über sie hinausgingen. Anderseits werde der Minister von gewagten Deutungen der Verfassung zu gewagteren fortschreiten und zuletzt dahin gelangen, dem Könige grobe Verletzung derselben und Bruch mit ihr zu empfehlen. Der Verfasser des Briefes ließ seine Entrüstung in der Erklärung gipfeln, er betrachte solche Minister als die allergefährlichsten Ratgeber für die Krone und das Land, zeigte an, daß er den König bitten werde, sich so lange dieses Ministerium im Amte bleibe, der Teilnahme an dessen Sitzungen enthalten zu dürfen, und fügte schließlich hinzu, er werde sich aber in keiner andern Beziehung bezüglich der Äußerung seiner Meinungen Zwang anthun und ein ferneres Hinaustreten damit in die Öffentlichkeit, obwohl es ihm widerstrebe, nicht scheuen, wenn Schritte des Ministeriums es ihm wieder zur Pflicht machten.

Daß Bismarck vor solcher Drohung nicht verzagte, weiß die Welt, ebenso auch, daß der Kronprinz zwanzig, ja vielleicht schon vier Jahre später sich nicht gern an diese Opposition erinnert haben wird.

Goethes Wettkampf mit den griechischen Dichtern

Von Franz Pfalz

(Schluß)

Den ganzen ersten Aufzug erfüllt die Bewerbung des Königs Thoas um die Hand Iphigeniens. Goethe war nicht wie Euripides an die Etikette des griechischen Theaters gebunden, die die Bewerbung des Barbaren um die Hand der Griechin für eine Kränkung der nationalen Eitelkeit erklärt hätte, ihm war der „erdgeborne Wilde" ein wichtiges Glied in der Charakterverkettung des Dramas. Nach seiner Weise verflicht er die Exposition mit dieser Bewerbung, indem Iphigenie dem König ihre Abkunft von dem unseligen Geschlechte des Tantalos ausführlich darlegt, um ihn abzuschrecken. Die irdische, sinnliche Liebe berührt ihr Herz nicht, das sich in der Sehnsucht nach Vaterland und Vaterhaus verzehrt. Sie hat Großes gethan, hat durch die Macht echter Humanität den König bewogen, die gräßlichen Menschenopfer abzuschaffen, hat so den Dienst der Göttin Artemis veredelt, dennoch dient sie der Göttin ungern und hält ihr Leben für verloren, wenn sie nicht heimkehren kann zu den ihrigen: ein feiner Zug hoher Weiblichkeit, der allein schon hinreichen würde, den deutschen Dichter weit über den Griechen zu erheben. Allein die Situationen des ersten Aktes sind nur die Stufen, auf denen der Leser oder Hörer zur eigentlichen Iphigeniengestalt hinaufsteigt.

Der zweite Aufzug führt zur Erkennung hinüber, bereitet sie vor. Die Charakteristik Iphigeniens erfährt keine Steigerung, nur eine tiefe Gemütserregung wird sichtbar, als Pylades, von Trojas Fall erzählend, auch die Untreue der Klytämnestra und den schmählichen Tod Agamemnons erwähnt: Iphigenie verhüllt ihr Haupt und geht in den Tempel, ohne sich zu erkennen zu geben. Der ganze kurze Akt ist dem Pylades gewidmet, diesem Odysseus, wie Orest ihn nennt, dem „List und Klugheit nicht den Mann zu schänden scheinen." Pylades ist der zärtliche Freund, der unermüdliche Helfer, der nie verzagende Ratgeber. Goethe hat diesen bei Euripides nur angedeuteten Charakter sehr glücklich ausgenutzt, Pylades bringt Leben und Bewegung in die Handlung und bildet einen herrlichen Kontrast zu Orests Trübsinn. Seine

Digitized by Google

Liebe zum Freunde von früher Kindheit an ist auch eine Seite des großen Liebesthemas, das Goethe behandelt, aber sie ist doch eine irdische Liebe, nicht zu vergleichen mit der heiligen, priesterlichen Glut in Iphigeniens Brust. Pylades ermutigt den Orest, aber er heilt ihn nicht; was er in Orests Abwesenheit der Priesterin vorspiegelt, sie, die beiden Gefangnen, seien Brüder, Söhne des Adrast von Kreta, er heiße Cephalus, der andre Laodamas, dieser, der ältere, habe einen im Alter zwischen ihnen stehenden Bruder erschlagen und werde deshalb von den Furien verfolgt, macht fast den Eindruck eines leichtfertigen Spieles, wenn wir Iphigeniens Ernst dagegen halten. Wie Thoas, so erscheint auch Pylades der königlichen und priesterlichen Jungfrau gegenüber klein, aber wie jener, so ist auch er eine edle Natur, und dies ist notwendig, damit die Abstufung der Charaktere nicht zur unausfüllbaren Kluft werde.

Den dritten Akt erfüllt die große Szene zwischen Iphigenie und Orest. Es ist vielleicht das Erhabenste, was jemals im Geiste eines Dichters Leben und Gestalt gewonen hat, und am wenigsten darf man es Euripides als einen Fehler anrechnen, daß er nicht auf demselben Pfade gewandelt ist. Die ganze christliche Kultur gehörte dazu, einen solchen Gedanken zu zeitigen, ja man kann sagen, daß Goethe selbst nicht ganz das erreicht hat, was ihm vorschwebte, die Heilung des Orest durch die Macht hoher Weiblichkeit.

Die Erkennungsszene ist ganz mit dem Heilungsprozeß verschmolzen; nicht Iphigenie ist die Zweifelnde wie bei Euripides, sondern Orest erkennt die wiedergefundene Schwester nicht an, und auch er nicht, weil er zweifelt, sondern weil sein innerer Zustand, der höllische, wie Orest ihn selbst bezeichnet, sich gegen die Reine und Hoheit der Schwester auflehnt. Er zwingt sich, sie zu verkennen, er beschimpft ihre Zärtlichkeit in wahnsinniger Verblendung, die bösen Geister, nicht die Eumeniden der Tantalossage, gewinnen Macht über ihn, er bricht in Ermattung zusammen, und erst als Iphigenie ihn verlassen hat, wird er ruhiger, aber es ist die Ruhe des Todes, des alles heilenden, die ihn umfängt. Er träumt den Traum der Unterwelt, Vater und Mutter kommen ihm Hand in Hand entgegen, und so ist der Blick in das Jenseits die Krisis, die zur Genesung führt. Als Iphigenie mit dem Freunde zurückkehrt, erwacht er, frei von den Qualen des Gewissens, zum neuen Leben der holden irdischen Gegenwart. Merkwürdig ist, daß Iphigenie ihren Bruder verläßt, als er im Kampfe mit dem Fluche, der auf ihm lastet, ermattet zusammensinkt. Warum bleibt sie nicht bei ihm? Die deutsche Schwester, sollte man meinen, würde das Haupt des ermattenden Bruders in ihre Hand genommen und ihm den kalten Schweiß von der Stirn getrocknet haben. Sie vermag, so sagt sie, dies Glück und Elend nicht zu ertragen, sie sucht Pylades auf, den treuen Freund, den teuern Mann. Pylades ist nicht, wie bei Euripides, der Verlobte der Elektra, durch kein Band der Verwandtschaft mit Orest und Iphigenien verbunden, auch dürfen wir bei Iphigenien nicht eine keimende

Neigung voraussetzen, er ist ganz Freund, ganz Helfer und Berater, er gehört dazu, wenn Orest geheilt werden soll. So hat sich wohl Goethe die Situation gedacht, sonst würde er sicher die Teilnahme der Schwester noch inniger und thätiger dargestellt haben. Vielleicht offenbart sich auch hier ein feiner psychologischer Zug, der die jungfräuliche Natur von der mütterlichen unterscheidet. Die Jungfrau, und selbst die Schwester, weicht stark aufregenden Szenen aus, die Mutter, die Gattin bleibt unter allen Umständen die Pflegerin.

Pylades drängt zur Flucht, er entwirft einen Plan voll List und Wagemut, um den König Thoas zu täuschen. Was war ihm der König! Nichts als der Gegner, der überlistet und überwunden werden mußte. Aber er setzt voraus, daß Iphigenie ihre Lage von demselben Standpunkte aus betrachtet, und darin zeigt sich wieder seine sittliche Beschränktheit.

Der vierte Aufzug enthält die Vorbereitungen zur Flucht. Für Goethe, der die Handlung bereits in die Tiefe der Menschenbrust verlegt hatte, konnte die Steigerung des Interesses nicht allein in der drohenden Gefahr liegen, wie bei Euripides, sondern mußte zugleich eine Steigerung des sittlichen Gefühls sein. Iphigenie, die den Bruder vom Wahnsinn errettet hat, soll sich nun selbst vor der Lüge und dem Undank retten. Ihr Grübeln und Sinnen, ihr Versuch, sich zum Werkzeug der List herzugeben, ihr Zögern und Schwanken vermehrt die Gefahr und giebt Pylades Gelegenheit, die ganze Macht seiner Beredsamkeit aufzubieten, um die Notlüge zu verteidigen und Iphigenien zu bewegen, ihre Rolle weiter zu spielen. Die List ist dieselbe wie bei Euripides: Pylades soll unter dem Vorwande, daß die Gefangnen und das Götterbild von schuldvoller Befleckung in der Meerflut gereinigt werden müßten, die Entführung der Statue und die Flucht vermitteln, das rettende Schiff liegt schon bereit. Aber herrlich ist, wie Goethe hier die Tendenz der Tantalossage zu Gunsten der sittlichen Weltordnung verwertet. Seine Iphigenie glaubt die Entsühnung ihres elterlichen Hauses nicht vollenden zu können, wenn sie mit Lug und Trug von der gastlichen Zufluchtsstätte scheidet. Das Bewußtsein, daß so der Fluch nicht erlöschen könne, giebt ihr in dem Kampfe zwischen der Sorge um den Bruder und den Forderungen des Sittengesetzes einen festen Halt.

Der fünfte Akt ist die Krone des ganzen Werkes. Der Charakter der Iphigenie leuchtet auf wie die reine Flamme auf dem Altar in höchster sittlicher und priesterlicher Weihe, und weit läßt der christliche moderne Dichter den Griechen hinter sich. Es ist abermals ein feiner psychologischer Zug, wie ihn nur Goethe ans Licht ziehen konnte, daß Iphigenie, die noch immer mit sich kämpft, dem erzürnten Thoas erst mit dem Stolze der Agamemnonstochter entgegentritt, um ihn von der Verfolgung ihrer Lieben abzuhalten, bis sie endlich, von der männlichen Ruhe und Selbstbeherrschung des Königs überwunden, jede Verstellung von sich wirft und, der ewigen sittlichen Weltordnung

vertrauend, getrost den gefährlichen Pfad der Wahrheit betritt. Nun sieht sie in Thoas nicht mehr den wild-trotzigen Barbaren, sie sieht in ihm nur noch den väterlichen Freund, der ihr einst im Unglück eine Zufluchtsstätte bereitet und sie in ihren besten Bestrebungen unterstützt hat. Von dieser sittlichen Höhe aus wird ihr der Kampf leicht, sie besänftigt den Bruder, der mit Waffengewalt die Flucht erzwingen will, und versöhnt den König, der sich der Macht ihres reinen, hohen Wesens nicht entziehen kann. Die edle Kühnheit und Unbefangenheit der modernen Klassizität zeigt sich auch darin, wie Goethe dem deus ex machina ausweicht und alle weiteren Verwicklungen abschneidet. Orest erklärt, daß er jetzt erst den delphischen Spruch: er solle die Schwester aus dem Lande der Taurier holen, recht verstehe. Nicht die Schwester Apolls, die Artemis, sei gemeint, sondern Iphigenie; das Götterbild, das der König doch nicht werde missen wollen, dürfe den Tauriern verbleiben.

Der Erfolg, den Goethe in dem Wettstreite mit Euripides errang, hätte ihn leicht reizen können, auf diesem Wege weiter zu gehen, aber dazu hätte eine gewisse Einseitigkeit gehört, die nicht in seinem Wesen lag. Dagegen versuchte er sich wenig später an den „Vögeln" des Aristophanes, und zwar übersetzte er einen Teil davon in so freier Weise, daß er an Merck schrieb, sein Stück sei „ein Lustspiel nach dem Griechischen und nicht nach dem Griechischen." Es ist bekannt, daß er diese freie Nachbildung des griechischen Lustspieles, wovon uns in seinen Werken nur ein Bruchstück vorliegt, von Mitte Juni bis Anfang August 1780 Sonntags dem Fräulein von Göchhausen diktirte, und zwar für das Ettersburger Theater, wo es am 18. August zur „mächtigen Freude des Herzogs und der Herzogin Mutter," wie Wieland berichtet, aufgeführt wurde. Der leicht hingeworfene Schwank reicht an die tiefe politische Bedeutung des Aristophanischen Lustspiels nicht entfernt hinan und will es auch gar nicht. Während Aristophanes die gedankenlosen und leichtfertigen Athener der Zeit des Alkibiades mit scharfen Geißelhieben aufrütteln möchte, weil sie während des verhängnisvollen sizilianischen Feldzuges, in der Stille vor dem Sturme, so verblendet, so blasirt, so anspruchsvoll lässig sind, daß sie die schwere Zeit mit leerer Projektenmacherei vergähnen und verträumen, und in seinen beiden Abenteurern Hoffegut und Ratefreund, die ausziehen, um ein Vogelreich zwischen Himmel und Erde, ein Wolkenkuckucksheim zu gründen, die furchtbarste Karikatur der damaligen Zeit entwirft, erlaubte sich Goethe nur einen Litteratenscherz. Sein Hoffegut und sein Treufreund sind lustige Brüder, die sich über den Rezensentenschuhu und den nachbetenden Leserpapagei lustig machen. Goethe war 1780 noch nicht im stande, die Bedingungen der Politik zu erfassen und politische Wahrheiten in lichten, klaren Bildern zu veranschaulichen. Seine „Vögel" stehen so ziemlich mit dem Jahrmarkt zu Plundersweilern in einer Linie. Übrigens waren sie sein letzter Versuch, das griechische Drama in die moderne Welt heraufzuheben.

Dagegen wandte er seine Aufmerksamkeit noch wiederholt den griechischen Sagenstoffen zu, die einen Kreis tragischer Gegenstände bilden. Im Jahre 1781, also noch in der frischen Erinnerung an den Genuß, den ihm die Bearbeitung der Iphigenie bereitet hatte, ergriff ihn eine Sage, die er dem Hygin entnommen hatte, so mächtig, daß er gleich an die Arbeit ging. Allein so schnell gedieh das Werk nicht. Erst nach zwei Jahren hatte er den ersten Akt ganz und den zweiten zum Teil vollendet, und das ist alles, was vom „Elpenor" vorliegt. Das Bruchstück läßt deutlich erkennen, warum die Arbeit ins Stocken geriet: der Gegenstand war zu gräßlich, dies trat in der weitern Entwicklung der Handlung immer deutlicher hervor. In Häufung von Greueln ist die Fabel der Tantalossage verwandt. Eine unglückliche Königin, deren Gemahl von Meuchelmördern umgebracht, deren einziger Sohn von Räubern entführt worden ist, erzieht den Sohn ihres Schwagers als ihren Erben, überhäuft ihn mit aller Liebe und läßt ihn, als er endlich in das Vaterhaus zurückkehren soll, schwören, daß er nicht ruhen wolle, bis er ihren Schmerz und ihr Elend an den Anstiftern des Unheils gerächt habe. Die letzten Szenen lassen schon durchblicken, daß Elpenors Vater selbst der Meuchelmörder und Räuber ist. Da wären denn freilich, wie Goethe scherzend sagt, zuletzt nur zwei Leichen auf der Bühne geblieben. Das war kein Stoff für ihn.

Bald nach seinem Eintritt in Italien, während er sich auf die Umarbeitung seiner „Iphigenie auf Tauris" vorbereitete, auf dem Wege von Cento nach Bologna, drängte sich aus demselben Sagenkreise ein neuer Stoff seiner Phantasie auf: Iphigenie in Delphi. „Elektra," so erzählt er in der Italienischen Reise, „in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelops Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wut richten soll. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls nach Delphi gekommen. Iphigeniens heilige Ruhe kontrastirt gar merkwürdig mit Elektrens irdischer Leidenschaft, als die beiden Gestalten wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff, mit demselben Beil, das sie dem Altare wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Übel von den Geschwistern abwendet. Wenn diese Szene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden." Und an Frau von Stein schreibt er aus Bologna: „Heute früh hatte ich das Glück von Cento herüberfahrend zwischen Schlaf und Wachen den Plan zur Iphigenie auf Delphos

rein zu finden. Es giebt einen fünften Akt und eine Wiedererkennung, dergleichen nicht viel sollen aufzuweisen sein. Ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind, und in der Behandlung soll man, hoff ich, das Tramontane*) erkennen." Die Fabel des Entwurfes ist ebenfalls dem Hygin entlehnt, sie ist ohne Zweifel sehr klar und von echt tragischer Wirkung. Aber es ist bei dem Plane geblieben, andre Eindrücke, andre Arbeiten verdrängten ihn. Wäre er ausgeführt worden, so hätte „Iphigenie auf Tauris" einen höchst bedeutenden Abschluß gefunden.**)

Auch dem Aeschylus scheint Goethe einmal auf seinen Pfaden nachgegangen zu sein. Im Frühling des Jahres 1795 arbeitete er, wie Schiller seinem Freunde Körner mitteilt, an einem Drama „Der befreite Prometheus." Die erste Anlage dieses Stückes reicht bis ins Jahr 1774 zurück. Von dem Bruchstück selbst ist nichts weiter bekannt geworden, als die wenigen Sätze, die Zarncke im Goethejahrbuch von 1888 gedeutet hat.

Während die griechischen Tragiker und die von ihnen bearbeiteten Gegenstände Goethen immer von neuem, wenn auch ohne bleibenden Erfolg, zu Entwürfen und Versuchen anreizten, beschäftigte ihn mehr und mehr der Vater der Epik, Homer. Über Goethes Homerstudien ist schon öfter geschrieben worden, vielleicht am gründlichsten von Professor Hermann Schreyer in Schulpforta (in den Jahresberichten von 1884 und 1885). Es steht fest, daß Goethe erst in Straßburg durch Herder auf die hohe Bedeutung der Homerischen Epen aufmerksam geworden ist. Herder lehrte, daß sich im Homer ein wahres Originalgenie offenbare, das in der glücklichen Mitte zwischen Natur- und Kunstdichtung stehe. Von dieser Zeit an studirt Goethe den Homer ernstlich und dringt mit überraschender Sicherheit in das Verständnis ein. Aber erst in Sizilien wird er durch ihn zur Produktivität angeregt. Was er in der Italienischen Reise über Homer im allgemeinen und seinen Plan, eine Episode aus der Odyssee zu bearbeiten, insbesondre sagt, ist so bekannt und so oft angeführt worden, daß nur daran erinnert zu werden braucht. Ja man kann sagen, daß die Italienische Reise in der künstlerischen Redaktion, wie sie in seinen Werken vorliegt, den feinsten Humor gerade in dem sichtbaren Bestreben entwickelt, den Reisenden selbst als den von Abenteuern heimgesuchten, beredten und vorsichtigen Odysseus hinzustellen. Wer diese Dichtung mit den Tagebüchern und Briefen Goethes aus Italien (dem zweiten Bande der Schriften der Goethegesellschaft) vergleicht, hat die schönste Gelegenheit, dies zu beobachten.

Besonders Odysseus bei den Phäaken regte seine Phantasie lebhaft an. In Palermo kauft er sich einen Homer und liest, angeregt durch die Pracht

*) Den Einfluß Italiens.

**) Im diesjährigen Goethe-Jahrbuche berichtet H. Marsch über den litterargeschichtlichen Ursprung der Erkennungsszene. Der Goethische Entwurf ist mehrfach ausgeführt worden, so von Kannegießer und Friedrich Halm.

eines üppigen Gartens, den Gesang, der den Phäaken gewidmet ist, mit großer Andacht. Der Gedanke, die köstliche Idylle, die Homer hier in den Gang der Handlung einflicht, auf die eine oder die andre Weise selbständig zu verarbeiten, beschäftigte ihn schon, ehe er nach Rom kam. So schreibt er am 22. Oktober 1786 aus Giredo auf den Apenninen an Frau von Stein: „Sagt ich dir schon, daß ich einen Plan zu einem Trauerspiel Ulysses auf Phäa gemacht habe? Ein sonderbarer Gedanke, der vielleicht glücken könnte." Und schon damals kam es ihm sonderbar vor, das Idyll in ein Trauerspiel zu verwandeln. Weit wird der Plan damals nicht gediehen sein, und wir können wohl annehmen, daß ihm, wie es in der Italienischen Reise heißt, erst der Wundergarten in Palermo, die schwärzlichen Wellen am nördlichen Horizont, ihr Anstreben an die Buchtkrümmungen, selbst der eigne Geruch des dünstenden Meeres, kurz das ganze Sizilien die Insel der seligen Phäaken ins Gedächtnis zurückrief. Am Fuße des Rosalienberges denkt er den Plan der „Nausikaa" weiter durch, „wo nicht mit großem Glück, doch mit vielem Behagen." Der Plan samt dem Bruchstück der ausgeführten Szenen findet sich in den nachgelassenen Werken, in der Italienischen Reise hat er ihn ebenfalls mitgeteilt. Merkwürdig ist, daß ihn dabei weniger die Handlung als die Schilderung der sizilianischen Natur anzog. In dem Kapitel der Italienischen Reise „Aus der Erinnerung" hat er sich darüber ganz offen ausgesprochen. Die einfache Fabel sollte durch den Reichtum der untergeordneten Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tones erfreulich werden. So fiel er wider seinen Willen in die Idylle zurück, und das Trauerspiel verkümmerte von vornherein, wie ein Baum unter Schlinggewächsen.

Der erste Akt beginnt mit dem Ballspiel. Das muntre Treiben der Mädchen, der Monolog des erwachenden Ulysses und ein Teil des Gespräches zwischen Nausikaa und der Amme Eurymedusa sind ausgeführt. Das Szenenschema, das dem Fragmente vorausgeht, ist von diesem scheinbar verschieden. Nausikaa heißt hier Arete, die Amme Xanthe, doch ist die Reihenfolge der Szenen im ersten Aufzuge dieselbe. Wie in dem in der Italienischen Reise mitgeteilten Plane, schildert der erste Aufzug die Begegnung, der zweite das Haus und das Familienleben des Alkinoos. Allein schon hier beginnt die Abweichung. Im Schema fällt des Ulysses berühmte Erzählung seiner Abenteuer in den zweiten Aufzug und wird ziemlich rasch abgethan, im Plane der Italienischen Reise füllt diese Erzählung den dritten Akt und führt hier wesentlich die große Szene herbei, in der Nausikaa dem Fremdling die schnell entzündete Neigung offenbart. Wenn dies auch als großes tragisches Motiv seine Wirkung nicht verfehlt haben würde, so wäre doch der gewaltige epische Stoff wohl kaum zu bewältigen gewesen und hätte als feste, nicht zu schmelzende Masse mühsam von dem Glutstrome des Dramas fortgezogen werden müssen. Im vierten Akte sollte sich Nausikaa durch das Geständnis ihrer Liebe zu Ulysses

vor den Ihrigen „kompromittiren." Darauf legt Goethe in dem Plane ein besondres Gewicht, das unvorsichtige Geständnis soll den Knoten der Verwicklung vollends zuziehen. Der fünfte Akt wird im Plane nur kurz berührt: der edeln Königstochter bleibt beim Scheiden des Ulysses nur der freiwillig gewählte Tod übrig, wir müssen hinzudenken, weil sie nach der Entdeckung, daß sich ihr Herz zu einem verheirateten Manne verirrt hat, der heimwärts strebt, um Weib und Kind wiederzufinden, mit Ehren nicht länger leben kann. Im Schema wird dieser Auftritt noch bewegter dargestellt. Ulysses, der sich selbst für schuldig an Nausikaas Seelenqual erklären muß, sucht, als sie weggegangen ist, den klugen Vermittler und Sühner zu spielen. Er macht den Eltern den Vorschlag, der Nausikaa als Entschädigung seinen Sohn Telemach zu geben. Wirklich gelingt es ihm endlich, die guten Alten für diesen Plan zu gewinnen — da wird die Leiche der Nausikaa hereingebracht.

Goethe bedauert als Greis in einem Brief an Boisseré, daß er das Stück in jener Zeit nicht vollendet habe, und mehr als einmal hat man seitdem den Versuch gemacht, es nachdichtend auszuführen, allein dem Stoffe haften Schwierigkeiten an, die sich nicht beseitigen lassen. Abgesehen davon, daß das Epische von allen Seiten heran- und hereindringt, ist die unvorsichtige Hingebung eines kindlich unbefangenen und reinen Mädchens an einen Mann, der sich nach geschehenem Geständnis als Gatte und Vater entpuppt, etwas so Peinliches und Unzartes, daß niemand daran Gefallen finden könnte. Im Idyll, in der epischen Episode, lassen sich die abstoßenden Züge durch eine feine Wendung, durch ein rasches Abbrechen verdecken, in dem scharfen Wehen der Leidenschaft, wie es dem Trauerspiel eigen ist, werden diese Blößen auf unbarmherzige Weise zur Schau gestellt, und zwar um so mehr, je weniger die Schuld betont wird. Dies war wohl der Grund, warum Goethe an der Schwelle des besonnenen Mannesalters den Plan der Tragödie „Nausikaa" fallen lassen mußte. Es wäre trotz seines antiken Gepräges ein Seitenstück zur „Stella" geworden.

Ebensowenig wie auf dramatischem konnte Goethe den Homer auf epischem Gebiete schöpferisch verwerten. Gegen Ende des Jahres 1797, mitten in theoretischen Untersuchungen über das Epische und Dramatische, die er in Gemeinschaft mit Schiller eifrig betrieb, vertiefte er sich in die Ilias und entdeckte dabei einen poetischen Stoff, der im Cyklus der antiken Epen aus dem trojanischen Sagenkreise noch nicht bearbeitet war: den „Tod des Achill." Anfangs hielt er den Gegenstand für durchaus tragisch und dachte daran, den Plan zu einem Drama zu entwerfen, allein bei weiterem Nachdenken trat der epische Charakter mehr und mehr hervor. Goethe fühlte sich durch den Gedanken erhoben, daß, wenn irgendwo, hier der Punkt sei, an welchen ein moderner Nachfolger Homers anknüpfen und im Geiste des gewaltigen Musters den dichterischen Gedanken der Ilias weiterführen, ja abschließen könnte. Aber

gleich anfangs mischte sich zu viel Gelehrtes und Abstraktes in die Ausführung dieses Gedankens. Goethe will sich im Wetteifer mit Homer alles Individuellen und Modernen enthalten, will bloß nachahmen, selbst in dem, worin ihm Homer nicht gefalle. Schiller warnt ernstlich vor solchem Beginnen. Weder seine Natur, noch seine Einsicht und Erfahrung gestatte die bloße Nachahmung. Der moderne Dichter solle den Homer nur rein auf sich wirken lassen und dann frisch aus sich selbst heraus schaffen. Allein die Mahnung kam zu spät, der Plan zur Achilleis war einmal aus dem Boden der gelehrten Spekulation erwachsen und schon im Keime krank und matt. Doch begann Goethe, von Schiller angetrieben, das Werk. Im März und April 1799 wurde der erste Gesang vollendet oder, wie Goethe in den Annalen angiebt, die ersten beiden Gesänge, die später wohl in den einen uns erhaltenen zusammengezogen wurden, auch der Plan des übrigen wurde niedergeschrieben.

Überläßt man sich unbefangen dem Eindruck, den das Bruchstück auf den Hörer oder Leser macht, so empfindet man bald den Kontrast zwischen moderner Sentimentalität und antiker Form. Es geht ein düsterer Zug, eine gedrückte Stimmung durch die Erzählung, die dem antiken Epos ganz fremd ist. Achilles, noch immer untröstlich über den Tod seines Freundes Patroklos, läßt von seinen Myrmidonen den Grabhügel aufwerfen, in dessen freigelassener Mitte seine eigne Asche ruhen soll. Die zweite Szene spielt im Palaste des Zeus auf dem Olymp. Thetis hadert in der Versammlung der Götter mit Hera, die ihr nicht einmal den Schmerz über den vom Schicksal bestimmten frühen Tod ihres Sohnes gönnen wolle. Die dritte Szene führt uns zurück auf den Grabhügel des Achill. Hier erscheint Athene, die erbarmungsvoll den Helden im Angesicht des frühen Todes noch einmal zu reiner Freude am Dasein erregen will. Die Gedanken, Goethes würdig, sind durchaus modern sentimental, aber die formelle Einkleidung ist antik und strotzt von gelehrten Andeutungen. Goethe machte nach dieser ersten Anstrengung eine Erholungspause und ist nie wieder zu der bedenklichen Arbeit zurückgekehrt. Leider! sagen die meisten seiner Verehrer, und doch ist es gewiß, daß er nicht zu dem Stoffe zurückkehren konnte. Denn dieser schwebt zwischen Epischem und Dramatischem und neigt sich unwillkürlich und unmerklich zu letzterm; genau so wie die „Natürliche Tochter“ in derselben mittlern Sphäre sich mehr dem Epischen nähert und dem ihr angepaßten dramatischen Gewande widerstrebt. Solche Stoffe sind die gefährlichsten, sie verzehren viel Studium und Arbeit, ohne zu lohnen. Der Versuch, Homer in unser empfindsames Zeitalter zu verpflanzen, war mißglückt und wird, wenn er Goethe mißlang, jedem mißlingen, der ihn zu unternehmen wagt.

Merkwürdigerweise hatte Goethe kurz vorher, ehe ihn die Achilleis beschäftigte, die Muse Homers modernisirt, so weit es überhaupt denkbar ist, ohne es sich selbst recht klar zu machen, in „Hermann und Dorothea.“ Aber

nicht aus Homerstudien und theoretischen Untersuchungen hatte er geschöpft, sondern aus dem befruchtenden Strome der Vossischen Homerübersetzung, ja streng genommen aus einer praktischen Wirkung derselben, aus Vossens Luise. Nur der deutsch gewordene Homer und dessen Anregungen haben Goethe diejenige Freiheit des Schaffens gegeben, die Schiller ihm wünschte. Und so hat Goethe doch ein Werk hinterlassen, dessen Keim durch die Sonne Homers belebt worden ist.

Man kann die Achilleis als Goethes letzten Versuch betrachten, die Werke der großen griechischen Dichter um oder weiter zu dichten. Mehr und mehr wandte sich sein reifer Verstand gelehrten Untersuchungen zu, die die freiwaltende und freischaffende Phantasie zurückdrängten. Sah doch auch das jüngere Geschlecht, das Jahrzehnte lang das rastlose Lernen und Lehren des würdigen Greises zu beobachten Gelegenheit hatte, in ihm vorzugsweise den Gelehrten, und erst nach seinem Tode kehrte das Interesse der Nation zu den Werken seiner Jugend als zu den unerschöpflichen Quellen der Dichtkunst zurück.

Wenn wir Goethe im Wettkampfe mit den Griechen zeigen wollten, durften wir nur auf solche Dichtungen Bezug nehmen, die aus antiken Vorbildern selbst hervorgegangen, nicht auf solche, die mittelbar durch das Studium der Griechen beeinflußt worden sind. Deren giebt es in Goethes Werken eine große Anzahl, ja in den Dichtungen nach der italienischen Reise sind antike Lebensanschauung und antiker Stil vorherrschend. Das merkwürdigste Produkt dieser Art sind wohl die Römischen Elegien, die in den Jahren 1789 und 1790, also in der Heimat, gedichtet sind. Freilich sind sie mehr unter dem Einflusse der römischen als der griechischen Muster entstanden, aber sie gehören wenigstens insofern hierher, als sie, wie A. W. Schlegel so treffend sagt, „originell und dennoch echt antik" sind. Ganz dasselbe gilt auch von den anakreontischen Liedern, die im Jahre 1781 beginnen und sich bis zum Ende des Jahrhunderts hinziehen. Man denke an „Amor als Gast" oder an „Amor als Landschaftsmaler," „Den Becher" und ähnliche. Überhaupt bieten die kleinern Gedichte, die lyrischen sowohl wie die epischen, die herrlichsten Beispiele für diese Gesamtwirkung der griechischen Muster.

Nach Schillers Tode mischten sich in Goethes poetischen Gedankenkreisen mit den griechischen Vorstellungen romantische Ideenverbindungen, so in Pandora und im ganzen zweiten Teile des Faust, auch in der Helena. Wie dem Einschlummernden sich die verschiedensten Bilder zu lieblichen Träumen vermischen, so verwoben und verrankten sich die Zeiten in den letzten Werken des alternden Meisters.

Die historische Ausstellung deutscher Grabstichelarbeiten
im Berliner Kupferstichkabinet

(Fortsetzung)

Dürers äußeres Leben liegt ziemlich klar vor uns und hat durch Thausing eine so beredte Schilderung erfahren, daß auch weitere Kreise mit den Thatsachen zur Genüge bekannt sind; es ist unzweifelhaft, daß die Kenntnis der Lebensumstände eines Künstlers auch unsre Teilnahme an seinen Schöpfungen beeinflußt, und das ist bei Dürer in hervorragendem Maße der Fall, da wir über viele Ereignisse seines Lebens durch seine eignen, persönliches Empfinden atmenden Aufzeichnungen unterrichtet sind.

Albrecht Dürers Vater war Goldschmied, sein Pate, Antoni Koberger, der bekannte Buchdrucker und Verleger Nürnbergs; daß Dürer sich trotz seiner Studien in der Malerwerkstatt Michael Wohlgemuts bald dem Kunstdruck zuwandte, erscheint also leicht erklärlich. Vor seiner ersten Wanderschaft, die zwischen die Jahre 1490 und 1494 fällt, ist keiner seiner Kupferstiche entstanden. Auf dieser Wanderschaft berührte er 1492 auch Colmar, die Vaterstadt Martin Schongauers, der 1491 gestorben war, und wurde von dessen Brüdern gastlich aufgenommen. Nach seiner Heimkehr gründete er eine eigne Werkstatt, in die er die von älteren Dürerforschern mit Unrecht als Xanthippe verläumdete Agnes Frey als Gattin heimführte. Um diese Zeit müssen wir auch seine ältesten Stiche ansetzen, von denen neben der heiligen Familie mit der Heuschrecke die sechs Landsknechte und der Spaziergang ausgestellt sind, Darstellungen, die inhaltlich den namentlich in Süddeutschland beliebten älteren Schilderungen des zeitgenössischen Lebens — man vergleiche z. B. die ausgestellten Werke des Meisters M. Z. und B. S. — noch nahe stehen. Die heilige Familie mit der Heuschrecke giebt uns ebenso wie der „Verlorne Sohn" einen guten Begriff von der so frühzeitig geweckten Begabung Dürers für die landschaftliche Komposition, in der er Bahnbrechendes zu leisten berufen war. Technisch sehen wir ihn hier noch in den Bahnen des fünfzehnten Jahrhunderts.

Einen gewaltigen Fortschritt offenbart uns der im Jahre 1504 entstandene Stich „Adam und Eva." Hier zum erstenmale in der Entwicklung des

Digitized by Google

Kupferstichs tritt uns das bewußte Streben nach malerischer Behandlung entgegen, die fortan den Künstlern als höchstes Ziel vor Augen stand, bis sie in ihrer virtuosen Ausbildung am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts fast die Grenze der Technik des Kupferstichs zu überschreiten drohte. Auch die Formengebung ist in diesem Stich zu einer Größe ausgereift, die man nur begreift, wenn man sich die inzwischen entstandene gewaltige Holzschnittfolge der Offenbarung Johannis vergegenwärtigt, die Dürer mit einem Schlage zum weltberühmten Künstler machte. Aus demselben Jahre stammt auch das mit rührender Sorgsamkeit ausgeführte Idyll der Geburt Christi, das uns wie ein Vorspiel zu dem sieben Jahre später erscheinenden, aber großenteils auch schon 1504 und 1506 entstandenen Holzschnittwerke des Marienlebens anmutet. Auch eine andre Mariendarstellung dieser Zeit, die Madonna mit der Meerkatze (um 1506), hat einen vorwiegend idyllischen Charakter, der durch die landschaftliche Ferne mit dem Nürnberger Motiv des Weierhauses noch gehoben wird. Da die Ausstellung aus der Fülle der Madonnengestalten Dürers nur eine kleine Zahl bringt, kann hier ein vergleichendes Studium gerade dieser in hervorragendem Sinne deutschen Schöpfungen nur angeraten, aber nicht ausgeführt werden. Für die Wandlung des Dürerschen Formensinnes giebt es keine bessern Zeugnisse als seine Madonnen, deren vergleichende Betrachtung ebenso genußbringend wie lehrreich ist.

In einen ganz andern und neuen Gedankenkreis führen uns die folgenden ausgestellten Stiche, die die Welt des Humanismus vor unser Auge rufen. Im Jahre 1506 besuchte Dürer — ob zum ersten- oder zweitenmale, lassen wir dahingestellt — Oberitalien, wo ihn namentlich Venedig und Bologna lange Zeit fesselten. In Italien lernten die deutschen Künstler das formale Studium des klassischen Altertums kennen, aus Italien drang auch die litterarische klassische Bildung nach Deutschland. Lernte Dürer in der ersten Beziehung an der Quelle, so erhielt er die humanistischen Anregungen offenbar aus zweiter Hand, durch seinen Freund Willibald Pirkheimer, mit dem er, in demselben Hause aufgewachsen, auch während seiner italienischen Reise in regem brieflichen Verkehr blieb. Den künstlerischen Rückschlag dieser Beziehungen dürfen wir wohl in Dürers allegorischen und mythologischen Schöpfungen erkennen. Hat man doch den „Traum des Doktors" gar als eine persönliche Anspielung auf Pirkheimers Buhlschaften auffassen wollen. Pirkheimer war aber 1507, als der Stich ungefähr entstand, erst 37 Jahre alt, also hatte die Anspielung der Liebesgedanken, die auf Stelzen künstliche Gehversuche machen, keinen rechten Sinn; immerhin ist es möglich, daß Pirkheimer die Anregung zu der selbst etwas gestelzten Sinnbilderei des Stiches gegeben hat. Einen ähnlichen wenig klaren Inhalt, zu dessen Erläuterung die sittlichen Begriffe jener Zeit vielleicht die Handhabe bieten können, zeigt auch die sogenannte „Eifersucht," eine Darstellung, der einzelne italienische Studien des Meisters zu Grunde liegen, ohne daß auch

die Übernahme des Stoffes aus einer italienischen Quelle — man hat an eine italienische Umbildung des Mythus von Nessus und Dejanira gedacht — sicher nachweisbar wäre. Es bleibt schließlich die Vermutung nicht ausgeschlossen, daß Dürer durch seine Formstudien des Nackten zu jenen ihm selbst vielleicht ihrem mythologischen Inhalte nach nicht völlig klaren Vorstellungen geführt worden ist. Schon Vasari betont, daß der Künstler in der „Eifersucht" namentlich habe zeigen wollen, daß er das Nackte darzustellen wisse, was ihm freilich nur nach Maßgabe der wenig schönen deutschen Modelle gelungen sei. Technisch von hohem Interesse ist der ausgestellte unvollendete Probedruck dieses Stiches, der nur noch in einem zweiten Exemplar der Albertina in Wien bekannt ist und einen fesselnden Einblick in die sorgsam abwägende Arbeitsweise des Meisters gestattet. Ein Teil der Platte ist hier erst mit der sogenannten kalten Nadel vorgeritzt, freilich mit jener Dürer eignen Sicherheit des Umrisses, und durch den Probeabzug wollte der Künstler sich offenbar zunächst die Wirkung der Baumgruppe und der Landschaft vergegenwärtigen, um das richtige Verhältnis zwischen Licht- und Schattenmassen bei der Ausführung der dunkeln Partien des Vordergrundes nicht zu verfehlen. Es kann uns dies Verfahren als eine praktische Bestätigung seines Ausspruchs dienen: „dan ein gut byld mus mit großer müe arbeit fleis und voll besunnen gemacht werden, und es gerett uns nit ongefehr." Die Ergebnisse seiner so eingehenden Studien, die er namentlich auch auf technischem Gebiete machte, sind in dem „Großen Glück" und dem „Heiligen Eustachius" mit den prächtig aufgebauten Landschaften leicht zu erkennen. Diese Blätter bestimmte er Christian II., dem kunstsinnigen König von Dänemark, mit dem er 1521 in Brüssel zusammentraf, zum Geschenk, mit den besten Stücken aus seinem ganzen Druck; „sind fünf Gulden wert," fügt er in seinem Tagebuche gewissenhaft hinzu. Im Jahre 1521 rechnete man freilich noch nicht mit unsern Liebhaberpreisen, die oft für eines jener Blätter das hundertfache jener bescheidnen Summe übersteigen!

Das sogenannte „Große Glück" ist eine jener allegorischen Gestalten, die in der Phantasie des Renaissancekünstlers lebendig waren, wurde aber von Dürer weit über die engen spießbürgerlichen Beziehungen der Zeit hinaus zu einer „Nemesis" umgebildet; freilich dies nicht im antiken Wortsinne aufzufassen, sondern als das Geschick, das Gutes und Böses unter die Menschen verteilt. Thausing hat diese Allegorie auf zeitgeschichtliche Ereignisse, den Schweizerkrieg des Jahres 1499, beziehen wollen und sogar in der Landschaft, die nach ihm mit der den kaiserlichen Truppen verhängnisvollen Ortschaft Heigersloch in Schwaben viel Ähnlichkeit haben soll, Anhaltepunkte für seine Ansicht zu finden geglaubt, jedoch wohl ebenso sehr mit Unrecht, wie jene ältern Dürerforscher, die in der Fortuna das Bildnis von Dürers Gattin und in dem „Ritter trotz Tod und Teufel" den Reformationsritter Franz von Sickingen sehen wollten. Auch das letztgenannte Blatt, dessen Grundgedanke (Tod und Teufel bedrohen auf einsamer

Fahrt einen furchtlosen Ritter) sehr wohl einem bildenden Künstler des sechzehnten Jahrhunderts auch ohne äußere Veranlassung kommen konnte, ist in erster Linie als freie künstlerische Studie zu betrachten und zu würdigen. Daß Dürer ähnliche Studien psychologisch zu vertiefen verstand, beweist uns am besten der berühmte Stich „Melancholia." Nur ungern widerstehen wir dem Versuch, in dieses tief ergreifende, echt deutsche Phantasiegebilde alle möglichen philosophischen Ideen und Probleme hineinzugeheimnissen. Wie trocken erscheint uns neben diesem Werke Dürers ein Text, mit dem Jost Amman in seinem Wappen- und Stammbuche 1589 die äußerlich an Dürers Gestalt sich anlehnende Melancholia begleitet:

Hienauß, dortnaus mein Sinn sich lenkt
Und manche seltsam Kunst erdenkt
Bist du mein freundt, thu mich nicht irren
Sonst wirstu mir mein Hirn verwirren.
Mir bringt kein freud der Kinder schreyen
Der Hüner getzen, Eyer legen
Laß mich nur bleiben bey meim sinn
Sonst wirstus haben klein Gewinn.

Und doch kommt dies der Durchschnittsauffassung der Dürerschen Zeit vielleicht näher, als unsre Faustischen Weltschmerzstimmungen, die wir aus dem auch landschaftlich äußerst stimmungsvollen Bilde herauslesen möchten. Die Melancholia ist eine der vier Komplexionen oder Temperamente, die in dem Aberglauben der Zeit eine hervorragende Rolle spielen. Daß Dürer, vielleicht unter dem Eindruck des gleichzeitigen Todes seiner geliebten Mutter, dem Gegenstande eine psychologische Vertiefung hat angedeihen lassen, deren Bann sich kein moderner Mensch zu entziehen vermag, weil sie eben über alle historischen Grenzen hinaus menschlich ist, ist unbestreitbar, aber wir möchten auch diesen Vorgang uns mehr als eine Form künstlerischer Durchbildung, als als Ausfluß einer augenblicklichen Stimmung denken. Giebt doch Alberti einmal den Künstlern den offenbar praktisch gemeinten Rath: ea potissimum pingenda sunt, quae plus animis quod excogitent relinquant, quam quae oculis intueantur. Nach dieser Anweisung ist offenbar auch Dürer verfahren.

Hat man der Melancholie den Ritter trotz Tod und Teufel als den Sanguiniker zur Seite gestellt, so soll der „Hieronymus im Gehäus," den wir auch in der Ausstellung neben jenen gleichzeitigen Stichen finden, das Phlegma vertreten. Daß die anheimelnde Innenszene, das Urbild selbstgenügsamer Behaglichkeit, die bis ins kleinste hinein durchklingt, im Gegensatz zu jenem phantastisch unruhigen Stimmungsbilde steht, empfindet jeder, der beide Bilder neben einander sieht. Ob aber diese Behaglichkeit nur dem Phlegma eigen ist, mag ein besserer Kenner der „menschlichen Komplexionen" entscheiden. Wir setzen als Wahlspruch dieses Heiligen Hieronymus eine von Chytraeus überlieferte Inschrift des sechzehnten Jahrhunderts:

Digitized by Google

So vil du magst, leb still für dich
Nach hohem Stand nicht sehne dich
Vom höchsten Schloß der donner kümt
Herrn gnad selten ein gut end nimmt.
Wenn du fürhast ein wichtig sach
So seh dich für und thu gemach
Mit eil soll man nicht heben an
Das man hernach nicht enden kann.

In den letzten Jahren seines Lebens waren es vorzugsweise physiognomische und Proportionsstudien, die Dürer fesselten. Ein Blatt, wie die von einem Engel gekrönte Madonna aus dem Jahre 1520, zeigt keine Merkmale einer besondern Vertiefung, es ist wohl mehr eine Arbeit, die der Marktnachfrage ihre Entstehung verdankt. Schon während seiner niederländischen Reise und auch nach seiner Rückkehr in die Heimat wandte sich Dürer mit gesteigerter Vorliebe dem Bildnisfache zu. In der Ausstellung sind seine Leistungen auf diesem Gebiete durch den sogenannten „Kleinen Kardinal" (Albrecht von Mainz) und das Porträt des Erasmus von Rotterdam vertreten, beides Zeitgenossen, die bekanntlich in der Reformationsgeschichte ihre besondere Rolle spielten. Auf dem denkwürdigen Reichstage zu Augsburg im Herbst 1518, wo Luther von dem päpstlichen Legaten Cajetan vernommen wurde, war auch Dürer mit seinen Freunden Nützel und Spengler, den amtlichen Vertretern Nürnbergs, zugegen. Hier entwarf er auch neben Skizzen zu dem Porträt des Kaisers Maximilian die Zeichnung für den „Kleinen Kardinal," zunächst in Kohle (die Skizze befindet sich in der Albertina in Wien) und sodann in sorgfältig den Stich vorbereitender Federzeichnung (in der Kunsthalle zu Bremen.) Der Kurfürst verfehlte nicht, nach Übersendung der Platte mit 200 Abzügen dem Künstler seine Erkenntlichkeit zu erzeigen, indem er ihm 200 Gulden in Gold und zwanzig Ellen Damast zu einem Rock schickte und auch später sich für Dürer verwendete. Erasmus von Rotterdam zahlte für sein Konterfei, dessen Vollendung er mit eitler Ungeduld kaum erwarten konnte, nur mit schönen Redensarten. 1520 in Brüssel hatte er Dürer gesessen, 1526 ist der Stich datirt, offenbar haben die Züge des großen Humanisten in Dürers Gedächtnis nicht fest gehaftet, denn die Ähnlichkeit mit dem durch die Meisterhand Holbeins verewigten Antlitz ist nur gering. Erasmus selbst konnte dieser Mangel nicht entgehen, er entschuldigte ihn aber höflich und bescheiden zugleich damit, daß er in den fünf Jahren, die seit dem Entwurf vergangen waren, eben nicht derselbe geblieben sei. Technisch steht das Blatt auf der vollen Höhe jener letzten Kupferstiche Dürers, deren Reihe es mit dem gleichzeitigen Porträt Melanchthons abschließt. Den Rest seines Lebens widmete der Meister fast ausschließlich theoretischen Untersuchungen, denen der Tod am 6. April 1528 ein Ziel setzte. Wenn Erasmus von Rotterdam ihm sogar vor Apelles die Palme reicht, mit dem verglichen zu werden der größte Malerruhm aller Zeiten blieb, so begründet

er das nur damit, daß Dürer alles, zu dessen Darstellung andre der Farben bedurften, in schwarzen Linien, d. h. im Holzschnitt und Kupferstich auszudrücken verstanden habe. „Ist es nicht bewundernswürdiger — ruft er aus —, ohne den buhlerischen Reiz der Farben das zu leisten, was Apelles mit ihrer Hilfe geleistet hat?" Wir dürfen diese Anerkennung in dem Sinne auch zu der unsern machen, daß Dürers Stellung in der Kunstgeschichte in höherm Maße noch durch seine Leistungen im Kupferstich und Holzschnitt als durch seine Gemälde bestimmt wird. Schon aus diesem Grunde gebührt den erstern die Teilnahme der weitesten Kreise mindestens in demselben Maße wie seinen Gemälden. Daß die Berliner Ausstellung auch hier ihre Wirkung nicht verfehlen möge, ist unser lebhafter Wunsch.

(Schluß folgt)

Das Grillparzerdenkmal in Wien

Bald wird man in Wien nicht mehr klagen dürfen, daß die Stadt arm an patriotischen Denkmälern sei: zu den älteren Standbildern Kaiser Josefs, Prinz Eugens, des Erzherzogs Karl, des Feldmarschalls Schwarzenberg sind in den letzten Jahren die Denkmäler Tegetthoffs, Haydns und zuletzt das der Kaiserin Maria Theresia gekommen, Radetzky und Mozart sind in Vorbereitung und vor wenigen Wochen ist die Hülle von dem Grillparzerdenkmal im Volksgarten gefallen. Wie der Leser schon aus den Zeitungen weiß, stellt es einen halbkreisförmigen Mauerausschnitt dar, der durch einen hochaufragenden säulengetragenen Mittelbau durchbrochen ist, in der Nische befindet sich die sitzende Figur des Dichters, an den Wänden rechts und links sind Szenen aus seinen Dramen in mäßig erhobner Arbeit abgebildet: alles in grobkörnigem Laaser Marmor. Die Gestalt des Dichters ist von Kundmann, die Reliefs sind von Weyr.

Karl Kundmann ist ein Wiener, geb. 1838, im großen Publikum hauptsächlich durch seine militärischen Heldengestalten bekannt: die Statuen König Rudolfs, Prinz Eugens, Graf Bucquoys im Arsenal und Admiral Tegetthoffs am Praterstern. Aber seine künstlerische Stärke liegt nicht auf diesem Gebiet; kräftige, energische Männlichkeit vermag er am wenigsten darzustellen, am besten

gelingen ihm Kinder und Frauen, aber auch feine, milde Künstlernaturen glücken ihm, wie Schubert oder Anastasius Grün. Und so war er denn auch der richtige Mann, Grillparzer lebenswahr zu bilden. Der Dichter erscheint etwa fünfundvierzigjährig, in einem Alter also, wo die Blütezeit seines dichterischen Schaffens bereits vorbei war, seine Meisterwerke bereits geschrieben waren. Aber Kundmann durfte Grillparzer den Wienern nicht als den jungen, braungelockten Dichter der „Sappho“ vorführen, der wär ihnen ganz und gar fremd erschienen, in ihrer Erinnerung lebt Grillparzer als ein alter grämlich dreinsehender Herr, einem in Ruhestand versetzten Hofrat ähnlicher als einem Künstler. Es ist nur zu loben, daß Kundmann dieser Überlieferung nicht zu sehr nachgegeben, daß er einen Mittelweg eingeschlagen hat. Ob freilich künftige Geschlechter in dieser Gestalt den Schöpfer der „Ahnfrau,“ der „Sappho,“ der „Medea,“ der Hero- und Leandertragödie und des Schauspiels „Der Traum ein Leben“ wiederfinden werden, ist eine andre Frage. Genug, Kundmanns Grillparzer ist ein Mann in mittleren Jahren, die Züge sind nicht willkürlich gemodelt, sondern einem Gemälde von Daffinger abgelauscht, edel und sinnend; er ruht in einem Lehnstuhl, das Haupt leicht nach vorn geneigt, wie er es in Wirklichkeit trug, in der Linken lose ein Buch haltend, die Rechte auf das Bein gestützt. Man könnte fragen, ob es denn passend sei, einen Dichter als Leser vorzuführen, ob nicht die alte bildnerische Schablone, wonach Poeten immer mit Schreibtafel und Griffel dargestellt werden, vorzuziehen gewesen wäre. Aber es ist doch so ganz gut. Man mag sich denken, Grillparzer habe eben die Geschichte Rudolfs II. gelesen oder die Chronik des Gregorius von Tours, die ihm den Stoff zu „Weh dem, der lügt“ geliefert hat; nun ruht er und denkt über das Gelesene nach, es beginnt sich in seiner Seele dichterisch zu gestalten, wir belauschen ihn gleichsam in seiner Werkstatt. Besonders des Abends in der ersten Dämmerung scheint es dem Beschauer, der lange und starr hinsieht, als huschten geheimnisvolle Lichter über das ruhige Marmorantlitz, es beginnt „heimlich zu leben,“ und dann möchte man sagen: ja, so muß er ausgesehen haben, wenn er dichtete, kaum daß man den Glanz und die Bewegung des Auges vermißt. Einfach und nüchtern, dem schlicht bürgerlichen Wesen Grillparzers gemäß, ist Körper und Gewandung behandelt: sicherlich hat sich Kundmann, der so gern schöne Formen schön verhüllt darstellt, Gewalt angethan. Überscharfe Beobachter wollen freilich finden, daß der Mantel, in den der Unterleib gehüllt ist, zu zierliche Falten schlage, das durchscheinende Bein beinahe weibliche Fülle zeige. Aber auf keinen Fall tritt dies so stark hervor, daß es störte.

Wenden wir uns nun zu dem bildnerischen Schmuck der Wände. Auch Rudolf Weyr, der ihn geschaffen hat, ist ein Wiener, aber um etwa zehn Jahre jünger als Kundmann. Seinen Ruf begründete er durch das dem Kaiser 1875 vom niederösterreichischen Gewerbeverein dargebrachte Jubiläumsgeschenk, einen

Tafelaufsatz, dessen Hauptfigur eine kleine Statue des Monarchen bildete. In hervorragender Weise beteiligte er sich dann an der plastischen Ausschmückung des neuen kunsthistorischen Museums und des Hofburgtheaters; für den Fries „Bacchuszug“ am Theater erhielt er 1884 die Karl-Ludwigs-Medaille. Gegenwärtig arbeitet er an dem Mozartstandbilde, das wahrscheinlich auf dem Stephansplatz aufgestellt werden wird.

Was die Reliefs am Grillparzerdenkmal betrifft, so sind sie zunächst durch die Kühnheit merkwürdig, mit der hier Vorwürfe, die sonst nur Malerei und Dichtkunst zu behandeln wagen, in den Kreis der plastischen Darstellung gezogen sind. Da sind Felsen und Kämme, ruhiges und bewegtes Meer, Wolken und Blitze, da sind griechische Säulenhallen, ein Grabgewölbe, ein Zelt, da sind leidenschaftlich bewegte Menschen und zuletzt gar — ein Gespenst. Was den Bildhauer in der Wahl seines Stoffes überall bestimmt hat, war eben nicht die Frage, ob er sich für plastische Gestaltnng eigne, sondern die Rücksicht auf das, was am bekanntesten, was in Wien am bekanntesten war. Darum sind ausschließlich Dramen gewählt, und zwar die, die hier am häufigsten aufgeführt werden, aus dreien aber wieder die wirkungsvollsten Augenblicke, die sich dem Gedächtnis des Zusehers am stärksten einprägen, nicht die tragischen Höhepunkte. Nur aus „Medea“ und aus „König Ottokars Glück und Ende,“ wo sie zugleich die stärkste theatralische Wirkung enthalten, sind drei Höhepunkte genommen, aus der „Ahnfrau“ die Gruftszene im letzten Aufzug, aus der „Sappho“ der Schluß, wo die Heldin von der Welt Abschied nimmt, aus „Des Meeres und der Liebe Wellen“ der Augenblick, wo Hero den toten Leander am Meeresstrande findet, aus dem „Traum“ gar die Exposition am Beginn des zweiten Aufzugs, wo der schlummernde Rustan sich in der ersten Versuchung sieht. Nur der Besucher des Burgtheaters wird sogleich wissen, was alle diese Reliefs darstellen wollen; der, der Grillparzers Stücke nur gelesen hat, wird vor den meisten lange nachdenken müssen. Nicht mit Unrecht hat man also gesagt: das sind Burgtheaterszenen in Skulptur, die Bewegungen der dargestellten Menschen sind auch gar nicht die des Lebens, sie sind alle theatralisch gesteigert und erhöht, während man gerade vom Bildhauer erwartet, daß er sie harmonisch abschwächt, ruhiger und gemessener macht. Dennoch verdient der Künstler ein volles Lob. Die Auswahl bot ohne Zweifel große Schwierigkeiten, und daß er sich nicht leichtsinnig darüber hinweggesetzt hat, beweist, daß er von seinen ursprünglichen Vorwürfen, wie sie der erste Entwurf zeigte, ganz abgekommen ist. Und dazu kommt die meisterhafte Behandlung im einzelnen, die um so mehr Bewunderung abnötigt, als sie den sprödesten Stoff vor sich hatte: das Korn des Laaser Marmors läßt sich nicht teilen, er ist das gerade Gegenteil von dem weichen, geschmeidigen Carrarischen Marmor, der gleichsam jeder Berührung des Meißels folgt.

Die einfache und edle Architektur des Denkmals ist in der Werkstätte des Freiherrn von Hasenauer entworfen worden, aber nicht von diesem selbst, sondern von dem tüchtigen Kovacz, der noch wenig bekannt ist und auch diesmal von den meisten Wiener Blättern nicht genannt wurde, da man seine Arbeit einfach auf die Rechnung Hasenauers setzte.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur „erziehlichen" Knabenhandarbeit. Am 1. Juni hat der Landtagsabgeordnete Freiherr von Schenckendorff, der bekanntlich mit unermüdlichem Eifer für Schulreform wirkt, in der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" in Breslau einen Vortrag gehalten über: „Erziehliche Knabenhandarbeit, ein Mittel zur Erziehung des Volkes zur Arbeit." Mehr und mehr, sagte er da u. a., werde die Ansicht aufgegeben, es handle sich in der Erziehung vorwiegend nur darum, den Geist zu schulen und das Kind mit Kenntnissen zu versehen. Die Übung in Handarbeiten, das fange man an zu begreifen, gehöre notwendig mit zur Erziehung. Bei ihr lerne das Kind auch sehen, auffassen, beobachten, was alles in unsern Schulen vernachlässigt werde. „Die ganze Aufmerksamkeit wird heute den innern Vorgängen zugewandt, die Handarbeit aber lenkt den Blick nach außen, lockt den Geist gleichsam spielend aus seiner Höhle heraus und öffnet ihm die reiche Welt der Erfahrungen." So bilde sich praktische Intelligenz und Erfahrungswissen. „Nächstdem findet der Thätigkeitstrieb seine Entwicklung; das Kind lernt sich selbst beschäftigen. Kann es das, so ist es willig und folgsam, kann es das nicht, so ist es leicht launisch und verfällt in Thorheiten. Heute wird der Schaffenstrieb im Laufe der Erziehung so gut wie ertötet. Zur vollen Ausbildung gehört nicht nur Geistes-, Herzens- und Körperbildung, sondern auch Handbildung. Nur so erwächst ein ganzes Geschlecht. Der Mensch tritt geschickter, umsichtiger, anstelliger und praktischer ins Leben ein. Die heutige Erziehung bildet vorwiegend nur das Wissen und den Verstand; so möchte jeder ein Gelehrter, Beamter oder andrer Kopfarbeiter werden, das Kind sieht die Handarbeit als etwas Untergeordnetes an, und doch leben neun Zehntel der Bevölkerung von der Arbeit der Hand [und das zehnte Zehntel von der Arbeit der andern neun, hätte Herr von Schenckendorff hinzufügen können]. Wird die Hand vom ersten Schuljahre und nicht wie heute vom vierzehnten Jahre ab geschult, so wird auch die allgemeine Geschicklichkeit im deutschen Volke steigen, viele Talente und Anlagen werden zur Entwicklung kommen."

Vortrefflich, und der breitesten Ausführung, bis zum Umfange eines Buches, wert! Nun gehört aber der Abgeordnete von Schenckendorff der nationalliberalen Partei an, und Kirchen- und Schulangelegenheiten sind dasjenige Gebiet, auf dem allein noch von einer „großen liberalen Partei" gesprochen werden kann, die vom rechtesten Flügel der Freikonservativen über die Deutschfreisinnigen bis zur äußersten

Demokratie hinabreicht. Wenn, wie es scheint, in dieser liberalen Welt die oben entwickelten Grundsätze anerkannt werden, so darf auf Beseitigung eines Zwiespaltes mit den Konservativen gehofft werden, der sich in der Praxis oft recht hinderlich und lästig erweist. Die Konservativen, das bedeutet, im nordöstlichen Deutschland wenigstens, die Landwirte, wünschen Verminderung der Unterrichtsstunden auf dem Dorfe, damit die Kinder bei der Feldarbeit helfen können. Möglich, daß dieser Wunsch weder lediglich der christlichen Liebe zu den Kindern, noch der reinen Sehnsucht nach der Verwirklichung eines Erziehungsideals entspringt; die Herren Rittergutsbesitzer wie die Herren Bauern mögen an engelhafter Selbstlosigkeit zu wünschen übrig lassen. Allein zum Glück ereignet es sich in dieser nicht so gar schlechten Welt manchmal, daß, was dem einen nützt, auch dem andern keinen Schaden bringt; und im vorliegenden Falle darf man die Liberalen wohl fragen, warum den Dorfkindern die Übung der Hand weniger nützlich sein sollte als den Stadtkindern?

Ob nicht am Ende die ländlichen Arbeiten im Freien sogar in noch höherm Grade als die Bosseleien in geschlossener Werkstatt das Kind „sehen, auffassen und beobachten“ lehren und den Geist „aus seiner Höhle herauslocken“? Sollte vielleicht die Ackerarbeit deswegen schlechter sein, weil sie zur Herstellung wirklicher Werte beiträgt, während jene Dingerchen, die in den Handarbeitsschulen angefertigt werden, ziemlich wertlos sind? Oder weil jene Arbeiten Geld bringen, während die andern Geld kosten? Ausbeutung der Kinder durch Habgierige und gewissenlose Eltern ist sicherlich das abscheulichste, was man sich denken kann. Aber den Kindern eine „erziehliche“ (herrliche Wortbildung!), für Körper und Geist gesunde Arbeit deswegen verwehren, weil sie ihm einige Mark einbringt, ohne die es vielleicht hungern und im Winter der ganzen Schuhe entbehren müßte, das wäre denn doch ein wunderliches Stückchen Humanität! Nun aber rechne man: 6 Stunden Schule, 2 Stunden häusliche Schularbeiten, 2—4 Stunden Handarbeit, macht 10—14 Stunden Arbeit für ein Kind in unsrer Zeit, wo die Erwachsenen den neunstündigen Maximalarbeitstag fordern! Wäre das nicht wirklich inhuman? Zwingt also nicht die Einführung des Handfertigkeitsunterrichts und die Zulassung der Feldarbeit zur Abkürzung der Unterrichtszeit in der Volksschule? Ergiebt sich also nicht jene angeblich reaktionäre Forderung ganz von selbst aus den Grundsätzen der liberalen Unterrichtsreform? Und wer weiß, ob die Verminderung der Schulstunden ein Unglück für den Bildungsfortschritt wäre, denn auch hier ist die Hälfte manchmal mehr als das Ganze.

Wird die Dorfschule, die nur einen Lehrer hat, in eine vierstündige Schule für die Größern und in eine zweistündige für die Kleinern geteilt, so lernen die Schüler beider Abteilungen mehr, als wenn sie sechs Stunden beisammen sitzen und keiner seiner Altersstufe gemäß unterrichtet werden kann. Und doch bekommen schon von dem bloßen Worte „Halbtagsschule“ alle Liberalen Deutschlands und Österreichs die Krämpfe, als ob der Zweck der Schule nicht im Lernen, sondern im sechsstündigen Stillsitzen und Eingesperrtsein bestünde! Sind aber auf einem armen Arbeiterdorfe die Kinder so zahlreich, daß sich eine sechsklassige Schule einrichten läßt, dann entsteht die Frage, ob die Schüler in ihren wöchentlich 32 Stunden weniger oder ebensoviel lernen wie in einer guten Stadtschule. Lernen sie weniger, dann ist die Schule schlecht; der geringere Stoff muß sich in einer geringern Stundenzahl einprägen lassen. Lernen sie ebenso viel, dann lernen sie zu viel. Denn besonders für solche Kinder gilt der Satz des Abgeordneten von Schenckendorff, daß sie durch langandauernde angespannte Geistesthätigkeit unfähig gemacht

werden für ihren Beruf. Nicht bloß ungeschickt, sondern auch in andrer Beziehung unfähig; denn es werden in ihnen intellektuelle und ästhetische Bedürfnisse geweckt, die nicht befriedigt werden können; auch ihr geistiges Fell oder ihre geistige Epidermis, wenn das besser klingt, wird zu fein und zart für das harte Los, das sie erwartet; ähnlich wie die verzärtelte Gelehrtenhand Schmutz, heißes Eisen, den Schmiedehammer und schwere rauhe Steine nicht mehr zu handhaben vermag.

Nicht darin besteht das Liberale im Schulzwange, daß dem zukünftigen Ochsenknecht, Steinklopfer, Kohlenschlepper, Kloakenräumer bis zum vierzehnten Jahre dieselbe Bildung aufgezwungen wird wie dem zukünftigen Minister, General und Professor, sondern erstens darin, daß auch der Ärmste lesen und schreiben lernt, was ihn in den Stand setzt, sich später durch Lesen selbst fortzubilden, an den geistigen Bewegungen seiner Zeit teilzunehmen, und mit seinesgleichen zu gemeinsamen Unternehmungen in Verbindung zu treten; sodann darin, daß es durch den Schulzwang möglich wird, auch unter den Kindern des untersten Standes ein Talent, ein Genie zu entdecken, und ihm durch Überführung in andre Verhältnisse, an höhere Lehranstalten den Zugang zu einem ihm angemessenen Wirkungskreise zu erschließen.

Litteratur

Was nun? Zur Geschichte der sozialistischen Arbeiterpartei in Deutschland. Von Otto Hammann. Berlin, R. Wilhelmi, 1889

Der hier behandelte Gegenstand ist von unserm freisinnigen Bürgertum gering geachtet, dann vielfach überschätzt und mehr, als gerechtfertigt war, gefürchtet, bis heute aber wohl niemals vollständig begriffen worden, obwohl er schon einmal von einem gut unterrichteten und geschickten Schriftsteller behandelt worden ist. Es war im Jahre 1877, als Franz Mehring sein Buch „Die deutsche Sozialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre“ veröffentlichte, das bald eine zweite Auflage erlebte. In den elf Jahren, die seitdem verflossen sind, hat die deutsche Sozialdemokratie, von der Regierung und der Gesetzgebung mit verschiednen, zum Teil sehr kräftigen Mitteln bekämpft und eingeschränkt, mancherlei Wandlungen erlebt, aber nicht aufgehört, vielen Angst einzuflößen und von allen als eine Art Pfahl im Fleische des Staates und der Gesellschaft empfunden zu werden. Eine die Zeit nach Erlaß des Sozialistengesetzes einschließende Betrachtung ihrer Entwicklung gab es bisher noch nicht. Zachers Schrift „Die rote Internationale“ (Berlin, 1884) und die Broschüre „Sozialismus und Anarchismus während der Jahre 1883 bis 1886“ (Berlin, 1887) verbreiten sich nur über kürzere Perioden und haben es nicht bloß mit der sozialdemokratischen Bewegung innerhalb Deutschlands zu thun, sondern teilen in Gestalt von Jahresberichten allerlei über den Stand dieser Bewegung auch in den Nachbarländern mit. Die Litteratur über die Sache bedurfte

also bei deren Wichtigkeit dringend einer Ergänzung, und wir freuen uns, daß diese hier von durchaus befähigter Hand versucht worden ist.

Was der Verfasser giebt, ist nicht sowohl eine Geschichte der sozialistischen Arbeiterpartei in chronologischer Folge, sondern Beiträge zu einer solchen, namentlich altes und neues Material zur Beurteilung des Sozialistengesetzes, seiner Voraussetzungen, seiner Wirkungen und seines etwaigen Ersatzes. An die Darstellung der äußern Erfolge und der Verbreitung der Partei nach der Wahlstatistik, die der erste Abschnitt enthält, reiht sich die Schilderung der innern Organisation in Gewerkschaften (Schweitzersche und von Max Hirsch gegründete) und Geheimbünde seit Entstehen der Partei und der Thätigkeit der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstages während des letzten Jahrzehnts, das sich in der Geschichte der Partei, verglichen mit den nächsten auf den Erlaß des Sozialistengesetzes folgenden Jahren der Verwirrung und Ermattung, durch neue taktische Bahnen und gesteigerte Rührigkeit kennzeichnet. Bis dahin konnte es genügen, namentlich die Thatsachen reden zu lassen, da sie eine so deutliche Sprache führen, daß kritische Erläuterungen, wie sie die sozialistische Theorie verlangt, überflüssig gewesen wären. Jene Theorie hat aber keine Geschichte, sie hat keine Entwicklung, Vertiefung und Bereicherung erfahren, sie ist heute noch, was sie war, als Karl Marx mit dem ersten Teile seines Buches „Das Kapital" den Arbeitern ihre sozialistische Bibel lieferte. Erst im letzten Abschnitte der Schrift, der dem Verfasser der wichtigste ist, wird im Hinblick auf die schwebende Frage, was, wenn das Sozialistengesetz nicht weiter gelten soll, an dessen Stelle zu setzen wäre, das Wollen und Wirken der Sozialdemokratie kritisch ins Auge gefaßt und das Verhältnis des Staates zu ihr untersucht. Und hier nimmt der Verfasser einen Standpunkt ein, der sich von dem der gewöhnlichen Betrachtung unterscheidet, den wir aber für den richtigen halten. Während die Bestrebungen und Hoffnungen der Sozialisten in der Regel nur aus wirtschaftspolitischen Gründen als Utopieen bekämpft und verurteilt werden, bemüht sich der Verfasser in diesem Abschnitte namentlich die Verkehrtheit ihrer menschlich-sittlichen Voraussetzungen zu zeigen und auf diesem Wege Irrtum und Schuld zu trennen, indem er meint, daß die Befugnis des Staates, Sondermaßregeln gegen die Wühlerei und Hetzerei der Sozialisten zu ergreifen, viel mehr auf sittlicher Erkenntnis ruhe, als sie aus dem Hinblick auf wirtschaftliche Wohlfahrt herzuleiten sei. Wir machen noch auf das interessante Bild des sozialistischen Zukunftsstaates auf Seite 87 und 88 und auf den Anhang aufmerksam, der die Hauptdokumente zur Charakterisirung der Partei: das Gothaer Programm vom Mai 1875, das nach Schluß des Wydener Kongresses, im August 1880 erlassene Manifest, die Beschlüsse des Kongresses, der vom 29. März bis zum 2. April 1883 in Kopenhagen tagte, und die Beschlüsse des Parteitages, der vom 2. bis 6. Oktober 1887 zu Schönenwegen bei St. Gallen verhandelte, in vollständigen Abdrücken mitteilt und zugleich ein Namenverzeichnis enthält, mit dem man sich rasch und bequem zurechtfindet. Wir empfehlen die Schrift angelegentlich.

Hessische Volkssitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. Von Wilhelm Kolbe, Generalsuperintendenten der lutherischen Kirche in Hessen-Kassel. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Marburg, Elwert, 1888

In der hessischen Heimat des unlängst verstorbenen Verfassers hatte dieses Buch, das langjährigem Verkehr mit dem Volke und der Liebe zur Heimat seine Entstehung verdankt, rasch seinen Kreis gefunden, das beweist diese zweite Auflage nach kaum zwei Jahren. In dieser vollkommneren Gestalt, zu der den Verfasser der Beifall,

den das Büchlein gefunden, angespornt hat, wird es auch anderwärts, wo Sinn und Verständnis für alte deutsche Volkssitte und Volksglauben noch lebendig sind, willkommen sein. Da der Verfasser auch ältere Werke und Urkunden ausgenutzt hat, so beanspruchen manche seiner Mitteilungen wissenschaftlichen Wert und dürfen vielfach als eine Ergänzung zu Vilmars bekanntem „Idiotikon“ gelten. Vom Inhalte des Buches giebt das Verzeichnis eine Vorstellung: 1. Weihnachtsgebräuche; 2. Neujahrsgebräuche; 3. Fastnachtsgebräuche; 4. Ostergebräuche; 5. Gebräuche, welche an einzelnen Tagen haften: 1. am Dienstage: Gerichtsgebräuche, 2. am Donnerstage: landwirtschaftliche Gebräuche, 3. am Freitage: Hochzeitsgebräuche; 6. Besondre Opfergebräuche; 7. Heil- und Zaubergebräuche; 8. Leichengebräuche. Auch ein Register fehlt nicht.

Biblische Redensarten. Eine Studie über den Gebrauch und Mißbrauch der Bibel in der deutschen Volks- und Umgangssprache. Von **Paul Grünberg**. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1888

Goethe bezeugt ausdrücklich, daß er für seine gesamte Bildung keinem Buche soviel verdanke, wie der Bibel. In Bezug auf die Sprache gilt dies von den übrigen Dichtern unsrer zweiten klassischen Zeit nicht minder: man kann ohne Übertreibung sagen, daß sie als Sprachbildner und -schöpfer alle, unbeschadet ihrer Originalität, noch als unmittelbare Schüler Luthers gelten dürfen. Darum ist mit Recht behauptet worden, daß derjenige Deutsche seine Muttersprache nur ungenügend verstehe, dem die Luthersche Bibelübersetzung fremd sei. Wie gern wir unsre Rede mit biblischen Wendungen, Bildern, Sprichwörtern, Anspielungen aller Art schmücken, zeigt ein flüchtiger Blick in Büchmanns bekanntes Buch, dessen 15. Auflage etwa 400 geflügelte Worte aus der Bibel enthält. Daß damit aber noch lange nicht erschöpft ist, was unsre Alltagsrede überhaupt dorther entlehnt hat, erfährt man in kurzweiliger Plauderei aus dem hier angezeigten Schriftchen, womit die Muße eines elsässischen Pfarrers die Sprach- und Bibelfreunde unter den Gebildeten beschenkt hat. Es sind im ganzen 800 Entlehnungen und Anspielungen, aus der fertigen Volks- und Umgangssprache geschöpft, die in einzelnen Gruppen betrachtet werden: 120 einfache Worte und Begriffe, 200 zusammengesetzte Wendungen und Redensarten, 150 Bilder und Gleichnisreden, 130 Typen aus der biblischen Geschichte, 120 Citate und Sprichwörter, 80 biblische Witze, Parodien und Travestien. Indem der Verfasser den Zusammenhang nachweist, der gegenwärtig zwischen der Sprache des täglichen Verkehrs und der Bibel besteht, um dadurch weitern Kreisen wieder zum Bewußtsein zu bringen, was wir in sprachlicher Beziehung in der Bibel, aus der Bibel und an der Bibel haben, hofft er zugleich ernstere Leser anzuregen, dem gedankenlosen, häßlichen und schädlichen Mißbrauch biblischer Wendungen u. s. w. nach Kräften entgegenzuwirken. Möchten die beredten und überzeugenden Ausführungen, die durchaus nicht dilettantenhaft sind, dazu beitragen, daß die Sprache der Bibel wieder für die Gebildeten den Adel, die Reinheit, Innigkeit und Tiefe gewönne, die sie für Goethe noch besaß.

Bei erneuter Durchsicht und Prüfung wird der Verfasser wohl selber Einzelheiten berichtigen und schärfer fassen; so bedarf, um auf weniges hinzuweisen, das Verzeichnis auf Seite 11 einer Durchsiebung, nicht ganz genau ist, was über das Wort „Zeter“ Seite 7 und über „ehrliches Begräbnis“ Seite 15 gesagt wird; dasselbe gilt von Redensarten wie „das alte Lied singen“ Seite 16, „es kostet den Hals nicht“ Seite 17, „den Himmel voll Baßgeigen sehen“ (vgl. hierüber Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht) u. a.

Ein Hauptstück von unsrer Muttersprache, der allgemeine deutsche Sprachverein und die Errichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen. Von Hermann Riegel. Zweite Auflage. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1888

In den Grenzboten hat Riegel zuerst jene Aufsätze veröffentlicht, mit denen er sein verdienstliches und erfolgreiches Eintreten für die Sprachreinigung einleitete. Sie erschienen bald darnach als besondres Schriftchen, und dies liegt hier in zweiter Auflage vor. Darin verbreitet er sich mit der ihm eignen Begeisterung 1. über Anlaß und Art der Schrift, 2. über den jetzigen Zustand der Fremdwörter, 3. über Entstehung und Wesen des Übels sowie den Kampf dagegen, 4. über die Heilung des Übels. Im Vorwort überschätzt Riegel, wie uns scheint, doch wohl etwas den äußern Erfolg, den jene Sonderausgabe gehabt hat; denn was will ein Absatz von nicht viel mehr als 500 Stück binnen fünf Jahren bei einem solchen Gegenstande bedeuten! Wichtiger und größer ohne Zweifel war der Erfolg, der sich in der Nachfolge vor allem kundgab, die jene Schrift fand. Seitdem rührte es sich an allen Orten; Männer der verschiedensten Berufsarten, denen Riegels Mahnruf zu Herzen gegangen war, überwanden die Scheu, sich thätig, d. h. schriftstellerisch an der Lösung der Frage zu beteiligen. Übersieht man, wieviel in den wenigen Jahren den vereinten Bemühungen gelungen ist, so darf Riegel, der den Ruhm hat, durch sein thatkräftiges Vorgehen den Anstoß zu der ganzen Bewegung gegeben zu haben, nicht ohne Stolz auf das Erreichte blicken.

95 Thesen wider Sprachverrohung und Deutschtümelei von Hermann Friedrich. Waren in M., E. W. Kaibels Nachfolger, 1889

Alles, was Unwissenheit, Unverstand und Mißverständnis jemals gegen die Sprachreinigungsbestrebungen unsrer Zeit vorgebracht haben, ist hier auf einen Haufen zusammengeschleppt, dann auf 95 größere und kleinere Bissen verteilt und mit einer widrigen Tunke übergossen. Armer Schelm! Am Schluß ist die berühmte Berliner Erklärung nochmals abgedruckt — wohl die bitterste Vergeltung, von der diese Erklärung bis jetzt betroffen worden ist. In solche Gesellschaft zu geraten!

Chronika eines fahrenden Schülers von Clemens Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. Heidelberg, Winter, 1889

Das Bruchstück Brentanos, die anziehendste unter all seinen kleinen Arbeiten und vielleicht das menschlichste und abgeklärteste unter den Erzeugnissen seines reichen Geistes und warmen Empfindens, stammt aus den ersten Jahren des Jahrhunderts und ist zu finden in der von seinem Bruder Christian besorgten Ausgabe seiner Werke im vierten Bande an erster Stelle. Es leitet da mit Recht die kleineren Schriften ein und ist so imstande, dem noch von keinem häßlichen Seitensprunge seiner Phantasie und seines Witzes gestörten Leser einen Eindruck davon zu verschaffen, wie rein und tief Brentano Stimmungen anzuschlagen verstand. Allerdings auch, wie wenig er fähig war, sie festzuhalten und in einem harmonischen Kreise herumzuführen und abzuschließen. Denn der köstliche Bericht des frommen und dabei welt- und sangesfrohen Schülers, in dem die Limburger Chronik mit ihren Volksliedern Gestalt gewonnen hat, reicht hier ursprünglich nur bis zu der Erzählung seiner „seligen Mutter, der schönen Laurenburger Els" vom Tode der Großmutter auf der Hirzentreu. Alles, was weiter von dem leidvollen Schicksal, dem christlich gottergebenen Leben und Sterben dieser lieblichen Gestalt auf dem goldenen Grunde der Romantik erzählt wird, sowie die wunderbare Ver-

Google

flechtung dieses Schicksals mit den Erlebnissen des treugehegten Sohnes — das alles, auch der ein wenig zu grob in modernes Wohlgefallen aufgelöste Schluß, ist Zusatz einer, wie wir vernehmen, weiblichen Hand. Einer, wir wir hinzufügen können, dafür sehr geschickten und namentlich in dem schwierigen Aufnehmen des von Brentano ohne Andeutung losgelassenen Fadens sehr glücklichen Hand, bei der man recht sieht, wie nur der allgemeine gegenwärtige poetische Bann des „Fortsetzung und Schluß folgt" gelegentliche unglückliche Griffe verschuldet. Mögen Unternehmungen, wie die vorliegende, zugleich dazu dienen, Schaffende und Genießende wieder etwas aus diesem Banne heraus „ins Freie" zu führen.

Aus Alt-Ansbacher Zeit. Erzählung von Friedrich Lampert. Stuttgart, Adolf Bonz & Komp., 1889

Eine historische oder kulturhistorische Erzählung, die einfach und mit einer gewissen Sorgfalt geschrieben ist, die kleinstaatlichen Zustände des ehemaligen Markgrafentums Ansbach zum Hintergrunde hat und einige Episoden aus der Regierungszeit des wilden und heißblütigen Markgrafen Karl (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) mit einer frei erfundnen Geschichte verflicht. Die historischen und poetischen Motive gehen nur insofern zusammen, als der selbstherrschende Markgraf dem jungen Förster Bernhard, dem Helden der Erzählung, seine Braut Margarete Diellein wegnimmt, um sie in der Sultansweise der guten alten Zeit zu seiner Geliebten zu machen. Eine richtige Empfindung leitet den Verfasser, insofern er bei dieser traurigen Geschichte das Mädchen dem Fürsten auf halbem Wege entgegenkommen läßt; die ungeheure Mehrzahl der ähnlichen Fälle mag so verlaufen sein, wie die Lampertsche Erzählung es darstellt. Beim Tode des Markgrafen kehrt der entflohene Förster aus preußischen Diensten zurück und hat eine kurze Zusammenkunft mit der ehemaligen Braut, in der er ihr vergiebt. Was die Erzählung über die alltäglichste Belletristik erhebt, sind die eingeflochtenen geschichtlichen Episoden; da diese aber wenig Erfreuliches haben, hinterläßt das ganze einen sehr geteilten Eindruck.

Schmetterlinge. Von Felix Tandem (Carl Spitteler). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-Aktiengesellschaft, 1889

Unsre Dichter sind und bleiben seltsame Leute: wenn sie keine Gegner haben, so erfinden sie sich welche. Da spendet Herr Felix Tandem ein Heftchen reizender, eigentümlicher, träumerisch poetischer Idylle und Bilder, die Schmetterlingsnamen als Unterschrift tragen. Die lebendige Phantasie, die Mischung von elegischer Stimmung und frischem Humor, von farbiger Schilderung und geistreicher Deutung des Bildlichen, die Fülle glückseligen Lebens und der Reiz des Wechsels in ihnen müssen auf jede Natur wirken, die überhaupt für Poesie empfänglich ist. Neben lichter Erinnerung und warmer Empfindung hat zwar auch die Reflexion an einzelnen dieser kleinen Bilder Anteil — aber was verschlägt das? Das Ganze ist anmutig und schön. Nun malt sich der Dichter aus, wie von kritischen Scholarchen „ein ganz Regiment betend ihr litterarhistorisch Reglement" seine bunten Schmetterlinge anhält, sie auf „stramm universeller Dichtwage" prüft, bis ihnen die Falter um den Kopf stieben und als Flammenschnüre, Rosen und Guirlanden durch die Lüfte entschwinden. Sehr hübsch, aber glaubt der Dichter im Ernst, daß unsre „öffentliche Meinung" von kritischen Geistern bestimmt werde, die eine universelle Dichtwage haben? Er muß wenig Bescheid in der Welt wissen. Gewisse Worte und Wortbildungen (Orpheling, Luggisfänsterlein) deuten auf schweizerischen

Ursprung des Poeten, doch vielleicht macht es ihm nur Vergnügen, die „Professers," die dergleichen bemerken, durch Annahme fremder Provinzialismen zu ärgern. Wünschen wir ihm also viele Leser, die so reinen Genuß an seinen kleinen Phantasiestücken finden, wie er uns zu teil geworden ist.

Die Freuden des Lebens von Sir John Lubbock. Deutsch nach der 7. Auflage von M. zur Megede. Berlin, Friedrich Pfeilstücker, 1889

Schopenhauer hat die Gesellschaftsphilosophie, nachdem sie im Zeitalter der kritischen Philosophie stark ins Hintertreffen geraten war, gegenwärtig wieder zur alleinigen Herrin des Planes gemacht. Zumeist natürlich in seinem Vaterlande, und es ist daher schwer einzusehen, weshalb wir noch mit Übersetzungen dieser Litteratur aus dem Italienischen und Englischen überschwemmt werden. Zwar scheint die Verdauungskraft des Publikums dieser besondern Speise gegenüber unerschöpflich zu sein. Sonst müßte ihm der Schopenhauer noch gar sehr im Magen liegen. Aber man merkt nicht, daß die „Abwendung vom Leben" auch eine Abwendung von Gesellschaftsgeschwätz und Litteraturnichtigkeit zur Folge hätte. Das vorliegende Buch wendet sich nun zur Abwechselung gegen die Schopenhauerei. Es singt „Hymnen" auf die „Freuden des Lebens," als da sind die Lektüre von George Eliots Romanen (NB. „Adam Bede oder die Mühle am Floß" sind unsers Wissens zwei verschiedne Romane), von Locke, Lewes und Platon, von Smiles „Hilf dir selbst" und Goethes Faust und ähnlichen „hundert besten Büchern" (wir warten nur noch auf eine solche Liste, die mit Casanova beginnt und mit Zola aufhört); ferner die Besichtigung des British-Museum, insonderheit von „Exemplaren der größten ausgestorbenen oder noch vorhandenen Tiere, Ungeheuern der Vorwelt, prächtigen Vögeln, Muscheln und Mineralien." Heiliger Pickwick! Wer da ist wie du, der bedarf keines mathematischen Beweises der „Freuden des Lebens." Er ist inniglich und festiglich überzeugt, daß das Leben der Güter höchstes, der Uebel größtes aber ein verdorbener Magen sei.

Hypochondrische Plaudereien. Neue Folge. Von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Dresden und Leipzig, E. Pierson, 1889

Der Verfasser ist, wie in diesen Blättern schon gelegentlich bemerkt werden mußte, leider oft selbst das sprechendste Beispiel für die litterarischen Sünden, vor denen er mit starkem Brustton warnt. „Gott" und „Autoreneitelkeit" sind zwei Kapitel, die im vorliegenden Buche unmittelbar auf einander folgen. Es scheint uns das ein unfreiwilliger Beleg dafür, daß sie auch im Fühlen und Denken des für einen „Hypochonder" sehr redseligen und allerweltsrechten Schriftstellers stark durch einander gehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Ostpreußen und die Getreidezölle

Am Schlusse der diesjährigen Reichstagssitzungen, am 25. Mai 1889, sind die Abgeordneten der Provinz Ostpreußen zusammengetreten und haben in einer gemeinsamen Petition dem Fürsten Bismarck folgende Bitte vorgetragen:

Berlin, den 25. Mai 1889

Euer Durchlaucht beehren wir uns in unsrer Eigenschaft als Reichstagsabgeordnete die folgende Bitte gehorsamst vorzutragen. Seit dem Bestehen des jetzigen Zolltarifs stellt es sich von Jahr zu Jahr mehr heraus, daß durch die Festhaltung des Identitätsnachweises für transitirendes Getreide die Landwirtschaft im Osten unsers Vaterlandes, insonderheit auch in der Provinz Ostpreußen, sowie der Handel der Ostseeplätze erheblich geschädigt werden. Wir haben die Überzeugung, daß durch die Aufhebung dieses Nachweises, ohne Benachteiligung andrer Landesteile und ohne eine irgendwie erhebliche Schädigung der Reichsfinanzen, dem Osten und Norden diejenigen Vorteile zugänglich gemacht werden würden, welche für den Süden und Westen aus dem Schutzzollsystem erwachsen. Unter Bezugnahme auf die Verhandlungen, welche im Reichstage über diesen Gegenstand mehrfach stattgefunden haben und welche durch den in der Sitzung vom 5. Mai 1888 gefaßten Beschluß vorläufig zum Abschluß gelangt sind, und mit Rücksicht auf die neuen Lasten, welche durch das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung, welchem Gesetze auch wir zugestimmt haben, der im Osten schwer leidenden Landwirtschaft auferlegt werden, erlauben wir uns Ew. Durchlaucht die Bitte ehrerbietigst vorzutragen: „der Frage der Aufhebung des Identitätsnachweises näher treten und diejenigen Maßregeln fördern zu wollen, welche im Interesse des wirtschaftlichen Gedeihens der von uns vertretenen Provinz erforderlich sind.“

Graf von Moltke. Graf Dönhoff-Friedrichstein. von Tettau.
Wichmann. Udo Graf zu Stolberg. von Schlieckmann. Dodillet.
Bergmann. Steinmann.

Digitized by Google

Der an der Spitze der Unterzeichner befindliche hochverehrte General-Feldmarschall Graf Moltke, Reichtagsabgeordneter für Memel-Heydekrug, und die übrigen Bittsteller sind uneigennützige, wahre Freunde der Provinz, und mit dankerfülltem Herzen lesen die ostpreußischen Landwirte gerade jetzt ihre hilfeversprechenden Worte. Denn der überaus strenge Winter und die unerhörte Dürre des Frühjahrs haben den Saaten schweren Schaden gebracht. Im Wintergetreide ist eine vollständige Mißernte zu erwarten, im großen Durchschnitt nicht viel mehr als die Hälfte einer gewöhnlichen Ernte. Auf allen schlechtern Bauerländereien, die namentlich im Süden der Provinz in großen Flächen vorkommen, wird nicht die Saat gewonnen werden. Dabei steigen die Getreidepreise nicht, sondern sie sinken infolge der in Amerika und im Westen Europas herrschenden günstigen Witterung, und auch dieses Jahr bringt wieder eine große Zahl kleiner und mittlerer Besitzer zum Bankerott. Denn die großen Besitzer, deren Zahl in Ostpreußen bekanntlich sehr gering ist, werden durch die höhere Kultur ihrer Ländereien gegen Mißernten besser geschützt, finden auch in der Pferde- und Viehzucht oder in dem großen Milchwirtschaftsbetriebe anderweite Hilfsmittel.

Die Petition der Reichstagsabgeordneten erbittet Reichshilfe, und der Besitzer, der seinen Untergang vorhersieht, erwartet diese vielfach verkündete Hilfe endlich. Eine Mißernte, wie die in diesem Jahre bevorstehende, muß — so sagt sich jeder — muß Hilfe bringen, das Reich muß helfen, wenn es nicht eine halbe Provinz verlieren will.

Der Getreidezoll ist eingeführt, auch die letzte Erhöhung desselben ist beschlossen worden lediglich zur Förderung der östlichen Provinzen. Und was hat sich als Erfolg dieser Maßregel herausgestellt? Die östlichen Provinzen, insbesondre Ostpreußen, haben durch den Getreidezoll nur eine geringe Steigerung der Getreidepreise gewonnen, während die westlichen Provinzen sich wesentlich erhöhter Preise erfreuen.

Aber dieses bedauerliche Ergebnis war vorauszusehen. Statt, wie es mindestens notwendig war, den vom Bundesrate mit 6 Mark für den Doppelzentner vorgeschlagenen Zoll zu genehmigen, hat der Reichstag auf Veranlassung des Zentrums eine Ermäßigung des Zolles bis auf 5 Mark beschlossen und hat geglaubt, mit dieser einzigen Maßregel dem Westen und Osten des Reiches gleiche Hilfe zu bringen. Darin liegt ein offenbarer und wesentlicher Irrtum. Der Westen führt ein, der Osten führt aus. Die Bahnfracht von zehn Doppelzentnern Getreide von Königsberg nach Köln beträgt*) 46,65 Mark, erreicht also nahezu die Höhe des Zollbetrags von 50 Mark,

*) Nach der Abhandlung des Grafen Mirbach über den Wegfall des Identitätsnachweises. Einzelabdruck aus dem Deutschen Wochenblatt. Wir werden auf die Schrift mehrfach Bezug nehmen.

die See- und Wasserfracht über Rotterdam und auf dem Rhein beträgt etwa die Hälfte dieser Summe. Der Bahnweg kann wegen der übergroßen Teuerung gar nicht gewählt werden, und der Wasserweg über Rotterdam ist mit so vielen Umladungen, Kosten und mit so hohem Zeitverlust verbunden, daß der Zollschutz schwindet, wenigstens die durch den Zoll zu hoffende Preissteigerung ganz geringfügig wird. Das in großen Massen im Norden von Rußland über Rotterdam und im Süden von Ungarn über Regensburg und Lindau zuströmende Getreide verdrängt trotz des Zolles das ostdeutsche Getreide aus dem Süden und Westen des Reiches, und der ostdeutsche Exporteur zieht den Verkauf seiner Waren in Norwegen, Schweden und England trotz der dort herrschenden gedrückten Preise dem Verkaufe im Süden Deutschlands vor, weil die Transportkosten in dieses Ausland unbedeutend sind, das Geschäft sich rasch abwickelt, in derselben Zeit nicht einmal, sondern zwei- und dreimal gehandelt und verdient werden kann, der Transport auf dem Rheinstrom auch oft mit großem Warenverluste verbunden ist. Gingen die norddeutschen Ströme nicht von Süden nach Norden, sondern flössen sie von Osten nach Westen, dann könnte der Osten sein Getreide leicht nach dem Westen befördern. Bei den thatsächlichen Verhältnissen erstickt der Osten — sit venia verbo — in seinem Reichtum, und als Folge ergeben sich trotz des Zolles die niedrigsten Getreidepreise. Der Zentner besten Weizens hatte im laufenden Jahre in Königsberg einen Preis meistens unter 9 Mark, in der Provinz stets einen noch niedrigeren, während eine Preissteigerung bis zu 10 und 10,50 Mark durchaus notwendig erscheint, wenn die mit hohen Staats- und Kommunalsteuern belasteten Landgüter eine Rente gewähren sollen.

Wer und was bringt endlich die notwendige Hilfe? Die an den Fürsten Bismarck gerichtete Petition der Reichstagsabgeordneten deutet unter den zum Heile der Landwirtschaft dienenden Maßregeln zunächst auf die Aufhebung des Identitätsnachweises hin, und diese Aufhebung ist seit den letzten fünf Jahren die Standarte gewesen, um die sich alle Freunde der östlichen Landwirtschaft, aufrichtige und unaufrichtige, geschart haben. Der Bundesrat hat allen Anträgen ein Non liquet entgegengesetzt, also bekundet, daß er in der Aufhebung des Identitätsnachweises ein Heil für die deutsche Landwirtschaft nicht deutlich zu erblicken vermag. Auch wir bezweifeln einen irgendwie segensreichen Erfolg und wollen unsre Zweifel in folgendem begründen.

Die Aufhebung des Identitätsnachweises, in Handelskreisen zunächst angeregt und in landwirtschaftlichen Kreisen vielfach bewillkommnet, hat zunächst nur die Entfernung der Plombe von dem durch das Inland gehenden Transitgetreide zum Ziele. Dieses ausländische Getreide ist als Transitgut zollfrei, wird steueramtlich plombirt und überwacht, sodaß das wirklich eingegangene ausländische Getreide ausgeführt werden muß und durch nichts andres, insbesondre nicht durch inländisches Getreide, ersetzt werden darf. Dieses Festhalten

an der Identität des transitirenden Getreides scheint eine überflüssige und unnötig strenge Maßregel zu sein. Sie ist dieses in Wirklichkeit nicht. Denn das ausländische, insbesondre das russische Getreide ist oft sehr schlecht, unrein, ausgewachsen, feucht, letzteres namentlich wenn es zu Wasser in den Seehäfen Königsberg, Danzig, Memel ankommt. Die Getreidehändler der Seehäfen haben von jeher darum gebeten, das ausländische schlechte Getreide mit dem guten inländischen mischen und in dieser Mischung ausführen zu dürfen. Die Aufhebung des Identitätsnachweises stellt eine weitere Folge desselben Verlangens dar. Das gute inländische Getreide soll durch diese Vertauschung ausländisches Transitgetreide, das schlechte ausländische soll inländisches Getreide werden. Das bedeutet die Aufhebung des Identitätsnachweises. Was würde der Erfolg dieser Maßregel sein?

Der Getreidehändler im Seehafen würde das gute inländische Getreide gern kaufen, weil er weiß, daß er es im Auslande besser verkaufen kann. Es lohnt diesem Händler auch nicht, auf das ursprüngliche ausländische Transitgetreide, das nach Aufhebung der Identität inländisches Getreide geworden ist, noch weitere Kosten, namentlich der Verladung und des Transports, zu verwenden, er würde sich vielmehr bemühen, dieses minderwertige Getreide zunächst im Inlande zu verkaufen, wodurch die Preise gedrückt werden. Dieser Preisdruck trifft zunächst das inländische schlechte Produkt, und wehe dem norddeutschen Landwirt, dessen Getreide zufällig durch Rost, Auswuchs u. s. w. gelitten hat. Solches Getreide würde unverkäuflich sein. Denn die Umgegend jedes Seehafens würde der Sammelplatz alles schlechten ausländischen Getreides werden, das aus den weitesten Fernen dorthin gebracht werden würde, und ungesundes, schlechtes Brot im Inlande die weitere Folge dieser Maßregel sein. Je schlechter das ausländische Transitgetreide war, desto mehr verdient der Händler, wenn er an Stelle desselben gutes inländisches Getreide ausführt.

Es kann nun zwar nicht geleugnet werden, daß bei dieser Vertauschung Begehr nach gutem inländischen Getreide und daher auch eine Preissteigerung für dieses Getreide zunächst eintreten würde. Die Preissteigerung würde aber sehr bald darin eine Grenze finden, daß der inländische Verbrauch durch das zuströmende ausländische schlechte Getreide befriedigt wäre, und weitere Massen solchen Getreides nicht mehr im Inlande Verwendung fänden. Die Preissteigerung würde auch abhängen von dem Verdienste des Händlers, der den Löwenanteil jedenfalls für sich in Anspruch nähme, könnte daher niemals beträchtlich sein.

Diesen Umständen ist es wohl zuzuschreiben, daß der Vorschlag, bei den Transitlagern den Nachweis der Identität aufzuheben, im Reichstage geringen Anklang gefunden hat und nur von Abgeordneten empfohlen worden ist, die den Handelsinteressen näher als den landwirtschaftlichen stehen, nämlich dem Freiherrn von Heereman (Zentrum) und den Abgeordneten Hoffmann und Rickert, den Vertretern der Handelsinteressen Königsbergs und Danzigs. Bei

den Verhandlungen über diesen Gegenstand einigte man sich im Reichstage demnächst zu dem Antrage von Ampach und Genossen, der fordert, daß für jede Menge ausgeführten Getreides ein Importschein ausgestellt werde, welcher die zollfreie Einfuhr einer gleichen Gewichtsmenge derselben Getreideart gestattet und zwar an jedem beliebigen Punkte der Reichsgrenze. Der Reichstag erörterte diesen Antrag in seiner Sitzung vom 5. Mai 1888 und beschloß, zwar nicht dem Antrage von Ampach und Genossen zuzustimmen, aber zur Tagesordnung überzugehen mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß die verbündeten Regierungen den in dem Antrage angeregten Fragen ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden und das Ergebnis der darüber anzustellenden Erhebungen dem Reichstag in der nächsten Session mitteilen möchten. Dieser Wunsch ist bisher nicht erfüllt worden, und die jetzigen Bittsteller erinnern den Fürsten an diesen Reichstagsbeschluß vom 5. Mai 1888 und beantragen seine Erfüllung.

Den Antrag von Ampach und Genossen glauben wir in volles Licht setzen zu müssen. Man bezeichnet die darin empfohlene Maßregel ebenfalls als Aufhebung des Identitätsnachweises, obgleich nirgend eine Identität vorausgesetzt wird, daher auch nicht von einer Aufhebung derselben gesprochen werden kann. Bei dem oben besprochenen Antrage von Heereman, Hoffmann und Rickert handelte es sich in der That um Aufhebung der Identität, nämlich um Vertauschung des zollfrei transitirenden ausländischen Getreides mit inländischem Getreide. Das ausländische Getreide befindet sich bereits im Inlande, jedoch unter Zollplombe; die Plombe soll abgenommen, das Transitgetreide soll gegen inländisches vertauscht und dieses ausgeführt werden. Der Antrag von Ampach und Genossen setzt ein bestimmtes ausländisches, im Inlande bereits vorhandenes Getreide gar nicht voraus und geht umgekehrt zu Werke, indem zunächst inländisches Getreide ausgeführt, darüber ein Schein ausgestellt und gegen diesen Schein ausländisches Getreide zollfrei eingeführt werden soll. Es ist nicht einzusehen, wie diese Maßregel Aufhebung des Identitätsnachweises genannt werden kann. Sie bedeutet nichts andres als: Wegfall des Getreidezolles unter einer Bedingung, nämlich unter der Bedingung, daß vorher eine gleiche Menge inländischen Getreides ausgeführt worden ist. Mit dieser richtigen Benennung tritt auch die Maßregel in das richtige Licht.

Die ostdeutsche Landwirtschaft würde durch diese Maßregel in hohem Grade gefördert werden. Das ganze Ostseegebiet des deutschen Reiches würde dadurch in jene Zeiten versetzt werden, wo es noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe gab und der Getreidebedarf des ganzen Nordens, Schwedens, Norwegens, Großbritanniens und auch Frankreichs von den Landwirten der deutschen Ostseeprovinzen gedeckt wurde. Damals — wir sprechen von den Zeiten bis zu dem unglücklichen Kriege von 1807 — blühte auch die ostpreußische Landwirtschaft in hohem Grade, und die damaligen Güterpreise erreichten, wie die Angaben in den Grundbüchern noch heute beweisen, nicht nur die gegenwärtigen

Preise, sondern überstiegen sie hin und wieder. Die französischen Kriege, durch die, verbunden mit dem Kontinentalsystem Napoleons, die Ostseeprovinzen unendlich gelitten haben, brachten diesen Aufschwung der Landwirtschaft zu jähem Falle, von dem sie sich heute noch nicht vollständig erholt hat. Der Antrag von Ampach und Genossen würde das Ostseegebiet in diese paradiesischen Zustände zurückversetzen. Denn die Getreidehändler würden begierig alles im Gebiete erzeugte Getreide aufkaufen und ausführen, da sie außer dem Weltmarktpreise dafür noch den Importschein erhalten würden, der den Wert des Zollbetrages, bei Weizen also 5 Mark für den Doppelzentner, beträgt. Zu Gunsten des ostdeutschen Landwirts würde mit einem Schlage sogleich eine allgemeine Preissteigerung seines Getreides in der Höhe des Zollbetrages eintreten. Der Getreidehändler der Seehäfen würde ebenfalls reiche Geschäfte machen. Nachdem er das gesamte ostdeutsche Getreide nach seinem Belieben auf jeden ihm besonders passenden Auslandsmarkt gebracht hätte, würde er die Importscheine zunächst dazu verwenden, russisches Getreide zunächst zur Deckung des inländischen Bedarfes oder, wenn er mit dem Auslande noch weitere Geschäfte machen kann, auch zur Ausfuhr zollfrei einzuführen. Vermöchte der Getreidehändler im Seehafen weiter kein Getreide in das Ausland zu werfen und besäße er noch Importscheine, so verkaufte er diese zunächst mit geringem Verluste an die süddeutschen Importeure in Köln, Mannheim, Lindau und Regensburg, die in dem Süden und Westen Deutschlands russisches oder österreichisches Getreide einführen und mit den angekauften Importscheinen den Zoll bei der Einfuhr bezahlen. Der Handel mit Importscheinen würde an den Getreidebörsen sehr beträchtlich werden und das Angebot und die Nachfrage ihren Preis bestimmen. So lange der Preis al pari stünde, also dem Zollbetrage ungefähr gleichkäme, lägen keine Bedenken vor, und auch der Westen und Süden Deutschlands würden keinen Einspruch gegen den Ampachschen Antrag erheben können. Ein Widerspruch wäre nur dann gerechtfertigt, wenn der west- und süddeutsche Importeur die Importscheine unter pari, also für einen Minderbetrag ankaufen könnte, mithin das in den Westen und Süden Deutschlands einzuführende ausländische Getreide einen entsprechend geringern Zoll oder vielleicht einen ganz geringen Zoll zu tragen hätte. Vielleicht würde die Einfuhr nahezu zollfrei, und die Preissteigerung im Osten und Norden Deutschlands würde von einer gleichmäßigen Preiserniedrigung im Westen und Süden begleitet sein. Diese Befürchtung liegt bei genauer Erwägung des Ampachschen Antrags unzweifelhaft nahe, und würde insbesondre in gesegneten Erntejahren zur Thatsache werden, wenn nämlich aus dem Ostseegebiete bedeutende Getreidemassen ausgeführt, in den westlichen Provinzen aber geringe Mengen eingeführt werden. In letztern würden dann niedrige Getreidepreise herrschen, die von den Seehäfen im Überflusse angebotenen Importscheine hätten einen geringen Kurs von 10 oder 20 Prozent, und auf diese so billig ange-

kauften Importscheine, also gegen ein oder zwei Zehntel des gesetzlichen Zollbetrages, könnte dann über Köln das russische, über Regensburg und Lindau das österreichische Getreide in das Reich eingeführt werden. Das hieße denn doch Brudermord verüben, den Westen und Süden zum Vorteile des Ostens und Nordens schädigen. Der Ampachsche Antrag ist von dieser bedenklichen Seite schon im Reichstage beleuchtet worden und wird von diesem in absehbarer Zeit niemals genehmigt werden. In seinem Gefolge würde — mögen gewöhnliche oder ungewöhnliche Zeitläufte obwalten — der zum Schutze des Südens und Westens eingeführte Zoll jedenfalls ermäßigt werden, was wir nicht billigen können. Daß übrigens bei Ausführung des Ampachschen Antrages der Zollertrag dem Reiche in großen Beträgen verloren gehen kann, wollen wir hier nur andeuten.

Die Frage der Aufhebung des Identitätsnachweises hat aber noch zu einem dritten Projekte geführt und zwar zu dem Antrage von Graf Stolberg und Genossen. Dieser Antrag verlangt Baarzahlung des Zolles bei der Einfuhr, sowie eine dem Zollsatz entsprechende baare „Vergütung" bei der Ausfuhr von jeglichem Getreide. Auch dieser Antrag setzt weder eine Feststellung noch eine Aufhebung der Identität voraus, und seine Unterordnung unter die Anträge, die die Aufhebung der Identität bezwecken, kann die eigentlichen Ziele leicht verdunkeln. Daß der Zoll bei der Einfuhr baar gezahlt wird, bildet bei jedem Zoll die Regel und stellt nichts neues dar. Neu und auffallend ist nur die Bestimmung, daß bei jeder Ausfuhr eine dem Zollsatz entsprechende „Vergütung" gezahlt werden soll, und zwar soll ein Zoll vergütet werden z. B. in Danzig einem Exporteur, der selbst nie importirt und nie einen Zoll gezahlt hat. Ob irgend ein andrer einen Zoll vorher gezahlt hat, das soll auch nicht festgestellt, sondern die „Vergütung" soll stets gezahlt werden. Das Wort „Vergütung" ist also unrichtig angewandt. Nach dem Stolbergschen Antrage soll bei jeder Ausfuhr ohne jede vorgängige Leistung eine Zahlung aus der Staatskasse erfolgen, die Ausfuhr soll also befördert oder — prämiirt werden. Die letzte, allein richtige Bezeichnung wird sorgfältig vermieden, stellt aber den Antrag in das richtige Licht.

Die Antragsteller Graf Stolberg und Genossen begründen den Antrag durch die für die Gegenwart richtige Angabe, daß das Reich bedeutend mehr Getreide verbraucht, als erzeugt, daß eine Überproduktion auch nicht zu befürchten ist, da die Bevölkerung und der Verbrauch stetig zunehmen, daß an der wesentlichen, unzweifelhaft eintretenden Preissteigerung alle getreideerzeugenden Gebiete des Reiches, nicht bloß wie bei dem Ampachschen Antrage der Norden und Osten, sondern auch der Süden und Westen teilnehmen würden. Die Antragsteller gaben allerdings zu, daß, wenn eine Überproduktion — was sie entschieden in Abrede stellen — zu befürchten wäre, die von ihnen vorgeschlagene Maßregel für die deutsche Landwirtschaft verhängnisvoll werden würde. (Siehe

S. 15 der oben erwähnten Schrift des Grafen Mirbach.) Nicht bloß verhängnisvoll, nein, verderbenbringend würde die Maßregel werden. Sie würde zunächst zu einer vollständigen Umgestaltung der landwirtschaftlichen Betriebsweise führen. Die Preissteigerung würde, wie die Antragsteller richtig annehmen, zunächst den vollen Zoll, also bei Roggen und Weizen 5 Mark für den Doppelzentner, betragen. Ein Hektar Ackerland bringt durchschnittlich 12 Doppelzentner oder 24 Zentner Wintergetreide, bei dem Sommergetreide unter Umständen mehr. Nach dem Stolbergschen Antrage würde jeder Hektar das mit Getreide bestellten Ackerlandes eine um 12 × 5 = 60 Mark höhere Rente als gegenwärtig versprechen! Diese bedeutende Summe würde selbstverständlich dahin führen, daß alle Besitzer soviel als möglich Getreide bauen. Die mit Recht beliebte, seit nunmehr vier bis fünf Jahrzehnten aus England in Deutschland eingeführte Fruchtwechselwirtschaft, bei der Getreidebau mit Futterbau und mit Weideschlägen abwechselt, würde sofort verlassen, insbesondre würden die Futter- und Weideschläge eingeschränkt, dauernde Weiden, auch wohl Waldflächen in Acker verwandelt, der Viehstand verringert und als Ersatz für den ausfallenden Viehdünger künstlicher Dünger angekauft und verwandt werden. Bei dieser Umgestaltung der Wirtschaft würde es ein leichtes sein, auf dem einzelnen Landgute nicht wie jetzt durchschnittlich im Norden des Reiches die Hälfte des Ackerlandes, sondern jährlich zwei Drittel — wie bei der alten, zum Heile der Landwirtschaft verlassenen Dreifelderwirtschaft — mit Getreide zu bebauen. Das gesamte bisherige Ackerland des Reiches ist etwa auf 24 Millionen Hektar zu berechnen, die alljährlich jetzt etwa mit Getreide bestellte Hälfte also auf 12 Millionen, während bei Annahme des Stolbergschen Antrages sehr bald 16 Millionen, also 4 Millionen Hektar mehr mit Getreide bestellt sein würden. Diese brächten bei 24 Zentner durchschnittlichem Ertrage jährlich 96 Millionen Zentner mehr Getreide, als jetzt erzielt wird. Wir geben gern zu, daß der Mehranbau von Getreide auf 4 Millionen Hektar Acker erst allmählich eintreten würde, da eine auf Futterbau und Weideschläge eingerichtete Wirtschaft nicht ohne weiteres in eine getreidebauende umgewandelt werden kann. Der norddeutsche Besitzer, der auf seinen weiten Weideflächen Pferdezucht oder Milchwirtschaft treibt, wird sich die Frage, ob er diese Betriebe aufgeben und seine Weiden in Getreidefelder umwandeln soll, wiederholt überlegen. Der nach dem Stolbergschen Antrage bei dem Getreidebau zu erwartende Mehrgewinn ist aber zu verlockend, auch ist hervorzuheben, daß auf den jetzt schon mit Getreide bestellten Flächen (nach unsrer Annahme etwa 12 Millionen Hektar) der Ertrag ganz wesentlich durch Zuführung künstlichen Düngers erhöht werden kann und, sobald der Antrag Gesetzeskraft erhalten hätte, auch wirklich erhöht werden würde. Eine Preissteigerung von 5 Mark für den Doppelzentner ist so bedeutend, daß die Verwendung künstlichen Düngers sich wohl verlohnen würde. Alle diese Erwägungen führen uns zu der Überzeugung,

daß nach Annahme des Stolbergschen Antrages das bisherige Bedarfsmanko des Reiches von Getreide nicht bloß sehr bald gedeckt sein, sondern sehr bald auch eine beträchtliche Überproduktion eintreten würde. Man denke nur an die durch die Zuckerexportprämie eingetretene Überproduktion. Die Zuckerrübe ist eine wählerische Pflanze, die den besten Boden und den höchsten Kulturzustand voraussetzt, beides nur selten vorkommende Bedingungen. Die Zuckerrübe wird in Fabriken verarbeitet, die mit den teuersten Apparaten versehen sind und sehr beträchtliche Baukosten verursachen. Die Exportprämie hat alle diese Hindernisse überwunden und die Überproduktion des Zuckers herbeigeführt. Eine Getreideexportprämie wird und muß eine Überproduktion viel rascher herbeiführen, weil Getreide auf allen Bodenarten, Roggen und Hafer selbst auf den schlechtesten Äckern gedeiht und sein Gedeihen durch künstliche Düngemittel beliebig gefördert werden kann.

Mögen die Antragsteller die Möglichkeit einer Überproduktion leugnen, wir sehen sie als sehr bald bevorstehend an. Sehr bald würde das jetzt durch Einfuhr zu deckende Bedarfsmanko des Reiches durch Mehranbau im Inlande gedeckt sein, der Einfuhrzoll, aus dem die Exportprämie bisher gezahlt wurde, würde dann gänzlich aufhören, und das Reich hätte dann die Prämie aus eignen Mitteln zu zahlen. Die Überproduktion würde aber immer größere Ausdehnung annehmen, und als notwendige Folge würde sich ein allgemeines Sinken der Getreidezölle ergeben. Das Ausland erhielte aus dem Reiche vermöge der Exportprämie ein billigeres Getreide als aus Amerika oder Rußland, bis die von dem Reiche zu zahlenden Exportprämien die Finanzen desselben völlig erschöpft hätten. Die Zahlung der Exportprämien müßte aufgegeben werden, und das auch von den Antragstellern befürchtete Verhängnis würde verwirklicht werden. Die Produktion würde wieder eingeschränkt werden, der Getreidepreis würde sich zwar etwas heben, aber vorläufig unter dem gegenwärtigen Preise verbleiben, die landwirtschaftliche Rente also vorläufig geringer als jetzt sein. Die selbstverständlich mit Kosten und Nachteilen verbundene Umwandlung der Fruchtwechsel- und Weidewirtschaft müßte wieder rückgängig gemacht und die veräußerten Vieh- und Pferdebestände neu angeschafft werden. Inzwischen wären die Ackerländereien infolge des durch den künstlichen Dünger verstärkten Getreidebaues erschöpft und auf den geringen Kulturzustand gebracht, worin sich die Ländereien vor Einführung des Fruchtwechselsystems befanden. Solchen niederschmetternden Schlägen dürften nur wenige Besitzer widerstehen können, und nicht Millionen, sondern Milliarden würden verloren gehen.

Sollen wir nun mit dem Grafen Stolberg diesen Schritt ins Ungewisse machen? Wir sagen nein und abermals nein und hoffen, daß der Bundesrat endlich allen diesen, der Landwirtschaft scheinbar freundlichen Bestrebungen, die sich unter der Devise „Aufhebung des Identitätsnachweises“ Geltung ver-

schaffen wollen, entschieden entgegentreten werde. Der Bundesrat setze ihnen nicht ein Non liquet, sondern das entschiedene, päpstlich unfehlbare Non possumus entgegen. Wenn diese Worte endlich gesprochen sein werden, und die Aufhebung des Identitätsnachweises als Truggebilde, was es in der That ist, erkannt sein wird, dann erst kann der deutschen Landwirtschaft wirkliche Hilfe bereitet, dann erst können Maßregeln ergriffen werden, die das richtig erstrebte Ziel auch wirklich erreichen.

Der Zweck aller der deutschen Landwirtschaft förderlichen Maßregeln kann unsers Erachtens nur dahin gehen, Deutschlands Getreidebedarf durch deutsches Getreide zu befriedigen, also das norddeutsche Getreide im Süden des Reiches gegenüber dem ausländischen konkurrenzfähig zu machen. Welche Maßregeln würden zu diesem Ziele führen?

Zunächst wäre an eine Erhöhung des Zolles zu denken. Von dieser Maßregel muß aber Abstand genommen werden, da sie im Reichstage nicht durchführbar erscheint, der von ihm beschlossene, jetzt giltige Zoll im allgemeinen auch genügt. Wir haben es aber vorweg als einen Mangel des jetzigen Zolltarifs angesehen, daß er Weizen und Roggen mit einem gleich hohen Zoll von 5 Mark belegt. Der Roggenzoll könnte unsers Erachtens auf $4^1/_2$ Mark ermäßigt, der Weizenzoll müßte aber auf 7 Mark erhöht werden, wir erachten diese Tarifveränderung wohl für durchführbar. Der Weizen stellt in Deutschland das Nahrungsmittel der wohlhabenden Klassen dar, während der gewöhnliche Mann den Roggen als Brot und als sonstige Nahrung vorzieht. Den wohlhabenden Klassen höhere Steuern aufzuerlegen, dürfte allen politischen Parteien Recht sein, auch im Reichstage wohl Anklang finden. Der Roggen, der als allgemeines Nahrungsmittel mehr begehrt wird und schon jetzt einen verhältnismäßig höhern Preis als Weizen hat, bedarf geringeren Zollschutzes und muß womöglich für den armen Mann noch billiger werden. Anderseits sind die wertvollsten Ländereien der norddeutschen Ebene zum Weizenbau ganz besonders geeignet. Wir erinnern an Mittel- und Niederschlesien, an die Kreise Neiße und Ratibor in Oberschlesien, an Neuvorpommern und Mecklenburg, an das weizenberühmte Kujavier-Land in Posen, an die Weichsel-, Pregel- und Memelniederung und an die thonreichen Ebenen Litauens. Überall da bildet Weizen die Hauptfrucht, und diese gesegneten deutschen Fluren leiden jetzt durch die Konkurrenz Rußlands und Österreichs am meisten, da auch in diesen Ländern Weizen die Hauptfrucht bildet und dort unter der südlichen Sonne noch besser als im nördlichen Deutschland gedeiht. Dieses Getreide von der Einfuhr auszuschließen, muß das Ziel aller Maßregeln sein, und dieses Ziel wird bei einem Zoll von 7 Mark für den Doppelzentner hoffentlich erreicht werden.

Außerdem ist nur noch eine Maßregel notwendig, nämlich die Tarifermäßigung für die Eisenbahnfrachten. Wie die norddeutsche Tiefebene in ihren Flußthälern durch die Überschwemmungen der aus Rußland und Österreich

kommenden Ströme: Memel, Weichsel, Oder und Elbe zu leiden hat, so leidet Norddeutschland in gleichartiger Weise durch das massenhaft aus Rußland und Österreich zuströmende Getreide, das teils auf den genannten Strömen, teils auf den neben den Strömen herlaufenden Eisenbahnen dem Norden zugeführt wird. Diese Massenzufuhr wird durch die deutschen Bahntarife noch besonders gefördert. Denn auf allen Staats- und Privatbahnen gelten für das aus Rußland und Österreich stammende, seewärts auszuführende und bis zum Seehafen laufende Getreide ermäßigte Frachtsätze. Man nimmt an, daß dem deutschen Getreidebau dadurch keine lästige Konkurrenz bereitet werde.

In der in den Zeitungen neuerdings vielfach besprochenen „Refaktien"-angelegenheit der Ostpreußischen Südbahn sind wir aber belehrt worden, daß noch andre Mittel als billige Tarife, insbesondre Frachtvergütungen (Refaktien) angewendet werden, um Massentransporte möglichst billig zu gestalten. In Rußland und Österreich werden diese Frachtvergütungen vielfach angewandt, um Getreidemassen billigst an die deutsche Grenze zu bringen. Die Tarife der Ostpreußischen Südbahn, vom Grafen Stolberg ganz richtig im Reichstage angegriffen, bringen es mit sich, daß das Getreide aus nächster Nähe von Odessa nicht nach diesem Hafen, sondern nach dem Hafen von Königsberg zur Ausfuhr gebracht wird. Durch solche Tarife werden die Handelsverhältnisse eines ganzen Weltteils geändert. Während nach der natürlichen Lage Norddeutschland die Länder um Ost- und Nordsee, Südrußland die Länder um das Schwarze und das Mittelländische Meer mit Getreide versorgen sollte, giebt Südrußland diese Versorgung auf und vielleicht an Indien ab, und wirft sein Getreide nach der Ost- und Nordsee, dem natürlichen Absatzgebiete Norddeutschlands, dessen Landwirtschaft darunter natürlich leidet.

Gegen die im Auslande bestehenden billigen Tarife und gegen die dort üblichen Frachtvergütungen kann das deutsche Reich keinen Einspruch erheben, auch sind wir weit davon entfernt, den deutschen Seehäfen das Zuströmen ausländischen Getreides zu mißgönnen. Wir verlangen nur, daß dem deutschen Getreide auf deutschen Bahnen gleiche Erleichterungen zu teil werden, daß die Getreidetarife auf allen Bahnen so weit ermäßigt werden, daß die Bahnen nicht, wie jetzt, aus dem Getreidetransport einen überreichen Gewinn erzielen und diesen Transport unmöglich machen. Flössen die norddeutschen Ströme nicht, wie zum mehrfachen Nachteile, von Süden nach Norden, sondern von Osten nach Westen, dann würden, wir heben dieses nochmals hervor, diese Ströme durch die Längsachse des Reiches die besten Verbindungsmittel darstellen, und wir würden die Eisenbahnen zum Getreidetransport entbehren können. Jetzt sind sie zu diesem Transporte schlechterdings notwendig und müssen dazu schicklich gemacht, d. h. mit angemessenen Tarifen versehen werden. Bei den jetzigen Tarifen ist der norddeutsche Landwirt aus Ost- und Westpreußen, auch in Posen und Schlesien genötigt, sein Getreide zunächst nach dem See-

hafen, Königsberg, Danzig, Stettin, zu bringen, von wo es sodann zu Wasser, meistens auf ausländischen (!) Schiffen nach Rotterdam und nach erfolgter Umladung, aber ebenfalls auf ausländischen (!) Schiffen, auf dem deutschen Rheinstrome nach Köln und Mannheim gebracht wird. Das norddeutsche Getreide muß auf diesem Wege gegen die Luft- und auch gegen die Eisenbahnlinie die doppelte Entfernung zurücklegen, muß auch bis zum Seehafen eine hohe Eisenbahnfracht zahlen, die Kosten zwei- bis dreimaliger Umladung, die Spesen mehrerer Zwischenhändler und die Kosten und Verluste der See- und Flußschifffahrt tragen. Bei angemessen ermäßigten, nach den Entfernungen abgestuften Tarifen würden die norddeutschen Produzenten, beispielsweise Graf Mirbach von Station Rothfließ der Thorn-Insterburger Bahn und Graf Stolberg von Station Polksdorf der Ostpreußischen Südbahn, ihre mit Weizen beladnen Wagen nicht an den Mäkler in Königsberg, sonder an den Mäkler in Köln oder Mannheim senden können und würden von dort in spätestens acht Tagen den um 1 bis 2 Mark für den Zentner höhern Erlös erhalten. Zum Besten aber der vielen Tausende von kleinen und mittleren Besitzern, die hundertmal mehr Weizen bauen, als die beiden Grafen, würden sich in allen Städten und Stationen der von Osten nach Westen führenden Eisenbahnen Kaufleute ansiedeln, die das Getreide aufkaufen und nach dem Westen befördern, dabei dem Bauern und mittleren Besitzer ebenfalls 1 bis 2 Mark für den Zentner mehr als jetzt die Kaufleute im Seehafen bezahlen. Graf Mirbach erkennt zwar in seiner mehrgedachten Schrift diese aus ermäßigten Eisenbahntarifen entspringenden Vorteile für die norddeutsche Landwirtschaft ebenfalls an, erachtet sie aber wegen der dadurch entstehenden Verringerung der Eisenbahneinnahmen und deshalb für unmöglich, weil Staatsverträge mit dem Auslande dem ausländischen Getreide dieselben Tarifermäßigungen zusagen und überdies der Handel der Seehäfen schwer geschädigt werden würde. Alle diese Bedenken treffen aber nicht zu. Dem Reiche oder den einzelnen Staaten des Reiches ist eine Verringerung der Eisenbahneinnahmen viel eher zuzumuten, als der Verlust des Getreidezolles bei dem Ampachschen Antrage oder gar die Zahlung der Stolbergschen Ausfuhrprämien. Auch von den Privatbahnen kann billigerweise eine Verringerung der Getreidetarife bis nahe an die Grenze der Selbstkosten verlangt werden. Staatsverträge, nach denen dem russischen oder österreichischen Getreide gleiche Tarifermäßigungen im Inlande wie dem deutschen zugestanden wären, sind uns nicht bekannt. Wären solche Verträge vorhanden, so würden sie alle Bedeutung verlieren, da das russische Getreide — für den Norden und Osten Deutschlands der einzige Konkurrenzgegenstand — zu sehr billigen Bahntarifen nur unter der Bedingung zu uns gelangt, daß es seewärts ausgeführt wird. Wollte das russische Getreide an dem billigen Binnentarife teilnehmen, so müßte es auf den sehr billigen internationalen Tarif Verzicht leisten, und damit

Digitized by Google

wäre es von den Märkten Deutschlands vollends verdrängt. Was endlich die von dem Grafen Mirbach befürchtete Schädigung der deutschen Seehäfen betrifft, so glauben wir seinen Bedenken folgendes entgegensetzen zu können: 1. Die deutschen Seehäfen, namentlich Königsberg und Danzig, werden von dem russischen Getreide als Ausfuhrhäfen stets benutzt werden, da die russischen Häfen nicht, wie sie, eisfrei sind, auch von den russischen Produktionsgebieten entfernter als die deutschen gelegen sind; 2. die deutschen Seehäfen haben in den letzten Jahrzehnten dadurch beträchtlich gewonnen, daß alle Eisenbahnen des Aus- und Inlandes auf sie hingeführt sind; 3. das Erblühen der Hafenstädte ist ebenso wichtig als das Erblühen der kleinen Landstädte und der Provinz, am wenigsten können die Hafenstädte auf Kosten der letzteren Vorteile beanspruchen; 4. vor dem Bau der Eisenbahnen und vor den jetzigen Tarifen waren die kleinen Landstädte vielfach blühende und für kleinere Gebiete segensreich wirkende Handelsorte, in Ost- und Westpreußen beispielsweise Elbing, Braunsberg, Bartenstein, Angerburg, Tilsit, Memel u. s. w. Durch die Eisenbahnen ist allen diesen Orten der Handelsverkehr ganz oder teilweise entzogen und nach Königsberg und Danzig gelenkt worden. Es ist billig, einzelnen derselben und den Landstädten an den nach dem Westen führenden Eisenbahnen wieder einen beschränkten Handelsverkehr einzuräumen, was bei Ermäßigung der Getreidetarife nach dem Westen sogleich eintreten würde.

Wir geben diese Sätze dem vorurteilsfreien Leser zur eignen Erwägung. Die Hafenstädte und ihre Handelskammern, deren Einfluß mit ihrem Reichtum gewachsen ist, werde nunsre Sätze verwerfen, aber nicht widerlegen können. Wir vertrauen den ehrenwerten Männern, die sich in der eingangs unsrer Schrift gedachten Petition Hilfe suchend an den Kanzler des Reiches gewandt haben, wir vertrauen vor allem diesem und seiner eisernen Hand. Denn nur eine solche kann Hilfe bringen. Das jetzige Eisenbahntarifwesen des In- und Auslandes, die neben dem Tarife gehenden Frachtvergütungen und sonstige künstliche Transporterleichterungen, zu denen sich selbst Bestechungen hoher und niederer Beamten des Auslandes gesellen sollen, bilden ein so fest und künstlich verknotetes Gewebe, daß der einzelne, namentlich der Laie, es weder vollständig zu erkennen noch zu durchbrechen vermag. Wir müssen daher auf Formulirung bestimmter Anträge betreffs der Getreidetarife Verzicht leisten und möchten nur als Grundsatz für die neue Tarifirung das Verlangen stellen, daß dem Osten geholfen, ihm also sein Überfluß an Getreide durch die Bahnen abgenommen, daß anderseits dem Westen dadurch nicht geschadet, ihm also nicht durch zu ermäßigte Tarife zu billiges Getreide zugeführt, vor allem aber daß das ausländische Getreide überall aus dem Reiche durch ermäßigte Binnentarife verdrängt werde.

Sehen wir doch auf unsern westlichen Nachbar, lernen wir doch von diesem unserm Feinde! Frankreich, durch viel höhere Getreidezölle als Deutsch-

land gegen das Ausland abgesperrt, in allen Richtungen von Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen durchzogen, erfreut sich des lebendigsten Binnenverkehrs und verdankt diesem Binnenverkehr den Reichtum aller Schichten seiner Bevölkerung und auch die Festigkeit, mit der die jetzige Republik trotz aller sonstigen Mißstände besteht. Wir meinen, daß billige und verständige Getreidetarife auf den deutschen Bahnen auch den Binnenverkehr des Reiches wesentlich heben und das Reich selbst zur Entwicklung größter Kraft und Stärke, auch zur innern Einigung, wo und soweit sie noch fehlt, hinführen werden.

Das neue Gymnasium

Man kann den streitbaren Realschulmännern Glück wünschen, daß in ihrer Mitte einmal ein Mann das Wort genommen hat, der, ein ernsthafter und unbeteiligter Denker, die Blicke nicht so sehr auf die „wohlerworbenen Rechte" des Realgymnasiums gelenkt hat, als auf die Aufgaben jeder Jugendbildung und auf das, was etwa das „neue Gymnasium," das Gymnasium ohne Griechisch neben dem alten werde leisten können: statt des tosenden Kampfes einmal eine Stunde friedlicher Sammlung.

„Die Aufgaben des Menschen als solchen," so beginnt Paulsens Gedankengang*), „liegen in den Beziehungen zum Menschen." „Das Tier lebt in der Natur, der Mensch in der Geschichte." „Die Welt ist mehr als ein System physikalischer Erscheinungen." „Das Material zur Interpretation dieser Welt von Erscheinungen ist dem eignen Innern zu entnehmen, weiterhin dem geistig geschichtlichen Leben der Menschheit." Die herausgehobenen Sätze bezeichnen zunächst nur das Gebiet, auf dem sich die Aufgaben jedes Menschenlebens, insonderheit der gelehrten Berufe bewegen, das also für alle Zeiten den eigentlichen Tummelplatz der Jugendbildung abgeben muß. Aber Sprache, Litteratur, Geschichte und Geisteswissenschaften überhaupt, von Paulsen als die humanistischen Fächer zusammengefaßt, müssen die erste, die realistischen dagegen, Mathematik und Naturwissenschaften, die zweite Stelle im Jugendunterricht einnehmen auch aus innern Gründen. „Es ist völlig hoffnungslos,

*) Sein Vortrag ist jetzt in erweiterter Gestalt bei W. Hertz in Berlin erschienen unter dem Titel: „Das Realgymnasium und die humanistische Bildung."

Digitized by Google

ästhetische, litterarische, moralische, pädagogische, soziale, politische Probleme aufzulösen (praktisch wie theoretisch) in der Form mathematisch mechanischer Probleme.“ „Die starren Denkformen der Mathematik und Mechanik helfen hier nicht, es bedarf des beweglichen, dem Individuellen sich anschmiegenden sympathischen Verständnisses.“ „Wie die Thätigkeit des Lehrers und des Erziehers, so beruht auch die Wirksamkeit des Seelsorgers und Arztes, des Staatsmanns und Richters auf dem Besitz dieses beweglichen, der Mannigfaltigkeit der Umstände sich anschmiegenden Denkens.“

Von diesem Standpunkt aus schildert nun Paulsen, mit einem Seitenblick auf den Rationalismus des vorigen Jahrhunderts und seine Folgen, die Gefahren einer ausschließlich oder überwiegend mathematisch-physikalischen Bildung. Die umgekehrte Einseitigkeit einer ausschließlich humanistischen Bildung scheint ihm minder gefährlich, einmal weil ja die praktischen Aufgaben der gelehrten Berufe meist auf einem Gebiete liegen, wo „nicht das streng gebundene Denken der mathematischen Physik, sondern nur der bewegliche Takt zu glücklichen Lösungen führt“; dann aber auch, weil nach Paulsens Ansicht die humanistischen Übungen leichter die Stelle der andern vertreten können, als umgekehrt.

Hieran knüpft Paulsen in der Buchausgabe seines Vortrags noch eine andre Frage: In welchem von beiden Wissenschaftsgebieten kann man leichter mit einer Erkenntnis zweiter Hand auskommen? Wo läßt sich am ehesten ein gewisses, immerhin nutzbares Verständnis erzielen durch kurze Mitteilung der Ergebnisse? Paulsen antwortet: in den Naturwissenschaften. Man mag dem beistimmen oder nicht: für die Erziehung eines Menschenkindes, für die Anleitung zu ehrlicher, gründlicher Geistesarbeit ist jedes Kompendium gewiß eher schädlich als heilsam. Überhaupt sähe man gern Paulsens allgemein philosophischen Erörterungen tiefer in die eigentlichen Erziehungsfragen hineingeleitet. So oft er diese im Vorbeigehen berührt, trifft er meines Erachtens das Richtige, mit einer Ausnahme, von der nachher noch zu reden sein wird. In den humanistischen Fächern, meint Paulsen, dürfte es in der Regel leichter sein, den Schüler zu einer gewissen Selbständigkeit des Arbeitens zu führen. „Die ungenauen Wissenschaften stehen uns näher zu Herzen,“ so sprach einst Jakob Grimm. Und was an ihnen, rein wissenschaftlich genommen, ein Nachteil sein mag, das ist pädagogisch ein Vorzug. Gerade weil hier überall für Verschiedenheit der Ansichten Raum gelassen wird, fühlt sich der Schüler hier mehr als anderswo aufgefordert, selber zu sehen und zu urteilen und fremde Urteile zu prüfen. So Paulsen.

Hiermit brechen aber die philosophisch pädagogischen Erörterungen schon ab; sehr zum Schaden der Sache, wie mich dünkt. Denn je mehr der Begriff humanistischer Jugendbildung in Allgemeinheiten stecken bleibt, desto zuversichtlicher kann man wohl die Frage, ob das Realgymnasium nun eine humanistische Bildung in dem bezeichneten Sinne zu geben vermöge, bejahen; aber es hat

dann auch desto weniger zu sagen. Wäre es nicht ein leichtes, die Frage auch für die Töchterschule zu bejahen? Und doch wird niemand darauf einen Anspruch auf Gleichberechtigung gründen wollen.

Etwas ist immerhin gewonnen. Man darf doch nun nicht mehr fragen: humanistische oder realistische, geschichtliche oder moderne Bildung? Ideal oder gemeiner Nutzen? Widerwillig Homer präparirend oder begeistert der Lösung einer mathematischen Aufgabe nachsinnend? und wie alle die stumpfen, aber doch weithin schallenden Schlagworte lauteten, sondern: wie führen wir unsre Jugend am besten, das heißt am leichtesten und zugleich am tiefsten in das geistig geschichtliche Leben der Menschheit ein? Doch wie gesagt, für diesmal hat Paulsen sein Hauptthema um einen Ton tiefer gestimmt: kann das Realgymnasium eine humanistische Bildung geben?

Paulsen geht, um den Nachweis der Möglichkeit zu erbringen, eine Reihe von Unterrichtsgegenständen durch. Zuerst das Deutsche: vortreffliche Bemerkungen, namentlich im Anschluß an den bekannten Aufsatz von Münch. Dann nebenbei, aber mit überraschender Entschiedenheit, die philosophische Propädeutik. Dann die neueren Sprachen. Dann das Lateinische, das er beinah als notwendiges Übel anzusehen scheint. Endlich das Griechische, das er zwar für ein hohes Gut, aber, seltsam genug, nicht für „notwendig“ hält. Hier soll sich der Schüler an Übersetzungen genügen lassen. Warum? nicht etwa, weil Paulsen „die unmittelbare Berührung mit einem durch Jahrtausende reichenden Leben“*) geringschätzte, aber das Realgymnasium hat zum Betrieb des Griechischen keine Zeit mehr! Das kommt davon, wenn der Politiker dem Philosophen das Konzept verdirbt. Das Griechische kam bei der Teilung der Erde zuletzt, nicht dem Werte nach, sondern, ich weiß nicht, ob der zeitlichen Entfernung wegen, oder weil die griechische Kultur seiner Zeit über Rom zu uns kam (S. 60). Gleichviel: „Das Realgymnasium hat mit dem, was es lehrt, soviel zu thun, daß es nicht neue Dinge dazu sich aufladen kann.“ Hier hat sich Paulsen die Sache doch etwas leicht gemacht. Vielleicht gestattet er mir einmal, das, was er selber im Eingange seines Vortrags den Verfechtern einer vorwiegend mathematisch-naturwissenschaftlichen Jugendbildung entgegenhält, auf die Forderung eines vorwiegend, wenn auch nicht der Stundenzahl nach, auf die neueren Sprachen gegründeten Bildung anzuwenden. Der Pädagoge Paulsen würde sich mit dem Politiker Paulsen etwa so auseinanderzusetzen haben.

Der Politiker (Seite 55): Der Einfluß der französischen und englischen Litteratur auf die Entwicklung der deutschen geht tiefer als der der antiken. Die Wirkung Shakespeares auf unsre großen Dichter ist doch wohl tiefer und breiter als die des Homer und des Sophokles. Und so wird auch keines antiken

*) S. 38. Vgl. Deutsches Wochenblatt II. S. 68.

Philosophen Einfluß neben der ungeheuern und allverbreiteten Wirksamkeit zuerst Voltaires, sodann Rousseaus auch nur genannt werden können. Unsre Gebildeten greifen in einer Mußestunde wohl nach Shakespeare oder Molière, nach Dickens oder Daudet, nach Carlyle oder Taine, aber doch nur ganz vereinzelt nach Homer oder Thukydides, Horaz oder Tacitus. Mill und Spencer sind uns näher als Plato und Aristoteles. Zu Mill und Spencer führt uns ein unmittelbares Interesse, das Verlangen nach Belehrung und Widerspruch. Sie sind lebendige Autoren, sie beschäftigen sich mit unsern Problemen, sie denken unsre Gedanken, vielleicht auch unsre Irrtümer. Die europäischen Völker sind Glieder einer Familie, sie leben ein geschichtliches Leben. Die italienische Renaissance, die deutsche Reformation, die französische und die englische Wissenschaft des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, das sind die Hauptgrundlagen unsers geistigen Lebens, hier also sind auch die Hauptgrundlagen unsers Jugendunterrichts zu suchen. Das Lateinische freilich ist nicht zu entbehren, es war bis vor kurzem die Sprache des geistig geschichtlichen Lebens im Abendland, es ist außerdem die Muttersprache des Italienischen, des Französischen, zum Teil auch des Englischen. Aber das Griechische? Die Rede vom Kranz, die Republik, den Prometheus überhaupt nicht zu kennen, ist in der That ein Mangel an historischer Bildung, aber sie nicht in griechischer Sprache gelesen zu haben ist ein Mangel, der sich namentlich bei den Prosaikern ertragen läßt. Drum lese man dies und nur recht viel der Art in guten Übersetzungen.

Darauf der Pädagoge Paulsen (nach Seite 11): Die Sache läßt sich, wie man sieht, mit einem bestechenden Schein der Notwendigkeit umgeben. Kein Zweifel, die theoretische Weltauffassung der Neuzeit hat mehr Nahrung von Engländern und Franzosen empfangen, als von Hellenen und Römern. Und nicht minder unzweifelhaft, unser wirtschaftliches, soziales und staatliches Leben hat sich vorzugsweise unter französischem und englischem Einfluß gestaltet. Dennoch halte ich die naheliegende Folgerung, daß also mit diesen Elementen unsrer Kultur die Jugend gründlich vertraut zu machen die erste und wichtigste Aufgabe, jedenfalls des gelehrten Unterrichts sei, daß also, von dem nun einmal unvermeidlichen Latein abgesehen, Französisch und Englisch in unsern Schulen die erste Stelle einnehmen müßten, für übereilt. Was uns Erwachsenen am nächsten liegt, ist deshalb noch nicht der Jugend gemäß. Wohl neigt sie dann und wann dazu, den Jahren vorzugreifen, hier burschenhaft herausfordernd, dort altklug und wohlweise; es ist ihr aber doch nicht ganz wohl dabei. Im innersten Herzen sehnt sie sich aufzublicken, zu verehren, anzubeten. Das Neueste vom Tage reizt sie nicht, das Verwickelte fesselt sie nicht, das Abstrakte begeistert sie nicht. Nicht das also ist die Frage: was brennt uns Erwachsenen heute am meisten auf der Seele, was reizt der Erwachsenen Wißbegier und Widerspruch? sondern: welcher Übungen bedarf die

Jugend, damit sie fröhlich aufstrebend erwachse? Nicht: wie führen wir am schnellsten sie in die Geschichte unsers geistigen Lebens ein? sondern: wie erhalten wir sie bei alledem jung und ahnungsvoll? Denn das kann doch nimmermehr der Sinn geschichtlicher Jugendbildung sein, daß das heranwachsende Geschlecht den ganzen Stammbaum unsers geistigen Lebens bis in seine neuesten Verzweigungen hinein verfolge: an besonders geeigneten Epochen und innerhalb gewisser Grenzen, mehr an Quer- als an Längsschnitten gilt es, der Jugend zu zeigen, wie die Adern und Fasern neben einander und herüber und hinüberlaufen, damit sie sich allmählich gewöhne geschichtliches Leben hoher Ahnen mit- und nachzuerleben. Drum nicht: woher empfing, was wir Kultur des neunzehnten Jahrhunderts nennen könnten, seine letzten und breitesten und wichtigsten Einflüsse? sondern: wo in der Geschichte unsers geistigen Lebens hat es eine Kultur gegeben, die, was uns heute auf der Seele brennt und je den Menschen auf der Seele brennen wird, in denkbar reichster und zugleich denkbar durchsichtigster Entfaltung darstellt, unsrer Jugend, ich meine nicht so sehr ein Vorbild oder Schreckbild, als ein faßliches und ihrer innigsten Teilnahme gewisses Urbild? Und solch eine Kultur hat es gegeben. Wer die deutsche Jugend und die Griechen kennt, der ruft: die beiden gehören zusammen. Wers nicht glauben will, wird schwer zu überzeugen sein; ein pädagogisches Problem ist ja kein Rechenexempel. Aber man mache Gegenvorschläge: das augusteische Zeitalter, das staufische, das mediceische, das lutherische, das Elisabeths, das Ludwigs, das Friedrichs. Von allen hört ja der Schüler, überall giebts wohl auch einzelne Gestalten, die der Jugend ans Herz wachsen, und in deren Wesen allein schon der Sinn der Erde zu lesen ist, dem der lesen kann. Das ungeübte Auge braucht einfache Zeichnung, starke Ausprägung, breite Entwicklung. Die Jugend braucht, um erst einmal zu lernen, was geistig geschichtliches Leben ist, eine in geschichtlicher Klarheit hinter uns liegende Kulturperiode, ein Volk, das in nicht allzuschwer verständlicher Sprache, in Darstellungen, die geistiges Leben womöglich nach allen Seiten zur Anschauung bringen, sein eigner klassischer Geschichtsschreiber geworden ist. Und solch ein Volk ist doch wohl nur einmal gewachsen; zu kurzer Blüte freilich, doch zu so reicher, daß es all unsre Einbildungskraft beschämt. Auf so engem Raum eine solche Fülle von lebensvollen, großen und schlichten Gestalten, mit denen ohne Dolmetsch verkehren zu können, unsrer Jugend, denk ich, doch mehr ist, als all die interessanten Bekanntschaften, die sie unterdessen bei Engländern und Franzosen machen könnte! Es ist wohl wahr, unsre Gymnasien könnten die griechische Lektüre wohl noch umfassender und gediegner betreiben; auch der Vorschlag, durch Darbietung guter Übersetzungen hier und da ergänzend einzugreifen, ist so übel nicht. Doch eine Litteratur, die nach Inhalt und Form für die Geschichte unsrer Kultur von so unleugbarer, für unsre Jugendbildung von so unvergleichlicher Wichtigkeit ist, nie

in ihrer ureignen Gestalt, immer nur in Übersetzungen lesen zu lassen, von einem Volke, von dessen Thun und Wesen, dessen Denken und Dichten man nun einmal den Schülern so viel geben muß, ihnen gerade die Sprache vorzuenthalten, das wäre in jeder Hinsicht, zumal in pädagogischer, unverantwortlich. Übrigens so recht kennen und schätzen gelernt haben wir die Griechen doch erst in den letzten fünfzig, den letzten zwanzig Jahren, und ohne römische Vermittlung. Griechische Sprache, griechisches Leben, wie reich entwickelt, und dabei wie scharf individualisirt jedes einzelnen Stammes Art war, und wie vergeblich ihr Streben, ein Volk zu werden, alles das ist uns heute gegenwärtiger als je. Einen philologisch und zugleich pädagogisch vollendeten, einen gründlichen und zugleich frischen Unterricht im Griechischen zu erteilen, ist heute leichter als je, und im Griechischen, scheint mir, heute leichter und lohnender als irgendwo. Es war doch wohl kein Zufall oder rein gelehrtes Interesse, daß der deutsche Reichstag sich für Olympia begeisterte: die Tragödie von des attischen Reiches Herrlichkeit und die frohe Botschaft vom olympischen Gottesfrieden ist seit 1870 uns Deutschen ergreifender denn je zuvor. Und wer weiß, was demnächst uns beschieden ist? Das Reich scheint gesichert; aber die deutsche Kultur? Wir haben Schiller und Goethe! Aber wie lange noch? „Zola is ma lieba,“ so hört ich einst, es war eine helle Mondennacht am Sylter Strande, ein grünes Stimmchen krähen. In dem Augenblick erschienen mir all unsre deutschen Meister, von Goethe bis Konrad Ferdinand Meyer, in griechischen Gewändern. Wenn das mehr war, als eine optische Täuschung, wenn wir wirklich neuen Idealen zusteuern — ich sag es ohne Spott, und denk auch an die vielfach angestrebte Erneuerung deutscher Kunst durch volkstümlichere Gestaltung nationaler Stoffe: — nun so rücken unsre Klassiker und die Griechen nur noch enger zusammen, und nur mit um so größerm Recht heißt dann für unsre Jugend Hellas die Eingangspforte zur Geschichte unsers geistigen Lebens.

Ich bin wohl etwas aus der Rolle gefallen; ich wollte den Pädagogen Paulsen sprechen lassen und habe doch nur mein eignes Herz entdeckt. Ob ich ihm das seine gerührt habe? Oder ob er die Rede wohl zu den papiernen rechnet, die man nicht von Angesicht zu Angesicht halten könne, wie die von dem Segen fremdsprachlicher Übungen für den deutschen Stil? Nun, hier hat er den Nagel auf den Kopf getroffen, an einer andern Stelle glaubt man jedoch statt des Philosophen einen Agitator zu vernehmen. Es wird ein rührender Fall geschildert: der Sohn eines Arztes, vortrefflicher Schüler eines vortrefflichen Realgymnasiums, entschließt sich, den Beruf seines Vaters zu ergreifen. „Soll er nun,“ so fragt Paulsen, „aber sage deine Antwort mir oder dem Vater oder dem Sohn oder dessen alten Lehrern ins Gesicht! soll er sein Elternhaus verlassen, seine naturwissenschaftlichen Studien, sein Englisch bei Seite legen und lernen lateinische Aufsätze und griechische Präparationen

machen"? Der Fall ist erschütternd, ist aber doch wohl nur mit Einschränkung mündlich zu verwerten, am Biertisch oder in einer Parteiversammlung. Bei genauerer Erwägung wiegt er federleicht. Als das Wesen des Gymnasiums erscheint „lateinische Aufsätze und griechische Präparationen machen," ohne Freude natürlich. Als Wesen der Jugendbildung, daß der Heranwachsende von Anfang an technisch auf seinen besondern Beruf vorbereitet werde. (Wie anders Seite 13 und 31!) Und was soll das Ganze beweisen? Die Gleichberechtigung — mindestens! — des Realgymnasiums; es ist gleichsam das „Schach dem Könige!" mit dem Seite 71 das Büchlein schließt. Aber wenn nun die Realschulen nie aus ihren Schranken herausgetreten wären, wenn sie nie auf den Gedanken gekommen oder gebracht und darin bestärkt worden wären, mit dem Gymnasium um die Wette zu laufen, „auf verschiedenen Wegen zum gleichen Ziel"! Unser Fall, wie die ganze Gymnasialfrage, ist doch nur dadurch entstanden, daß den Realgymnasien dieser Wettlauf auf der einen Seite mit schönen Redensarten und durch Aufbürdung des Lateinischen nahegelegt, und dann wiederum doch nicht ganz gestattet wurde. Nun giebt es aber doch zwei Möglichkeiten der Entscheidung: außer der völligen Öffnung der Schranken die völlige Schließung. Die Folge wäre vielleicht Schließung der Realgymnasien und Umwandlung entweder in Gymnasien oder in höhere Bürgerschulen. Will man aber, was sehr zu wünschen wäre, die Entscheidung noch hinausschieben, so ließe sich in einzelnen Fällen gewiß durch Dispense und dergleichen helfen. Einstweilen ist, wie ich eben andeutete, der Ehrgeiz der Realgymnasien als Pfahl im Fleisch unsers höhern Unterrichtswesens gar nicht so sehr zu beklagen. Daß sie da sind und sich rühren, daß ein Mann wie Paulsen ihnen das Wort redet und sie zwingt, sich offen zum Humanismus zu bekennen, das ist zunächst noch sehr heilsam. Die Realgymnasien stellen sich nicht mehr in prinzipiellen Gegensatz zur Gymnasialbildung. Aber auch die Gymnasien werden gezwungen, sich zu besinnen. Sie werden erinnert, zum mindesten den klassisch-humanistischen Unterricht nun auch wirklich humanistisch zu verwerten, daneben jedoch den neuen Quellen des Humanismus sich nicht ganz zu verschließen. Noch zehn oder zwanzig Jahre ruhiger Fortentwicklung: dann mag man den Realgymnasien alle Rechte geben oder nehmen, es wird nicht mehr viel ausmachen. Wies auch komme, das hoff ich noch aus Paulsens Munde zu hören: auch das alte Gymnasium kann eine humanistische Bildung geben, „jedenfalls eine ebenso gute als das neue — vielleicht sogar eine bessere."

Berlin — Otto Schroeder

Robert Hamerlings Selbstbiographie

Kaum haben sich die Wogen beruhigt, die Robert Hamerlings „Homunkulus" vor anderthalb Jahren — eine glänzende satirische Weihnachtsbescherung — in der litterarischen Welt aufwirbelte, so schickt er schon wieder ein neues Buch aus, das in der kurzen Zeit seit seinem Erscheinen auch schon die verschiedensten Beurteilungen erfahren hat: *Stationen meiner Lebenspilgerfahrt* (Hamburg, Verlagsanstalt), wie es sich etwas gesucht nennt. Also eine Selbstbiographie.

In unsrer Zeit des lebhaften Sinnes für Memoirenlitteratur ist kaum ein Buch willkommener als ein solches, worin der Dichter dem Wunsche des Publikums nach Kenntnis seiner privaten Persönlichkeit, seiner eignen Schicksale und Erlebnisse entgegenkommt; pflegt man doch nicht ohne Grund der Gegenwart den Vorwurf zu machen, daß sie sich nur zu sehr für die private anstatt für die künstlerische Persönlichkeit jener Dichter interessirt, die einmal große Erfolge gehabt haben. Aber den Wert solcher Selbstbiographien zu beurteilen ist ebenso schwer, als es für den Verfasser schwierig ist, den richtigen Ton darin zu treffen. Ein berühmtes Meisterwerk ist die leider nur fragmentarische Selbstbiographie, die Grillparzer hinterlassen hat; es giebt sogar Gelehrte, die sie für das bedeutendste Werk halten, das der große Dichter überhaupt geschrieben habe. Gleichwohl weiß man jetzt, daß Grillparzer darin nicht ganz gerecht gegen sich selbst war, er hat sich vielfach kleiner gemacht, als er war, z. B. über seine Jugenddramen hat er in einer Weise streng geurteilt, die man nicht gelten lassen kann. Von J. J. Rousseaus Confessions ist bekannt, daß sie vielfach von der Wahrheit abweichen. Goethes „Dichtung und Wahrheit," eines seiner größten Meisterwerke, das für die deutsche Litteraturgeschichtschreibung mustergebend geworden ist, muß doch auch mit Vorsicht gelesen werden. Es scheint eben in der menschlichen Natur zu liegen, daß kein Mann sein eignes Leben so objektiv schildern kann, wie es dem später nachforschenden Geschlecht erscheinen muß. Es kann ja auch niemand aus seiner Haut heraus, kein Mensch hat die Gabe, sich selbst ganz und gar und fortlaufend durch die ganze Reihe der Jahre von außen anzuschauen, und nur so außerordentlichen Künstlern und Genien wie Goethe war es gegönnt, die Anschauung, die sie

Digitized by Google

von innen über sich selbst gewonnen hatten, in einiger Harmonie mit demjenigen Bilde zu erfassen, das die andern zuschauenden Zeitgenossen von ihrem Thun und Lassen empfangen hatten. Darum auch haben die bedeutenden Männer, die eine Selbstbiographie geschrieben haben, darin am allerwenigsten (scheinbar!) über sich selbst gesprochen. Sie brachten „Erinnerungen," Erlebnisse, Charakterbilder ihrer nähern und fernern Zeitgenossen, Freunde und Freundinnen, und nur mittelbar, auf dem Wege dieser Spiegelung des einzelnen in der Welt, die ihn umgab, entstand ihr eignes Lebensbild.

Diesen Weg der sogenannten naiven Kunst, in Wahrheit den einzig künstlerischen Weg hat Hamerling nicht eingeschlagen; grundsätzlich, wie er es öfter betont, hatte er nur von sich selbst zu berichten sich vorgenommen, aber auch sehr häufig dieses Vorhaben überschritten. Für den, der Hamerlings Dichtungen nicht bloß vom Standpunkt ihres reichen und bedeutenden Gehalts gelesen hat, ist diese Form seiner Selbstbiographie nicht überraschend. So glänzende Eigenschaften seine Poesie vielfach aufweist, so ist sie alles andre, nur nicht naiv im künstlerischen Sinne. Alle seine Helden: der Nero und der Ahasver, der Jan von Leyden, der Danton und der Robespierre, die Aspasia und der Perikles, sie alle reflektiren fortwährend über sich selbst, schütten in langen Reden ihr Herz vor uns aus, und weit mehr noch als durch das, was sie thun, sollen sie sich durch das, was sie sagen, nach Hamerlings künstlerischer Absicht charakterisiren. Er sagt dies ausdrücklich im „Epilog an die Kritiker," der dem Epos „Ahasver in Rom" angehängt ist, wo er von der „subjektiven Charakteristik" spricht. Und vollends die Lyrik Hamerlings ist gar nicht naiv, so geistreich, so melodisch, so farbenreich sie auch ist. Wohl ist Hamerling Phantasiemensch, aber er ist es nicht ausschließlich, er ist auch zugleich Philosoph. Die Phantasie konnte ihn wohl machtvoll erfassen und zu erhabenen und hinreißenden oder erschütternden, grotesken und üppigen Gemälden begeistern, aber künstlerisch seine Phantasie zu beherrschen und zu erziehen ist ihm nie gelungen, ganz aus sich selbst herauszutreten, um die Figuren in reiner künstlerischer Objektivität darzustellen, hat er nur selten (in „Amor und Psyche," seiner objektivsten Dichtung) vermocht; immer galt ihm die geistreiche Reflexion mindestens ebensoviel wie die objektive Handlung, und wo es bloß auf diese ankam, um die gute Wirkung zu erzielen, nämlich zu fesseln und zu spannen, wie in dem Roman „Aspasia," da war die Grenze seines Könnens.

Wie der Künstler, so der Mensch; das ist nirgends wahrer als in der Poesie. Und weil uns die ganze Selbstbiographie Hamerlings doch nur des Dichters wegen interessirt, darum sind wir auch von diesen rein ästhetischen Bemerkungen ausgegangen, auf die Gefahr des Vorwurfes, abstrakt zu sein. Der Mangel an Naivität in Hamerlings künstlerischem Charakter hat auch seiner Selbstbiographie den Stempel aufgedrückt. Sie ist nicht eine Reihe von mehr oder weniger unterhaltenden oder geschichtlich und biographisch wertvollen

Erinnerungen eines sechzig Jahre alt gewordenen Mannes; sie hat kein Bild derjenigen Zeit geliefert, worin sich dieses jedenfalls fruchtbare Leben entwickelt und entfaltet hat; sie trägt auch nicht den Charakter von Bekenntnissen einer Menschenseele, die sich vor der ewigen Wahrheit bescheiden entlasten will; sondern überall bekundet sie etwas von all diesen Grundtypen von Selbstbiographien, im ganzen aber ist sie eine litterarhistorische Apologie des Verfassers selbst geworden. Die Kärrnerarbeit, die nach einem boshaften Worte die Litteraturgelehrten nach dem Tode der großen Dichter und Schriftsteller zu verrichten pflegen, hat hier Hamerling, gleichsam hinter sich selber einhergehend, selbst übernommen, er ist sein eigner Litterarhistoriker in diesem Buche geworden. Und darum mangelt es ihm an Größe, wie ihm diese Durchkreuzung und Verflechtung der verschiednen Absichten die künstlerische Einheit verdorben hat.

Die merkwürdige künstlerische Unklarheit und Unentschiedenheit, mit der Hamerling an dieser Biographie gearbeitet hat, mag an einzelnen Stellen erläutert werden. So teilt er aus dem Jahre 1848, wo er als achtzehnjähriger Student der Wiener Universität auch in die revolutionäre Strömung mitgezogen war, ein für den jungen Dichter sehr charakteristisches politisches Schriftstück mit, das die „Aufgaben des Reichstages“ so zusammenfaßte, wie er sie sich in früher politischer Reife gedacht hatte. Aber unbefangen, mit der Sachlichkeit des seiner Sache sichern Historikers vermag Hamerling so ein Aktenstück nicht mitzuteilen, sondern er fügt noch folgende Glosse hinzu, die geradezu komisch wirkt und zeigt, wie nervös der Erzähler ist: „Erscheint dieser jugendliche Erguß zum Teil vielleicht als Echo der damaligen Zeitideen, so ist auch dieses doch so stark individuell gefärbt, im guten und schlimmen Sinne so charakteristisch, daß Freund und Feind über die Eitelkeit, die scheinbar in der Wiedergabe des Artikels an dieser Stelle liegt, ohne sonderliches Hohngegrinse sich hinwegsetzen kann.“ Diese Bemerkung ist geradezu krankhaft; denn als Geschichtschreiber, und war es auch als sein eigner, hatte Hamerling die Pflicht, dergleichen Aufsätze mitzuteilen, und nur sein fortwährendes Bemühen, nicht bloß seinen Lebensgang darzustellen, sondern auch ihn zu beurteilen (gerade so wenig naiv wie die Form seiner epischen Darstellung im „König von Sion“) hat ihn fortwährend Feinde um sich sehen lassen. Ein andermal, wo er von seinem fleißigen, aber auch entbehrungsreichen Studentenleben spricht, wo er sich armselig von Seminarstipendien und Studentengaben erhielt, berichtet er von seinen vielfachen Beziehungen zu schönen Mädchen und bemerkt wieder, einen beschränkten Leser voraussetzend: „Wenn ich bei dieser Gelegenheit eine ziemliche Anzahl weiblicher Gestalten die Musterung passiren lasse, so wird gegen den Vorwurf der Flatterhaftigkeit mich die Beschaffenheit der Beziehungen schützen.“ Hamerling war damals erst zwanzig Jahre alt. Welch einfältigen und boshaften Leser setzt er voraus, wenn er befürchtet, daß der zwanzigjährige,

für Frauenschönheit wie alle reicher angelegte Mannesnatur überaus empfängliche Jüngling deswegen als „flatterhaft“ verurteilt werden könnte, weil er für mehrere Mädchen hinter einander schwärmte! Diese Entschuldigungen des Dichters sind in Wahrheit mehr verletzend als versöhnend. Ausdrücklich erklärt er einmal, daß der Verkehr eines Dichters mit der Frauenwelt sehr charakteristisch für sein Wesen sei. Aber so oft er dazu kommt, von solchen Begegnungen zu berichten, glaubt er sich gegen den Vorwurf der Eitelkeit verteidigen zu müssen. Und wie grimmig er da gegen hypochondrisch eingebildete Spötter loszieht! Zu seinem vielfach gefeierten fünfzigsten Geburtstage hatten sich mehrere Verehrerinnen brieflich mit ihm in Verkehr gesetzt, und Hamerling muß diese Briefe sehr loben, was wohl seine Berechtigung haben wird. Allein wie seltsam ist die Einleitung zu der Schilderung dieser merkwürdigen Frauen! „Warum ich aber — so lautet sie — von dergleichen überhaupt Bericht erstatte? wird man fragen. Liegt nicht eine Art von Prahlerei darin? — Ich spreche und berichte von solchen Vorkommnissen, weil es mir — zum zehntenmal sei es gesagt — bei dieser Lebensschilderung darauf ankommt, die Thatsachen festzustellen. Ich bin nicht eitel, nicht einmal so eitel, daß ich um jeden Preis für nicht eitel gehalten werden will. Wer mich für eitel halten will, der thue es in Gottes Namen.“ Es thuts auch niemand — die Geständnisse Hamerlings an andern Stellen seines Buches schützen ihn vor diesem Vorwurf — aber seltsam bleiben diese Ausfälle doch, sie sind geradezu komisch in der Hilflosigkeit, mit der sich der Selbstbiograph gegen eingebildete Feinde wehrt. Aber der Grund all dieser unschönen Reden liegt in seinem ganzen Wesen: er will über und von sich nicht bloß berichten, sondern auch über sich urteilen. Er schreibt nicht Geschichte, sondern Apologie, eine Rechtfertigungsschrift seiner Handlungen und Dichtungen. Anstatt in männlicher Ruhe der Nachwelt, die keiner Partei angehört, die keinerlei persönliche Vor- oder Gegenliebe für den Mann haben wird, das Urteil zu überlassen, wirft er selbst die kritischen Fragen auf, und indem er sich verteidigt, macht er Krethi und Pleti zu Richtern über seine persönlichsten Angelegenheiten. Das ist die Folge seines unnaiven Künstlertums.

Ebenso macht er es nun auch bei dem Bericht über seine litterarische Thätigkeit. Er erzählt nicht bloß, unter welchen Bedingungen, mit welchen Absichten, nach welchen Vorbereitungen und Studien, an welchen Orten, unter welchen Umständen u. s. f. er seine verschiednen Werke geschrieben hat, auch an welchen schönen Plätzchen das eine oder andre seiner Gedichte entstanden ist, sondern er berichtet auch von der Zahl der Auflagen seiner Werke, zieht Vergleiche zwischen der Verbreitung des „Ahasver“ und des „Trompeters von Säkkingen,“ erzählt welche Aufnahme seine Bücher beim großen Publikum gefunden haben, wieviele Tondichter Melodien zu seinen Liedern geschrieben haben, wieviele Übersetzungen ins Holländische, Italienische, Russische, Französische,

Englische seine Bücher erlebt, und nicht zum wenigsten welche Rezensionen sie erfahren haben. Auch hier überall glaubt Hamerling seinem zukünftigen Biographen durch Mitteilung von Thatsachen vorarbeiten zu müssen und also dem Vorwurfe der Eitelkeit begegnet zu haben; daß die Mitteilung selbst seine Sache nicht sein durfte, das fühlte er nicht. Er zählt auch ausführlich die Namen aller der Menschen auf, die ihm persönlich oder brieflich liebenswürdig begegnet sind, stattet einen Generaldank an alle diese Menschen ab; in einer Fußnote teilt er auch mit Auswahl Namen von gutem Klange aus der Wiener Gesellschaft mit, die auf einer ihm 1888 überreichten Huldigungsadresse (die 108 Unterschriften aufwies) unterzeichnet waren. Offenbar wollte er hier auch nur Thatsächliches berichten und die Namen durch Aufnahme in seine jedenfalls unsterbliche Lebensbeschreibung vor der Vergessenheit schützen. Auch diese Geschmacklosigkeiten sind eine Folge des verkehrten Grundsatzes, in der Selbstbiographie alle seine Person betreffenden Thatsachen und „nichts als diese" mitzuteilen. Die feine Unterscheidung zwischen dem künstlerischen Menschen und dem Pfahlbürger ging dem Erzähler dabei verloren. Vor lauter Furcht, eitel zu erscheinen, hat der Erzähler, dem es an Unbefangenheit sich selbst gegenüber fehlt, doch den Schein derselben auf sich geladen. Der Mißtrauische erweckt Mißtrauen. Darum machen auch alle die interessanten Mitteilungen Hamerlings über das universale Streben seines jugendlichen Geistes, der sich mit keinem einzelnen Fach- und Brotstudium begnügte, sondern womöglich alle an der Universität gelehrten Wissenschaften betrieben hätte und in der That neben der Philologie und Geschichte auch Anatomie und Chemie hörte, neben den neuern Sprachen auch Sanskrit und Persisch lernte, einen eigentümlichen Eindruck. Nachdrücklich hebt Hamerling hervor, daß er nie bei einem Meister lernte, was er sich durch das Studium von Büchern erwerben konnte; auch Klavierspielen und Botanik lernte er von selbst; das Schwimmen zu erlernen gelang ihm nicht auf diesem Wege, darum vernachlässigte er es auch.

Es ist der Fluch der Unnaivität, der Nichtsachlichkeit, daß sie den Menschen nie zur vollen Freiheit gelangen läßt, sondern den sich selbst bespiegelnden Geist in sich selbst einsperrt; sie macht es ihm unmöglich, unmittelbar auf die Herzen der Menschen zu wirken; den besten Eigenschaften verleiht sie einen säuerlichen Zusatz, der abkühlend auf den Nebenmenschen wirkt, mag dieser auch mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkommen. Darum kann auch ein solcher Mensch, der immer daran denkt, welchen Eindruck seine Thaten oder Empfindungen hervorrufen könnten, nie wahrhaft liebenswürdig erscheinen; darum kann er sich auch nicht wahrhaft glücklich fühlen, denn dieses Gefühl zieht in uns nur dann ein, wenn wir ganz in einem andern, sei es in einer Sache oder in einem Menschen aufgehen. Die Selbstvergessenheit des schaffenden Genies oder des liebenden Menschen vermag allein Glück zu bringen. Glück ist das Vermögen

der Objektivität, darum war Goethe glücklich, darum war Grillparzer nur glücklich, so lange er dichtete; darum sind nur die ganz naiven Menschen wahrhaft glücklich.

Wenn Hamerling am Schlusse seines Buches — ganz abgesehen von seiner traurigen Krankheit — erschütternd gesteht, daß er eigentlich niemals glücklich gewesen sei (was doch wohl eine Übertreibung ist, denn das künstlerische Schaffen hat ihn gewiß, wenigstens so lange er schuf, erhoben), so ist dies in dem Wesen seines ganzen menschlichen wie künstlerischen Charakters begründet. Seltsam ist nur, daß Hamerling diese Erkenntnis niemals selbst gewonnen hat. Aus dem Mangel dieser Einsicht ist aber der Fehler auch seines ganzen theoretisch-ästhetischen Denkens zu erklären. Grillparzer hat dieses Bewußtsein gehabt, und das hat ihm wenigstens in der Kunst zur Größe verholfen. Hamerling hat es nicht, und es ist die Schwäche sowohl seines künstlerischen wie seines menschlichen Wesens. Sein Sinn für reine Natur ist gering; sonst hätte er nicht glauben können, daß z. B. ein Nero, wie er ihn geschaffen hat, nämlich ein seine Handlung fortwährend philosophisch beleuchtender Bösewicht, psychologisch eine Möglichkeit sei, oder er hätte in seinen Dramen mehr Sinn für wirkliche Handlung, nicht bloß für Bilder oder für Monologe offenbart, oder er hätte nicht über seinen Homunkulus in der Selbstbiographie geschrieben: „Diese Entwicklungsfähigkeit des Homunkels, die auch ein menschliches Interesse für ihn gar wohl aufkommen läßt und seine Gestalt über die Bedeutung einer dürren »Allegorie« weit hinaushebt, sicherte ich mir nur dadurch, daß ich den eigentlichen Homunkel, das Alräunchen des ersten Gesanges, wieder einschmelzen und menschlicher gestalten ließ, indem ich ihm wenigstens eine natürliche Mutter gab. Lauter Dinge, die in meiner Dichtung nur da sind, um — übersehen zu werden"! Wie spitzfindig! wie unkünstlerisch! Als ob der Eindruck der Naturwahrheit, den eine dichterische Gestalt hervorruft, von der Versicherung abhinge, daß diese Gestalt das wirklich unter Schmerzen geborne Kind einer irdischen Mutter sei! Als ob Mephistopheles in Goethes „Faust" keinen wahrhaft natürlichen Schein hätte, nicht in überzeugender Lebensfülle und Kraft vor uns stünde, trotzdem daß wir ihn aus dem schwarzen Pudel herauskommen sahen! Schon in diesem Mißverständnis Hamerlings verrät sich seine ganze ästhetische Beschränktheit (man verzeihe dieses scharfe Wort, aber ich finde kein andres), die sich mit vergeblichem Bemühen der Angriffe jener Kritiker wehrt, die auf diese Schranke seiner Begabung hingewiesen haben. Hamerling verträgt es schlechtweg nicht, in dieser Richtung getadelt oder auch nur charakterisirt zu werden, und doch dreht sich das Wesen der ganzen Kunst um die Klarheit dieses Begriffes von Natur in der Poesie.

In dem Bericht über seine Jugendarbeiten aus dem Jahre 1857 kommt Hamerling selbst auf diese Fragen zu sprechen; nachdem er die Entwürfe zu

seiner Tragödie „Ahasverus“ mit ihren ganz abstrakten Formeln*) selbst mitgeteilt hat, sagt er: „Übel vermerkt es vielleicht mancher, daß ich bei meinen poetischen Entwürfen mir so viel mit Ideen zu schaffen machte. Aber das Denken ist eine Gewöhnung, welcher — wenigstens in den höhern „Dicht“gattungen (!) — mehr oder wenig sich alle deutschen Poeten schuldig machen. (Auch Mörike, Uhland oder Storm?) Man nehme Goethes und Schillers Briefwechsel zur Hand, und man wird erstaunen, wieviel selbst unsre größten deutschen Dichter — der »naive« Goethe nicht zum wenigsten — bei ihren scheinbar einfachsten Arbeiten gedacht, gegrübelt, gewollt, beabsichtigt, symbolisirt und »hineingeheimnißt« haben.“ Da sieht man, daß Hamerling den Begriff „naiv“ in seiner ästhetischen Bedeutung nicht klar festgehalten hat. Der naive Künstler hört ja keineswegs auf ein berechnender Künstler zu sein; zufällig sind sehr selten große Schönheiten entstanden. Daß Goethe sehr viel über Kunst nachgedacht hat, ist selbstverständlich; aber die Form seiner Kunstwerke ist naiv; er hat im gegenständlichen Wort, im schönen Bilde, im gehaltvollen Symbol als Dichter zu uns gesprochen; seine Menschen sind ästhetisch naiv, durch Handlungen und den Situationen gut angepaßte Worte stellen sie ihr Wesen dar, nicht indem sie sich durch Selbstbetrachtung charakterisiren wie Hamerlings Menschen. Am meisten überrascht wird jeder Kenner der Hamerlingschen Lyrik von dem Geständnis sein, daß die sogenannte Reflexionslyrik seine Sache nicht gewesen sei; als Beweis dafür druckt Hamerling eine das Volkslied feiernde Stelle aus dem Tagebuche vom 2. April 1849 ab. Als ob künstlerische Theorie und künstlerische That zusammenfallen müßten! Als ob nicht seine Gedichte, wo man sie aufschlägt, den Charakter der Reflexionslyrik trügen! Als ob nicht seine ganze aufs Heroische, Pathetische und Phantastische gerichtete Begabung nicht naturgemäß andre Formen als die des Volksliedes in der Lyrik hätte suchen müssen! Wie wenig Hamerling sich selbst richtig beurteilt, beweist u. a. auch eine Kleinigkeit. Man hat an seiner anmutigsten Schöpfung, dem Märchen „Amor und Psyche“ die „schöne Einfachheit“ im Gegensatz zu seinen gedankenschweren größern Epen hervorgehoben. Damit ist Hamerling aber nicht einverstanden. „Meine Schilderung der Liebesinsel — die Wanderung Psyches durch die Unterwelt — die Himmelfahrt des Liebespaares — Partien, welche zusammen mehr als die Hälfte des Ganzen bilden — glänzen die wirklich durch Einfachheit? Ich glaubte da doch das Register meiner höchsten und vollsten Töne gezogen zu haben.“ Da mache man es

*) I. Akt. Reflexionsloses, seliges Naturleben des Urmenschen (Ahaverus). Lucifer, sich zu ihm gesellend, zeigt ihm die Herrlichkeit der Welt und verführt ihn. — Sündenfall (Reflexion) — Fluch. Dem Ausgestoßenen aus dem Paradiese wird ein Erlöser verheißen. Er verläßt das Paradies mit der Gabe des Gedankens und einem Fortunatussäckel, aber unselig u. s. w.

einem Dichter recht! Und kurz vorher hat er selbst dies naive Volkslied gepriesen, doch wohl nur wegen seiner Einfachheit.

Nach alldem kann man ermessen, wie unerquicklich Hamerlings ausführliche Auseinandersetzungen mit seinen Kritikern sind; insbesondre wegen des „Homunkulus." Da ist kein Vorwurf so abgeschmackt, daß er ihn nicht einer Erwiderung würdigte. Wieviel der pathetische Dichter der Würde der Kunst damit vergiebt, scheint er nicht zu fühlen, ebensowenig die Unfruchtbarkeit des ganzen Kampfes. Wohl ist es litterarhistorisch von Wert und Wichtigkeit, zu wissen, wie ein Kunstwerk von der zeitgenössischen Kritik aufgenommen worden ist; ja man kann sagen, das Studium dieser Aufnahme macht immer mehr den eigentlichen Beruf der Litteraturgeschichte als solcher aus. Für eine subjektive Ästhetik, die die Unmöglichkeit objektiver d. h. allgemein bindender und ewig wahrer ästhetischer Urteile leugnet, ist die ganze Kunstgeschichte nichts andres, als das Studium der Kunstwerke im Zusammenhang mit der Beurteilung, die sie gefunden haben. In diesem Sinne hat vermutlich auch Hamerling überhaupt mit solcher Sorgfalt die Geschichte der Kritik und Verbreitung seiner Bücher mitgeteilt. Allein ganz abgesehen davon, daß es unser Gefühl von der Würde des schöpferischen Künstlers verletzt, wenn er selbst solche Arbeit für sich verrichtet, ist Hamerling (wie beinahe jeder Schaffende) doch viel zu empfindlich, viel zu persönlich beteiligt, um unbefangen und unbedingt vertrauenswürdig eine äußere Geschichte seiner Werke zu schreiben. Jeder tadelnde Kritiker erscheint ihm wie ein persönlicher Feind oder wie einer, der nichts versteht. So einverstanden man mit Hamerlings Urteil über Johannes Scherr sein wird (er nennt ihn einen groben Philister), so unschön macht sich der Fußtritt des beleidigten Dichters ins Grab des Verstorbnen hinein; ebenso wird Ferdinand Kürenbergers tadelnde Haltung mit dem Vorwurf des Neides verdächtigt, auch der fein kritische Emil Kuh (dessen Verdienste um G. Keller und Storm unvergessen bleiben werden) wird spöttisch abgethan u. dergl. m. Das ist doch wohl nicht jene reine Thatsächlichkeit mehr, die Hamerling festhalten zu wollen im Vorwort wie im Text des Buches oft erklärt. Schließlich fällt er ein vernichtendes Urteil über die ihm zunächst stehende Wiener Tageskritik, von der er sagt, daß sie nicht mehr den Erfolg eines Buches entscheide, sondern dem Erfolge mit ihren Feuilletons nachzuhinken pflege; die Empfehlung von Mund zu Mund allein bewirke den Erfolg eines neuen Buches. Es fällt uns nicht ein, die Wiener litterarische Tageskritik, die nur eine stiefmütterliche, ja nebensächliche Behandlung bei den großen Tagesblättern genießt, in Schutz zu nehmen; oft genug haben wir selbst über sie in dieser Zeitschrift geklagt (z. B. in Sachen der „Aspasia"). Allein es muß auch daran erinnert werden, daß aller praktische Erfolg von Dichtungen von der Kritik unabhängig zu sein pflegt. Wieviel war schon zu Gunsten Gottfried Kellers geschrieben worden, als er im großen Publikum bekannt und gelesen wurde; wieviel zutreffendes ist gegen

Ebers geschrieben worden, ohne daß sein Erfolg, nachdem er einmal entschieden war, dadurch verhindert worden wäre! Für den künstlerischen Wert eines Kunstwerkes ist sein Erfolg beim großen Publikum doch wohl nicht der einzige Maßstab. Der Erfolg einer Dichtung ist eine kulturhistorisch jedenfalls merk- und denkwürdige Erscheinung für sich selbst. Zu welcher Bedeutung müßten Modepoeten steigen, zu welchem Grade von Verbrechen müßte eine solchen Erscheinungen entgegentretende Kritik gestempelt werden, wenn einzig der Erfolg von Dichtungen bestimmend für ihren Wert wäre! Darum ist der persönliche Kampf zwischen dem von der Gunst des Publikums getragenen Dichter und der Kritik immer ein ungleicher Kampf. Der eine beruft sich auf das Urteil der Menge, der andre setzt nur seine Persönlichkeit ein; sie polemisiren von ganz verschiednen Standpunkten, und Recht behält immer der Schaffende, so lange er den Geschmack seiner Leser befriedigt, weil er der Stärkere ist. Es ist im künstlerischen Leben nicht anders als im politischen: die Macht reißt hin.

Aber es wird endlich die höchste Zeit, nachdem wir so ausführlich eine Begründung unsers Urteils über Hamerlings Selbstbiographie versucht haben, einiges thatsächliche daraus mitzuteilen. Wir wollen die wichtigsten Lebensdaten kurz zusammenfassen.

Hamerling wurde am 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich, an der Grenze Böhmens und Mährens geboren. Seine Eltern waren sehr arm, der Vater Diener in einem adlichen Hause; übrigens ein „Tausendkünstler," wie der Sohn versichert, der es auch im Rechnen weit gebracht hatte, während der Sohn sein Leben lang mit der Mathematik auf gespanntem Fuße stand, bezeichnend für den Phantasiemenschen mit musikalischen Neigungen. Von seiner Mutter erzählt Hamerling nur, daß sie mit grenzenloser und wohl auch eifersüchtiger Liebe an ihm hing. In den sechziger Jahren, als es ihm gelang, sich ganz auf eigne Füße zu stellen, zog der Dichter seine betagten Eltern zu sich nach Graz, wo sie zusammen im eignen Heim lebten.

Schon als Kind zeigte Hamerling Begabung. Er selbst weiß sich aus dieser Zeit seiner regen Phantasie zu erinnern, die zuweilen zu visionärer Stärke gedieh. Auch noch in andern Formen äußerten sich die reichen Anlagen des Kindes. Es hatte seine Freude daran, sich in seiner Ofenecke einen Hochaltar einzurichten und davor die in der Kirche beobachteten Handlungen und Bewegungen des Pfarrers nachzuahmen. In der That verbreitete sich in früher Zeit das Gerücht, der Knabe Robert könne predigen, und mitten in der Wirtsstube mußte der Kleine einmal auf einen Sessel steigen und predigen, was gar nicht so komisch ausgefallen sein soll, trotz der schwer überwundenen Schüchternheit. Etwas älter, widmete sich Robert mit Stolz dem Ministrantendienste vor dem wirklichen Hochaltar. Ein eigner Ernst muß jedenfalls dem Knaben inne-

gewohnt haben. Er konnte aber auch sehr viel lachen, hatte also früh ein intuitives Urteil über Gegensätze oder Disharmonieen. Dieses kindlich-geniale Lachen brachte dem Knaben natürlich oft genug Strafen oder Verlegenheit. Ebenso war er sehr früh für Frauenschönheit empfänglich und äußerte naiv seine Freude darüber. Endlich versichert der Dichter, daß er schon in seinem siebenten Jahre Verse zu machen begonnen habe; die Berufung zum Dichter habe er ebenso früh in sich gefühlt.

Aus der Dorfschule kam der Knabe 1840 in die Klosterschule des Cistercienserstiftes Zwettl in Niederösterreich, wo er bis 1844 verblieb. Dieses Kloster hatte nur eine geringe Anzahl von Zöglingen, nur ihre zum Kirchendienst nötigen Sängerknaben. Robert wurde aber wegen seiner offenbaren Begabung aufgenommen, obgleich er nur sehr wenig oder vielmehr gar nicht singen konnte. Das Klosterleben schildert Hamerling verhältnismäßig am anmutigsten. Er hatte als Knabe ein großes Bedürfnis nach Geselligkeit zu zweien, nach Freundschaft. Seine schwärmerische Seele mußte sich in das Herz eines Freundes ausschütten können; derartiger Verkehr spielt bis in seine späte Universitätszeit noch eine große Rolle in seinem Leben. Der Unterricht in der Klosterschule — sie bildete nur die untere Hälfte des Gymnasiums und war von keinen eigentlichen Berufspädagogen geleitet — muß nicht sehr ausgiebig gewesen sein. Aber der Verkehr mit den einzelnen Patres war doch anregend, insbesondre wurde dem Knaben der Umgang mit einem wirklich gläubigen Mystiker folgenreich. Hier wurde auch früh seine Behendigkeit im Versemachen geschätzt und bescheiden gefördert. Man wollte ihm anfänglich nicht glauben, daß er selbst der Dichter seiner Verse sei; erst nachdem er eine Aufgabe dieser Art in einem abgeschlossenen Zimmer ohne fremde Hilfsmittel gelöst hatte, stand sein Ruhm als Dichter fest.

Nach vierjährigem Aufenthalt im Kloster zog Robert 1844 mit seiner Mutter nach Wien, wo auch sein Vater als Herrschaftsdiener ein Unterkommen gefunden hatte; aber die Eltern lebten nicht zusammen. In Wien fand der Knabe Aufnahme im Schottengymnasium des rühmlichst bekannten Benediktinerstiftes auf der Freiung. Das Leben des vierzehnjährigen Gymnasiasten war kümmerlich und anstrengend genug. Täglich hatte er einen weiten Weg von der mütterlichen Wohnung auf der Landstraße in die Schule zu machen; das Mittagessen hatte er an einem Freitisch in der Leopoldstadt, und am Kohlmarkt erteilte er Unterricht. Allein die Vorteile der großen und schönen Kaiserstadt kamen ihm doch auch zu Gute. Er hatte Gelegenheit, in mehrere Familien zu kommen, wobei ihm freilich seine immer größer werdende Schüchternheit und Empfindsamkeit wieder Streiche spielte. Er wanderte viel in der schönen Umgebung Wiens herum, und endlich war er hier auch in der Lage, seinem Wissens- und Lesebedürfnis Genüge zu leisten. Hatte er in Zwettl nur katholisch-religiöse Lyriker lesen können, so wurde er nun auch mit der neuesten

jungdeutschen Litteratur bekannt. Die Klassiker verschlang er; Grabbe entzückte ihn (er ist in der Art seines nicht ganz ausgeglichenen Talentes auch verwandt mit diesem sprunghaften Genie); Freiligrath, E. T. A. Hoffmann, Byron begeisterten ihn. Der Entschluß, Dichter von Beruf zu werden, befestigte sich früh in ihm. Aber damals dachte er als Theaterdichter seinen Weg machen zu können, weil die eben eingeführten „Tantiemen" im Burgtheater es ermöglichten, daß ein Mensch ausschließlich von der Kunst lebte. Bekanntlich kam es aber anders; gerade mit seinen Bühnenwerken („Danton und Robespierre," „Lucifer") hatte Hamerling den geringsten Erfolg.

Die Sommerferien dieser Jahre pflegte er immer auf Wanderungen in seine Heimat oder ins Stift Zwettl zu verbringen. Bei einem solchen Besuche im Stifte kamen auch seine religiösen Zweifel zum Abschluß. Es lag ja nahe, daß der Klosterschüler Theologe werden sollte. Aber die unthätig beschauliche, von der Welt abgeschlossene Existenz des Klostergeistlichen konnte dem Phantasiemenschen, der mit Leidenschaft die Schönheit dieser Welt verehrte, für Liebe sehr empfänglich war, sich auf die zukünftigen Genüsse in einem behaglicheren Leben schon freute, nicht als Lebensideal erscheinen. Nachdrücklich betont Hamerling, daß sein Konflikt nicht eigentlich im Glauben als in dem Gegensatz dieser Lebensformen bestanden habe, womit er auf sein wesentlich künstlerisches Naturell hinweisen will.

Als Hamerling 1847 die Wiener Universität bezog, hatte er sich für einen bestimmten Lebensberuf noch nicht entschieden; nur Dichter wollte er werden und womöglich alles in Natur- und Geisteswissenschaft sich zum Eigentum machen. Darum hörte er neben philologischen Vorlesungen auch solche über Anatomie (bei Hyrtl), Chemie, Physik. Seine Armut aber bestimmte später seine Handlungsweise. Im Grunde war seine ganze Bildung vorwiegend philologisch; Sophokles las er geläufig im Original; weniger vertraut war er mit der lateinischen Sprache und Litteratur. Die ersten Studien wurden gleich durch die stürmischen Vorgänge des Jahres 1848 unterbrochen. Auch Hamerling ließ sich, wie jeder Student, in die Studentenlegion einreihen, und mit Humor weiß er von jenen bewegten Tagen zu berichten. So erzählt er, daß ihm die Mutter den Säbel zerbrochen habe, und daß ihm, als er auf der Wache einmal eingeschlafen war, die Flinte gestohlen wurde; er selbst schämte sich deswegen nicht weniger, als der andre Student, der ihn als Hauptmann befehligte. Übrigens, meint er, hätte er mit dem Gewehr auch nicht viel ausrichten können: ein Gewehr zu laden habe er damals nicht gelernt und verstehe es auch jetzt nicht; übrigens geht die Sage, daß alle diese Studentengewehre verrostet und in Wahrheit kampfuntauglich gewesen seien. Aber die Stimmung jener Zeit, der reine Idealismus, der die Menschen beseelte, ist ihm die edelste Erinnerung seines Lebens. Er hat nur bis zum Juli die Bewegung als Teilnehmer miterlebt; die Sommerferien verbrachte

er auf dem Lande und kam erst im Oktober wieder, kurz bevor Wien von den Kroaten eingeschlossen und beschossen wurde. In dieser Zeit hat er nicht mehr mitgewirkt. Darum bekennt er zum Schluß dieses Kapitels: „Als einen weitern Vorteil dieser Erlebnisse muß ich es bezeichnen, daß ich den reinen Gedanken des Jahres 1848 aufzufassen und zu bewahren in der Lage war. Worin er besteht, dieser reine Gedanke der Revolution von 1848? Das will ich jetzt und hier nicht erörtern. [Das ist zu bedauern, denn gerade darauf kommt es an.] Weit entfernt, über diesen reinen Gedanken hinausgereift zu sein, sind wir noch lange nicht wieder reif für denselben. Mag der heutige Liberalismus in Österreich, welcher Elemente in sich aufgenommen hat, die wir im flotten Jugendzeitalter der österreichischen Freiheit bekämpften, [welche Elemente?], geringschätzend auf die angebliche Unklarheit der Tendenzen von 1848 zurückblicken, einen entscheidenden Vorteil hatten jene Bestrebungen: sie lagen in der Strömung der wahrhaft großen, ewigen und allgemeinen Ideen. In Kämpfen dieser Art siegt die Sache, auch wenn die Kämpfer unterliegen, wie wir ja auch wirklich die Errungenschaften von 1848 trotz aller »Reaktion« heute genießen. Dagegen ist nichts verhängnisvoller, peinlicher und aufreibender, als in politisch-nationalen Dingen sich außerhalb der wirklichen, mit Naturgewalten sich bahnbrechenden Zeitideen stellen und stromaufwärts mit den Wellen kämpfen zu müssen.“ Wir teilen dieses Bekenntnis rein historisch und wörtlich mit, weil es zum Charakterbilde Hamerlings gehört. Er ist bekanntlich in Österreich immer einer der poetischen Wortführer der deutsch-nationalen Bewegung gewesen; aber für des Dichters Beruf erklärt er öfters die Pflicht, über den Parteien zu stehen, mitten im Kampfe das Ideal der Sittlichkeit festzuhalten, damit nicht alle sittlichen, ewigen Grundsätze aus Parteirücksichten niedergetreten werden. Darum verwahrt er sich auch dagegen, im „Homunkulus“ die Juden vom einseitig antisemitischen Standpunkte angegriffen zu haben, und lehnt die Huldigungen der Antisemiten ab.

Nachdem sich der politische Sturm gelegt hatte, begannen sich wieder die Hörsäle zu füllen, und auch Hamerling nahm seine Studien wieder auf. In der Revolutionszeit war er zum erstenmale als Dichter und Schriftsteller (politischer Art) öffentlich hervorgetreten, jetzt kehrte er wieder zu seinen alten Griechen zurück, die er am liebsten studirte. Um sich ein Einkommen zu verschaffen, bemühte er sich um die Aufnahme in das philologische und in das historische Seminar, das erstere wurde damals gerade von dem berühmten Philologen und Schulmann Bonitz geleitet; mit der Würde eines Seminaristen war ein Stipendium verbunden, worauf es dem armen Musensohn sehr ankam. Hübsch erzählt Hamerling die Umstände seiner Aufnahme. Von all diesen Schulanekdoten ist aber die lustigste die, daß er es bei allen Prüfungen nie in der deutschen Schulgrammatik den gestrengen Herren recht machen konnte;

er schiebt die Schuld auf die scholastischen Formeln derselben, die auch jetzt noch nicht ganz überwunden sind. Aber er vergißt es Bonitz und Grysar nicht, daß sie ihn auf die schlichte Größe der altklassischen Schriftsteller aufmerksam gemacht haben; für Herodot schwärmte er um dieselbe Zeit, wo er Sinn für das deutsche Volkslied gewann.

Durch Zufall geriet Hamerling in die pädagogische Laufbahn. Am Theresianum (der adlichen Schule in Wien) war die Stelle eines „Präfekten" frei, Bonitz schlug ihn dafür vor, der arme Hamerling nahm dankbar an. Dann kam er als „Supplent" ans akademische Gymnasium in Wien, dann 1853 nach Graz, dann im April 1855 — wieder rein zufällig — ans Gymnasium in Triest. Mit einiger Absicht betont Hamerling das Zufällige an diesen Verschiebungen. Den Zufall aber, der ihn nach Triest führte, preist er besonders, denn der zehnjährige Aufenthalt unter den Italienern im Süden und in der Nähe des ihm vertraut gewordnen Venedigs wurden für seine geistige Arbeit sehr einflußreich. Er machte sich tief vertraut mit der italienischen Litteratur, und umgekehrt haben die Italiener fast alle seine Werke in ihre Sprache übersetzt. Gleichzeitig mit seinem Lehrarmt versah Hamerling in Triest auch die Stelle eines Theater- und Kunstreferenten an der deutschen Triester Zeitung. Das Theater in Triest blühte zu jener Zeit, obgleich nur Wandertruppen dort spielten: Ernesto Rossi, Tomaso Salvini hat Hamerling in ihrer besten Zeit gesehen, und die Fülle der Erscheinungen in der an schönen Frauen und verschiednen Menschentypen reichen Hafenstadt war für den nach Eindrücken und Erfahrungen begierigen Dichter von großem Werte. Immer wanderte er aufmerksam beobachtend umher; scherzhaft nannte ihn der Herausgeber des Blattes den Osservatore Triesto. Anderseits betont aber Hamerling, daß seine Dichtung fast ausschließlich aus seinem innern Leben stamme, daß er nur sehr bedingt äußere Erfahrungen poetisch verwertet habe. Nur in sehr bescheidnem Maße also wären Beziehungen seiner Poesie zu der Welt, in der er lebte, festzustellen, die „Motivenjagd" wäre bei seinen Dichtungen unergiebig. Wir glauben das vollständig; aber es ist ein Beweis mehr dafür, auf welch unnaivem Boden seine Kunst erwachsen ist.

Nach einer im ganzen gesunden Jugend begann Hamerling früh zu kränkeln und war häufig gezwungen, Urlaub vom Schuldirektor zu erbitten. Als er nun nach und nach mit seinen Dichtungen Erfolge errang, den größten mit seinem 1864 erschienenen Epos „Ahasver in Rom," das ihm von einer kunstsinnigen reichen Wienerin (Frau Miller von Milborn) ein Geschenk von sechstausend Gulden einbrachte, zog er sich ganz vom Lehramte zurück, um ausschließlich den Musen leben zu können. Ein gnädiger Erlaß seines Kaisers erhöhte ihm die Pension auf sechshundert Gulden, sodaß es dem Dichter bei seinen bescheidnen Junggesellenansprüchen möglich wurde, in einem eignen Häuschen in Graz sorgenfrei zu leben. An Graz knüpften ihn freundschaftliche

Beziehungen zu Männern und Frauen der akademischen und höhern bürgerlichen Kreise, auch die Schönheit der Stadt fesselte ihn. Am engsten wurden die Bande der Freundschaft mit Rosegger geknüpft, den Hamerling 1868 sogar selbst in die Litteratur eingeführt und stets sehr ehren- und liebevoll beurteilt hat.

Seit mehr als zwei Jahrzehnten lebt Hamerling in Graz: den „Ahasver" hat er auf einem Urlaub in Venedig geschrieben, aber schon den „König von Sion" und seither alle Werke in der freundlichen Hauptstadt der grünen Steiermark. Seit dem Jahre 1880 hat die Kränklichkeit des Dichters an Heftigkeit zugenommen, sodaß er, wie Otto Ludwig, Mosen, Heine, seit Jahren dazu verurteilt ist, ununterbrochen das Bett zu hüten. Ausführlich giebt Hamerling Auskunft über seine Krankheit. Ein neuer Hiob, klagt er über die Entbehrungen eines Menschen, der ans Bett gefesselt sei, während er in frühern Jahren keinen Tag ohne größere Spaziergänge habe vergehen lassen. Rührend und peinlich zugleich sind diese Schlußteile seiner Lebensbeschreibung.

Die Selbstcharakteristik Hamerlings ist mit dieser flüchtigen Inhaltsangabe bei weitem nicht erschöpft. Aber wer könnte auch ein Buch, das ein langes, thätiges und erfahrungsreiches Dasein gedankenvoll behandelt, ausschöpfen?

Wien Moritz Necker

Eine ägyptische Kunstgeschichte

Eines der besten Bücher des Auslandes liegt seit kurzem auch in einer deutschen Bearbeitung vor: Die Ägyptische Kunstgeschichte von G. Maspero, bearbeitet von G. Steindorff. (Mit 316 Abbildungen im Texte. Leipzig, W. Engelmann, 1889.) Mit Recht sagt der deutsche Bearbeiter: „Wir besitzen in Deutschland kein ähnliches Buch, das sich so eingehend und dabei so knapp und allgemein verständlich mit den Fragen der ägyptischen Baukunst, Skulptur und namentlich des Kunstgewerbes beschäftigte." Den Vorzug, den Steindorff mit dem Worte allgemeinverständlich andeutet, möchten wir sogar noch mehr betonen: das Buch ist, obwohl es ein Fachwerk ist, auch dem gebildeten Laien durchaus verständlich und vermittelt ihm leicht und angenehm eine genaue Kenntnis jener wunderbaren Kultur, für deren Bedeutung als Grundlage aller

spätern der große Künstler einen so wahren Ausdruck fand, der die Roma trionfante auf die Gestalten des Nil und des Tiber, als Sinnbilder der ägyptischen und der römischen Kultur, stützte. Allgemein verständlich zu sein bei Vollständigkeit und Gediegenheit ist das größte Lob, das einem Buche zu teil werden kann, und es ist erfreulich, daß auch die uns vorliegende deutsche Bearbeitung des Werkes es verstanden hat, den gelehrten und oft spröden Stoff in einer schönen und anregenden Darstellung vorzutragen, die, himmelweit verschieden von dem gewöhnlichen Gelehrtenjargon, alle nicht als Kunstausdrücke berechtigten Fremdwörter vermeidet und in ihrer einfachen Ausdrucksweise selbst in schwierigen Dingen klar und verständlich bleibt.

Masperos Werk: Archéologie égyptienne, was Steindorff mit Glück in „Ägyptische Kunstgeschichte" übertragen hat, besitzt nicht nur den Vorzug der Kürze bei reichstem Inhalt, sondern auch den, „daß sein Verfasser als langjähriger Direktor des Museums von Bulak und als Leiter der ägyptischen Ausgrabungen eine Reihe von Erfahrungen auf dem Felde der praktischen Archäologie gesammelt und hier niedergelegt hat, die neben ihm kein andrer Ägyptologe besitzt und besitzen kann." Steindorff hat an dem Texte des französischen Originals nichts geändert und seinen gelegentlichen Gegenmeinungen nur in Anmerkungen am Schlusse des Buches Ausdruck gegeben. Für die Umschreibung der ägyptischen Eigennamen war ihm die Lesbarkeit der Form mit Recht maßgebend. Die Bereicherung der deutschen Ausgabe um 16 Abbildungen von noch unveröffentlichen Gegenständen im Berliner ägyptischen Museum und um den dadurch erforderten (durch Klammern ausgezeichneten) Text ist umso dankenswerter, als Maspero die reichen Berliner Sammlungen fast unberücksichtigt gelassen hat. Auch das Namen- und Sachregister ist eine willkommne Zugabe. Die sehr zahlreichen Abbildungen sind trotz des verhältnismäßig kleinen Maßstabes vollkommen deutlich. Zu tadeln ist nur die oft mikroskopische Kleinheit der Buchstaben und Zahlen in manchen architektonischen Zeichnungen, die Folge verkleinernder Phototypie.

Das erste Kapitel behandelt den Privat- und Festungsbau. Steindorff nennt es das schwächste des Werkes, und allerdings fordert darin manches zum Widerspruch heraus. Wir wollen auf den ersten und den dritten Abschnitt, „Die Häuser" und „Öffentliche Bauten," nicht näher eingehen, da Steindorffs Anmerkungen die Haupteinwendungen bereits vorbringen, können aber einige Zweifel, die den zweiten Abschnitt „Festungsbau" angehen, nicht unterdrücken. Sollte z. B. die nicht ganz klare Darstellung S. 17—21 der Stadt Abydos zwei vorgeschobene selbständige Forts zuweisen, so müßten wir diese Übertragung von Ideen der modernen Kriegsbaukunst auf Festungen jener Zeit aus militärwissenschaftlichen Gründen als verfehlt bezeichnen. Da nun aber von dem einen dieser Forts, das „gleichsam der Kern eines Hügels" ist und für ein Fort sehr schwache Mauern hat, bemerkt wird: „schon seit der fünften

Dynastie nahmen die edeln Familien von Abydos die Umfassung in Besitz und legten in ihr Begräbnisstätten an, sodaß ihr jede strategische Bedeutung genommen wurde," so scheint es uns viel glaublicher, daß dieses Forts nie etwas andres als eine nach babylonisch-assyrischer Art (Hügel- oder Terrassenbau) angelegte Begräbnisstätte gewesen sei. Wahrscheinlich war auch das andre Fort (S. 20, Fig. 23 und 24) ein Friedhof oder irgend eine Kultusstätte, denn seine Umfassung weist eine Doppelmaueranlage auf, die in ägyptischen Tempelbauten (z. B. in Edfu, vgl. Fig. 79 und 80) und auch an andern Kultusstätten vorkommt,*) während weder Grundriß (Fig. 23) noch Aufriß (Fig. 24) des vermeinten Forts mit der in Figur 25 gegebenen (den Denkmälern entnommenen) schematischen Ansicht einer ägyptischen Festung im Einklang stehen. Diese Doppelmaueranlage, die einen ringsum laufenden, drei Meter breiten Korridor bildet und auf allen vier Seiten enge, aber verschiedenartige Pforten, sowie im Innern schmale Stiegen enthält, halten wir nicht für eine Befestigung und nicht dafür „aufs beste ausgedacht" (S. 19). Auch die „Festungsthore" (S. 22) erscheinen uns sehr fragwürdig. In der äußern Korridormauer mit „Schießscharten" (S. 21) spukt offenbar die krenelirte Mauer des gedeckten Rondenganges der modernen Befestigung. Über den vermeintlichen Zweck der untern Mauerböschungen, „die von oben herabgeschleuderten Geschosse mit Wucht auf den Angreifer abprallen zu lassen" (S. 29), sei kein Wort zu verlieren. Übrigens ist von alledem bei dem in Figur 29 abgebildeten El Kab, einer wirklichen Festung (des alten Reichs?), die deutlich die Züge der babylonisch-assyrischen Festungen und, wie noch bemerkt sein mag, des römischen castrum trägt, nichts vorhanden. Ob die in Figur 30 abgebildete „Festung in hügeliger Lage" von einem fast „bastionirten Tracé" eine altägyptische sei, erscheint zweifelhaft. Man sollte eher glauben, diese Umwallung sei erst im Mittelalter oder noch später, etwa von Arabern oder Türken, aufgeführt worden, mag auch der Ort selbst aus älterer Zeit stammen. Wie wenig übrigens das Äußere beweist, zeigt der Grabtempel Ramses des Dritten, der Seite 28 bis 30 beschriebene und abgebildete Pavillon von Medinet-Habu in der Totenstadt von Theben, dem eine Laune das Aussehen eines Festungsbaues gegeben hat. Die Grabstätte ist hier inschriftlich beurkundet. Aber auch anderwärts, wo solche Beurkundung fehlt, dürften manche Bauten, die nach ihrem Äußern für Festungen gelten, nur Totenburgen gewesen sein. Im allgemeinen bleibt noch zu bedauern, daß der ägyptische Privat- und Festungsbau nicht mit dem ihm so nahe verwandten babylonisch-assyrischen verglichen worden ist. Wer diesen Vergleich, etwa an der Hand von Rawlinsons Ancient Monarchies I. oder Fritz Hommels

*) Z. B. im Hissarlik- und Hanai-Tepeh, Hügeln in der Troas, deren „Kern" nach babylonisch-assyrischer Art eine Nekropole ist. Vgl. La Troie de Schliemann. Sonderabdruck aus Le Muséon, Revue Internationale; (Louvain) 1889.

Geschichte Babyloniens und Assyriens, beide reich illustrirt, unternimmt, wird dafür durch manche Erweiterung seines Gesichtskreises belohnt.

Das zweite Kapitel „Religiöse Baukunst" und das dritte „Die Gräber" sind Meisterwerke einer bei aller Knappheit den Stoff erschöpfenden und lichtvollen Darstellung, die stets bemüht bleibt, Eigentümlichkeiten in Einrichtung und Ausschmückung dieser Bauwerke aus den religiösen Vorstellungen zu erklären. Nur schade, daß selbst Maspero nicht einsieht, eine Bauart wie diese setze den Gebrauch von Maschinen und von vorzüglichen Werkzeugen voraus. S. 137 knüpft er an die Mitteilung, daß im Mauerwerk der Pyramiden Überreste von eisernen Werkzeugen gefunden worden sind, die Bemerkung: „Wenn es nun sicher ist, daß die Ägypter das Eisen gekannt und angewendet haben, so ist es ebenso sicher, daß sie keinen Stahl besessen haben." Warum das letztere sicher sein soll, erfahren wir nicht. S. 44 betont er die Unvollkommenheit der mechanischen Hilfsmittel, über die die Ägypter beim Bau verfügten. Die „schiefe Ebene (Rampe), die sich in dem Maße verlängerte, als das Denkmal stieg" (wie weit dann bei den Pyramiden?), und bei senkrechten Wänden „ein großer Hebebaum, der auf der Mauerkrone aufgepflanzt war," das sollen die Mittel zur Bewegung und Hebung gewaltiger Lasten auf Bauwerke von der Höhe des Kölner Doms gewesen sein. Menschen, die Bauten errichtet haben, denen die genauesten architektonischen Berechnungen vorausgegangen sein müssen, sollten ihre mathematischen Kenntnisse nicht auch auf den Bau so einfacher, fast nur auf die Gesetze der schiefen Ebene und des Hebels gegründeter Maschinen verwendet haben, wie solche im Altertum und allezeit später im Gebrauch gewesen sind? Darin läge ein innerer Widerspruch. Freilich, die heutige Richtung in der Wissenschaft, die auf „Spekulation" (deutsch auf Nachdenken!) verzichtet, wird an die Maschinen der alten Ägypter erst glauben, wenn ihr ein durch kaum denkbaren Zufall erhaltenes Exemplar vor Augen kommen sollte. Über einen in letzter Zeit mehrfach erörterten Punkt, die Beleuchtung der ägyptischen Tempel, erfahren wir auch von Maspero nichts. Bekanntlich sind diese Tempel großenteils dunkel. Schon das Sanktuarium ist in Dämmerung gehüllt, und dahinter in den letzten Sälen herrscht völlige Nacht. Die auch dort alle Wände bedeckenden Inschriften und Malereien sind (letztere auch in der lebhaften Farbengebung) auf künstliche Beleuchtung der Räume berechnet, und doch hat sich bisher nirgends eine von den Spuren gefunden, welche Fackel- und Lampenbeleuchtung zurückzulassen pflegt.

Das vierte Kapitel ist der Malerei und Skuptur gewidmet und gleichfalls von hohem Werte. Es giebt eine ebenso vollständige wie klare Übersicht. Mit besondrer Liebe ist in Wort und Bild alles zusammengestellt, was auch den Widerstrebendsten zu überzeugen geeignet ist, daß es neben der früher allein bekannten Tempelkunst auch eine realistisch geartete bürgerliche, profane gegeben hat.

Das fünfte Kapitel „Das Kunstgewerbe" giebt eine in dieser Übersichtlichkeit und Vollständigkeit einzig dastehende Darstellung der ägyptischen Kleinkünste. Wie in dem vorigen, giebt Maspero auch in diesem aus seiner reichen Erfahrung heraus dankenswerte Aufschlüsse über Methode und Technik sowie über mancherlei Praktiken der Künstler und Handwerker. Man braucht seine Auffassung nicht immer zu teilen und wird dennoch reiche Belehrung und Anregung aus seiner Darstellung schöpfen. Höchst merkwürdig ist der fabelhafte Goldreichtum des ägyptischen Kunstgewerbes. Es ist, als habe in ältester Zeit (der goldnen!) das Gold nur den Wert gehabt, daß es glänzt und nicht rostet, womit die Thatsache stimmt, daß es nicht gemünzt wurde, wie denn überhaupt, soweit bekannt, die Ägypter weder Geld noch Medaillen prägten. Die Verwendung des Goldes war großartig, sogar die Mauersockel der Tempel und ganze Obelisken waren mit Goldplatten überzogen, Götterstatuen bis zu drei Ellen Höhe in einem Stück aus Gold gegossen, und Tempel- und Hausgeräte in kunstvoller, formenschöner Arbeit aus Gold getrieben. Wem fiele hier nicht der Vergleich mit dem Lande der Inkas ein! Auch das Schicksal dieses Reichtums war dasselbe. Die Scheidung von Tempel- und Hausgerät ist vielleicht nicht scharf genug, vor allem vermissen wir auch hier Vergleichung mit dem ausländischen Kunstgewerbe, wozu kurze Hinweise genügt hätten. Es giebt nicht nur im babylonisch-assyrischen, sondern auch im etruskischen Kunstgewerbe sowie unter den Funden von Mykenä, Tiryns und Hissarlik sehr wichtige Seitenstücke zu ägyptischen Formen, Ornamenten und Sinnbildern, sowie zur ägyptischen Technik.

Maspero beklagt am Schlusse dieses Kapitels die Lücken seiner Darstellung, die aus der Beschränkung naturgemäß hätten hervorgehen müssen, und wünscht ein methodisches Studium der unendlich mannichfaltigen kleinen Denkmäler des ägyptischen Kunstgewerbes, das dem, der sich dieser Arbeit unterziehen werde, noch manche Überraschung verheiße. Mag dem so sein, wir schulden dem Verfasser lebhaften Dank schon für das, was er uns geboten hat. Das Buch ist eine wertvolle Bereicherung der Litteratur über ägyptische Kunst.

München — Ernst Boetticher

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unsre hervorragendsten Männer. „Unverkennbar breitet sich der lebhafte Wunsch, mit den Ansichten der hervorragendsten Männer des Tages über die zahlreichen Lebensfragen vertraut zu werden, über viel weitere Kreise aus, als von den jetzigen Sixshilling- und Halfcrown-Reviews erreicht werden." Mit diesen Worten leitet die bekannte Longmansche Buchhandlung in London die Ankündigung einer neuen Monatsschrift The New Review ein, die in Heften zu sechs Pence Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur kritisch behandeln, auch ernste und heitre Dichtungen bringen, und für deren Wert das Mitarbeiterverzeichnis hinlängliche Bürgschaft leisten soll. Dies Verzeichnis ist lang genug, und, was die englischen Autoren betrifft, auch genügend bunt. Beim Lesen der ausländischen Namen aber kann man sich des Verdachtes kaum erwehren, daß die Herren Longmans, Green & Co. das Opfer eines schlechten Spaßmachers geworden seien. So erscheinen unter den Franzosen neben Taine, Léon Say, dem Herzog von Broglie, Alphonse Daudet die Redakteure der Justice und der République française Camille Pelletan und Joseph Reinach. Ungarn ist durch Herrn Bamberger-Vambéry vertreten, und Deutschland durch Dr. Barth, Redakteur der „Nation," Paul Lindau, Dr. Alexander Meyer, den Novellisten Baron Roberts und „Herrn Schrader." Wie Rudolf Gneist und Ernst von Wildenbruch unter diese Propheten kommen, ist rätselhaft. Auch dürften sie sich da schwerlich an ihrem Platze fühlen, sodaß zu hoffen ist, daß die früher genannten „hervorragendsten deutschen Männer des Tages" bei dem Geschäfte, weitern Kreisen in England gediegne Belehrung über deutsche Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur zuzuführen, ganz unter sich bleiben werden.

Gustav Freytag und die Fremdwörter. Schon längst haben wir unsre Leser aufmerksam machen wollen auf eine Zeitschrift, die seit etwa zwei Jahren erscheint, in der kurzen Zeit ihres Bestehens in aller Stille schon viel Freude und Segen gestiftet hat, aber wohl immer noch nicht die Verbreitung hat, die sie haben sollte: wir meinen die Zeitschrift für den deutschen Unterricht, die Otto Lyon unter Mitwirkung von Prof. Rudolf Hildebrand herausgiebt (Leipzig, B. G. Teubner, 1887 fg.). Die Lehrerschaften unsrer höhern Lehranstalten zwar brauchen wir wohl nicht mehr auf sie hinzuweisen. Oder sollte es wirklich noch in Deutschland irgendwo ein Gymnasium, eine Realschule oder auch nur eine bessere Volksschule geben, wo die Zeitschrift nicht gehalten und jedes neu erscheinende Heft mit Ungeduld erwartet würde? Dann mögen sie sich gesagt sein lassen, daß sie sich damit viel, viel Anregung und — seien wir nur ehrlich — auch Belehrung, notwendige Belehrung entgehen lassen. Es ist in den bisherigen Heften nicht alles gleichwertig gewesen — in welcher Zeitschrift wäre das der Fall? Es sind gelegentlich Dispositionen zu deutschen Aufsätzen mitgeteilt worden, die beinahe als Beispiele hätten dienen können für Aufgaben, wie sie nicht gestellt werden dürfen. Es wird auch gelegentlich einmal für Martin Greif Reklame gemacht — wo würde nicht für den Reklame gemacht? Im ganzen aber wird die Zeitschrift mit so viel

Takt und gutem Geschmack geleitet, sie ist innerhalb ihres Gebietes so reichhaltig und vielseitig und hat sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens so frisch und kräftig entwickelt, daß es uns wirklich eine Lust gewesen ist, ihre Wirksamkeit zu verfolgen, und wir haben sie aufmerksam verfolgt. Ein Glück für die Zeitschrift, daß Rudolf Hildebrand sie in seinen Schutz genommen hat, einer unsrer besten Meister in der germanistischen Wissenschaft, lange Jahre der Hauptmitarbeiter am Grimmschen Wörterbuch und zugleich ein ehemaliger Schulmann, der mit seinem ganzen Herzen an der Schule und ihren großen Aufgaben hängt, obwohl er der Schule selbst längst den Rücken gekehrt hat. Und nicht daß er unthätig die Zeitschrift mit seinem Namen schmücken ließe, nein, er ist zugleich einer ihrer fleißigsten Mitarbeiter, fast jedes Heft bringt einen Beitrag von ihm, und diese Beiträge sind nicht trockne, schwergelehrte Aufsätze, sondern Plaudereien voll Geist, Herz und jugendlicher Laune; so mancher erscheint wie ein Erguß über einen lange zurückgehaltenen Lieblingsstoff aus jüngern Jahren und ist es wohl auch. Das Grimmsche Wörterbuch wird — mit diesem Gedanken muß man sich wohl vertraut machen — von Hildebrand nicht mehr viel Förderung zu erwarten haben; aber wenn die Muße, die er dadurch für seine höhern Lebensjahre gewinnt, der Schule so zu gute kommt, so kann man sich ja darüber trösten. Der Schule also, das wollten wir sagen, brauchen wir die Zeitschrift für den deutschen Unterricht nicht mehr zu empfehlen, wohl aber möchten wir sie den weitern Kreisen der Gebildeten, dem gebildeten deutschen Hause ans Herz legen. Wer bedürfte heutzutage nicht des „deutschen Unterrichts" — in dieser Zeit einer immer mehr und immer rascher um sich greifenden Sprachverwilderung, die von der Tagespresse ausgeht und von der Tagespresse eindringt ins Haus, in die Schule, in die schöne Litteratur, in die fachwissenschaftliche Litteratur, überallhin, unaufhaltsam, täglich neue Verstöße, neue Geschmacklosigkeiten gebärend!

Das neueste Heft der Zeitschrift enthält an seiner Spitze einen etwas erweiterten Wiederabdruck der Entgegnung, die Hildebrand auf die Berliner Erklärung zuerst in den Grenzboten veröffentlicht hat. An zweiter Stelle aber folgt ein Aufsatz unter der Überschrift: Gustav Freytag und die Fremdwörter. Der ungenannte Verfasser dieses Aufsatzes hat sich der Mühe unterzogen, in der neuen Gesamtausgabe der Werke Gustav Freytags die Lebensbeschreibung Karl Mathys Wort für Wort mit ihrer frühern Fassung zu vergleichen, und hat dabei gefunden, daß Freytag nicht weniger als fünftehalbhundert (!) Fremdwörter und mit Fremdwörtern gebildete Redensarten aus eignem, freiem Antrieb durch deutsche Wörter und rein deutsche Wendungen ersetzt hat! Sämtliche Fälle sind wohlgeordnet vorgeführt, und man kann sagen: das ist das beste, feinste, gediegenste von Fremdwörterverdeutschung, was in der ganzen Zeit des Fremdwörterkampfes bis jetzt hervorgetreten ist. Man kann sich wohl denken: wenn ein Meister der Sprache wie Freytag, der die Sprache handhabt wie ein Musiker sein geliebtes Instrument, darangeht, sie von fremden Bestandteilen zu säubern, so wird man viel daran lernen können. Und so ist es in der That. Freytag hat selbstverständlich nicht plump Wort für Wort gesetzt, er hat für ein einziges Fremdwort je nach dem Zusammenhange den mannigfachsten Ersatz (für Generationen z. B.: Geschlechter, Geschlechtsfolgen, Bevölkerung; für charakteristisch: bezeichnend, ausmalend, bemerkenswert, treffend; für Interesse: Vorteil, Nutzen, Reiz, Gedeihen, Wißbegierde, eigennütziges Bestreben, Teilnahme, lebhafte Teilnahme; für Autorität: amtlicher Einfluß, maßgebendes Vorbild, Machtbefugnis, Ansehen), zugleich der schlagendste Beweis für die Hohlheit, die Farblosigkeit mancher Fremdwörter gegenüber der Fülle und Mannigfaltigkeit des Deutschen, er giebt oft das einzelne Wort, um es vermeiden zu können, durch eine längere Wendung wieder,

und er übersetzt mit erstaunlichem Geschick selbst Fremdwörter, die auch die hitzigsten Anhänger des Sprachvereins bisher haben durchschlüpfen lassen, weil sie vorläufig nichts recht befriedigendes an ihre Stelle zu setzen gewußt haben. Es kann ja auch nicht anders sein: wer einmal ernstlich darauf aus ist, ein reines Deutsch zu schreiben, wessen Empfindung einmal geweckt, aufgestachelt ist für die Sache, der wird unwillkürlich weiter und weiter getrieben, jedes einzelne Fremdwort geht ihm schließlich gegen Gefühl und Gewissen, es erscheint ihm wie ein lächerlicher roter oder blauer Lappen auf einem schlichten schwarzen Gewande. Begreiflicherweise sind es in Mathys Lebensbeschreibung namentlich zahlreiche Fremdwörter aus der Zeitungssprache, die beseitigt worden sind. Diese Liste sollte — nach dem ABC geordnet — als Flugblatt gedruckt und in Hunderttausenden von Abdrücken im Volke verbreitet werden, sie sollte unter Glas und Rahmen über dem Schreibtisch jeder Zeitungsredaktion hängen, und jede freie Minute, die dem Redakteur Schere und Gummitopf lassen, sollte er sich mit dieser Liste beschäftigen!

Nun aber der Spaß von der Sache: derselbe Gustav Freytag, der sich durch die unerbittliche, gründliche und feinsinnige Verdeutschungsarbeit, die er an seinen Schriften in der Gesamtausgabe vorgenommen hat, ein Anrecht auf die Ehrenmitgliedschaft des Sprachvereins erworben hat, steht — unter den Unterzeichnern der Berliner Erklärung! Nun sieht man erst, wie dieses Machwerk zu stande gekommen ist. Daß Gustav Freytag der Drängelei der Anstifter sich nicht hat entziehen können, das soll und wird ihm um der großen That willen, die er durch die gereinigte Gesamtausgabe seiner Schriften vollbracht hat, schnell genug vergessen werden. Die Anstifter selber aber, deren Namen ja nun glücklich bekannt sind, die wollen wir uns noch lange, recht lange merken. Sie laufen uns schon wieder mal über den Weg!

Geographie und Sprachreinigung. Seit einiger Zeit wird in Zeitschriften, die die Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins vertreten, die Frage, wie wir uns den fremden Ortsnamen u. s. w. gegenüber zu verhalten haben, erörtert und dabei unsers Bedenkens vielfach über das Ziel hinausgeschossen. Einverstanden kann man sich erklären mit dem Verlangen, daß indische und andre orientalische Namen nicht in der englischen, sondern in deutscher Schreibung gegeben werden sollen, also Maisur statt Mysore, Fu Tschau statt Foo Chow, Chorsabad statt Khorsabad. Ebenso verwerflich erscheint es, daß manche etwas darin suchen, alte deutsche Bezeichnungen, wie Mecheln, Löwen, Lüttich, Brügge, durch die französischen Malines, Louvain, Liège, Bruges zu verdrängen, der Rhone zu sagen u. dgl. m.; und bezeichnend genug ist es, daß es wohl kaum einem Menschen einfällt, Venezia, Napoli, Milano statt Venedig, Neapel, Mailand einführen zu wollen. Nun wird aber angeblich unser Sprachgefühl auch dadurch abgestumpft, daß man anfängt, richtig zu betonen Arál, Panamá, Kamerún. Uns dünkt, wenn es durch sonst nichts gefährdet würde, könnten wir zufrieden sein! Betonen wir nicht auch in Klausthal, Gastein, Stralsund, Aussee, Schönau, Itzehoe die letzte Sylbe, obwohl unser Sprachgefühl es anders verlangen würde? Und soll einer, der es besser weiß, es z. B. auf Reisen gelernt hat, sich zu Hause zwingen, Beirut u. s. w. zu sprechen? Jemand fordert sogar, es solle Mons „Bergen in Belgien,“ Bormio „Worms in den Alpen,“ Röskilde „Rothschild in Dänemark“ genannt werden, während doch diese „alten germanischen Bezeichnungen“ gänzlich außer Übung gekommen, niemand mehr verständlich sind. Das kommt so ziemlich auf die Schrulle Bartholds hinaus, der für Armagnaken „arme Gecken“ schrieb.

weil die Deutschen einst diesen Spottnamen gebraucht hatten. Vollends unberechtigt ist der Vorwurf, daß die Reichspostverwaltung die Benennungen, die in den fremden Ländern amtlich angenommen sind, oder die Schreibungen, die im Verkehre herrschen, beibehält. Wer einen Brief nach Bergen in Belgien oder nach Lakhnau überschriebe, würde sich der Gefahr aussetzen, ihn als unbestellbar zurückzubekommen. Denn wir dürfen von belgischen und britischen Postbeamten nicht mehr erwarten, als von deutschen, die, wie der Einsender wiederholt erfahren hat, Briefe, die nach einem wenig bekannten Orte bestimmt sind, nach einem bekannteren gleichnamigen leiten, wenn auch Land und Provinz genau angegeben waren. Überhaupt sind in dieser Angelegenheit nicht die Anforderungen des Lebens und des Verkehrs außer Acht zu lassen. Daß die Engländer, die darauf versessen sind, mit ihrer Muttersprache überall durchzukommen, Livorno beharrlich Leghorn nennen u. dgl., diese Bequemlichkeit baar bezahlen müssen, ist ebenso bekannt, wie daß das heutige Übergewicht des deutschen Handels zum Teil in der Bereitwilligkeit der Deutschen, fremde Sprachen zu erlernen, seinen Grund hat. Die hier besprochenen Sätze einiger Sprachreiniger würden aber zur Folge haben, daß wir auch Bordeaux, Leeds, Brighton u. s. w. nach deutscher Weise aussprechen und es schließlich unser unwürdig finden müßten, in andrer als unsrer Muttersprache zu reden und zu schreiben. Die Ausländerei ist auf ganz andern Gebieten und in ganz andrer Art zu bekämpfen, als durch das Erschweren internationaler Verständigung, und Ausschreitungen solcher Art bieten den Gegnern des Sprachvereins willkommene Waffen.

Staub. Das „Schweizerische Gewerbeblatt" teilt nach den „Baseler Nachrichten" eine sehr beachtenswerte Mahnung eines Arztes in Montreux, Dr. Günther, mit. Welche verhängnisvolle Wirkung der Staub auf die Gesundheit der Atmungswerkzeuge ausübt, ist allbekannt, und schon deshalb war es eine unglückliche Mode, den Bart zu rasiren und damit einen natürlichen Schutz des Mundes dem Manne zu entziehen. Der genannte Arzt weist nun nachdrücklich darauf hin, daß die jetzt übliche Ausstattung der Zimmer mit Teppichen, Polstermöbeln, Stickereien und Häkelarbeiten der Staubansammlung gefährlichsten Vorschub leiste. In Wohnhäusern ist die Gefahr weniger groß, da die Hausfrau auf häufige Reinigung hält. Aber der Verfasser hat vornehmlich die Gasthäuser im Auge, deren Teppiche oft ungestört auf ihrem Platze bleiben, so lange die „Saison" dauert; und er macht darauf aufmerksam, daß — wie er wohl an seinem Kurorte beobachtet haben wird — Kranke aus Bequemlichkeit den Hustenauswurf einfach auf den Boden gelangen lassen, der alles aufnimmt, alle Spuren bald unsichtbar werden läßt, von dem aus aber das Tuberkulosengift getrocknet und als Staub die Mit- und Nachbewohner des Zimmers bedroht. Diese Warnung verdient gewiß allgemein beherzigt zu werden. Vor allem wird es Sache der Leiter von Kuranstalten und der Ärzte überhaupt sein, ihren Einfluß geltend zu machen. In Holland kann man sich darauf verlassen, daß in einem guten Hotel die Zimmer jeden Tag gründlich gereinigt werden; in Frankreich besteht die sehr nachahmenswerte Sitte, die Bettstellen auf hölzerne, durch Gelenke mit Fortsetzungen verbundene Schienen zu setzen, die den Dienstboten ermöglichen, beim Bettmachen das Möbel von der Wand abzurücken und den Staub aus einem der bedenklichsten Schlupfwinkel aufzustören. Aber gerade an Orten, die von Brustleidenden aufgesucht werden, pflegt es in dieser Beziehung mangelhaft bestellt zu sein.

Digitized by Google

Litteratur

Katholische oder evangelische Sittlichkeit? Ein Vortrag vom Domprediger Wilhelmi. Güstrow, Opitz. 1888

Wer dieses jetzt vielfach behandelte Thema auffaßt, will natürlich nicht bestreiten, daß in Wirklichkeit die Glieder der beiden Kirchen in sittlicher Beziehung eine große Übereinstimmung zeigen. Die Absicht ist eine andre. Man will, wie die Naturforscher es thun, die religiösen Eigentümlichkeiten der Bekenntnisse zergliedern, um zu zeigen, welche Tendenz in sittlicher Beziehung die religiösen Lehrstücke, isolirt gedacht, haben müssen. Die Gesamtwirkung erfordert dann wieder eine besondre Untersuchung, in der auch die Statistik ein Wort mitzusprechen hat.

Der Verfasser geht nach unverächtlichen Quellen, die er in einem Anhange näher bezeichnet, von der Idee der Nachfolge Jesu aus, wie sie von den beiden Bekenntnissen in verschiednem Sinne verstanden wird, als atomistisches Handeln oder als einheitliche Gesinnung. Im ersten Falle fordert die Sittlichkeit eine Regelung guter Handlungen, im zweiten Falle geht aus der Seligkeit der Gesinnung erst die Möglichkeit guten Wollens hervor; daher auch in katholischer Auffassung Unterwerfung unter die Lehrentscheidung des Papstes, zu glauben, was die Kirche glaubt, eine Tugend ist, die sich in besondern äußerlichen Handlungen (Fasten, Almosen, Mönchstum) ausbreitet. Auf der andern Seite wird die besondre Form verschmäht. In den alten Lebensformen, besonders im Familienleben, im Beruf, soll sich die Glaubenstreue als Kraft des Handelns bewähren, womit die bekannte Kasuistik, von der der Verfasser merkwürdige Proben aus katholischen Dogmatikern vorlegt, bis auf einen geringen Rest verschwindet, insbesondre die Unterscheidung des profanen Lebens von dem heiligmäßigen, die im Gehorsam gegen die Kirche ihr Gemeinsames haben. Hier eröffnet sich die größte Kluft in sittlicher Beziehung, die der Verfasser an jesuitischen Moralvorschriften anschaulich macht.

Die Stellung der höhern Schulen zu der Fremdwörterfrage. Von Dr. W. Maler. Stuttgart, Friedrich Fromman, 1888

Das dem vorstehenden Hefte beigefügte Verzeichnis von Schriften, die der Verfasser für seine Arbeit benutzt hat, umfaßt nicht weniger als 38 Nummern, von denen 26 allein den letzten Jahren angehören. Da wird wohl niemand erwarten, daß in den allgemeinen Erörterungen hier etwas wesentlich neues enthalten sei, und diesen Anspruch erhebt der Verfasser auch nicht. Er hat es aber verstanden, durch die Art und Weise, wie er das oft gesagte vorträgt und beleuchtet, ihm den Reiz der Neuheit zu geben. Wieviel auf dem besondern Gebiete, dessen Betrachtung sich der Verfasser zur eigentlichen Aufgabe gemacht hat, noch zu thun ist, dürfte die eine Thatsache beweisen, auf die Maler hinweist, daß sich in der Schulverwaltung, von den Schulnamen und Schularten an, im ganzen Unterrichtsbetrieb, in den einzelnen Fächern weit über 1600 Fremdwörter finden, die zum Teil fast täglich gebraucht werden und sich teilweise gewiß durch deutsche Ausdrücke ersetzen lassen. Wir wünschten, daß die Lehrer, die über „kleinliche Fremdwörterhetze"

Digitized by Google

32101 064095332

noch verächtlich die Nase rümpfen, sich einmal das Sündenregister völlig unnötiger Fremdwörter ansähen — Maler hat es aus weitverbreiteten Lehrbüchern zusammengestellt —, mit denen sich unsre Jungen herumschlagen müssen, ehe sie zur Hauptsache kommen; sie würden dann gewiß nicht, wie die Herren Bardt und Wendt, gerade der Schule, d. h. den Lehrern, das Recht und die Pflicht bestreiten, in den Kampf für die Muttersprache mit einzutreten. — Ein Versehen, wie das auf Seite 16, daß das Grimmsche Wörterbuch jetzt bis K fortgeführt sei, während doch auf Seite 34 erwähnt ist, daß ebendort 730 Zusammensetzungen des Wortes Land aufgeführt würden, hätte dem Verfasser nicht begegnen dürfen.

Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen von Ada Linden. Leipzig, C. F. Winter, 1888.

Die dritte Erzählung ist die hübscheste. Die „Hexe von Heideburg" führt in das zweite Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts, an die Schwelle des Reformationszeitalters, und berichtet von der merkwürdigen Selbstaufopferung eines heldenhaften Mädchens, zur Rettung des Mannes, den es liebt, obgleich er aus Standesrücksichten sie doch nicht heiratet. So überschwänglich unwahrscheinlich diese Geschichte ist, so verrät sie doch Talent. Die verschiednen Urteile über die heroische Gertrudis, die dem Wahn des Volkes zum Opfer fällt, aus einander zu halten, diesen Hexenglauben selbst im Werden zu veranschaulichen, war nicht leicht. Die Darstellung ist entweder zu breit oder zu kurz; der Stoff nämlich hätte die Romanform gefordert; die Verfasserin begnügt sich aber mit Referaten dort, wo sie die Handlungen bildhaft hätte vor Augen stellen sollen, und Referate sind immer langweilig. An dieser Unsicherheit verrät sich die ihrer selbst noch unbewußte weibliche Kunst. Die ersten zwei Erzählungen stehen nicht auf derselben Höhe. Phantastik und Geschichte sind dort zu sehr verwoben; nachgerade aber sollte die Erkenntnis festsitzen, daß nur erfundene Fabeln romanhafte Darstellung vertragen, während die Motivirung großer politischer Ereignisse mit erotischen Geschichten die Größe der Wirklichkeit zu fälschen pflegt. Dies gilt insbesondre für die zweite Erzählung, in der Stephan Fadinger, der oberösterreichische Bauernführer, den Mittelpunkt bildet.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 3. Vierteljahr ihres 48. Jahrganges. **Es ist durch alle Buchhandlungen und Postan**stalten des In- und Auslandes zu **beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir** bitten um schleunige Erneuerung **des Abonnements.**

Leipzig, im Juni 1889

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google